PRÄHISTORISCHE FORSCHUNGEN 9

Anthropologische Gesellschaft in Wien (Hrsg.)

Festband Wilhelm Angeli zum 90. Geburtstag

naturhistorisches museum wien

Anthropologische Gesellschaft in Wien AG

Gesammelte Beiträge aus seinem Lebenswerk
mit Schwerpunkt auf Wissenschaftstheorie und Methode

Festband

Wilhelm Angeli zum 90. Geburtstag

Gesammelte Beiträge aus seinem Lebenswerk mit Schwerpunkt auf Wissenschaftstheorie und Methode

Herausgegeben von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Redaktion
Karina Grömer und Angelika Heinrich

Prähistorische Forschungen 9, Wien 2013
Online-Publikation

Dieser Festband wird vom Verlag des Naturhistorischen Museums
kostenfrei zum Download zur Verfügung gestellt unter:
http://www.nhm-wien.ac.at/verlag/online_publikationen

Impressum

Eigentümer und Herausgeber: Anthropologische Gesellschaft in Wien, 1010 Wien, Burgring 7, Österreich; *http://www.nhm-wien.ac.at/ag*

Verlag des Naturhistorischen Museums Wien: 1010 Wien, Burgring 7, Österreich; *http://www.nhm-wien.ac.at/verlag*

Erlaubnis zum Wiederabdruck und Online-Publikation gewährten:
* Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien
* Museum für Völkerkunde in Wien
* Residenz Verlag, Salzburg-Wien
* Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz
* Verlag des Naturhistorischen Museums Wien
* Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien
* Verlag Jugend und Volk, Wien
* Westermann-Verlag, Braunschweig

Redaktion: Karina Grömer und Angelika Heinrich
Scans und Textbearbeitung: Angelika Heinrich und Karina Grömer
Layout: Karina Grömer und Andreas Kroh
Umschlagentwurf: Andreas Kroh

Titelbild: Stilleben mit Büchern und Funden aus der Prähistorischen Abteilung: Gefäß mit Kuh und Kälbchen aus Hallstatt, Venus von Willendorf, Stier aus der Býčí skála-Höhle und Tongefäß von Nieder-Russbach. Die Objekte symbolisieren Gebiete des wissenschaftlichen Wirkens von Wilhelm Angeli.
Gestaltung: Anton Kern und Walpurga Antl-Weiser
Foto: Alice Schumacher

ISBN 978-3-902421-75-3

Wien 2013

W. Amoeli

Zu diesem Band

Hofrat Dr. Wilhelm Angeli, ehemaliger Direktor der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Wien und ehemaliger Vizepräsident der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, feiert am 7. März 2013 seinen 90. Geburtstag. Dies nehmen beide Institutionen zum Anlass, ihn mit einem Festband zu würdigen – basierend auf einer Anregung von Dr. Anton Kern. Da Angeli einer der wesentlichen Wissenschaftstheoretiker der österreichischen Prähistorie ist, werden gesammelte Beiträge aus seinem Lebenswerk mit Schwerpunkt zu Theorie und Methode des Faches Urgeschichte erfasst. Dies stellt – als Brückenschlag in die Zukunft – die erste Online-Publikation der Anthropologischen Gesellschaft dar. Dies gebührt dem Jubilar schon aus dem Grunde, da er es war, der immer der neuen Technik und ihren Möglichkeiten aufgeschlossen gegenüberstand – und dieses Interesse bis ins hohe Alter nicht verloren hat. Dieser Band wird in Kooperation mit dem Verlag des Naturhistorischen Museums Wien online zum kostenlosen Download zur Verfügung gestellt.

Wilhelm Angeli war, von 1967 bis 1988, 21 Jahre lang Direktor der Prähistorischen Abteilung. Er prägte in dieser Zeit mit seiner Schaffenskraft sowohl die Aktivitäten im Haus als auch die internationale Außenwirkung des Naturhistorischen Museums. Dies schlug sich vor allem in der Neugestaltung der Schausäle der Prähistorischen Abteilung als auch in vielen großen internationalen Wanderausstellungen nieder. Von forschungsgeschichtlichem Interesse sind daher die verschiedenen Beiträge, in denen er seine Gedanken zum Ausstellungswesen zum Ausdruck bringt sowie seine kulturgeschichtlichen Artikel in den Ausstellungskatalogen.

Wilhelm Angeli hat auch immer wieder kulturhistorische Beiträge verfasst, von denen vier Werke hier wiedergegeben werden, die einen Einblick in die Vielfalt seines Oevres geben: zu den Bestattungssitten, zur prähistorischen Barttracht, zur Hallstattkultur und zur Venus von Willendorf.

Als Schwerpunkt wurden Angelis Betrachtungen zur Wissenschaftstheorie und Methodik des Faches Prähistorische Archäologie gewählt. Diese, zum Großteil in den „Annalen des Naturhistorischen Museums“ und in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ abgedruckten Beiträge sind in diesem Festband vollständig erfasst.

Für diese Publikation wurde ein modernes Layout gewählt, das sich eines Farbcodes bedient – blau für die Miszellen und Katalogbeiträge aus Angelis Tätigkeitsbereich als Direktor der Prähistorischen Abteilung, rot für die kulturhistorischen Aufsätze und grün für die wissenschaftstheoretischen Beiträge. Da die meisten Kapitel ohne Bildmaterial sind, wurde ein grafisches Element gewählt, das links und rechts neben den Seitenzahlen platziert wurde. Es handelt sich um das Messer von Nieder-Russbach (Abbildung), dessen wissenschaftliche Bearbeitung Angelis erste universitäre Arbeit darstellt und 1949 in der „Archaeologia Austriaca“ publiziert wurde.

Beim erneuten Satz der einzelnen Beiträge, die eingescannt und mit Texterfassungsprogrammen überarbeitet wurden, wurden gewisse formale Gegebenheiten vereinheitlicht, jedoch wurde die ursprüngliche Zitierweise beibehalten.

Etliche Verlage und Institutionen gewährten die Genehmigung zum Wiederabdruck und zur Online-Publikation von Wilhelm Angelis Lebenswerk in der vorliegenden Jubiläumsgabe (siehe Impressum). Dafür sei ihnen herzlich gedankt.

Wir wünschen Wilhelm Angeli alles Gute!

Die Schriftleitung
Karina Grömer und Angelika Heinrich

Inhalt

Widmungen

Herbert Kritscher: Wilhelm Angeli, seine Bedeutung für die Anthropologische Gesellschaft in Wien 1

Fritz-Eckart Barth und Anton Kern: Wilhelm Angeli – ein Neunziger 3-5

Schriftenverzeichnis von Wilhelm Angeli 7-11

Wilhelm Angeli als Direktor der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Wien

Zur Neuaufstellung der Prähistorischen Schausammlung im Naturhistorischen Museum 15-17
(aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 17, Heft 7/8, August 1968, 83-88)

Zur Neuaufstellung der Prähistorischen Schausammlung 19-22
(aus: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 73, 1969, 417-419)

Der Mensch und seine Kulturen. Die Prähistorische Abteilung 23-26
(aus: Das Naturhistorische Museum Wien. Salzburg-Wien 1979, 124-125, 142-143)

Schlüssel zur Vergangenheit. Die Prähistorische Schausammlung 27-29
(aus: Naturhistorisches Museum. Westermann Braunschweig 1979 [Reihe „museum“], 68-72)

Die Venus von Willendorf 31-32
(aus: Naturhistorisches Museum in Wien, Flugblatt Nr. 14. 1961)

Hallstatt und Býčí skála 33-34
(aus: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 73, 1969, 401-416)

Bericht über die Ausstellung „Hallstattkultur“ 35-48
(aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, Heft 5/6, Juni 1973, 50-52)

Die Hallstattkultur. Eine Einführung. 49-54
(aus: Krieger und Salzherren. Hallstattkultur im Ostalpenraum. Ausstellung des Naturhistorischen Museums Wien im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz vom 1. Juli bis 20. September 1970. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Ausstellungskataloge 4, 1970, 3-13)

Die Erforschung des Gräberfeldes von Hallstatt und der „Hallstattkultur“ 55-68
(aus: Krieger und Salzherren. Mainz 1970, 14-39)

Die Ausstellungen „Idole“ und „Welt der Wikinger“ 89-70
(aus: Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, Heft 5/6, Juni 1973, 52-54)

Zum Geleit 71-72
(aus: Idole. Prähistorische Keramiken aus Ungarn. Ausstellung des Ungarischen Nationalmuseums Budapest im Naturhistorischen Museum Wien vom 11. November 1972 bis 21. Jänner 1973. Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Wien, Neue Folge 7, 1972, VII-IX)

„Welt der Wikinger“ in Wien zu sehen 73-74
(aus: Österreichischer Segel-, Motorboot-Yachtsport, Heft 1/2, 1973, 10)

Die Kelten in Gallien. Einführung 75-79
(aus: Katalog der Ausstellung im Museum für Völkerkunde von 18. Oktober 1978 bis 14. Jänner 1979. Wien 1978, 9-13)

Kulturhistorische Beiträge

Zum Bestattungswesen aussereuropäischer Völker und des Altertums 83-103
(aus: Der Weg in die Stille. Wien-München 1967, 61-104)

Inhalt

Zur Barttracht in der europäischen Urzeit 105-112
(aus: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 78, 1974, 7-11)

Die Hallstattkultur – Mitteleuropa als Einflußgebiet der Mittelmeerwelt 113-121
(aus: E. Lessing, Hallstatt. Bilder aus der Frühzeit Europas. Wien-München 1980, 7-15)

Die Venus von Willendorf. Wien 1989 123-158

Wissenschaftstheorie und Methode

Typologie und typologische Methode 161-164
(aus: Archaeologia Austriaca 23, 1958, 104-108)

Urzeit und Geschichte 165-179
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 100, 1970, 116-128)

Zum Kulturbegriff in der Urgeschichtswissenschaft 181-183
(aus: Festschrift für Richard Pittioni zum siebzigsten Geburtstag.
I Urgeschichte. Archaeologia Austriaca, Beiheft 13/I, 1976, 3-6)

Zur Logik von ethnologischer Kulturhistorie und Urgeschichte 185-190
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 111, 1981, 1-5)

Der ethnologische Ethnosbegriff und seine Anwendung in der Prähistorie 191-205
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 121, 1991, 189-202)

Der Gegenstand der Urgeschichte 207-220
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 123/124, 1993/4, 13-26)

Archäologisches Erkennen 221-232
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 127, 1997, 21-31)

Erklären und Verstehen – die Frage einer archäologischen Hermeneutik 233-254
(aus: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 101, Serie A, 1999, 1-22)

Hypothese und Theorie in der Prähistorik 255-258
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 132, 2002, 149-152)

Die archäologische Kultur 259-281
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 132, 2002, 153-174)

Urgeschichte als Geisteswissenschaft 283-292
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 133, 2003, 47-55)

Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie 293-300
(aus: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 106, Serie A, 2004, 425-432)

Archäologie mit Naturwissenschaft 301-312
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 134/135, 2004/2005, 203-213)

Kritisches zur Prähistorischen Archäologie 313-325
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 136/137, 2006/2007, 301-311)

„Im Gegenwärtigen Vergangenes“ 327-329
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 139
[Festschrift Fritz Eckart Barth zum 70. Geburtstag], 2009, 67-69)

Objektkundliche und sprachliche Überlieferung aus Ur- und Frühzeit 331-350
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 140, 2010, 277-293)

Prähistorische Richtungssuche 351-365
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 141
[Festschrift Karl Rudolf Wernhart zum 70. Geburtstag], 2011, 67-80)

Wege und Abwege der Prähistorischen Forschung 367-372
(aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 142, 2012, 245-250)

Wilhelm Angeli, seine Bedeutung für die Anthropologische Gesellschaft in Wien

Es gibt wohl keine Humanwissenschaft, die Wilhelm Angeli nicht sein Leben lang interessiert hätte. So fand er schon früh in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien eine Heimstätte für seine Neigungen, ist sie doch ein Zentrum für die Wissenschaften vom Menschen und für den Menschen. Der vielfältige Fächerkanon der in dieser Gesellschaft vertretenen Wissenschaften ist für einen Polyhistor wie Wilhelm Angeli die Quelle und gleichzeitig auch das Kommunikationszentrum für seine Interessen.

1947 wurde er bereits Mitglied unserer Gesellschaft, 1951 Ausschussrat, 1952/53 Schriftleiter. 1977 bis 1988 war er 2. Vizepräsident, 1988 bis 1998 wirkte er als 1. Vizepräsident, seit 1998 ist er wieder im Ausschuss der Anthropologischen Gesellschaft tätig.

Wilhelm Angeli ist damit ein verbindendes Glied, ein „roter Faden“ in der langen Kette der Funktionäre in der Gesellschaft. Auf seinen Erfahrungen, Wünschen und Vorstellungen für die Leitung und Orientierung unserer Gesellschaft konnten nachkommende Vorstandsmitglieder aufbauen, er hat seine Meinungen und Einstellungen gerne weitergegeben, aber er hat sie immer nur als Vorschläge gesehen, Entscheidungen mussten wir dann schon selbst treffen.

Wir bewundern an ihm seine universelle Bildung, seine Toleranz, sein immer offenes Ohr für alle unsere Fragen, und er fasziniert mit seiner Logik, aber auch seine Kritiken und Zweifel scheinen uns immer berechtigt.

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien wünscht Wilhelm Angeli alles erdenklich Gute zu seinem 90. Geburtstag und dankt ihm für seine langjährige Unterstützung. Wir sind stolz, dass er uns begleitet und hoffen, dass auch er mit unserer Arbeit zufrieden ist.

Ad multos annos!

Dr. Herbert Kritscher
im Namen des Vorstandes der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Wilhelm Angeli – ein Neunziger

In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste wurde Wilhelm Angeli anlässlich seines 65. Geburtstages am 7. März 1988 der 118/119. Band der „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ als Festschrift gewidmet. Darin erschien auch eine eingehende Würdigung, die im Folgenden wiedergegeben wird.

* * *

Wilhelm Angeli wurde 1923 in Mödling bei Wien geboren. Die Mittelschule besuchte er in seiner Heimatstadt und in Wien XIX. Im Oktober 1940 zunächst zum Reichsarbeitsdienst und anschließend zur Wehrmacht verpflichtet, wurde er zuletzt im Afrikakorps eingesetzt und kam in englische Kriegsgefangenschaft. Zu Weihnachten 1946 in die Heimat zurückgekehrt, begann er im April des nächsten Jahres sein Studium an der Universität Wien. Er wählte als Hauptfach Urgeschichte in Verbindung mit Ethnologie und Anthropologie und schloss im Mai 1950 mit der Promotion zum Dr. phil. ab. Schon das Thema seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit sowie sein Dissertationsthema „Der Mammutjägerhalt von Lang Mannersdorf an der Perschling„ brachten ihn in ein Naheverhältnis zu seiner späteren Wirkungsstätte, der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz, wo er von Mai bis November 1950 im Sekretariat der Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte in Frauenfeld/Thurgau arbeitete, kehrte er 1951 an die Prähistorische Abteilung zurück, wo er bis 1952 im Rahmen eines Werkvertrages tätig war. Von Oktober bis Dezember 1953 führte ihn ein Stipendium an das Österreichische Kulturinstitut in Rom. Die Sommermonate dieser Jahre waren erfüllt von reger Grabungstätigkeit, u. a. in der Salzofenhöhle (Steiermark), auf der Kelchalpe (Tirol), in Loretto (Burgenland) und in Aguntum (Osttirol). Sein weiterer Lebensweg führte Angeli nach Deutschland, wo er auch seine Frau kennenlernte und eine Familie gründete. 1954/55 als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Bonn tätig, wechselte er Ende 1955 zu E. Wahle nach Heidelberg, wo er drei Jahre als wissenschaftlicher Assistent blieb.

Am 1. Dezember 1958 begann W. Angeli seinen Dienst als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Prähistorischen Abteilung am Naturhistorischen Museum in Wien, mit deren Leitung er am 1. September 1967 – nach der Berufung K. Kromers an die Universität Innsbruck – betraut wurde. Am 17. September 1970 zum Direktor und am 1. Jänner 1978 zum Hofrat ernannt, ist Angeli mit 1. Jänner 1989 nach fast dreißigjähriger Tätigkeit im Dienste „seiner“ Abteilung in den Ruhestand getreten. Diese drei Jahrzehnte waren weniger der Tätigkeit nach außen gewidmet, als vielmehr der zielstrebigen und beharrlichen inneren Aufbauarbeit. Allein der Personalstand konnte von acht auf zwölf Mitarbeiter erhöht werden, wobei ihm der Ausbau der Präparation ein besonderes Anliegen war. Alle Studiensammlungen wurden neu möbliert und geordnet und einer Generalkontrolle unterzogen. Der inventarisierte Bestand der Abteilung erhöhte sich unter seiner Leitung von 77.300 auf 88.947 Inventarposten. Die vorhandenen Bibliotheksbestände wurden durch ein selbst erarbeitetes System von Kennzahlen erschlossen. Durch den Beginn der Erschließung der Sammlung mit-

tels EDV und der weitblickenden Reservierung von 600 m² Stellfläche im neuen Tiefspeicher des Museums hat W. Angeli auch entscheidende Weichen für die Zukunft gestellt. Die Verwirklichung seiner Idealvorstellung, das Verlassen eines von Naturwissenschaften dominierten Hauses und die Gründung eines eigenständigen Museums, blieb ihm allerdings verwehrt.

Obwohl der Jubilar den „schaustellerischen" Aspekt musealer Arbeit eher gering geachtet und stets die Vergänglichkeit von Ausstellungen betont hat, hat er einen beträchtlichen Teil seiner Arbeit gerade diesem Aspekt gewidmet. Auf erste Erfahrungen 1952 (Anthropologisch-prähistorische Ausstellung anlässlich des IV. Internationalen Kongresses für Anthropologie und Ethnologie in Wien) und 1954 (Internationale Jagdausstellung in Düsseldorf) folgte 1961/62 und 1963 die Mitarbeit an zwei wichtigen Ausstellungen im Rahmen seiner Tätigkeit als Musealbeamter („Situlenkunst zwischen Po und Donau", „Hallstatt – Die Salzhandelsmetropole des ersten Jahrtausends vor Christus in den Alpen"). Die schon 1960 begonnene langwierige und arbeitsintensive Neuaufstellung der Schausammlung des Naturhistorischen Museums konnte 1968 von ihm zu einem guten Ende gebracht werden. Es folgten zwei große Wanderausstellungen über die Hallstattkultur („Hallstatt und Býčí skála", „Krieger und Salzherren"), die 1969 bis 1972 in 17 europäischen Städten gezeigt werden konnten. 1972 bis 1979 kam eine Reihe internationaler Ausstellungen, die mit großem Erfolg in Wien gezeigt wurden und bei denen W. Angeli entweder mit der örtlichen Organisation und Leitung betraut war oder als wissenschaftlicher Mitarbeiter den prähistorischen Teil betreute (1972/73: Idole – Prähistorische Keramiken aus Ungarn, 1973: Welt der Wikinger, 1974: Archäologische Funde der Volksrepublik China, 1975: Goldschätze der Thraker -Thrakische Kultur und Kunst auf bulgarischem Boden, 1978/79: Die Kelten in Gallien). Das Jahr 1980 hätte die Krönung der Laufbahn W. Angelis als Ausstellungsmacher bringen können. Als wissenschaftlicher Leiter der Oberösterreichischen Landesausstellung „Die Hallstattkultur – Frühform europäischer Einheit" auf Schloss Steyr bestellt, hatte er ein in vielen Dingen neuartiges, faszinierendes Konzept erarbeitet, dessen Umsetzung leider am Fehlen entsprechender Möglichkeiten scheiterte. Was davon übrigblieb, bescherte der Ausstellung immer noch einen großartigen Erfolg.

Die Liste der Veröffentlichungen des Jubilars legt beredtes Zeugnis ab über seine museale Tätigkeit, zeigt aber nur dem aufmerksamen Leser die Schwerpunkte seines wissenschaftlichen Interesses. Universell gebildet und logisch-kritisch im Denken, hat er immer versucht, die Urgeschichte im Zusammenhang mit den anderen anthropologischen Disziplinen zu sehen und die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten auszuloten. Nicht zuletzt deshalb hat er zur Anthropologischen Gesellschaft in Wien, in der er 1947 Mitglied wurde und seit 1951 als Funktionär tätig ist (1951 Ausschussrat, 1952/53 Schriftleiter, 1977 Vizepräsident) eine besondere Beziehung. Das seit Band 112, 1982, gültige Redaktionsstatut der „Mitteilungen" trägt Angelis Intentionen Rechnung und geht zu einem Gutteil auf seine Vorschläge zurück. Ein zweiter Interessensschwerpunkt ist die Frage der kulturhistorischen Wertigkeit der Kunst, auch hier in weitgespanntem Zusammenhang bis hin zu kunsttheoretischen und philosophischen Fragen. Eine Monographie über das älteste Kunstwerk Österreichs, die Venus von Willendorf, steht kurz vor dem Erscheinen. Auch dem prähistorischen Gold hat W. Angeli jahrzehntelang seine Aufmerksamkeit gewidmet.

* * *

Nach seiner Pensionierung Ende 1988 ist Angeli seiner Abteilung treu geblieben, und er nimmt bis heute regen Anteil am „Abteilungsleben". Trotzdem hat er niemals versucht, sich in amtliche Belange einzumischen, was ihm sicher nicht immer leicht gefallen ist. Es ver-

geht kaum ein Werktag, an dem er nicht an seinem Arbeitsplatz zu finden ist. Er kann sich jetzt ganz seinen eigentlichen Interessen widmen. Jährlich erscheint eine der für ihn typischen theoretischen Arbeiten mit viel Sachkenntnis, begründeter Kritik, aber auch voll Zuversicht und tiefgründigem Humor. Seine oft geäußerte Absicht, den reichen Bestand der Prähistorischen Abteilung an Goldfunden als Katalog vorzulegen, hat er leider nicht verwirklicht. Zu groß war wohl sein inneres Engagement für Grundsatzfragen der archäologischen Disziplinen. Trotz seines hohen Alters ist Angeli mit der neuesten Literatur vertraut und sucht den Meinungsaustausch mit Kollegen. Auch den Umgang mit Computern hat er rasch erlernt und nutzt seither die Möglichkeiten moderner Textverarbeitung. Ungebrochen ist sein Interesse an Weltgeschehen und Tagespolitik. Pünktlich um 14 Uhr wird das Radio aufgedreht, um die neuesten Nachrichten zu hören. Seine Nachfolger im Amte – nun schon in der zweiten Generation – wünschen Wilhelm Angeli noch viele gesunde und schaffensreiche Jahre in seiner Abteilung, die er durch viele Jahrzehnte mitgeprägt hat.

Fritz Eckart Barth und Anton Kern

Schriftenverzeichnis Wilhelm Angeli

(bis 1988 zusammengestellt von Elisabeth Ruttkay,
mit Ergänzungen von Walpurga Antl-Weiser, Angelika Heinrich und Karina Grömer)

Wissenschaftliche Abhandlungen

1947: Ein Tongefäss mit Bronzemesser der Hallstattzeit Stufe B aus Nieder Russbach, N.Ö. Praktische Arbeit (unpubliziert), Naturhistorisches Museum Wien.

1949: Urnenfelderfunde aus Nieder-Rußbach, N.-Ö. Archaeologia Austriaca 2, 1-4.

1950: Der Mammutjägerhalt von Lang-Mannersdorf an der Perschling. Dissertation Universität Wien (gekürzte Fassung publiziert in: Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 1952/53, S. 3-118).

1951: Die Kultur der Jungsteinzeit. Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 2, Heft 5-7, 17-31; Heft 8-10, 1-21.

– Die Jungsteinzeit in Österreich. Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 2, Heft 8-10, 31-37.

1952: Bronzezeit. Historischer Überblick. Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 3, Heft 4-5, 2l-35.

1952/1953: Der Mammutjägerhalt von Langmannersdorf an der Perschling. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 6, 3-118.

1953: Eine kupferne Doppelaxt aus dem Thurgau. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 43, 134-141.

1958: Typologie und typologische Methode. Archaeologia Austriaca 23, 104-108.

1959: Zwei urnenfelderzeitliche Brandgräber von Großmugl. In: Unveröffentlichte Funde aus der Prähistorischen Sammlung im Naturhistorischen Museum. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 88/89, 127-128.

– Der Depotfund von Kron-Poritschen (Böhmen). In: Unveröffentlichte Funde aus der Prähistorischen Sammlung im Naturhistorischen Museum. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 88/89, 128-129.

1960: Grabfunde der älteren Urnenfelderzeit aus Niederösterreich. In: Unveröffentlichte Funde aus der Prähistorischen Sammlung im Naturhistorischen Museum. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 90, 112-114.

– Urnenfelderfunde aus Niederösterreich und Wien. In: Unveröffentlichte Funde aus der Prähistorischen Sammlung im Naturhistorischen Museum. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 90, 115-117.

1961: Die Venus von Willendorf. Naturhistorisches Museum in Wien, Flugblatt Nr. 14.

– Der Depotfund von Stockerau (Niederösterreich). In: Unveröffentlichte Funde aus dem Naturhistorischen Museum. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 91, 141.

1962: Ein Hortfund von fünf Bronzebecken aus Galizien. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 65, 307-311.

1963: Situlenkunst. In: Sehen und Hören. Beiträge zur Pädagogik der Audio-visuellen Bildungsmittel 4, März 1963, 3-5.

1964: Ein urnenfelderzeitlicher Depotfund aus der Gegend des Plattensees. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 93/94, 77-89 (gemeinsam mit H. Neuninger).

1966: Der Depotfund von Stollhof. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 70, 491-496.

1967: Zum Bestattungswesen außereuropäischer Völker und des Altertums. In: Der Weg in die Stille. Wien-München, 61-104.

1968: Zur Neuaufstellung der Prähistorischen Schausammlung im Naturhistorischen Museum. Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 17, Heft 7/8, August 1968, 83-88.

1969: Hallstatt und Býčí skála. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 73, 401-416.

– Zur Neuaufstellung der Prähistorischen Schausammlung. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 73, 417-419.

– Romantyzm czy ewolucjonizm? Z otchłani wieków 35, 271-279.

1970: Urzeit und Geschichte. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 100, 116-128.

– Die Hallstattkultur. In: Krieger und Salzherren. Hallstattkultur im Ostalpenraum. Ausstellung des Naturhistorischen Museums Wien im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz vom 1. Juli bis 20. September 1970. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Ausstellungskataloge 4, 3-13.

– Die Erforschung des Gräberfeldes von Hallstatt und der „Hallstattkultur“. In: Krieger und Salzherren. Mainz, 14-39.

– Zur Deutung der Funde aus der Býčí skála-Höhle. In: Krieger und Salzherren. Mainz, 139-150.

1971: Hallstattkulturen. In: Välständ Hallstatt. Gruver och Handel i Europas mitt 2500 är före EEC. Stockholm, 11 ff.

– Miscellanea: Urzeit und Geschichte. Anthropos 66, 239-240.

– Die Steingeräte im Mammutfund von Ruppersthal, NÖ. In: F. Bachmayer, H. A. Kollmann, O. Schultz und H. Summesberger: Eine Mammutfundstelle im Bereich der Ortschaft Ruppersthal (Groß-Weikersdorf) bei Kirchberg am Wagram, NÖ. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 75, 266-270.

1972: Zum Geleit. In: Idole. Prähistorische Keramiken aus Ungarn. Ausstellung des Ungarischen Nationalmuseums Budapest im Naturhistorischen Museum Wien vom 11. November 1972 bis 21. Jänner 1973. Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Wien, Neue Folge 7, VII-IX.

– Goldamulette. In: Idole. 27-30.

1973: Bericht über die Ausstellung „Hallstattkultur“. Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, Heft 5/6, Juni 1973, 50-52.

– Goldamulette. In: Prähistorische Idolkunst. Kultbilder und Opfergaben aus Ungarn. Ausstellung München 1973. Ausstellungskataloge der Prähistorischen Staatssammlung München 1, 27-30.

– Die Ausstellungen „Idole“ und „Welt der Wikinger“. Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, Heft 5/6, Juni 1973, 52-54.

– Welt der Wikinger in Wien zu sehen. In: Österreichischer Yachtsport 1/2, 1973, 10.

– Regierungsrat Dr. Johann Jungwirth zum 65. Geburtstag. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 78, 1974, 1-6.

1974: Urgesellschaft. I. Paläolithikum (Altsteinzeit, ca. 600.000-7.000 v. Chr.). In: Katalog der Ausstellung „Archäologische Funde der Volksrepublik China“, Wien, 37-38.

– Zur Barttracht in der europäischen Urzeit. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 78, 7-11.

1975: Vorwort: Ausstellung Goldschätze der Thraker. Thrakische Kultur und Kunst auf bulgarischem Boden. Österreichisches Museum für angewandte Kunst 4. März – 31. Mai 1975. Wien.

1976: Kupferzeitliche Idole aus Thrakien in der Prähistorischen Sammlung. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 80, 815 ff.

– Zum Kulturbegriff in der Urgeschichtswissenschaft. Archaeologia Austr., Beih. 13/I, 3-6.

1978: Die Kelten in Gallien. Einführung. Katalog der Ausstellung im Museum für Völkerkunde von 18. Oktober 1978 – 14. Jänner 1979. Wien, 9-13.

1979: Schlüssel zur Vergangenheit. Die Prähistorische Schausammlung. Naturhistorisches Museum. Westermann museum, Braunschweig, 68-72.

– Die Venus von Willendorf. Ein 20.000 Jahre altes Symbol der Fruchtbarkeit. Naturhistorisches Museum. Westermann museum, Braunschweig, 89-91.

– Der Mensch und seine Kulturen. Die Prähistorische Abteilung. In: Das Naturhistorische Museum in Wien. Salzburg-Wien, 124-147.

1980: Die Hallstattkultur. Archäologischer Befund und museale Darstellung. In: „Die Hallstattkultur". Frühform europäischer Einheit. Internationale Ausstellung des Landes Oberösterreich 25. April bis 26. Oktober 1980 in Schloß Lamberg, Steyr. Linz, 11-19.

– Die Hallstattkultur – Mitteleuropa als Einflußgebiet der Mittelmeerwelt. In: E. Lessing, Hallstatt. Bilder aus der Frühzeit Europas. Wien-München, 7-15.

– Frühform europäischer Einheit – Aufbau und Zielsetzung der Oberösterreichischen Landesausstellung 1980 „Die Hallstattkultur". In: Oberösterreich Kulturzeitschrift, 30. Jg. 1/1980, 11-15.

1981: Zur Logik von ethnologischer Kulturhistorie und Urgeschichte. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 111, 1-5.

1988: Ur- und Frühgeschichte. Naturhistorisches Museum. Kurzführer, 14-16.

1989: Die Venus von Willendorf. Wien.

1991: Der ethnologische Ethnos-Begriff und seine Anwendung in der Prähistorie. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 121, 189-202.

1993/4: Der Gegenstand der Urgeschichte. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 123/124, 13-26.

1997: Archäologisches Erkennen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 127, 1997, 21-31.

1999: Erklären und Verstehen – die Frage einer archäologischen Hermeneutik. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 101 A, 1-22 ff.

2002: Hypothese und Theorie in der Prähistorik. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 132, 149-152.

– Die archäologische Kultur. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 132, 153-174.

– In Memoriam Carl Blaha (1923-2002). Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 132, 195-197.

2003: Urgeschichte als Geisteswissenschaft. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 133, 47-55.

2004: Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie. Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 106A, 425-432.

2004/2005: Archäologie mit Naturwissenschaft. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 134/135, 203-213.

2006/2007: Kritisches zur Prähistorischen Archäologie. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 136/137, 301-311.

2009: „Im Gegenwärtigen Vergangenes". Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 139 [Festschrift Fritz Eckart Barth zum 70. Geburtstag], 67-69.

2010: Objektkundliche und sprachliche Überlieferung aus Ur- und Frühzeit. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 140, 277-293.

2011: Prähistorische Richtungssuche. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 141 [Festschrift Karl Rudolf Wernhart zum 70. Geburtstag], 67-80.

2012: Wege und Abwege der Prähistorischen Forschung. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 142, 245-250.

Rezensionen

1951: Hančar, F.: Der jungpaläolithische Wohnbau und sein Problemkreis. MAGW 80, 1950.
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 41, 33 f.

– Rust, A.: Betrachtungen über eurasiatisch-afrikanische Kulturzusammenhänge in der Steinzeit. Offa 8,1949.
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 41, 34 f.

– Kidder, A. and H. W. Diek: A Review of the Evidence for the Antiquity of Man in the New World. Rivista di scienze preistoriche 1949.
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 41, 36 ff.

– Childe, V. G.: The Origin of Neolithic Culture in Northern Europe. Antiquity 23, 1949.
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 41, 51 f.

– Sandars, N. K.: Daggers as Type Fossils in the French Early Bronze Age. Univ. of London, Inst. of Arch., Annual Report 6, 1950.
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 41, 67 f.

– Giessler, R. und G. Kraft: Untersuchungen zur frühen und älteren Latènezeit am Oberrhein und in der Schweiz. BRGK 32, 1942 (1950).
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 41,103 f.

1953: Behn, F.: Vorgeschichtliche Felsbilder in Karelien und Westsibirien. Berlin 1950.
In: MAGW 82, 136.

– Stieren, A. (Hrsg.): Bodenaltertümer Westfalens. Münster 1950.
In: MAGW 82, 137 f.

1954: Kühn, H.: Die Felsbilder Europas. Stuttgart 1952.
In: MAGW 83, 82.

– Müseler, W.: Die Kunst der Welt. Die alten Kulturen. Berlin 1952.
In: MAGW 83, 81 f.

1954/1955: Kossack, G.: Zur Hallstattzeit in Bayern. Bayerische Vorgeschichtsbkätter 20, 1954.
In: Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 44, 79 ff.

1959: Foltiny, St.: Velemszentvid, ein urzeitliches Kulturzentrum in Mitteleuropa. Wien 1958.
In: MAGW 88/89, 188 f.

1960: Zeiten, Völker und Kulturen. Bd. 1: Aus der Geschichte der Menschheit. Wien o. J.
In: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 64, 265.

– Heekeren, H. R. van: The Stone Age of Indonesia. 1957.
In: MAGW 90, 168.

– Florin, St.: Vräkulturen. Stockholm 1958.
In: MAGW 90, 156.

– Kühn, H.: Persönlichkeit und Gemeinschaft. Berlin 1959.
In: MAGW 90, 186.

– Müller-Karpe, H.: Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen. Berlin 1959.
In: MAGW 90, 156 f.

1962: Abriß der Geschichte antiker Randkulturen. (Oldenbourgs Abriß der Weltgeschichte). München 1961.
In: MAGW 92, 346 ff.

– Schachermayr, F.: Griechische Geschichte. Stuttgart 1960.
In: MAGW 92, 334 ff.

1963: Narr, J. K.: Umwelt und Leiblichkeit des Eiszeitmenschen. Stuttgart 1963.
In: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien 67, 724 f.

1964: Banner, J. und Jakabffy, I.: Archäologische Bibliographie des Mittel-Donau-Beckens, 1954-1959. Budapest 1961.
In: MAGW 93/94, 161.

– Prinz zur Lippe, A.: Ein vorgeschichtlicher Weiler auf dem Burgberg von Stans bei Schwaz. Innsbruck-München 1960.
In: MAGW 93/94, 162.

– La Baume, W.: Frühgeschichte der europäischen Kulturpflanzen. Gießen 1961.
In: MAGW 93/94, 162.

– Narr, J. K.: Umwelt und Leiblichkeit des Eiszeitmenschen. Stuttgart 1963.
In: MAGW 93/94, 162 f.

– Schachermayr, F.: Die minoische Kultur des alten Kreta. Stuttgart 1964.
In: MAGW 93/94, 154 f.

– Aus Bayerns Frühzeit: Friedrich Wagner zum 75. Geburtstag. München 1962.
In: MAGW 93/94, 163.

– Bognar-Kutzian, I.: The Copper Age Cemetery of Tiszapolgar-Basatanya. Budapest 1963.
In: MAGW 1993/1994, 163 f.

1967: Pittioni, R.: Vom Faustkeil zum Eisenschwert. Horn 1964.
In: MAGW 96/97, 371 f.

1976: Bognár-Kutzián, I.: The Early Copper Age Tiszapolgár Culture in the Carpathian Basin. Budapest 1972.
In: MAGW 106, 170 f.

– Graue, J.: Die Gräberfelder von Ornavasso. Hamburg 1974.
In: MAGW 106, 177 f.

– Mozso1ics, A.: Bronze- und Goldfunde des Karpatenbeckens. Budapest 1973.
In: MAGW 106, 184.

1974/77: Katalog: Idole. Prähistorische Keramiken aus Ungarn. Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Wien, Neue Folge 7, 1972.
In: IPEK – Jahrbuch für Prähistorische und Ethnographische Kunst 24, 192.

1978: Kühn, H.: Geschichte der Vorgeschichtsforschung. Berlin 1976.
In: MAGW 108, 207 ff.

1980: Dusek, M.: Die Thraker im Karpatenbecken. Amsterdam 1978.
In: MAGW 110, 113.

– Kruta, V. und M. Szabó: Die Kelten. Freiburg-Basel-Wien 1970.
In: MAGW 110, 120.

Wilhelm Angeli als Direktor der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Wien

Prähistorische Schausammlung

und

sonstiges Ausstellungswesen

Zur Neuaufstellung der Prähistorischen Schausammlung im Naturhistorischen Museum

Am 18. Juni 1968 wurden die Prähistorischen Schausäle wiedereröffnet. Die betreffenden Säle waren vorher fast neun Jahre lang geschlossen gewesen, allerdings nicht nur wegen rein musealer Neuerungen. In dieser Zeit wurde auch eine neue Heizung installiert (was der eigentliche Anlaß war, die Sammlung zu schließen) und die Säle wurden von Grund auf renoviert. Mit der Neuaufstellung der Schausäle sollte auch eine Erweiterung um zwei Säle verbunden sein. Die Räumung der dazu gehörenden Säle XIV und XV sowie der schon immer zur Prähistorischen Abteilung gehörenden Säle XI-XIII brachte bei der drückenden Raumnot die größten Schwierigkeiten. Wertvollstes Fundgut mußte ausgelagert und die für unsere Zwecke ungeeigneten (von der ehemaligen Ethnographischen Abteilung hinterlassenen) Vitrinen mußten entfernt werden, ohne daß Ausweichquartiere zur Verfügung standen. Das Problem konnte nur ad hoc und mit einem unverhältnismäßig großen Zeitaufwand gelöst werden. Während des Umbaus war die Prähistorische Abteilung durch zwei Sonderausstellungen vor der Öffentlichkeit vertreten.

Schon Jahre vor Schließung der Säle hatte Dozent Dr. Kromer (der bis zu seiner Berufung nach Innsbruck 1967 die Leitung der Prähistorischen Abteilung innehatte) die internationale Ausstellung „Situlenkunst zwischen Po und Donau“ vorbereitet. Sie war im Naturhistorischen Museum im Juli und August 1962 zu sehen. Für die zweite Sonderausstellung gab es einen aktuellen Anlaß (100 Jahre, nachdem J. G. Ramsauer seine Grabungen eingestellt hatte, dessen Tätigkeit das Naturhistorische Museum den weitaus größten Teil seiner Funde vom Hallstätter Gräberfeld verdankt), sie sollte aber auch die Urgeschichte bis zur Eröffnung der systematischen Dauerausstellung vertreten. Die Ausstellung „Hallstatt, die Salzhandelsmetropole des ersten Jahrtausends vor Christus in den Alpen“ war von September 1963 bis März 1968 geöffnet.

Mit der Planung und Neugestaltung der Säle XI-XV wurde auf Vorschlag von Dozent Dr. Kromer Dipl. Graph. Walter Strasil beauftragt, der dabei vor allem von Dr. F. E. Barth unterstützt wurde. Die Aufgabe bestand darin, die bisher in den Sälen XI-XIII untergebrachten prähistorischen Sammlungsbestände in fünf Sälen (bis einschließlich XV) nach modernen Prinzipien aufzustellen, dabei aber den Stil des Museums zu wahren.

Als Hauptproblem erwies sich die Frage, wie die Neuaufstellung sowohl den Interessen des breiten Publikums entgegenkommen als auch für Fachleute nützlich sein könnte. Der Raumbestand der Abteilung ist für diese Grundbedingung einer

Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 17, Heft 7/8, August 1968, S. 83-88

sachgerechten Präsentation von prähistorischen Objekten sehr schlecht geeignet. Als die Museen errichtet wurden, war man bestrebt, in prunkvollen Räumen möglichst den gesamten Bestand darzubieten. Die Nachteile dieses Prinzips sind inzwischen deutlich spürbar geworden. Der Fachmann wünscht wohl das gesamte Material zu übersehen, die übrigen Besucher, die zunächst ja nur ihre Schaulust befriedigen wollen und teilweise auch noch nach leicht faßlicher Belehrung streben, werden von der Überfülle erdrückt. Die Anhäufung von scheinbar ganz gleichen Sachen verursacht ihnen Langeweile. Die Lösung aus diesem Dilemma ist leicht gefunden: Trennung von Studiensammlung und Schausammlung. Das ist unter den gegebenen Platzverhältnissen unmöglich. Es fehlt an Räumen, in denen man zur Entlastung der Schausäle (und übrigens auch der entsetzlich vollgestopften Depots, die jetzt das nicht ausgestellte Studienmaterial beherbergen) eine schlichte und übersichtliche Studiensammlung anlegen könnte. Heute würde man zugunsten von leicht zugänglichen Magazinen selbst auf einen Teil der Schauräume verzichten und wäre dadurch auch in der volksbildnerischen Ausstellungstätigkeit beweglicher. Zur Zeit Hasenauers dachte man jedoch anders, und so blieb bedauerlicherweise kein anderer Ausweg, als in den Sälen selbst die Trennung der beiden Aufgabenbereiche durchzuführen.

In den nun neu eingerichteten Sälen ist das Material wie bisher chronologisch geordnet, und zwar enthält Saal XI die Steinzeit, XII die Bronzezeit und XIII die ältere Eisenzeit. Der Ecksaal XIV ist nur dem Fundort Hallstatt gewidmet, und im Saal XV sind jüngere Eisenzeit und Frühgeschichte untergebracht. In den Sälen XI bis XIII bilden je drei neu angefertigte Vitrinen vor der Fensterfront den erläuternden Teil. Sie enthalten die wichtigsten Typen der einzelnen Kulturperioden. Wenn die Funktion der Gegenstände oder ihre Kulturzugehörigkeit nicht eindeutig aus der Form oder dem Zusammenhang hervorgeht, geben knappe Beschriftungen in den Vitrinen selbst Aufschluß. Über Zeitstellung und die allgemeine Kultursituation informieren ausführliche Texte an den Wänden zwischen den Fenstern. Daß die Kastenvitrinen entgegen allen museologischen Grundsätzen vor den Fenstern aufgestellt wurden, ist durch den ungünstigen Grundriß der Säle XI-XIII (Durchgang nahe der Fensterfront) bedingt. Beim Auslegen der Funde mußte daher das Gegenlicht berücksichtigt werden.

Der allgemein einführenden Vitrinenzeile gegenüber ist die große Masse des zeitlich entsprechenden Materials untergebracht. Dieser Teil repräsentiert die Studiensammlung und wird vor allem den Fachmann interessieren. Deshalb wurde hier vor allem auf den Fundzusammenhang und auf exakte Ortsangaben (nach der amtlichen Bezeichnung der Herkunftsländer nach dem Stand von 1968) Wert gelegt. Es sind aber auch Exkurse über Themen eingebaut, die allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, so etwa über paläolithische Venusstatuetten, frühe Metallverwertung, Goldfunde und Situlenkunst. In diesem Teil der Säle war die Art der Aufstellung durch die alten Vitrinen diktiert. Sie wurden weiterverwendet, allerdings in wesentlich lockerer Anordnung. Um die Räume größer erscheinen zu lassen, wurden an Stelle der hohen Wandschränke Einbauvitrinen in der Wand eingelassen. Diese wurden mit einem gleich hohen Band aus stark vergrösserten Fotos verbunden, das den Raum nach oben abschließt und gleichzeitig auf interessante Details der ausgestellten Altertümer verweist. Diese Fotos sind in Anpassung an die Holzfarbe der Vitrinen braun getönt, wodurch die Säle einheitlich und ruhig wirken.

In den Sälen XIV-XV war die Raumausnutzung nicht in dem Maße durch vorhandenes Mobiliar vorherbestimmt wie in den oben beschriebenen Räumen. Die Fundstücke konnten hier in Pult- und Einbauvitri-

nen an den Wänden ausgestellt werden. Lediglich eine Zeile aus drei bzw. vier frei stehenden Kastenvitrinen gliedert die Säle auf, die sich ansonsten – selbst schon zu Schaustücken geworden – frei zur Betrachtung darbieten. Das Fotoband beweist hier im besonderen Maße seine abschließende und zusammenfassende Funktion, da die großen Wandgemälde, ehemals zum Schmuck der Ethnographischen Sammlung angebracht, exotische Motive zeigen.

Bei der Renovierung der Säle war man bestrebt, das ursprüngliche Aussehen der Säle wiederherzustellen, mit Ausnahme der Wandfarbe, die nun im Hinblick auf die schlechten Lichtverhältnisse der nordwestseitig gelegenen Parterresäle möglichst hell gehalten wurde. Das gleiche Prinzip galt auch bei der Wahl des Untergrunds in den Vitrinen. Sie wurden mit hellem, fast weißem Kunstleder tapeziert, auf dem sich jedes Objekt deutlich abhebt. In den Aufsätzen sind die Schaustücke auf Plexiglas oder auf einfachen Eisenkonstruktionen montiert, die selbst nicht hervortreten und einen freien Durchblick zulassen. Ebenso im Sinne der optischen Auflockerung lag es, die Gräber, die nun einmal ein bevorzugtes und charakteristisches Objekt prähistorischer Forschungstätigkeit darstellen, im Boden zu versenken. Hier war, wie auch bei der Sicherheitsvitrine für die (übrigens erstmals ausgestellten) Goldfunde, eine Innenbeleuchtung unerläßlich. Sonst sind die Stromanschlüsse nur vorsorglich für eine etwaige Illuminierung in späteren Zeiten installiert.

Die Kritik verlangte ziemlich einmütig nach mehr Beschriftung. Ferner hat sich herausgestellt, daß der Unterschied zwischen dem einführenden Teil und der Studiensammlung nicht stark genug hervortritt, sodaß immer wieder Besucher Aufklärung über Sammlungsbestände suchen, die nur dem Spezialisten mit einigem Vorwissen etwas sagen. Hier soll Abhilfe geschaffen werden. Überdies ist ein ausführlicher Katalog in Vorbereitung, der die Beschriftung in den Sälen ergänzen wird.

Zur Neuaufstellung der Prähistorischen Schausammlung

Am 28. Juni 1968 wurden die Schausäle der Prähistorischen Abteilung durch Herrn Sektionschef Dr. K. Haertl, der in Vertretung des Herrn Bundesministers für Unterricht erschienen war, wieder eröffnet. Damit war eine mehrjährige Periode von Umbau, Renovierung und Übersiedlung beendet, die nicht nur der Prähistorischen Abteilung, sondern dem ganzen Haus schwere Probleme stellte. Vor allem der Mangel an geeigneten Magazinen macht sich von Jahr zu Jahr drückender bemerkbar.

Die Prähistorische Schausammlung wurde von drei Sälen auf fünf Säle erweitert. Während sich der fachliche Teil der Aufstellung verhältnismäßig einfach lösen ließ (es ist eine Überfülle von Material vorhanden, dessen Anordnung weitgehend durch die zeitliche Aufeinanderfolge bestimmt wird), machte die museologisch-dekorative Seite der Arbeit, die Herrn Dipl.-Graphiker W. Strasil anvertraut war, einige Schwierigkeiten. Die Neuaufstellung sollte nicht in Kontrast zu den restlichen 35 Sälen des Hauses stehen, sie mußte sich dem ungünstigen Grundriß anpassen (der Durchgang trennt in drei Sälen die Schaufläche nahe der Fensterfront) und hatte schließlich dem Mangel an Depoträumen Rechnung zu tragen, der die Bildung einer separaten Studiensammlung verhindert. Das bedeutet, daß eine für das breite Publikum viel zu große Masse von Funden im dunkleren Teil der Säle in alten Vitrinen mit Pult und Aufsatz untergebracht werden mußte.

Dem wurde begegnet, indem typische und besonders prominente Stücke in einer Vitrinenzeile nahe der Fensterfront, erläutert durch Bestimmungstäfelchen bei den Objekten und ausführliche Texte an den Wänden, für den Durchschnittsbetrachter zusammengestellt wurden, die einen Überblick über die urzeitliche Kulturentwicklung geben sollen, wogegen die Objekte in den großen, quer zur Laufrichtung stehenden Vitrinen (bei weitem die Mehrzahl aller ausgestellten Sachen), vor allem für den Besucher mit fachlicher Vorbildung gedacht sind, also etwa die Studiensammlung ersetzen sollen.

Hier kommt es hauptsächlich auf den klar erkennbaren Fundzusammenhang an; Aussehen und gefällige Unterbringung ist erst an zweiter Stelle berücksichtigt. Die Beschriftung beschränkt sich auf Fundart und Fundort.

Aus den oben skizzierten Gegebenheiten ergibt sich der Charakter der Ausstellung. Sie ist streng sachlich, ihr Grundgerüst bildet, auch in museologischer Hinsicht, die solide Materialvorlage. Ihr Ziel ist die Darstellung der mitteleuropäischen Urzeit an Hand von Originalfunden, und zwar ausschließlich von Originalfunden. Auf Ergänzung durch Nachbildungen wurde verzichtet, ebenso auf Rekonstruktio-

Annalen des Naturhistorischen Museums Wien
Band 73, Wien November 1969, S. 417-419

QUELLE

nen und Idealbilder. (Eine Ausnahme bildet das Modell des urzeitlichen Bergbaues in Hallstatt, aber auch das ist völlig abstrakt gehalten). Auch die bei gewissen Objekten mögliche ergologische und technologische Erklärung wurde weitgehend eingeschränkt. Spezialwissen zu vermitteln ist Aufgabe der sachkundigen Führung, die je nach Zusammensetzung der Zuhörerschaft auf Einzelinteressen eingehen kann.

Dem Durchschnittsbesucher nötigen Hinweise auf technische Prozesse meist nur die anerkennende Bemerkung ab, daß man „so etwas damals auch schon" gekannt habe, welche Einsicht, so schlicht sie sein mag, im Grunde auch noch falsch ist, weil sie auf einer Unterschätzung der Urgeschichte beruht. Viel wichtiger als Hinweise bei einzelnen Objekten, die ohnehin bis zur nächsten Vitrine vergessen werden, ist es daher, die Grundzüge der Kulturentwicklung klarzustellen, was freilich durch die Interpretation von Funden allein nicht möglich ist. Das muß in zusammenhängenden Texten geschehen, in denen die Summe dessen festgehalten ist, was man aus Grabungsbefunden, teilweise ergänzt durch schriftliche Nachrichten, für die ältesten Kulturperioden erschließen kann. Daß in einer Zeit, wo man sich lieber durch möglichst großformatige Bilder informieren läßt, vielen das Lesen zu unbequem ist und die Texte daher viel zu lang sind, steht auf einem anderen Blatt. Den Konnex zwischen archäologischer Quelle und dem

Prähistorische Schausammlung, Durchblick von Saal XI bis Saal XIV.

möglichen historischen Ereignis kann man aber nicht allein mit dem Auge bewältigen, man muß ihn gedanklich erfassen. Alles das macht sich bei einem Ausstellungsgegenstand, bei dem es an mit einiger Wahrhaftigkeit reproduzierbaren anschaulichen Tatbeständen fehlt, natürlich besonders bemerkbar.

Freilich gibt es Geister, die, geschult an Sonnleitners unsterblichen „Höhlenkindern“, die vertrauten Darstellungen vermissen, etwa die des Mannes, der da bohrt, oder der Frau, die da töpfert. Warum das so ist, bleibt ein Rätsel, denn erstens ist die Erkenntnis, die daraus erfließt, äußerst ungewiß und zweitens äußerst bescheiden. Vielleicht liegt es daran, daß der Betrachter von sich aus zu eben dieser Vorstellung gelangt war und daraus, daß er sich nun quasi wissenschaftlich bestätigt sieht, den weiteren Schluß zieht, sich zu den Klugen zählen zu dürfen.

Heute, wo die Kunst der getreuen Wiedergabe des sinnlich Wahrnehmbaren ausweicht und aus Angst vor dem Unechten nach neuen Formen sucht, kann man eine Ausstellung über die urzeitliche, größtenteils nur archäologisch erhellbare Vergangenheit des Menschen nicht mit naturalistischen Fantasiebildern ausstatten, auch wenn man von der Wirkung in mit Ölgemälden, Blattgold und Stuck beladenen Sälen absieht. Selbst die Kirche zieht sich auf die Abstraktion zurück, und sie weiß von ihren Heiligen mehr, als wir von unseren Urmenschen.

Prähistorische Schausammlung, Saal XIV.

Etwas anderes ist es, wenn es sich um eine Sonderausstellung handelt, die zu einem bestimmten Thema Stellung nimmt. In diesem Fall wird man trachten, alles Bekannte zusammenzufassen und, ergänzt durch Nachbildungen, Rekonstruktionen und Bilder, darzustellen.

Hier aber, um es zu wiederholen, handelt es sich um eine Daueraufstellung einer sehr umfangreichen Sammlung, welche die Volksbildung ebenso zur Aufgabe hat, wie die sachgerechte Unterbringung des Materials. Was die erste betrifft, soll der Besucher durch eine Auswahl typischer Stücke und die Wandtexte mit den Grundzügen der Kulturgeschichte des urzeitlichen Mitteleuropa vertraut werden. Der Einzelgegenstand wurde über die Identifizierung und Datierung hinaus nicht allzu sehr in den Vordergrund gerückt. Damit wollten wir der Gefahr entgegenwirken, daß die Urgeschichte mit der Entwicklung der handwerklichen Fertigkeiten verwechselt wird, was bei einem Forschungsmaterial, das sich fast zur Gänze aus Gegenständen des täglichen Gebrauches zusammensetzt, seit den evolutionistischen Kindertagen der Urgeschichtswissenschaft naheliegt.

Die neugestalteten Säle zeigen nun der Reihe nach: XI Paläolithikum und Neolithikum (mit Willendorf und Schipenitz), XII Bronzezeit (Gräberfeld von Hainburg-Teichtal, Goldfunde und Bronzedepots), XIII: Ältere Eisenzeit (Hallstattkultur in Österreich, Ungarn, Mähren und Slowenien u. a. mit Gemeinlebarn, Ödenburg, Býčí skála und Watsch), XIV: Fundort Hallstatt und XV: Jüngere Eisenzeit und Frühgeschichte (u. a. mit Mihovo, Idrija und Zwölfaxing).

In Exkursen werden etwas eingehender die Venusstatuetten des Jungpaläolithikums, der Bronzeguß, die Osteinflüsse in der Hallstattkultur, das frühe Vorkommen von Eisen, die Situlenkunst und der Bergbau in Hallstatt behandelt.

Der Mensch und seine Kulturen
Die Prähistorische Abteilung

Die Anfänge der Prähistorischen Sammlung gehen auf den Besitz des Österreichischen Kaiserhauses zurück. In den alten Hofsammlungen – vor allem im einstigen Münz- und Antikenkabinett – konnte man unter Vasen, Medaillen, Kameen und anderen erlesenen Erwerbungen fürstlichen Sammeleifers Funde aus Hallstatt, Peschiera und den Schweizer Pfahlbauten bewundern. Auch prähistorische Bronzen aus der Ambraser Sammlung, die im 16. Jahrhundert entstand, und Ausgrabungsmaterial der Sammlung Este aus dem 18. Jahrhundert waren dort vereinigt.

Es hat oft schon Erstaunen ausgelöst, daß ein Haus, das weithin sichtbar „Dem Reiche der Natur und seiner Erforschung" gewidmet ist, eine kulturhistorische Sammlung dieses Ranges beherbergt. Dieser Umstand läßt sich aus der Gründungsgeschichte des Museums erklären. Mit der organisatorischen Planung war Ferdinand von Hochstetter beauftragt. Dieser vielseitige Gelehrte war dem wissenschaftlichen Herkommen nach zwar Geologe, leistete aber als Forschungsreisender, Sammler und Publizist auch Bedeutendes auf dem Gebiet der Anthropologie. Seine weitgespannten Interessen führten ihn zur „Anthropologischen Gesellschaft in Wien", einer gelehrten Vereinigung, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen anhand des Skelettmaterials, der Bodenfunde und der Beobachtungen an rezenten Naturvölkern zu studieren. Bei seiner Planung für den wissenschaftlichen Aufbau des Hauses sah nun von Hochstetter neben einer Heimstätte für die traditionellen Naturwissenschaften auch eine Anthropologisch-Ethnographische Abteilung vor, der er die alten Bestände aus dem Münz- und Antikenkabinett – erheblich vermehrt durch großzügige Schenkungen der Anthropologischen Gesellschaft – als „Prähistorische Sammlung" zufügte. Hochstetter schrieb seine erste urgeschichtliche Publikation, den Bericht über die Nachforschungen nach Pfahlbauten in den Seen von Kärnten und Krain, im Jahre 1865. Er war der erste Direktor der Anthropologisch-Ethnographischen Abteilung und zugleich auch der erste Intendant des Naturhistorischen Museums; die feierliche Eröffnung am 10. August 1889 hat er aber nicht mehr erlebt.

Das Werden der Sammlung im Vielvölkerstaat der Habsburger begründete ihre heute einzigartige Stellung in der Welt: sie ist international, wahrhaft europäisch angelegt und sollte von Anfang an der Vielfalt europäischer Kulturerscheinungen gerecht werden. Andere bedeutende Sammlungen dieser Art wurden dagegen vorwiegend als „Vaterländische Altertümer" verstanden und sollten die Früh-

Das Naturhistorische Museum in Wien.
Salzburg-Wien 1979, S. 124-125, 142-143

QUELLE

zeit nationaler Vergangenheit anschaulich machen, weswegen sie heute nicht selten in Nationalmuseen zu finden sind.

Den stärksten Zuwachs hatte die Sammlung in den Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg zu verzeichnen. Unter dem Kustos Josef Szombathy gelangten durch Grabungen, teils auch durch Ankäufe, Fundposten aus allen Teilen der Monarchie – von Galizien und der Bukowina bis zu den Österreichischen Alpenländern und von Böhmen und Mähren bis nach Krain und zur Wojwodina – in die Vitrinen und Depots. Aber auch aus fast allen europäischen Ländern – von Skandinavien bis Makedonien und Thrakien und vom Kaukasus bis in die Dordogne – konnten Bestände erworben werden, die heute noch einen Anziehungspunkt für die internationale Forschung bilden. Man nahm damals darauf Bedacht, die kulturgeschichtlichen Perioden aus allen Landschaften durch Material zu belegen – eine Absicht, der spätere Zeitläufe freilich engere Grenzen gesetzt haben.

Szombathy war es auch, der die planmäßigen Ausgrabungen von Willendorf einleitete. Ihm blieb es auch vergönnt, mit seinen Mitarbeitern Josef Bayer und Hugo Obermaier im Löß der Wachau die Venus von Willendorf für die Welt zu entdecken.

Heute verwahrt die Prähistorische Abteilung 81.000 Inventarposten mit mehreren hunderttausend Einzelstücken. Dem Wirken Josef Bayers, der sich in der Nachfolge Szombathys als Direktor vor allem als Erforscher der Eiszeit und als Ausgräber altsteinzeitlicher Fundplätze einen Namen gemacht hat, ist es zu verdanken, daß die Paläolithsammlung von Fachgelehrten aus aller Welt zu Studienzwecken aufgesucht wird. Das von Bayer gegründete Eiszeitinstitut, das damals schon in höchst moderner Weise alle beteiligten Disziplinen zusammenführte, soll nun, nach längerer Pause, wiedererstehen. Die neolithischen Funde waren lange Zeit wegen der sehr verschiedenen Provenienzen kaum zu überschauen. Vielfach fehlte es

Die Venus von Willendorf, ca. 20.000 Jahre alt

auch an Vergleichsmöglichkeiten. Eine Bearbeitung unter Nutzung neuester Grabungsergebnisse aus allen Teilen Europas hat nun den Rang auch dieses Teiles der Sammlung erwiesen.

Den Kern der Sammlung bilden aber nach wie vor die Bestände aus der Hallstattzeit. Auf diesem Gebiet ist die Weltgeltung unbestritten, und hier wurde auch konsequent der Schwerpunkt der Forschung festgesetzt. Seit 1961 wird im Salzberg von Hallstatt gegraben. Damit kommt die Prähistorische Abteilung in Weiterführung einer hundertjährigen Tradition einer internationalen Verpflichtung nach. Zur Klärung östlicher Einflüsse in der Hallstattkultur soll eine Grabung auf dem Kalenderberg bei Mödling beitragen.

Besitz und Arbeit sind nicht verborgen geblieben. In der jüngsten Vergangenheit gab es kaum ein Jahr, in dem die Prähistorische Abteilung nicht eine Ausstellung veranstaltet hätte oder an einer beteiligt

war. Das verbreitete Interesse, das nun der Archäologie und Urgeschichte heute in weitesten Kreisen entgegengebracht wird, wird der traditionsreichen Prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien in Forschung und Darstellung zweifellos immer neue Aufgaben stellen.

Die Venus von Willendorf, ca. 20.000 Jahre alt

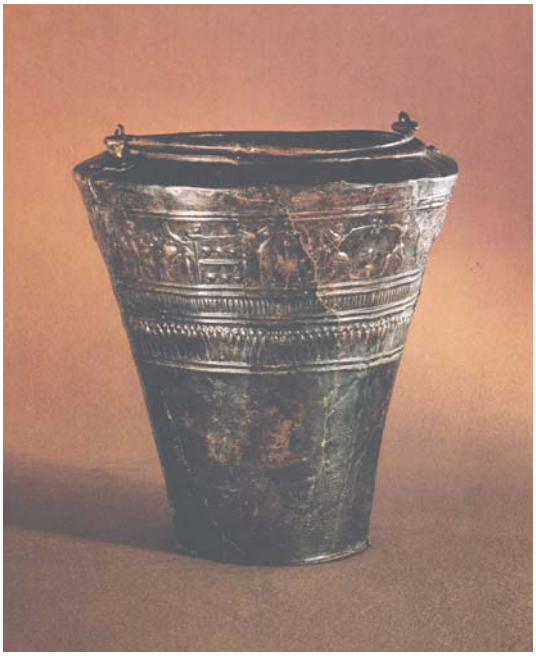
Die Figur ist aus feinem Kalkstein, zur Gänze erhalten, 11 cm hoch und stellt eine beleibte, unbekleidete Frau mit starken Hüften, vorstehendem Bauch und schweren Brüsten dar. Auf schwachen Schultern sitzt ein verhältnismäßig großer Kopf. Ober- und Unterschenkel sind naturnah gebildet, aber verkürzt. Die Arme sind nur angedeutet, die Füße wurden ganz weggelassen. Auch das Gesicht fehlt. Um den leicht vorgeneigten Kopf liegt eine komplizierte Frisur aus parallelen Lockenreihen, die bis tief in den Nacken reichen; beide Handgelenke schmücken gezackte Armringe. Ursprünglich war sie dick mit roter Farbe bemalt. Die sogenannte *Venus von Willendorf* wurde am 7. August 1908 bei einer systematischen Grabung in der 9. (obersten) Schicht der Fundstelle II bei Willendorf in der Wachau gefunden.

Situla von Kuffern, Niederösterreich, 5. Jahrhundert v. Chr. Gesamtansicht und Detail Gelageszene

Situla von Kuffern, Niederösterreich, 5. Jahrhundert v. Chr.

Dieses *Bronzegefäß* mit figuraler Verzierung ist technisch und inhaltlich noch ganz der ältereisenzeitlichen Situlenkunst verhaftet, zeigt jedoch schon deutliche Elemente des neu aufkommenden Latènestiles. Man sieht einen zechenden Mann, von Bedienten umgeben, ein Regal mit gefüllten Eimern, einen Faustkampf mit Kampfrichtern und Zuschauern sowie Wettreiten und Wettfahren mit zweirädrigen Streitwagen (nicht im Bildausschnitt). Die Darstellungen sind von höchster künstlerischer Qualität und stellen einen späten Höhepunkt der Situlenkunst dar. Das Gefäß wurde im 5. Jahrhundert v. Chr. angefertigt.

Ein Mann von Rang sitzt auf einem Lehnstuhl etruskischer Machart und läßt sich von einem kahlköpfigen Schenken nachgießen. Die leeren Gefäße schwenkend geht ein weiterer Diener eben ab. Weinmangel jedoch ist nicht zu befürchten: ist doch rechts ein von bizarr verrenk-



ten Menschenleibern bekröntes Gestell zu erkennen, an dem noch sechs Situlen hängen, die wir uns wohl mit Wein gefüllt vorstellen dürfen. Zwischen der sinnreichen Plastik – die der Tortur des Pfählens die Lust am Rauschtrank so lebensfroh gegenüberzustellen weiß – und der Stuhllehne steht ein Kind, das den Zecher mit staunender Hingabe betrachtet und – wenn wir die Beinstellung recht deuten – mit Ungeduld darauf wartet, es dem Ehrengaste gleichzutun. Der Kleine und der abgehende Diener tragen ebensolche Mützen, wie wir sie auf Seite 137 erkennen.

Schlüssel zur Vergangenheit
Die Prähistorische Schausammlung

Das Interesse an der prähistorischen Vergangenheit des Menschen läßt sich bis in die Antike zurückverfolgen, eine wissenschaftliche Disziplin dafür mit eigenen Fragestellungen und Methoden hat sich aber erst relativ spät konstituiert. Wie im übrigen Europa wurden auch in Österreich bis zum 19. Jahrhundert die Vorstellungen von der Urzeit von bloßer Spekulation und den Nachrichten der klassischen Autoren bestimmt. Die Anteilnahme der deutschen Humanisten an den Vorbewohnern ihres Landes entzündete sich an der Streitschrift „De ritu, moribus et conditione Theutoniae descriptio“ (1496), die der spätere Papst *Enea Silvio Piccolomini* unter reichlicher Verwendung von Tacituszitaten verfaßt hatte, um die Beschwerden der Deutschen gegen die hohen Abgaben an die römische Kurie zurückzuweisen. Die Grundlagen für die Urgeschichtswissenschaft im heutigen Sinne wurden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen. Träger der Forschung waren vorerst die Anthropologischen Gesellschaften, die zwischen 1860 und 1875 in den bedeutendsten europäischen Metropolen entstanden, und die es sich zur Aufgabe machten, die kulturelle und körperliche Entwicklung des Menschen in seinen urtümlichen Stadien zu studieren. Die 1870 gegründete Anthropologische Gesellschaft in Wien stellte ihre reiche Sammlung dem seit 1871 entstehenden Naturhistorischen Hofmuseum zur Verfügung, und das Gründungsmitglied der Gesellschaft *F. v. Hochstetter* richtete als erster Intendant des neuen Hauses eine Anthropologisch-Ethnographische Abteilung mit einer Prähistorischen Sammlung ein.

Die ältesten Funde der Sammlung von österreichischem Boden stammen aus der *Gudenushöhle* bei Hartenstein im Kremstal, NÖ. Die ältere Schicht, um 50 000 Jahre alt, enthält noch rohe, faustkeilähnliche Steingeräte.

Die jüngere Schicht, vom Ende der letzten Eiszeit (etwa 10- bis 15 000 Jahre alt) überlieferte uns einen Adlerknochen mit der eingeritzten Zeichnung eines Rens. Durch den Fund der Frauenstatuette ist *Willendorf* in der Wachau zum populärsten Fundort der Altsteinzeit in Österreich geworden (S. 90). Die Steinwerkzeuge der eiszeitlichen Jäger in der Wachau entstanden vor rund 35 000 Jahren und vor rund 20 000 Jahren.

Die Eiszeit ging vor etwa 10 000 Jahren zu Ende und mit ihr die paläolithische Kultur der Mammut- und Rentierjäger. Mit der Epoche, die wir als Neolithikum (Jungsteinzeit) bezeichnen, hält die produktive Wirtschaftsform mit Bodenbau und Tierhaltung Einzug. Als Zeugnisse der Fruchtbarkeitsrituale der neolithischen Bauern blieben uns weibliche Tonstatuetten, sog.

QUELLE
Naturhistorisches Museum Wien. Westermann Braunschweig 1979 [Reihe „museum“], S. 68-72

Die Prähistorische Schausammlung. Durchsicht von Saal XI bis Saal XIV.

Idole, erhalten (Pazardžik). Das erste neolithische Phänomen in Mitteleuropa sind die donauländischen Kulturen. Im 3. Jahrtausend treten an ihre Stelle neue Gruppen, deren markantestes Merkmal der Besitz der Metalle ist. Hierher gehören die Glockenbecherkultur und die sog. Pfahlbauten. Das waren Ufersiedlungen bei dem niedrigen Wasserstand der Trockenzeit um 2000 v. Chr. (Attersee). Ein idealisiertes Bild nach den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts befindet sich in der Mitte von Saal XII. Die Geräte werden nun in zunehmendem Maße aus Kupfer, der Schmuck aus Kupfer und aus Gold hergestellt (*Stollhof*, Saal XII).

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte findet die Bronze zunehmend Verbreitung. Schwere Armreife, große Schmucknadeln und reich verzierte Beile und Schwerter zeugen von einem blühenden Bronzehandwerk. In der frühen Bronzezeit wird im allgemeinen Körperbestattung geübt, häufig in der lokalen neolithischen Tradition in Form des sogenannten liegenden Hockers (Grab Großweikersdorf). Über dem Leichnam kann auch ein Hügel aufgebaut werden (Hügelgräberkultur der mittleren Bronzezeit). In der späten Bronzezeit seit dem 13. Jahrhundert v. Chr. setzt allgemein die Leichenverbrennung ein (Grab Libochowan). Eine Fundgattung, die in der späten Bronzezeit besonders auffällt, sind die sogenannten Depotfunde. Bronzehorte wurden während der gesamten Bronzezeit als Kapitalreserve oder als Opfer vergraben (Hodonin), ihre Zahl nimmt aber gegen Ende der Epoche auffällig zu (Nechranice, Škocjan). Aus ähnlichen Motiven hat man wohl auch die Schatzfunde aus Gold dem Boden anvertraut (Goldvitrine). Vornehmlich bei dieser Art von Funden der ausgehenden Bronzezeit des 8. Jahrhunderts sind Einflüsse aus dem SO und O Europas zu erkennen. Vor allem das Pferdegeschirr bezeugt Kontakte mit östlichen Reitervölkern (Stillfried). Kriegszüge der Kimmerier und Skythen aus dem nördlichen Schwarzmeergebiet nach Westen und nach Kleinasien sind für das Ende des 8. und das 7. Jahrhundert historisch überliefert.

Die Aufnahme von Kulturgütern aus dem Osten und die steigende Nutzung des Eisens – Erscheinungen, die man wohl in Zusammenhang mit der Intensivierung des Handels durch die griechische Kolonisation seit etwa 750 v. Chr. sehen muß – bezeichnen auch den Beginn der Hallstattkultur (7. bis 5. Jahrhundert v. Chr.). Allgemein zeigt sich nun die Tendenz zur Mehrung von Macht und Besitz, was vor

Stier aus der Býčí skála-Höhle, Mähren, um 500 v. Chr.

allem bei den Bestattungen auffällt. Begüterte lassen sich nun mit ihrem Wagen und reichen Beigaben in einer Grabkammer unter einem Hügel beisetzen. Der Wechsel der Bewaffnung aber auch der Mode vom 7. bis 5. Jahrhundert ist uns aus dem südostalpinen Hallstattgebiet besonders gut überliefert, wo sich der Kontakt mit Italien deutlich auswirkte (Šmarje, Vače). Einen umfassenderen Überblick von Tracht und Brauchtum verdanken wir den Darstellungen der Situlenkunst, wo wir die alte Hallstattbevölkerung bei Spiel und Gelage beobachten können (Vače, Kuffern). Der Býčí skála-Höhle in Mähren verdanken wir nicht nur das Beispiel eines Prunkwagens, sondern mit der kleinen Stierplastik auch ein hervorragendes Kunstwerk der Hallstattzeit (S. 70).

Der namengebende Ort hat einen eigenen Saal. Aus Tausenden von Fundobjekten aus dem Gräberfeld von Hallstatt wurden die berühmtesten Stücke, wie z. B. das Gefäß mit Kuh und Kälbchen, das vergoldete Dolchmesser, der in Oberitalien hergestellte Eimerdeckel (S. 71) und das Schwert mit verzierter Scheide (S. 72) ausgewählt und den Resten aus dem urzeitlichen Bergbau gegenübergestellt. Fellsäcke, Fackeln, Schaufeln, Schlägel, Mützen und andere Teile der Kleidung, durch das Salz erstaunlich gut konserviert, geben uns Aufschluss über die Arbeit unter Tag vor 2500 bis 3000 Jahren.

Eimerdeckel aus Hallstatt, Oberösterreich, um 600 v. Chr.

Schwertscheide aus Hallstatt, Oberösterreich, 500/400 v. Chr. (Ausschnitt)

Die keltische Expansion, die am Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. durch den Zusammenstoß mit den Römern historisch fassbar wird, hinterließ auch im Fundbestand eine deutliche Zeitmarke zwischen Hallstattkultur und Latènekultur, die demnach vom 5. Jahrhundert bis zum Beginn der christlichen Zeitrechnung dauerte. Diese und die folgenden Epochen, von denen wir nicht nur durch archäologische, sondern auch durch schriftliche Quellen Nachricht haben, sind in Saal XV dargestellt. Die ornamentale Gesinnung der Kelten, Thraker und Illyrer kann man an ihren Schmuckobjekten vergleichen, die des Ostkeltentums überdies noch an den Waffen, in denen sich die Übernahme fremder Stilelemente spiegelt.

Eine weitere Virtrine zeigt die germanische Hinterlassenschaft vom 1. bis 6. Jahrhundert (Markomannen, Quaden, Goten, Langobarden). Daneben ist mit exotisch anmutenden Funden der Awaren (6. bis 8. Jahrhundert) gedacht, die, wie neueste Ausgrabungen zeigen, in der Siedlungsgeschichte unseres Raumes eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Inv. Nr. 12.042/8

Naturhistorisches Museum in Wien

Flugblatt Nr. 14 März 1961

Naturhistorisches Museum Wien Prähistorische Abt.

Die Venus von Willendorf

Von Dr. Wilhelm Angeli

Willendorf in der Wachau (Gerichtsbezirk Spitz an der Donau, Niederösterreich) ist der bedeutendste Fundort der Altsteinzeit in Österreich. Unter den klimatischen Bedingungen der letzten Eiszeit (Würm II) lebte hier der Mensch auf der wirtschaftlichen Grundlage des Jägertums. Seine bevorzugte Jagdbeute bildeten Renntier, Steinbock und Mammut; daneben wurden aber auch Hirsch, Elch, Bär, Bison, Pferd, Hase, Luchs, Wolf, Fuchs und Adler erlegt.

Waffen und Gerät sind vornehmlich aus Stein und Knochen hergestellt. Nach Technik und Ausführung gehören sie jungpaläolithischen Kulturstufen, nämlich dem Aurignacien und Gravettien, an.

Mehrfach wiederholte Ausgrabungen haben sieben Fundstellen (Willendorf I bis VII) ergeben. Am 7. August 1908 wurde in Willendorf II bei einer Grabung des Naturhistorischen Museums unter der Leitung von *J. Szombathy*, *J. Bayer* und *H. Obermaier* die Frauenstatuette gefunden, die unter der Bezeichnung „Venus von Willendorf" weltbekannt geworden ist. Sie lag in der neunten (obersten) Schicht, ist also 25.000 bis 30.000 Jahre alt.

Die Figur ist aus feinem Kalkstein verfertigt, ganz erhalten und 11 cm hoch. Sie stellt eine beleibte, unbekleidete Frau mit starken Hüften, vorstehendem Bauch und schweren Brüsten dar. Auf schwachen Schultern, von denen eine etwas hochgezogen ist, sitzt ein verhältnismäßig großer Kopf. Ober- und Unterschenkel sind naturnah gebildet, aber verkürzt. Die dünnen Arme sind nur angedeutet, die Füße wurden ganz weggelassen. Auch das Gesicht fehlt. Jeder Versuch, der glatten Fläche menschliche Züge zu geben, ist unterblieben. Der Rücken ist flach und ungegliedert, zeigt aber in der Gegend der Achselhöhlen Falten, wie man sie gelegentlich bei fettleibigen Personen beobachten kann.

Um den leicht vorgeneigten Kopf ist eine komplizierte Frisur aus parallelen Lockenreihen gelegt, die bis tief in den Nacken reicht; beide Handgelenke schmücken gezackte Armringe. Ursprünglich war die Figur dick mit roter Farbe bemalt. Der Belag ist heute nur noch stellenweise erhalten.

Schon eine kurze Betrachtung zeigt, daß die Statuette das Werk eines begabten Künstlers ist. Mit wenigen, sicheren Linien ist das als wesentlich Empfundene hervorgehoben. Bei aller Realistik der Einzelheiten bleibt die Komposition einfach. Daß die Plastik einer hochentwickelten Kunsttradition entstammt, beweist uns eine große Anzahl ähnlicher Figuren.

Wir kennen aus dieser Epoche weit über 100 solcher Statuetten, meist aus Stein und Elfenbein, die von Südfrankreich und Oberitalien über Mitteleuropa bis nach Sibirien verbreitet sind. Fast stets fehlt das Gesicht; die Figuren bleiben unpersönlich. Die Beine laufen spitz zu, so daß man sie in den Boden drücken oder in Vertiefungen stecken konnte. Immer wieder ist zu beobachten, daß, wie

bei der Willendorfer Venus, das spezifisch Weibliche realistisch, mit anatomischen Einzelheiten wiedergegeben ist, während andere Körperteile schematisiert und auf ein geringeres Maß reduziert erscheinen, als es die natürlichen Verhältnisse verlangen. Die Ausgräber fanden die Plastiken stellenweise noch innerhalb der Kontur im Boden, die die längst vergangene altsteinzeitliche Hütte hinterlassen hat.

Das gibt der Wissenschaft die Möglichkeit, etwas von dem Sinngehalt unserer Venus für den eiszeitlichen Menschen zu erfassen. Sie ist ein Symbol der Fruchtbarkeit, das, vielleicht als Ahnenfigur verehrt, auf magische Weise den Bestand der Sippe und den Jagdertrag sichern sollte.

Die Flugblätter können einzeln im Naturhistorischen Musum, Wien I, Burgring 7, bezogen werden. — Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Naturhistorisches Museum in Wien. Verantwortlicher Schriftleiter: Erster Direktor Univ.-Prof. Dr. Hans Strouhal. Alle Wien I, Burgring 7. — Druck von Friedrich Jasper, Wien III.
Alle Rechte vorbehalten.

Preis dieses Flugblattes 50 g

Bericht über die Ausstellung „Hallstattkultur"

Im Dezember 1972 kehrte nach vierjähriger Abwesenheit ein Teil der Hallstattsammlung etwa 500 Stück – wieder in die Schausäle und Depots der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums zurück. Hervorragende und besonders charakteristische Objekte waren im Rahmen einer Hallstattausstellung in 17 europäischen Städten zu sehen gewesen nach folgendem Terminplan:

1)	Brünn	27. März 1969	bis	4. Mai 1969
2)	Pressburg	29. Mai 1969	bis	29. Juni 1969
3)	Prag	24. Juli 1969	bis	31. August 1969
4)	Warschau	7. Oktober 1969	bis	7. Januar 1970
5)	Krakau	27 . Januar 1970	bis	16. März 1970
6)	Posen	9. April 1970	bis	19. Mai 1970
7)	Mainz	1. Juli 1970	bis	20. September 1970
8)	Berlin	3. Oktober 1970	bis	17. Januar 1971
9)	Stockholm	10. Februar 1971	bis	21. März 1971
10)	Göteborg	1. April 1971	bis	2. Mai 1971
11)	Innsbruck	14. Mai 1971	bis	22. August 1971
12)	Linz	7. September 1971	bis	24. Oktober 1971
13)	Graz	19. November 1971	bis	27. Februar 1972
14)	Laibach	17. März 1972	bis	3. Mai 1972
15)	Belgrad	16. Mai 1972	bis	2. Juli 1972
16)	Pula	18. Juli 1972	bis	1. Oktober 1972
17)	Agram	16. Oktober 1972	bis	16. November 1972

Die Ausstellung kam in zwei Versionen heraus.

Zunächst als Gegenleistung für die Ausstellung „Großmähren" gedacht, reiste sie unter dem Titel „Hallstatt und Býčí skála" – so genannt nach zwei berühmten Fundorten und demgemäß ausgestattet – unter dem Management des Institutes für Österreichkunde in die Tschecheslowakei und nach Polen. Für die Bundesrepublik Deutschland und Berlin wurde das Thema auf den ganzen Ostalpenraum erweitert. In Mainz entschied man sich für die Bezeichnung „Krieger und Salzherren" und

Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, Heft 5/6, Juni 1973, S. 50-52

dabei blieb es mit wechselnden Untertiteln („Hallstattkultur im Ostalpenraum“, „Kunst der Alpenillyrer”) bis zur Endstation in Agram.

Die größten Besucherzahlen wurden mit etwa 60.000 in der Tschechoslowakei erreicht. Aus den übrigen Ländern liegen keine genauen Angaben vor, da die Besucher der Sonderausstellung und des übrigen Museums in der Regel nicht getrennt ausgezählt wurden. Aus Göteborg wurden 9.300 und aus Innsbruck 7.000 Personen gemeldet. Insgesamt haben daher über 100.000 Menschen die Hallstattausstellung gesehen.

Die großen Ausgabenposten bei einem derartigen Unternehmen sind Transport, Versicherung, Katalog und Propaganda. Mit den Ausstellungspartnern wurde eine Kostenteilung vereinbart, und zwar so, daß die Kosten der Verbringung (also Transport, Transportbegleitung, Packen und Versicherung) von Wien zu tragen waren, während für die Standkosten (Katalog, Plakat, Eröffnung, Bewachung und Sicherung) sowie Auf- und Abbau der örtliche Veranstalter zu sorgen hatte. Bei der Versicherung konnte ein Rabatt nach unfallfreier Rückkehr vom jeweiligen Standort ausbedungen werden. Da die Ausstellung nur in Museen mit entsprechender Ausstattung ging, blieben die Transportkosten vergleichsweise niedrig. Außerdem wurden zerlegbare Vitrinen angeschafft, die ohne eine nennenswerte Vergrößerung des Transportvolumens mitgenommen werden können.

Das verhältnismäßig aufwendige System von (beamteten) Transportbegleitern und Packmeistern blieb dagegen bei allen Stationen aufrecht. Der Transportbegleiter hatte die Aufsicht während der Fahrt, des Auf- und Abbaus und darüber hinaus auch erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der Ausstellung (die grundsätzlich den örtlichen Partnern überlassen war). Dieses System bietet die beste Gewähr für die tatsächliche Sicherheit, während die Versicherung in diesem Fall ja nur eine finanzielle Vergütung für einen bereits entstandenen Schaden leisten kann.

Zur Ausstellung sind vier Kataloge erschienen:

* Hallstatt a Býčí skála, Brno, Bratislava Praha 1969.
* Krieger und Salzherren. Hallstattkultur im Ostalpenraum. Mainz 1970.
* Välstand Hallstatt. Gruvor och handel i Europas mitt 2500 år före EEC. Stockholm 1971.
* Krigare och Saltbaroner. Göteborg 1971.
* In Polen begnügte man sich mit einem Leporello.

„Krieger und Salzherren“ konnte nach vorheriger Absprache mit den übrigen deutschsprachigen Partnern in einer für prähistorische Verhältnisse hohen Auflage von 5000 Exemplaren in Auftrag gegeben werden. Auf diese Weise entstand außer dem Mainzer Band noch eine Berliner, eine Innsbrucker und eine Linzer Ausgabe des Kataloges.

Hallstatt und Býčí Skála

Am 27. März 1969 wurde in Brünn die Ausstellung „Hallstatt und Býčí skála“ eröffnet. Sie stellt die Gegenleistung Österreichs für die tschechoslowakische Ausstellung „Großmähren“ dar und wird im Juni in Preßburg und im August 1969 in Prag zu sehen sein.

Die Auswahl des Materials – es stammt zur Gänze aus der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums – hatte zunächst äußere Gründe: die Funde aus der Býčí skála-Höhle sollen nun, 100 Jahre nach der Ausgrabung, von tschechoslowakischen und österreichischen Fachkollegen gemeinsam bearbeitet werden; die Funde aus Hallstatt stehen daneben als Repräsentanten der Epoche, welcher der „Stierfels“ (= Býčí skála) angehört. Der Bergmannsort im Oberösterreichischen Salzkammergut ist heute so populär, daß wohl jeder Ausstellungsbesucher weiß, daß er für eine urzeitliche Periode eponym ist und welchem Land seine Schätze entstammen. Die Gegenüberstellung der beiden bedeutenden Fundorte und die Analyse ihrer vielfältigen Beziehungen zu anderen Landschaften des damaligen Europa lassen zudem weitere Aufschlüsse zur Geschichte des mitteleuropäischen Kulturraumes im Vorfeld der Antike erhoffen, den wir heute mit dem wissenschaftlichen Kunstnamen „Hallstattkultur“ zu bezeichnen gewohnt sind.

Die **Hallstatt**funde haben eine lange Geschichte (zur Geschichte der Forschung vgl. K. Krenn 1950). Der allergrößte Teil des Materials, das heute im Besitz der Prähistorischen Abteilung ist, stammt aus den Grabungen, die der Bergmeister J. G. Ramsauer in den Jahren 1846-1863 durchführte. Dieser Periode verdanken wir den Inhalt von 980 Gräbern. Ramsauer schickte seine Funde in mehreren Raten an das k.k. Münz- und Antikenkabinett in Wien. Die ersten fünf Lieferungen trafen zwischen Dezember 1850 und Februar 1861 ein, das Datum der späteren Sendungen ist nicht überliefert. Das Antikenkabinett übergab das gesamte Material im Jahre 1888 der Anthropologisch ethnographischen Abteilung des neugegründeten Naturhistorischen Museums, wo es von M. Hoernes in siebenjähriger Arbeit inventarisiert wurde. Nach J. G. Ramsauer, in den Jahren 1864-1886, vermehrten weitere Grabungen den in Wien verwahrten Bestand aus Hallstatt auf 1.045 Gräber (neun davon wurden auf dem steilen Hang des Hallbergs gefunden). Rund 90 Gräber kamen in das Museum in Hallstatt, etwa 135 in das Oberösterreichische Landesmuseum in Linz. Die gesamte Zahl der Bestattungen auf dem Hallstätter Gräberfeld wird auf rund 2.000 geschätzt, wovon allerdings ein großer Teil ohne fachwissenschaftliche Kontrolle gehoben wurde und heute für die

Annalen des Naturhistorischen Museums Wien Band 73,
Wien November 1969, S. 401-416

QUELLE

wissenschaftliche Auswertung so gut wie verloren ist.

Der erste Bearbeiter der Hallstattfunde war – wenn wir von früheren Berichten noch lange vor Abschluß der Ramsauerschen Grabungen absehen (J. Gaisberger 1848, F. Simony 1851) – der Kustos und spätere Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetts Ed. v. Sacken (1868). Nach einer Pause von mehr als einem halben Jahrhundert erschien posthum eine Materialanalyse auf breiter Basis von M. Hoernes (1920/21). Die Gesamtvorlage der in österreichischen Museen verwahrten geschlossenen Grabfunde aus dem Salzbergtal lieferte erst K. Kromer (1959). In der langen Zwischenzeit wurden immer wieder Versuche unternommen, die gesamte Epoche, der Hallstatt angehörte, chronologisch einzuordnen. Der Vorschlag von H. Hildebrand[1], den er beim Kongreß in Stockholm 1874 vorlegte, einen Teil der eisenzeitlichen Funde nach Hallstatt zu benennen, fand allgemein Nachfolge (Hildebrand 1874). O. Tischler (1881) unterschied zutreffend eine ältere und eine jüngere Hallstätter Periode, die er zwischen 1000-400 ansetzte.

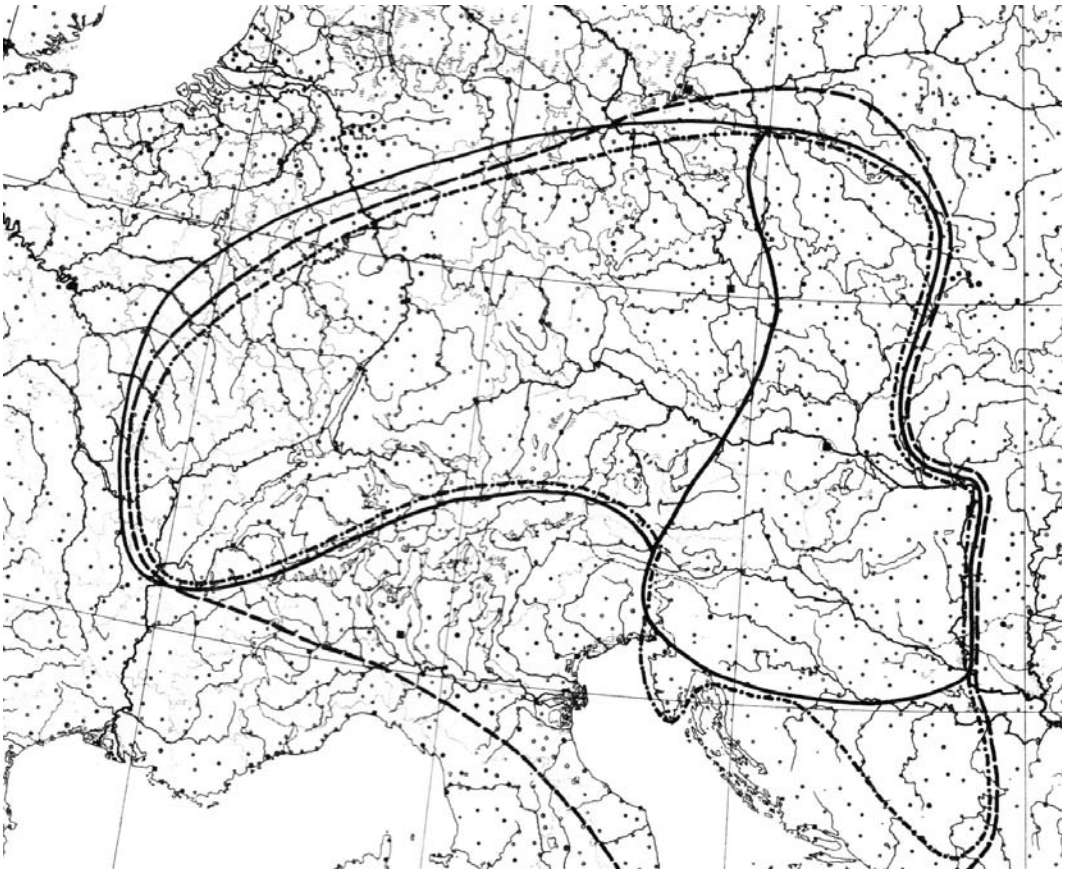
Wie er verglich auch O. Montelius (1885) die Hallstattkultur mit den Gräbergruppen bei Bologna, datierte aber etwas tiefer, nämlich die ältere Hallstattzeit von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts und die anschließende jüngere Hallstattzeit bis nach 400. Die ältere Hallstattzeit gehört zu einem Teil noch der jüngeren Bronzezeit, zum anderen einer Übergangsperiode zur Eisenzeit an[2].

Nach einem früheren Versuch in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (in dem er das Material des Gräberfelds von Hallstatt in sechs zeitliche Abschnitte aufteilte) definierte P. Reinecke (1900, 1911) die vier Stufen seiner Hallstattzeit, wovon die beiden jüngeren die ältere Eisenzeit Mitteleuropas im heutigen Sinn repräsentieren, während die Stufen Hallstatt A und B der spätbronzezeitlichen Urnenfelderzeit angehören. Von seinen Stufen setzte P. Reinecke A von 1200 bis 1000 an, B von 1000 bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts, C in das 8. Jahrhundert und D in das 7. und die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts. Die Reineckesche Gliederung wird bis heute, wenn auch verfeinert und mit lokal bedingten Änderungen versehen, zur internationalen Verständigung benützt.

Die Arbeit an der Chronologie der mitteleuropäischen Fundgruppen blieb auf die Ansichten über die Gräber von Hallstatt nicht ohne Einfluß. Ed. v. Sacken nahm als Belegungszeit noch die zweite Hälfte des letzten Jahrtausends an. M. Hoernes unterschied in seiner nachgelassenen Arbeit unter Berufung auf O. Tischler und im Gegensatz zu P. Reinecke zwei Zeitstufen, von 900 bis 700 und von 700 bis 400. Seiner Ansicht nach konnte „eine weitere Stufentrennung wenigstens für diesen Fundort ohne Zwang nicht vorgenommen werden“ (M. Hoernes 1920/21, 39). Die ersten beiden Stufen P. Reineckes sind im Gräberfeld tatsächlich nicht vertreten. Hoernes stützte sich bei seiner Studie auf 340 reichere Gräber. Seine Einteilung des ältereisenzeitlichen Materials aus dem Gräberfeld in Schwert- und Dolchgräber ist bis heute gültig geblieben. So konnte Kromer die Waffen und daneben noch doppelkreuzförmige Gürtelhaken, Gürtelhaken mit Klammerenden und rahmenförmige Gürtelhaken (für die ältere Stufe) sowie lange Gürtelbleche, Halbmondfibeln und rhom-

1) Nachdem er schon 1872 bei seinem Aufsatz über die Geschichte der Fibel den Ausdruck „Hallstatt-Gruppe“ verwendet hatte. Antiaqvarisk Tidskrift för Sverige 4, 1872, S. 15ff.

2) Weitere chronologische Ansätze bis 1931 bei N. Åberg, Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie II, Hallstattzeit. Stockholm 1931, S. 2ff. Åberg verlegt seine ältere Periode der Hallstattzeit zwischen 650 und 500 und die jüngere in das 5. Jahrhundert.



Schematischer Umriß des Gebietes der Hallstattkultur
nach Hoernes 1905 – – – – – – Pittioni 1954 –·–·–·–·– Kossak 1959 ————

bische Gürtelhaken (für die jüngere Stufe) als Einteilungsgründe beibehalten. Merkliche Unterschiede gibt es bei der Bewertung der Fibeln. Während M. Hoernes (1920/21, 30) den Kahnfibeln (und verwandten Formen, auch mit vollem Bügel und Bügelbesatz) eine Mittelstellung zuweist („ ... sie sind übereinstimmend überall, wo sie vorkommen, weder ganz alt noch ganz jung"), richtet sich K. Kromer konsequent nach dem Fußknopf, der, je nach An- oder Abwesenheit, für die jüngere oder die ältere Stufe entscheidendes Merkmal ist. Demgemäß stellt K. Kromer die Gräber mit „schlanken Zweilappenfibeln", die bei Hoernes eine Gruppe der jüngeren Frauengräber bilden, in die Übergangsphase von älterer zu jüngerer Stufe, mit Ausnahme des Grabes 265, dessen Zweilappenfibel mit Fußknöpfchen ihm für jüngere Zeitstellung ausschlaggebend ist. Eine abweichende Meinung gegenüber M. Hoernes vertritt K. Kromer auch bei der Frage der Verteilung der Gräber auf die Geschlechter. M. Hoernes glaubte nach der Art der Beigaben zwischen Männer und Frauengräbern unterscheiden zu können. Viel Schmuck in waffenlosen Gräbern nahm er als Kennzeichen für eine weibliche Bestattung, was freilich nicht immer zutreffen muß. K. Kromer führt demgegenüber eine ganze Reihe von Schmuckgegenständen an, die von beiden Geschlechtern getragen wurden. Auf Grund verschiedener Beob-

achtungen an den wenigen erhaltenen Skeletten kommt er zu dem Schluß, daß die Zahl der auf dem Salzberg lebenden Frauen und Kinder verhältnismäßig gering war (K. Kromer 1958, S. 44f.).

Die zweite Fundstelle des Salzbergtals, die zeitweise neben dem Grabfeld fast in Vergessenheit geriet, die aber auf eine mindestens ebenso lange Fundgeschichte zurückblicken kann, ist das Bergwerk selbst. Es ist das bleibende Verdienst von A. Mahr, der damals als Kustos der Prähistorischen Abteilung im Naturhistorischen Museum wirkte, hier, nachdem das Gräberfeld als erschöpft gelten kann, anknüpfend an die Tätigkeit eines G. Kyrle (1913 und 1916) der Spatenforschung ein neues, zukunftsträchtiges Wirkungsfeld erschlossen zu haben. A. Mahr war es auch, der die Aufmerksamkeit der Fachwelt wie auch der Öffentlichkeit wieder auf die 1734 entdeckte Bergmannsleiche im Kilbwerk lenkte. So wie dieser unschätzbare und leider verschollene Zufallsfund werden im Lauf der Jahrhunderte im Zuge der bergmännischen Tätigkeit viele Stücke ans Tageslicht gekommen und wieder verschwunden sein. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, als der historische Sinn sich auch für so ferne Altertümer zu regen begann, vollends bei Beginn der regelmäßigen Ausgrabungen am Gräberfeld durch J. G. Ramsauer, konnte man die Funde aus dem Berg nach ihrem vollen Wert würdigen. Von bergmännischer Seite wurde nun vieles zur wissenschaftlichen Erschließung des Bergwerks getan (F. v. Hochstetter 1882, O. Stapf 1886, J. Szombathy 1900, A. Aigner 1911), nur gelegentlich unterstützt durch Prähistoriker wie A. Mahr. Im Jahre 1950, als auf Vorschlag des Geologen des Naturhistorischen Museums F. Bachmayer eine Exkursion nach Hallstatt stattfand, wurde auf dessen Anregung vor dem Ablaß des Kilbwerks mit K. Kromer beschlossen, den alten Bergbau systematisch zu untersuchen. Das Vorhaben wurde einige Jahre später erstmalig in die Tat umgesetzt, und seither hat die Prähistorische Abteilung Jahr für Jahr Grabungen durchgeführt, mit besonderer Konzentration auf das Kilbwerk. Die klaglose Zusammenarbeit mit der Saline Hallstatt hat inzwischen Früchte getragen. So ist vor einigen Jahren eine befriedigende Rekonstruktion des Verlaufs der alten Einbaue gelungen (O. Schauberger 1960). Ein weiterer Erfolg ist die Aufarbeitung der Gewebereste durch H.-J. Hundt (1959 u. 1960).

Daß das Gräberfeld mit dem Salzbergbau ursächlich verbunden ist, hat man seit jeher angenommen. Eine Zeitlang glaubte man zwar, der Bergbau hätte eher eingesetzt und eher geendet als die Belegung des Friedhofs (G. Kyrle 1913 und 1916, J. Andree 1922), diese Zweifel sind aber inzwischen überwunden. Die Werkzeugfunde aus dem Berg (zu den Beilschäftungen vgl. F. E. Barth 1967) machen allerdings einen altertümlichen Eindruck (die beiden hier aufgefundenen Lappenpickel sind Formen der älteren Urnenfelderzeit, vgl. M. Roska 1942, 93, F. Holste 1951, Tf. 45), doch läßt sich das mit dem bis in die jüngste Vergangenheit bezeugten Konservatismus der Bergleute und ihrer gesellschaftlichen Organisation wenigstens psychologisch begründen. Der Reichtum der Grabausstattung erklärt sich zwanglos durch den Handel mit Salz. Darüber hinaus bleiben aber noch wesentliche Fragen offen. So ist die zum Gräberfeld gehörige Siedlung noch nicht entdeckt. Befand sie sich überhaupt in dem engen und unwirtlichen Hochtal, das für landwirtschaftliche Nutzung kaum Möglichkeiten bot? Der große Friedhof im Gebirge und sein offenkundiger Zusammenhang mit dem alten Salzbergwerk hat schon früh dazu verleitet, sich über die Zahl der Bewohner des Salzbergs und ihre Zusammensetzung Gedanken zu machen (A. B. Meyer 1885). Nach K. Kromer (1958) waren während des 8. und 7. Jahrhunderts mindestens 150 und während des 6. Jahrhunderts mindestens 300 Menschen auf dem Berg, darunter ein auffallend geringer Prozentsatz von Frauen, Kindern und Greisen. Er schloß daraus,

daß als Knappen nur Männer im arbeitsfähigen Alter, weitgehend ohne familiären Anhang, bei der Salzmine hausten. Dagegen hat kürzlich A. Häusler (1968) gutbegründete Bedenken vorgebracht. Er weist darauf hin, daß Kinder häufig „aus abergläubischen Gründen nicht zusammen mit den Erwachsenen bestattet“ werden und daß das Fehlen von weiblichen und senilen Individuen nur durch die Unvollkommenheit der anthropologischen Alters- und Geschlechtsbestimmung vorgetäuscht werde. Nach seiner Meinung unterscheidet sich das Gräberfeld von Hallstatt nicht grundsätzlich von anderen urgeschichtlichen Begräbnisplätzen.

Man wird seinen Einwänden trotz der Fülle des Belegmaterials aber gerade im vorliegenden Fall nicht von vornherein beistimmen können, da die nur von Männern schichtweise bewohnte Werksiedlung auf dem Salzberg noch aus jüngster Vergangenheit bezeugt ist. Gerade durch die Annahme gleicher Verhältnisse für die Urzeit scheint aber jedem Schluß auf die Zahl der tatsächlich damals Anwesenden die Grundlage entzogen. Nimmt man nämlich an, daß die Familienangehörigen, einschließlich der bereits Arbeitsunfähigen, außerhalb des Salzbergs, also bei ihrer Siedlung bestattet wurden, dann gilt das auch für die Bergleute (außer man hält sie für einen Orden, dem der Zölibat auferlegt war), die dann nur abwechselnd das Werksgelände aufsuchten, um ihre Schicht abzuleisten. Im Gräberfeld lägen also nur jene, die während ihrer Anwesenheit auf dem Berg das Leben einbüßten. Die Zahl der im Bergwerk Beschäftigten wäre demgemäß weit größer gewesen, wir hätten aber keinerlei Handhabe für eine Schätzung. Allerdings müßte, wenn wir an dieser Vorstellung festhalten, in der näheren oder weiteren Umgebung eine größere Anzahl von Gräbern zu finden sein, bei denen eine deutliche Beziehung zu Hallstatt archäologisch nachzuweisen ist, was bis jetzt nicht der Fall ist. Unter diesen Umständen ist doch die Annahme wahrscheinlicher, der Friedhof wäre normal belegt gewesen, die Verteilung von Alter und Geschlecht durch die ungünstigen Verhältnisse jedoch nicht mehr zu erkennen und ferner, daß sich die Wohnstätten des ganzen Gemeinwesens auf dem Berg befunden hätten.

Die Ursache für das Ende des urzeitlichen Bergbaus läßt sich ebenfalls nicht mit Sicherheit angeben. Für eine gewaltsame Eroberung, an die gelegentlich gedacht wurde, haben wir keinen Hinweis. Dagegen sind im Berg Wurzelstöcke und Felsbrocken, also Zeugen von katastrophalen Vermurungen, angetroffen worden, von denen eine den Bergbaubetrieb ganz zum Erliegen gebracht haben könnte. Der Bergmann, dessen im Salz konservierte Leiche 1734 beim Verbruch des Kilbwerks unvermutet aus der Hallstattzeit wieder auftauchte, ist wohl ebenfalls einem solchen Ereignis zum Opfer gefallen. Schließlich kann auch eine Umgestaltung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage den Niedergang des Bergbaus hervorgerufen oder doch – vielleicht in Verbindung mit einem Grubenunglück – dazu beigetragen haben. Die keltische Expansion blieb sicher nicht ohne Einfluß auf das europäische Wirtschaftsgefüge und wird so manche alte Handelsverbindung unterbrochen haben. Es ist bemerkenswert, daß der Salzbergbau von Hallein zu der Zeit zur höchsten Blüte gelangte, als Hallstatt mit seiner Produktion am Ende war. Mit zweifelsfreier Sicherheit werden sich diese Fragen wohl nie beantworten lassen. Allerdings ist das kein spezifischer Übelstand für Hallstatt, sondern ein grundsätzliches Problem jeder ausschließlich auf archäologische Quellen angewiesenen Forschung.

Der zweite Fundkomplex, der hier behandelt werden soll, die **Býčí skála Höhle**, ist literarisch noch schlechter weggekommen als Hallstatt, denn die ausführliche Publikation wird erst jetzt, fast 100 Jahre nach der Ausgrabung, vorbereitet. Der Entdecker, Dr. Heinrich Wankel, Bergarzt in Blansko, berichtete über sei-

nen Erfolg, sechs Jahre nach Abschluß der Ausgrabung (Wankel 1879, S. 319f.): „Treten wir in die Höhle ein, so überrascht uns ein großer, imposanter Dom, der durch von oben spärlich einfallendes Tageslicht dämmerig erleuchtet wird. Es ist dies die imposante Vorhalle zu der langen, durch die Funde aus der Renntier- und Mammutzeit interessanten Grotte, in welcher Vorhalle ich vor einigen Jahren das große Grab eines Häuptlings aufgeschlossen habe, der auf einem hölzernen, mit Eisen beschlagenen und durch ornamentierte Bronzebleche gezierten Wagen auf einem hier errichteten Scheiterhaufen verbrannt wurde und dem seine Weiber, Knechte und Pferde mit ins Grab folgen mußten. Rings um diesen großen Brandplatz, den Resten dieses Scheiterhaufens, lagen über dreißig Skelette jugendlicher Frauen und einiger kräftiger Männer in allen möglichen Lagen, teils ganz, teils zerstückt mit abgehauenen Händen und gespaltenem Kopfe, vermischt mit zerstückten Pferden, einzeln liegenden oder zu Haufen zusammengetragenen Gold- und Bronzeschmucksachen, Armbändern, Glasperlen, Bernsteinperlen und Bronzegehängen, mit Haufen von Gefäßscherben, ganzen Gefäßen, Bronzekesseln und gerippten Cysten, mit Bein- und Eisengeräten u. s. w. Alles dies lag bunt durch und übereinandergeworfen, teilweise umhüllt mit großen Mengen verkohlten Getreides, unmittelbar auf dem geschwärzten, festgestampften, lehmigen Boden der Höhle, 2 bis 3 Meter hoch, bedeckt mit riesigen Kalkblöcken und auf diesen geschüttetem Sand und Schotter.

Als ich die Blöcke hinwegräumen ließ, fand ich unter denselben nicht nur den Brandplatz, die Skelette und prachtvollen Objekte, sondern auch im fernsten Hintergrunde der Vorhalle einen über zwanzig Quadratmeter großen Platz, der mit Gegenständen anderer Gattung bedeckt war. Unter großen Mengen Asche und Kohle lagen solche Gegenstände, die in dieser Menge nur in einer Werkstätte für Metallwaren angetroffen werden können. Hier lagen aufeinandergehäuftes, vielfach zerschnittenes, zerknittertes und zerbrochenes Bronzeblech, Hämmer, Eisenbarren, Werkzeuge und Gußformen. Alles dies war überschüttet, wie der ganze Opferplatz, mit verkohltem Getreide, bestehend aus Weizen, Gerste, Korn und Hirse.

Aus dem Charakter dieser Fundobjekte, den Lagerungsverhältnissen derselben und aus dem zur weiteren Bearbeitung angehäuften Rohmateriale läßt sich mit Gewißheit auf eine Schmiedestätte schließen, wo durch längere Zeit nicht nur Eisen, sondern auch Bronze geschmiedet und verarbeitet wurde“.

Außer diesem knappen Bericht existiert noch eine ausführlichere Darstellung in einem landeskundlichen Werk aus Wankels Feder (Wankel 1882, 379ff.), auf die sich bisher alle Urteile und Mutmaßungen über die Fundstelle stützen mußten. Wankel hatte, veranlaßt durch Zufallsfunde beim Schottergraben, im Jahre 1869 mit der Untersuchung begonnen, aber bald enttäuscht wieder aufgegeben. Er hielt die Vorhalle für „fast erschöpfend durchwühlt“ und stellte die Grabung ein (Wankel 1871, S. 105). Im selben Jahr, 1869, wurde auch die Stierplastik gefunden, wovon Wankel zunächst aber keine Kenntnis erhielt (Wankel 1872, S. 308). Als Wankel drei Jahre später von dem Fund erfuhr, setzte er im Oktober 1872 neuerlich eine Grabung an, die zu dem Erfolg führte, der im o. a. Fundbericht beschrieben wird. Bei der Aktion sah sich Wankel von Fürst Johann v. Liechtenstein großzügig unterstützt. Die Funde verkaufte der Ausgräber mit seiner ganzen Sammlung im Mai 1883 um 12.000 Gulden der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, die sie dem Naturhistorischen Museum schenkte.

Das prominenteste Stück aus der Höhle ist ohne Zweifel der Stier. Was die Fundumstände anlangt, sind wir auf die Aussagen der Entdecker angewiesen. Demnach wurde die Plastik aus einer Schicht von „fetter, kohlenhaltiger Erde“ herausgewühlt, in der sich zudem auch menschli-

che Wirbelknochen und Tonscherben befanden (H. Wankel 1872, S. 308). Daß der Finder, der Medizinstudent Gustav Felkl, die Knochen richtig als menschliche identifizierte, darf angenommen werden. Ob die Bestattung den übrigen Skeletten unmittelbar benachbart war oder für sich allein lag, geht aus keinem Bericht hervor. Bei der Auffindung des Stiers brach ein Stück weißes Blech, an dem die Figur offenbar befestigt war, samt drei Beinen ab. Dieser Teil mit den Beinfragmenten geriet in Verlust und blieb unauffindbar. Ein Horn und ein Ohr waren beschädigt.

Mit der zoologischen Seite der Stierbronze hat sich kürzlich der Leiter der Säugetiersammlung des Naturhistorischen Museums, K. Bauer, befaßt und seine Ergebnisse zum Abdruck zur Verfügung gestellt, wofür ihm hier noch einmal herzlich gedankt sei. Das Gutachten lautet:

„Kurze bzw. ausführliche zoologische Kommentare zu der Stierplastik haben O. Antonius (Stammesgeschichte der Haustiere, G. Fischer, Jena 1922) und W. Amschler (Zootechnische Beschreibung von Rinderplastiken aus der Býčí skála-Höhle und aus Hallstatt, im Anhang zu E. Beninger. Der Bronzestier aus der Býčí skála Höhle und die Urrindplastiken von Hallstatt, Ipek 8, 1932/33, 88-99) gegeben. In der Artbestimmung sind sich die beiden Autoren einig, und in der Tat kann es keinen Zweifel daran geben, daß es sich um eine Darstellung von *Bos primigenius* handelt. Während aber Amschler einige Merkmale, wie gewölbte Zwischenhornlinie, Massigkeit des Rumpfes und stark ausgebildete Wamme sowie von der übrigen Fellfärbung sich absetzende Abzeichen als sichere Domestikationshinweise wertet, glaubt Antonius, die Frage Ur- oder Hausrind, d. h. Wild- oder Haustierform von *Bos primigenius*, nicht entscheiden zu können. Die durch Eiseneinlagen markierten weißen Abzeichen bieten auch wirklich keine brauchbare Handhabe. Einen weißen Aalstrich in Rückenmitte und wohl auch die Stirnblässe zeigt bereits der wilde

Taf. 1. Bronzeplastik aus der Býčí skála-Höhle.

Urstier. Bedenklicher scheint zunächst der Schulterfleck. Ähnliche, im Gegensatz zu Rückenstrich und Blässe meist weniger deutlich begrenzte oder auch nur als Aufhellungen angedeutete Abzeichen, die sich mehr oder weniger weit über die Rumpfseiten erstrecken können, kommen bei manchen ursprünglichen und noch mehr oder weniger wildfarbigen Hausrinderrassen vor. Besonders oft und vielfach sehr stark ausgebildet fanden wir sie (neben einem meist sehr markanten Aalstrich) z. B. in Griechisch-Thrakien, stellenweise aber auch in Südbulgarien und der Europäischen Türkei. Wie eine stichprobenweise Durchsicht der Beschreibungen und Reproduktionen früh- und vorgeschichtlicher Hausrind- und Urdarstellungen rasch erkennen läßt, schließt aber auch dieses Merkmal den Ur nicht aus. So haben nicht nur viele der teilweise wohl Hausrinder zeigenden Darstellungen der Induskultur, sondern auch manche unzweifelhafte Urdarstellungen etwa des ägyptischen Alten Reiches oder der Frankokantabrischen Gruppe eindeutig hierher gehörige Sattel-, Schulter- oder Seitenflecke. Den von Amschler herangezogenen morphologischen Merkmalen kann kaum systematischer Aussagewert im innerartlichen Bereich beigemessen werden. Ein derartiger Vergleich wäre allenfalls zulässig, wenn sicher zeitgleiche und vor allem stilistisch

einheitliche Stücke vorlägen (Ein Vergleich eines Ming-Pferdchens mit dem Pferd des Bamberger Reiters etwa läßt zweifellos keine vergleichende Beurteilung der Pferderassen zu). Angesichts der Sonderstellung des Stiers von Býčí skála muß deshalb unentschieden bleiben, ob der Künstler in seiner trefflichen Darstellung artcharakteristische Merkmale betont oder aber ihre stärkere Ausbildung im Haustier naturalistisch wiedergegeben hat. Mit Antonius halten wir deswegen die Frage Ur oder (urähnliches) Hausrind für nicht entscheidbar. Da die an der Plastik erkennbaren Abzeichen in mehreren (wenn nicht allen) Populationen der ursprünglich weit verbreiteten Wildart und in manchen ihrer domestizierten Rasse auftraten bzw. auftreten, bietet die Zoologie leider kaum Hilfe bei der Suche nach möglichen stilistischen Beziehungen."

Mit der Problematik, die die Bronzeplastik aufwirft, hat sich schon E. Beninger (1932/33) eingehend auseinandergesetzt. Was Maße, Beschreibung und technische Daten betrifft, darf auf seine Arbeit verwiesen werden. Die Figur hat kein Gegenstück. E. Beninger hat auf die Merkmale, die sie von allen anderen Rinderplastiken des Hallstattbereichs unterscheiden, bereits hingewiesen. Der Stier ist ein Werk „persönlich schaffender Hochkunst", in dem eine fremde Kunstrichtung zum Ausdruck kommt, die an skythische Vorbilder erinnert. Tatsächlich kann die Statuette nicht als das Werk eines ungeschulten dörflichen Handwerkers verstanden werden. Die Figur ist anatomisch richtig erfaßt, erscheint aber streng aufgeteilt in die wichtigsten Körperzonen, die in dekorativer Vereinfachung wiedergegeben werden. Nur die wesentlichen Merkmale der Tiervorlage sind hervorgehoben, diese aber desto eindrucksvoller. Es ist das Abbild eines Stieres von stark symbolhafter Wirkung, mit kurzen, an den Gelenken stark betonten Gliedmaßen, massigem Körper und einem unverhältnismäßig starken Hals, dessen kielförmige, straffe Wamme in einem großartigen Schwung zu dem erhobenen Stierkopf führt.

Das mag in seiner Gesamtheit auf den ersten Blick wirklich skythisch anmuten, aber es erheben sich sogleich gewichtige Einwände. Zunächst ist das Rind kein bevorzugtes skythisches Motiv. Außerdem vermissen wir den skythischen Manierismus, durch den das Tier zum lebendigen Ornament umgestaltet erscheint. Der erhobene Kopf auf dem Hirschhals könnte allenfalls im Sinne einer Stilisierung aufgefaßt werden, auch dafür fand W. Amschler (1932/33) eine natürliche Erklärung, der darin die Stellung des brüllenden Stiers sieht. Das Tier steht frei, in einer bestimmten Haltung, ist also in Aktion und nicht als Wesen festgehalten, wonach skythisches Kunstschaffen immer strebt (K. Schefold 1938). Vor allem aber die Gestaltung des Kopfes zeigt ein aufschlußreiches Merkmal: Die skythische Kunst wußte, wie jede Kunst, die mit den Werken der Hochkulturen des Mittelmeerraums in Kontakt gekommen war, das tierische Maul den natürlichen Verhältnissen entsprechend darzustellen (E. H. Minns 1913, Fig. 129, M. Rostovtzeff 1922, Taf. 9, P. Goessler 1929 passim. Dort Abb. 6 der Goldreif von Marosvárhely, dessen Stierkopfenden die nächste Parallele zu Býčí skála darstellen). Was der Stier von Býčí skála trägt, ist aber nicht die Rindsmuffel, sondern der kurze, eckige Rüssel mit unnatürlicher und schematischer Binnenzeichnung nach dem Hallstätter Kanon, wie wir ihn etwa von Hallstatt, Gemeinlebarn und Nové Košariská zur Genüge kennen (Ed. Beninger 1932/33, M. Pichlerova 1968). Die kreisrunde Augenöffnung, mag sie einmal ausgefüllt gewesen sein oder nicht, ist ebenfalls ein primitives Merkmal.

Der Stier ist ohne Zweifel ein Meisterstück. Sein Schöpfer hat sicher Anregung von Völkern aus der Nachbarschaft des Hallstattkreises erfahren, aber keine skythische Arbeit geschaffen. Die Bronzeplastik aus der Býčí skála Höhle ist das bedeutendste Kunstwerk, das auf dem Boden der

Taf. 2. Eimerdeckel aus Hallstatt, Grab 696. (verkleinert).

Hallstattkultur entstand. Was die künstlerische Qualität anlangt, kann ihr von den Funden aus dem Hallstätter Gräberfeld nur der Eimerdeckel aus Grab 696 an die Seite gestellt werden. Der senkrecht gestellte Hals und die naturnahe Wiedergabe der Gelenke bringen den Stier in die Nachbarschaft der bekanntenCerviden in der Situlenkunst.

Die kunstgeschichtliche Stellung der Stierplastik ist eines der wichtigsten, keineswegs aber das einzige Problem, das die Býčí skála Höhle uns stellt. Manche Fragen werden sich wohl nie lückenlos klären lassen, vor allem, weil die Fundumstände unüberprüfbar sind. H. Wankel hatte sich eine sehr lebendige Vorstellung von den Vorgängen gebildet, auf deren Spuren er in der Vorhalle der Höhle gestoßen war. Wie ein Augenzeuge schildert er den Leichenzug, mit dem auf einen Wagen gebetteten Leichnam des Häuptlings an der Spitze, gefolgt von bewaffneten Männern, „die in ihrer Mitte viele Frauen und Mädchen führten. Diese waren schön und jung, angetan mit kostbarem Gewande ... und die Arme und Füße umfaßten goldene und bronzene Spangen und Ringe“ (H. Wankel 1882, 11). Er beschreibt das Entzünden des Scheiterhaufens und das folgende Gemetzel unter den mitgeführten Frauen und Knechten. Die Höhle dachte er sich als Schmiede, die man für den blutigen Ritus ausersehen und nachher mit dem Begräbnisplatz zusammen zerstört und zugeschüttet hatte, um den Ort vor Entweihung zu bewahren. In seiner weiteren Beschreibung der Fundumstände erwähnte H. Wankel (1882, 386) noch „eine abgeschnittene menschliche Schädelschale, mit

verbrannter Hirse gefüllt, die als Trinkgefäß diente".

In der Sicht des Ausgräbers scheint der Befund, in dem man Einzelheiten aus dem Buch Herodots (IV, 65, 71) über die Skythen wiederzuerkennen glaubt[3], eine verhältnismäßig klare, wenn auch für diesen geographischen Raum höchst unerwartete Interpretation zuzulassen: Hier war man nach dem mörderischen Brauch der Skythen verfahren, hatte eine Person hohen Ranges mit dem ermordeten Gefolge bestattet und nur die Höhle benutzt, statt einen Kurgan zu errichten. Bei kritischer Betrachtung ist die Situation aber nicht so eindeutig.

So ist die vom Ausgräber als Trinkschale bezeichnete Kalotte keineswegs ein schlagendes Beweisstück für einen Schädelkult nach skythischem Muster. H. Wankel selbst nahm die Bestimmung auch nicht spontan vor (M. Much 1876, 120 f.), sondern er kam erst durch einen Vortrag von Sepp (1875, 43 ff.) auf den Gedanken, so ein interessantes Stück in seiner Sammlung zu besitzen. In der Anthropologischen Abteilung befinden sich unter den Schädelfragmenten der Fundstelle noch zwei Exemplare, die mit gleichem Recht als Schädelbecher angesprochen werden können, eines davon mit wesentlich klareren Schnittspuren als das von H. Wankel abgebildete. H. Wankel hat sie aber nirgends erwähnt und wird wohl auch seine Gründe für die Unterlassung gehabt haben. Der Erhaltungszustand unseres Beispiels ist bei K. Krenn (1929) ausführlich beschrieben. Er äußert auch einige Zweifel an dem prähistorischen Alter der Bruchflächen, die sichtbar heller sind als die übrige Knochenoberfläche, rechnet die Kalotte aber zu den Schalen. Er nimmt an, daß sie mit einem Beil abgetrennt wurde. K. Krenn geht allerdings von einer sehr weiten Definition des Begriffs „Schädelbecher" aus. Wir müssen im vorliegenden Fall, an den so weitreichende Folgerungen geknüpft werden, strengere Maßstäbe anlegen. Die Schnittlinie dürfte nicht mitten durch die Augenhöhlen und das Siebbein gehen; das ist von keinem der besser beglaubigten Stücke bekannt. Ferner müßten die Spuren der Zurichtung viel deutlicher sein, wenigstens so, wie bei dem ohnedies nicht sonderlich gut erhaltenen Exemplar bei E. H. Minns 1913, Fig. 26. Das ist schon aus methodischen Gründen zu fordern, soll nicht jede mehr oder weniger mögliche Vermutung den Rang einer wissenschaftlichen Entdeckung beanspruchen dürfen.

Die Ansicht H. Wankels, unter den Toten hätten sich nur 5 Männer sonst aber nur Mädchen und junge Frauen befunden, ist ebenfalls sehr zweifelhaft. Ohne damit einer gründlichen osteologischen Untersuchung vorgreifen zu wollen, darf doch erwähnt werden, daß eine vorläufige Durchsicht der in der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums verwahrten Skelettreste durch J. Jungwirth und R. Engelmayer eine ziemlich gleichmäßige Verteilung auf die Geschlechter ergab.

Was die Bestattung eines „Häuptlings" auf einem Wagen anlangt, so sind in der Höhle die Reste von mindestens drei Wagen enthalten, es waren aber eher mehr (frdl. Mitteilung F. E. Barth). Die Fundverteilung gibt übrigens keinen Hinweis dafür, daß eine männliche Person einen be-

3) „Man tötet eines seiner Weiber, seinen Weinschenken, seinen Koch, Pferdeknecht, Leibdiener, Boten ... und begräbt sie in dem weiten Raum der Grube ..." Schädelbecher: „Aus den Schädeln selber aber, nicht von allen erschlagenen, sondern nur von den grimmigsten Feinden, machen sie Trinkschalen. Die Teile unterhalb der Augenbrauen werden abgesägt und der Schädel gereinigt. Wer arm ist, legt dann bloß außen ein Stück Rindsfell herum; der Reiche vergoldet außerdem das Innere des Schädels, und dann trinkt er daraus."

sonders großen und wertvollen Teil der Beigaben auf sich vereinigt hätte. Es fanden sich überhaupt verhältnismäßig wenige Waffen in der Höhle. J. Nekvasil (1969) denkt daher an eine weibliche Zentralbestattung. Damit entfiele allerdings jeglicher Grund für die Annahme skythischen Totenbrauchtums einschließlich des Gefolgemordes.

Die entscheidende Frage bei der Deutung des Befundes ist, ob alle in der Höhle Bestatteten zugleich und damit gewaltsam umgekommen sind. Unsere wichtigste Quelle zu diesem Punkt ist H. Wankels Fundbericht, und nach diesem soll es so gewesen sein. Allerdings gibt es da Widersprüche. Nach der ersten Schilderung, 1879, war der „ganze Opferplatz mit verkohltem Getreide" überschüttet, in der späteren erhoben sich nur „hie und da kleine Häufchen verkohlten Getreides" zwischen den Skeletten (H. Wankel 1882, 385). Zufolge eben dieser Beschreibung wurden im Jahre 1869 nur drei Schürfe angelegt, vorher hieß es aber, die Eingangshalle sei „fast erschöpfend durchwühlt" (H. Wankel 1871, 105). Zu der Nachgrabung sah sich H. Wankel durch „das wiederholte Auffinden von Kohle und Menschenknochen veranlaßt" und war auch selbst so glücklich, Menschenknochen vorzufinden, darunter „ein Cranium, welches letztere aber beim unvorsichtigen Graben mit der Spitzhaue gründlich zertrümmert wurde" (H. Wankel 1871, 104). Damit ist so gut wie erwiesen, daß zumindest ein Teil der Funde nicht in der ursprünglichen Lagerung verblieben ist. Schließlich ist noch zu bedenken, daß in einer Höhle durch Wassereinwirkung und Sedimentation besondere Verhältnisse herrschen (M. Kříž 1893, 513 ff.).

Durch die Lagerungsverhältnisse scheint es also nicht zwingend erwiesen, daß der gesamte archäologische Inhalt der Vorhalle zugleich abgelegt wurde, es ist im Gegenteil nach der typologischen Zusammensetzung der Funde durchaus möglich, daß sich die Belegung der Höhle auf einen längeren Zeitraum verteilt. In diesem Rahmen kann natürlich nicht einer gründlichen Materialanalyse vorgegriffen werden. Es ist aber auch ohne diese klar ersichtlich, daß die Funde mehr als einen chronologischen Horizont vertreten. Freilich ist die absolutchronologische Differenz zwischen den Stufen nicht so groß, daß die Funde, bei einigermaßen langem Gebrauch der älteren Typen, nicht zugleich abgelegt worden sein könnten. Umgekehrt reicht das Material aber ohne weiters aus, um in einem kleinen Gräberfeld von etwa 40 Bestatteten drei Zeithorizonte auszugliedern. Dem steht hier nur entgegen, daß wir über keine individuellen Grabzusammenhänge verfügen. Die Annahme eines Massenmordes beruht also im Grunde auf einem Schluß ex silentio.

Mit der gleichen logischen Berechtigung können wir uns die Höhle als Gruft für Kollektivbestattung erklären. Wenn wir einen Sippenverband von durchschnittlich 20 Köpfen annehmen, können wir bei einer Sterblichkeit von 2½ % im Verlauf von 80 Jahren mit zirka 40 Sterbefällen rechnen. Eine mehrfache Benützung der Höhle während dieses Zeitraums scheint durch keinen Umstand ausgeschlossen, im Gegenteil, schon die beiden Brandplätze sprechen dafür. Sie könnten durch die oft wiederholte Verbrennung von Opfergaben im Rahmen der Bestattungsriten entstanden sein. Hätte übrigens der Scheiterhaufen, der Wankels „großen Brandplatz" mit einer ½ m mächtigen Kohlenschicht bei einer Ausdehnung von 60 m² hinterlassen haben soll, auf einmal gebrannt, es wäre nichts geblieben als Schlacke.

Die Feuerspuren an den Gegenständen sind aber gar nicht sehr ausgeprägt. Unbestritten bleiben die skythischen Einflüsse. Diese sind aber in dieser Zeit im östlichen Europa keine vereinzelte Erscheinung (St. Foltiny 1963). Weitaus deutlicher ausgeprägt sind die Beziehungen zum Westhallstattkreis. Als wirklich außergewöhnliche Erscheinung der Býčí skála-Funde bleibt

demnach ihre Lage in einer Höhle. Die Hallstattkultur ist zunächst eine archäologische Konstruktion. Das erhellt schon daraus, daß ihre Grenzen keineswegs eindeutig sind. M. Hoernes, auf den die Konzeption des Begriffs in der Hauptsache zurückgeht, legte sich zwar bei der Begrenzung der Hallstattkultur nicht genau fest (M. Hoernes 1905), rechnete aber offensichtlich außer dem mitteleuropäischen Kernbereich auch noch Oberitalien, den nördlichen Balkan, Nordböhmen, Nordmähren, Schlesien und Posen dazu. R. Pittioni (1954, 536) ließ den Lausitzer Bereich sowie den Este- und Villanovakreis weg, blieb aber mit der Südostgrenze von M. Hoernes einverstanden. Die Glasinac-Gruppe wird sonst nicht zur Hallstattkultur gerechnet (St. Gabrovec 1966). Die heute von den meisten Forschern angenommene Verbreitung findet sich bei G. Kossack 1959.

Die Hallstattkultur ist andererseits nicht in dem Maße nur die Summe von archäologischen Formenkreisen wie die vorausliegenden Kulturen der Bronzezeit und des Neolithikums. Mit der älteren Eisenzeit in Mitteleuropa verliert sich allmählich die eigenartige Verschwommenheit, die den prähistorischen Kulturen im Bezug auf ihre historische Bedeutung anhaftet. Der zeitliche Ansatz der Hallstattkultur ist nicht mehr allein eine Sache der typologischen Stufentrennung, er kann bereits mit historischen Tatsachen in Verbindung gebracht werden. Den Beginn der Hallstattkultur sieht man seit F. Holste (1940) in ursächlichem Zusammenhang mit dem Einbruch der Thrakokimmerier. Dieses Ereignis kann in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts angesetzt werden (V. Milojčić 1959, 81).

Den nächsten deutlichen chronologischen Anhaltspunkt können wir um 600 v. Chr. festlegen (vgl. W. Dehn – O. H. Frey 1962). Um diese Zeit machen sich die Auswirkungen der großen griechischen Kolonisation im barbarischen Europa bemerkbar. Auffälligstes Beispiel dafür ist die sogenannte „Situlenkunst“, die ganz offensichtlich auf den Kontakt mit der Mittelmeerwelt zurückgeht.

Das Beispiel der griechischen Lehrmeister hat aber auch noch auf anderen Gebieten Schule gemacht, so bei Tracht und Bewaffnung, vor allem aber durch die allmähliche Verbreitung der Schrift. Die Annahme von K. Kromer (1969), die in manchen Hallstattgräbern Sloweniens vorgefundenen Stili wären, ähnlich wie die Bastionen der Heuneburg, nur hohle Protzerei, ist nicht nur gänzlich unbeweisbar, sondern auch sehr unwahrscheinlich. Wenn die Geräte von Malence, Stična und Magdalenska gora tatsächlich Stili waren – St. Gabrovec (1962-63, 319) nennt sie Eisen- bzw. Bronzenägel – dann können sie ohne weiters auch zum Schreiben benutzt worden sein. Der Beweis, daß die Hallstätter des Südostalpenbereiches zur gleichen Zeit wie mit antiker Kunstauffassung auch mit der Schrift in Berührung gekommen waren und sie auch benutzten, liegt vor in der Situla in Providence (W. Lucke – O. H. Frey 1962, Tf. 4 – vgl. W. Kimmig, Fundber. aus Schwaben, 18/l, 1967, 352).

Das Ende der Hallstattkultur wird durch die keltische Expansion herbeigeführt, die seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts halb Europa überflutet. Das Ergebnis ist ein weitgehend gleichartiger Kulturraum von Frankreich bis zum Balkan, der in gewissen Belangen schon Züge der Stadtkultur aufweist. Das hat die spätere Romanisierung dieser Gebiete wesentlich erleichtert. Ost- und Südosteuropa war noch vor dem Keltenzug, vom Ende des 6. bis zum Beginn des 4. Jahrhunderts, der skythischen Bedrohung ausgesetzt, was sich vielfach im Fundstoff äußert (St. Foltiny 1963) und wodurch wir ebenfalls chronologische Stützen gewinnen. Für den Bereich der Hallstattkultur selbst kann man drei Völker namhaft machen: Kelten, Illyrer und Veneter. Das Verhältnis der hallstättischen Kulturgruppen zueinander sowie zu den genannten Völkerschaften gibt der Urgeschichtswissenschaft eine Reihe von Problemen auf. Unter diesen und an-

deren Aspekten ist die Hallstattkultur ein unerschöpfliches Thema und deshalb wird die Prähistorische Sammlung des Naturhistorischen Museums in Wien, welche die bedeutendste Hallstattkollektion der Welt verwahrt, immer ein Zentrum der Hallstattforschung bleiben.

Literatur:

Aigner, A. (1911): Hallstatt. Ein Kulturbild aus prähistorischer Zeit. München.

Amschler, W. (1932/33): Zootechnische Beschreibung von Rinderplastiken aus der Býčí skála Höhle und aus Hallstatt. Ipek 8, S. 97 ff.

Andree, J. (1922): Bergbau in der Vorzeit. Leipzig.

Barth, F. E. (1967): Prähistorische Knieholzschäftungen aus dem Salzberg zu Hallstatt, O. Ö. Mitt. d. A. G. Wien, 96/97, S. 254 ff.

Beninger, E. (1932/33): Der Bronzestier aus der Býčí skála-Höhle und die Urrindplastiken von Hallstatt. Ipek 8, S. 80 ff.

Dehn, W. – Frey, O. H. (1962): Die absolute Chronologie der Hallstatt- und der Frühlatènezeit Mitteleuropas auf Grund des Südimports. Atti del VI Congresso Internazionale delle Scienze Preistoriche e Protostoriche I, S. 197 ff.

Foltiny, St. (1963): Zur Frage des „skythischen“ Einflusses in Österreich und in Slowenien. Arch. Austr. 33, S. 23 ff.

Gabrovec, St. (1962-63): Die hallstättischen Helme des südostalpinen Kreises. Arheološki vestnik 13-14, S. 317 ff.

Gabrovec, St. (1966): Zur Hallstattzeit in Slowenien. Germania 44, S. 1 ff.

Gaisberger, J. (1848): Die Gräber bei Hallstadt im Österreichischen Salzkammergute. Linz.

Goessler, P. (1929): Der Silberring von Trichtingen. Berlin-Leipzig.

Häusler, A. (1968): Kritische Bemerkungen zum Versuch soziologischer Deutungen ur und frühgeschichtlicher Gräberfelder – erläutert am Beispiel des Gräberfeldes von Hallstatt. Ethnogr. Archäologische Zeitschrift 9, S. 1 ff.

Hildebrand, H. (1874): Sur les commencements de l'age du fer en Europe. Congrès intern. d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. 7e Sess. Stockholm, Bd. 2, S. 592 ff.

Hochstetter, F. v. (1882): Über einen alten keltischen Bergbau im Salzberg von Hallstatt. Mitt. Anthr. Ges. Wien. XI, S. 65 ff.

Hoernes, M. (1905): Die Hallstattperiode. Archiv f. Anthrop. N. F. III. H. 4, S. 233 ff.

Hoernes, M. (1920/21): Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Mitt. d. Staatsdenkmalamtes II/III, S. 1 ff.

Holste, F. (1940): Zur Bedeutung und Zeitstellung der sogenannten „thrako-kimmerischen“ Pferdegeschirrbronzen. Wiener Präh. Zeitschr. 27. Jg. S. 7 ff.

Holste, F. (1951): Hortfunde Südosteuropas. Marburg/Lahn.

Hundt, H.-J. (1959 u. 1960): Vorgeschichtliche Gewebe aus dem Hallstätter Salzberg. Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. Mainz 6, 1959, S. 66ff. und 7, 1960, S. 126 ff.

Kossack, G. (1959): Südbayern während der Hallstattzeit. Röm. Germ. Forschg. 24.

Krenn, K. (1929): Schädelbecher. Sudeta V. S. 73 ff.

Krenn, K. (1950): Hallstatt, Geschichte d. Ausgrabung und Erforschung des urgeschichtl. Gräberfeldes. Oberösterr. Heimatblätter IV. S. 1 ff.

Kříž, M. (1893): Die Höhlen in den Mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit. Die Býčí skálahöhle im Josefsthale. Jahrb. d. k. k. geolog. Reichsanstalt 42, S. 413 ff.

Kromer, K. (1958): Gedanken über den sozialen Aufbau der Bevölkerung auf dem Salzberg bei Hallstatt, Oberösterr. Arch. Austr. 24, S. 39 ff.

Kromer, K. (1959): Das Gräberfeld von Hallstatt, Florenz.

Kromer, K. (1969): Zur Hallstattkultur (tschechisch). In: Hallstatt a Býčí skála (Ausstellungskatalog).

Kyrle, G. (1913): Der prähistorische Salzbergbau am Dürrnberg bei Hallein. Jb. f. Altertumskunde 7, S. 1 ff.

Kyrle, G. (1916): Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. Österr. Kunsttopogr. Bd. 17, Wien.

Lucke, W. – Frey, O.H. (1962): Die Situla in Providence (Rhode Island). Röm. Germ. Forschg.

Mahr, A. (1925): Das vorgeschichtliche Hallstatt. Wien.
Meyer, A. B. (1885): Das Gräberfeld von Hallstatt. Dresden.
Milojčić, V. (1959): Zur Chronologie der jüngeren Stein- und Bronzezeit Südost- und Mitteleuropas. Germania 37, S. 65 ff.
Minns, E. H. (1913): Scythians and Greeks. Cambridge.
Montelius, O. (1885): Om Tidsbestämning Inom Bronsåldern. Kongl. Vitterhets Akademiens Handlingar, Stockholm.
Much, M. (1876): Ein neuer Fund einer aus einem menschlichen Schädel gemachten Schale. Mitt. d. Anthr. Ges. Wien VI, S. 120 ff.
Nekvasil, J. (1969): Fürstenbegräbnis in der Stierfelshöhle (tschechisch). In: Hallstatt a Býčí skála. (Ausstellungskatalog).
Pichlerova, M. (1968): Zur Typologie der hallstattzeitlichen Keramik aus Nové Košariská. Slovenska Archeológia XLVI 2, S. 435 ff.
Pittioni, R. (1954): Urgeschichte des Österreichischen Raumes. Wien.
Reinecke, P. (1900): Brandgräber vom Beginn der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXX. S. 44 ff.
Reinecke, P. (1911): Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. V. Bd., S. 144 ff., 231 ff., 235 ff., 315 ff., 399 ff.
Roska, M. (1942): Erdély Régészeti Repertóriuma. Kolozsvar.
Rostovtzeff, M. (1922): Iranians and Greeks in South Russia. Oxford.
Sacken, Ed. v. (1868): Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer. Wien.
Schauberger, O. (1960): Ein Rekonstruktionsversuch der Prähistorischen Grubenbaue im Hallstätter Salzberg. Prähist. Forschg. H. 5.
Schefold, K. (1938): Der skythische Tierstil in Südrußland. Eurasia septentrionalis antiqua XII, S. 1 ff.
Sepp (1875): Der Schädelkult. Korrespondenzblatt d. dt. Ges. f. Anthr.-, Ethnol.- und Urgeschichte, S. 43 ff.
Simony, F. (1851): Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung. Jb. phil.-hist. Kl. Ak. Wiss. Wien 4, Beilage.
Stapf, O. (1886): Die Pflanzenreste des Hallstätter Heidengebirges. Verh. d. zool.-bot. Ges. Wien, S. 407 ff.
Szombathy, J. (1900): Funde aus einem neu entdeckten vorgeschichtlichen Bergbau im Ender-Sinkwerk am Salzberg bei Hallstatt. Mitt. d. Anthr. Ges. XXX, S. [203] ff.
Tischler, O. (1881): Gliederung d. vorrömischen Metallzeit. Correspondenz-Blatt d. dt. Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol., u. Urgeschichte. XII, S. 121 ff.
Wankel, H. (1871): Der Menschenknochenfund in der Býčískálahöhle. Mitt. d. Anthr. Ges. Wien I, S. 101 ff.
Wankel, H. (1872): Kleinere Mitteilungen. Mitt. d. Anthr. Ges. Wien II, S. 307 ff.
Wankel, H. (1879): Prähistorische Eisenschmelz- und Schmiedestätten in Mähren. Mitt. d. Anthr. Ges. Wien VIII, S. 289 ff.
Wankel, H. (1882): Bilder aus der Mährischen Schweiz und ihrer Vergangenheit. Wien.

Die Hallstattkultur
Eine Einführung

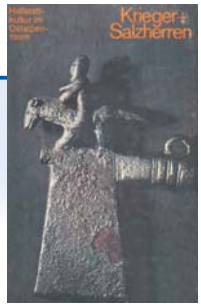
Unser Wissen von den Zuständen und Begebenheiten in unserem Land vor dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung stützt sich in erster Linie auf die Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen. Auch die Vorstellung, die sich die Wissenschaft von der Hallstattkultur gebildet hat, beruht im wesentlichen auf den Erkenntnissen, die sich aus Bodenfunden gewinnen lassen. Demnach dauerte die Hallstattkultur – der Name leitet sich von dem großen Gräberfeld bei Hallstatt im Oberösterreichischen Salzkammergut her – vom 8. bis zum 5. Jh. v. Chr. und nahm ein Gebiet ein, dessen Grenzen etwa durch Saône, Po, Donau und den deutschen Mittelgebirgszug gegeben sind. Innerhalb dieses Raumes lassen sich nach bestimmten Gemeinsamkeiten des Fundbestandes zwei Kulturprovinzen unterscheiden: ein Westhallstattkreis, der Oberitalien, die Schweiz, Ostfrankreich, Süddeutschland und Böhmen umfaßt, und ein Osthallstattkreis mit dem nordwestlichen Jugoslawien, Westungarn, Ostösterreich, der westlichen Slowakei und Mähren.

Während der älteren Eisenzeit in Europa gestalteten sich die politischen und kulturellen Verhältnisse in den bereits *historischen Gebieten der Alten Welt* zu der uns aus dem klassischen Zeitalter vertrauten Ordnung. Vom Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. bis zur Zerstörung Assurs (614 v. Chr.) und Ninives (612 v. Chr.) durch die verbündeten *Chaldäer* und *Meder* waren die *Assyrer* die Vormacht des Orients. Ihre Nachfolger wurden die *Lyder* (König Kroisos 560-546 v. Chr.), *Babylonier*, *Meder* und *Perser*. Unter Nebukadnezar II. (604-562 v. Chr.), der im Jahre 587 Jerusalem zerstörte und die *Juden* in die Babylonische Gefangenschaft führte, gelangte Babylon noch einmal zur Blüte (Neubabylonisches Reich 625-539 v. Chr.).

Kyros II. (559-529 v. Chr.) aus dem Geschlecht der *Achämeniden* stürzte um 550 v. Chr. seinen Oberherrn, den Mederkönig Astyages, und gründete das persische Großreich. Das Reich der Achämeniden bestand bis 330 v. Chr., als Darius III. gegen Alexander den Großen unterlag.

Italien erlebte vom 8.-5. Jh. v. Chr. den Aufstieg *Roms* sowie Blüte und Niedergang der *Etrusker*. 753 v. Chr. ist das sagenhafte Gründungsdatum Roms, der Ausgangspunkt römischer Zeitrechnung (ab urbe condita). Die etruskischen Städtebünde beherrschten auf dem Höhepunkt ihrer Macht im 6. Jh. v. Chr. den größten Teil Italiens und das westliche Mittelmeer. In Rom übte das etruskische Geschlecht der Tarquinier die Königsgewalt aus. Nach ihrer Vertreibung um 510 v. Chr. wurde Rom Republik. Die Niederlage bei Cumae gegen die Syrakusaner um 474 v. Chr. führte zum Ende der etruskischen Seeherrschaft, um 400 v. Chr. erlagen die Etrusker vollständig dem Angriff der Römer im Süden

QUELLE
Krieger und Salzherren. Ausstellung des Naturhistorischen Museums Wien im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz vom 1. Juli bis 20. September 1970. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Ausstellungskataloge 4, S. 3-13



einerseits und dem Einbruch der Kelten von Norden andererseits.

In *Griechenland* gewinnen wir im 8. Jh. v. Chr. bereits feste historische Daten. Im Jahre 776 v. Chr. fand die erste Olympiade statt, und 20 Jahre später setzte die erste Welle der griechischen Kolonisation ein. Als erste griechische Kolonie wurde um 754 v. Chr. Cumae gegründet, die Vorgängerin von Neapel (Neapolis = Neustadt, seit ca. 550 v. Chr.). Es folgten u. a. Syrakus (733 v. Chr.), Sybaris (um 720 v. Chr.), Tarent (708 v. Chr.) und um 600 v. Chr. Massília (Marseille), Nikaia (Nizza) und Antipolis (Antibes).

Die griechische Kolonisation dauerte rund 200 Jahre. Ihre Bedeutung für das übrige Europa kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn mit den Kolonisten gelangte auch manche Errungenschaft der griechischen Kultur über das Meer. Über Cumae verbreitete sich das Alphabet. Da Cumae eine Pflanzstadt von Chalkis auf Euböa war, wurde die chalkidische Variante des Alphabets zur Stammform der lateinischen Schrift.

Auch außerhalb der durch historische Nachrichten erhellten Gebiete lassen sich nun mit einiger Sicherheit alteuropäische Völker und Stämme erkennen. Ihre Wohnsitze sind teils aus den Bodenfunden und den Siedlungsverhältnissen aus geschichtlicher Zeit erschlossen, teils von den antiken Schriftstellern überliefert. Im Norden Europas saßen die Vorfahren jener Völker, die seit der römischen Kaiserzeit als Germanen bekannt wurden, im Süden und Südosten wissen wir von *Italikern*, *Venetern*, *Illyrern* und *Thrakern*. Im Westen sind die *Kelten* durch Erwähnung bei griechischen Geschichtsschreibern für die Zeit um 500 v. Chr. namentlich bezeugt. Während so für den Westhallstattkreis, zumindest seit dem 6. Jh. v. Chr., mit einer keltischen Bevölkerung gerechnet werden kann, sind für einen großen Teil des Osthallstattkreises die ethnischen Verhältnisse noch nicht befriedigend geklärt. Man hat für diesen Raum venetische und illyrische Verbände in Anspruch genommen, die man mit Sicherheit aber nur im Gebiet nördlich der Adria und im heutigen Jugoslawien lokalisieren kann. Eine allseits unbestrittene Lösung der Frage ist bis jetzt nicht vorgelegt worden.

Das erste urgeschichtliche Volk auf osteuropäischem Boden, das in den Gesichtskreis historischer Völker geriet, waren die *Kimmerier*. Sie berannten im späten 8. Jh. v. Chr. das Königreich Urartu im heutigen Armenien, vernichteten Phrygien (um 690 v. Chr.), kämpften gegen die Assyrer (in deren Aufzeichnungen sie als „Gimirrai“ erscheinen; Niederlage gegen Assarhaddon 677 v. Chr.) und plünderten um 650 v. Chr. die griechischen Städte an der kleinasiatischen Westküste. Herodot berichtet, daß die Kimmerier durch die *Skythen* von ihren Wohnsitzen in der pontischen Steppe verdrängt wurden. Die Skythen machten sich ebenfalls durch Einfälle bemerkbar. Als Verbündete der Assyrer traten sie den Medern entgegen und wurden 616 v. Chr. von Kyaxares geschlagen. Darius I. führte 513/12 v. Chr. einen erfolglosen Feldzug gegen sie.

Wie die Kimmerier, sind die Skythen weit nach Westen vorgestoßen und haben starken Einfluß auf die *Hallstattkultur* ausgeübt und zu ihrer Gestaltung nicht unwesentlich beigetragen. So lassen sich Einwirkungen aus den östlichen Steppengebieten in Mitteleuropa archäologisch nachweisen, in erster Linie durch Funde von Pferdegeschirr.

Bestimmte Züge der Kampfweise und der Sozialstruktur sind wohl hauptsächlich auf das Vorbild dieser Reitervölker zurückzuführen. Nach allem, was man der archäologischen Hinterlassenschaft entnehmen kann, bestand in der Hallstattkultur eine feudale Oberschicht, deren Vertreter größere oder kleinere Gebiete beherrschten. Sie siedelten auf befestigten Herrensitzen und lagen sicher häufig miteinander in Fehde.

Ein gutes Beispiel für eine solche *Befestigung*, das zudem die Beziehungen der

Hallstattfürsten mit der höheren Zivilisation des Mittelmeerraums deutlich nachweist, ist die Heuneburg an der oberen Donau bei Hundersingen in Württemberg. Die Umwehrung der Anlage, ursprünglich in der einheimischen, den zahlreichen im gesamten Bereich der Hallstattkultur verbreiteten Ringwällen oder Wallburgen entsprechenden Holz-Erde Technik errichtet, fiel mehrmals den Flammen zum Opfer, und es ist durchaus denkbar, daß das im Verlauf von kriegerischen Auseinandersetzungen geschah. In einer späten Bauphase hat man sich entschlossen, die Mauern auf einem Unterbau von Bruchsteinen aus luftgetrockneten Lehmziegeln zu errichten. Diese ungewöhnliche und für das mitteleuropäische Klima auch ganz ungeeignete Bauweise weist eindeutig auf Vorbilder aus dem Bereich antiker Stadtkultur hin, ebenso wie die viereckigen Bastionen, die in einem Mauerabschnitt festgestellt wurden (Abb. 1).

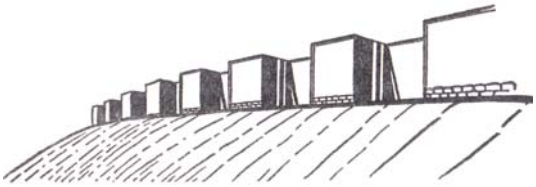


Abb. 1 Heuneburg. Lehmziegelmauer mit Bastionen (Rekonstruktion).

Die *Bestattungssitten* sind im Hallstattbereich nicht einheitlich. Die Toten wurden begraben oder verbrannt und sowohl in Flachgräbern als auch in Hügeln bestattet. Besonders eindrucksvoll sind Hügelgräber mit Kammern aus Holz (Abb. 2) oder Stein und reichen Beigaben, worunter sich im Westhallstattkreis nicht selten auch ein Wagen befindet. Daß es sich bei den so bestatteten Toten um Angehörige des herrschenden Adels handelt, zeigt außer dem Reichtum des Grabschatzes oft die Beigabe eines goldenen Halsreifs. Zu den eindrucksvollsten Beispielen dieser Art gehört das Grab der Dame von Vix bei Châtillon sur-Seine. Sie lag auf ihrem Wagen und hatte kostbare Bronzegefäße und Schmucksachen mitbekommen, darunter einen herrlich verzierten massiven Goldreif. Es liegt nahe, in der etwa dreißigjährigen Toten eine Fürstin vom benachbarten hallstattzeitlichen Herrensitz auf dem Mont Lassois zu vermuten. Das berühmteste Stück aus dem Grab, welches gegen 500 v. Chr. angelegt wurde, ist der riesige Bronzekrater, ein fast mannshohes Mischgefäß mit einem Fassungsvermögen von mehr als 11 Hektoliter. Der Krater ist eine hervorragende griechische Arbeit (Abb. 3). Im Osten bestattete man schlichter. Allerdings steht gerade hier der höchste Grabhügel im Gesamtbereich der Hallstattkultur: der 16 m hohe Tumulus von Großmugl, Niederösterreich (Taf. 67, 1).

Die *Bewaffnung* des hallstättischen Kriegers blieb zunächst mit Schwert, Helm, Schild und Brustpanzer (Taf. 67, 2) ganz in der spätbronzezeitlichen Tradition. Das Schwert war nun allerdings aus Eisen und wurde als reine Hiebwaffe gebraucht. Später, wohl unter dem Einfluß der östlichen Reitervölker, änderte sich die Rüstung. Der vornehme Krieger war nun beritten und führte neben den herkömmlichen Schutzwaffen das Kampfbeil und zwei Lanzen (vgl. die Darstellung des Reiterkampfes auf dem Gürtelblech aus Vače [Watsch], Taf. 53-54). Das Schwert wurde seit dem Ausgang des 7. Jhs. v. Chr. durch

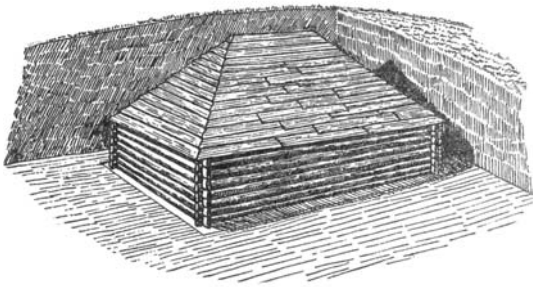


Abb. 2 Hölzerne Grabkammer im „Hexenhügel„ bei Krensdorf, Burgenland (Rekonstruktion).

einen Dolch ersetzt. Bodenfunde zeigen uns ferner, daß nun, besonders im Osten, Bogen und Pfeil als Fernwaffen an Bedeutung gewonnen haben.

Vor allem Frauengräber sind oftmals reich mit *Schmuckbeigaben* ausgestattet. Neben dem Ringschmuck, der Ohr, Hals, Finger, Arm und Bein zierte, dienten Nadeln und Fibeln (Gewandspangen) zum Schmuck und Halt der Kleidung. Bezeichnend sind die mannigfaltigen Formen der oft reich verzierten Gürtelbleche und Gürtelhaken. Vorherrschendes Schmuckmetall blieb die Bronze, seltener begegnen uns Stücke aus Gold, Silber oder Eisen. Glas- und Bernsteinperlen waren sehr beliebt, ebenso Arm- und Beinringe aus Lignit, Gagat oder Sapropelit.

Die *Tongefäße* überwiegen im Fundbestand aus der Hallstattzeit. Ihre typischen Formen reichen von flachen Tellern über Schalen, Flaschen bis zu großen Vorratsgefäßen. Häufig sind sie mit plastischen Ornamenten oder mehrfarbigen Bemalungen verziert.

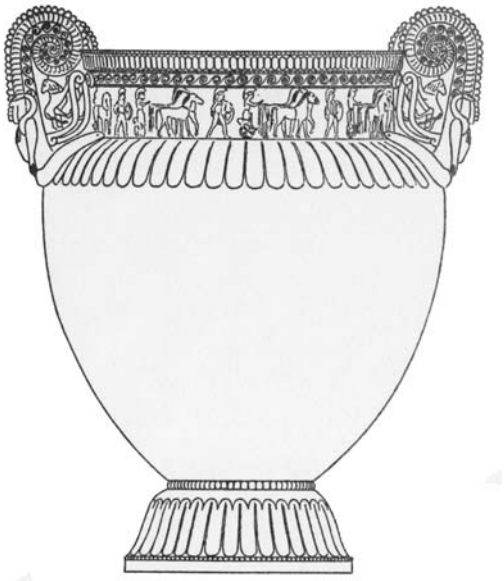


Abb. 3 Krater aus dem Fürstengrab von Vix, Dép. Côte d'Or (Musée Archéologique, Châtillon-sur-Seine). H. = 1,64 m.

Zu den hervorragenden Funden zählen die verhältnismäßig seltenen *Bronzegefäße*. Schöpfer, Schalen, Kannen und Eimer fanden wohl hauptsächlich bei kultischen Trinkgelagen Verwendung. Sie zu besitzen, zeichnete bedeutende und wohlhabende Persönlichkeiten aus.

Was uns an plastischen Werken aus dem hallstättischen Kulturbereich erhalten ist, gehört fast ausschließlich zur Gattung der *Kleinkunst*. Es gab auch Arbeiten größeren Formats, wie das mit lebensgroßen menschlichen Köpfen verzierte Eimergestell auf der Situla von Kuffern zeigt (Taf. 64, 2). Da solche Darstellungen aber meist aus vergänglichem Material hergestellt waren, blieben uns nur wenige Beispiele monumentaler Plastik erhalten. Dazu zählt die lebensgroße Statue eines hallstattzeitlichen Kriegers von Hirschlanden in Württemberg (Taf. 68, 1). Sie lag am Rande eines Grabhügels, den sie ursprünglich als Grabstele bekrönt hatte. Die Figur ist aus Stein, trägt einen kegelförmigen Helm, einen Halsreif und einen Gürtel mit Dolch. Sonst ist sie völlig nackt. Gewisse Eigenheiten, wie das offenbar von einer Maske bedeckte Gesicht, die Stellung der Arme, die überbetonten, eckig-muskulösen Waden und die in archaischer Manier dachförmig abgeschrägten Schienbeine verbinden die süddeutsche Stele mit dem gleich alten Krieger von Capestrano in Mittelitalien (Taf. 68, 2). Dieser trägt einen runden Herzpanzer und hält Schwert, Dolch und Streitaxt auf der Brust, wahrscheinlich in der Lage, wie man sie einem Toten beigegeben hat. Den Kopf deckt ein riesiger Helm, für den es aus Grabungsbefunden noch kein Gegenstück gibt.

Die Themen der *künstlerischen Darstellungen* sind nicht allzu stark variiert. Es sind in der Regel Ereignisse aus dem sportlichen und kultischen Bereich, die die Künstler wiedergeben. Das Niveau der Werke ist ziemlich gleichmäßig. Die Arbeiten sind technisch perfekt, aber von künstlerischer Individualität ist nicht viel zu bemerken. Die Bronzegießer bedienten sich

einfacher Ausdrucksmittel. Was ihnen wesentlich erschien, wurde überdeutlich hervorgehoben. Wir finden diese Eigenart bei dem kleinen Kälbchen mit den ansehnlichen Hörnern auf dem Schöpfgefäß aus Hallstatt (Taf. 31), wie auch in dem Kraftgestus des Boxers auf einem ebenfalls aus Hallstatt stammenden Gefäß. Die Charakterisierung von Mensch und Tier erfolgt durch die starke Betonung der Haltung oder einzelner körperlicher Merkmale, während dem menschlichen Antlitz kaum Bedeutung beigemessen wird. Als Grund für die recht schematische Ausführung wird man doch eher die Naivität der Auffassung als das Streben nach dem Idealtypus angeben müssen. Eine Ausnahme bildet die Stierfigur aus der Býčí skála-Höhle (Taf. 3), bei der zwar auch Einzelheiten vernachlässigt wurden, jedoch nur, um das Wesentliche stärker hervortreten zu lassen. Diese Plastik aber ist sicher nicht allein aus hallstättisch-mitteleuropäischer Formtradition entstanden. Der enge Kontakt mit der Mittelmeerwelt im 6. und 5. Jh. v. Chr. brachte eine gewisse Auflockerung, die zunächst in der sogenannten „*Situlenkunst*“ zum Ausdruck kommt.

Die in dieser Ausstellung gezeigten Originalfunde stammen aus dem Süden und Osten des Hallstattkreises, sind aber in vielen Belangen auch für den Westen und Norden repräsentativ. Im Osten Österreichs, im Westen der Slowakei und Ungarns hat sich eine Hallstattgruppe herausgebildet, in deren Grabbeigaben sich – im Gegensatz etwa zum Gräberfeld von Hallstatt – nur wenige Bronzen finden, dafür aber große Mengen einer eigenartig bizarren und überladenen Keramik. In Niederösterreich sind es Fundorte wie Statzendorf, Gemeinlebarn und Langenlebarn, in denen üppig wuchernde Tonformen auftreten. Wir sehen Stierkopfgefäße (Taf. 9), Etagenurnen (Taf. 8), große Gefäße mit Miniaturnachbildungen auf den Schultern, „Mondidole“ (Taf. 5, 2) und sogar Gefäße mit menschlichen Gliedmaßen. Zweifellos sind diese Schöpfungen keine Gebrauchskeramik in unserem Sinn, sondern haben eine Bedeutung, die mit der Jenseitsvorstellung des eisenzeitlichen Menschen zusammenhing, was ihre Benützung als Grabkeramik nahelegt.

Eine besondere Art von keramischen Kunstwerken besitzen wir aus den Grabhügeln auf dem Burgstall von Sopron (Ödenburg), einer befestigten Höhensiedlung der Hallstattzeit. Auf den großen Urnen sind Szenen aus dem täglichen Leben eingeritzt. Die Zeichnungen wirken recht unbeholfen, lassen aber doch Einzelheiten erkennen (Taf. 10-11). Man sieht eine Jagdszene, eine Wagenfahrt, Leierspieler, Tänzer und die Arbeit an einem senkrechten Webstuhl. Die Weberin ist eben damit beschäftigt, den Schußfaden durch die mit Gewichten nach unten gespannte Kette zu ziehen. Hinter ihr steht eine Spinnerin, von deren erhobenen Armen die Spindel herabhängt.

Ein eindrucksvolles Gebiet der Hallstattkultur erschloß sich den Ausgräbern in Krain (Slowenien). Zum Unterschied vom übrigen Hallstattgebiet hat man die dortigen Grabhügel, die mitunter riesige Ausmaße erreichen, als gemeinsame Begräbnisstätten für ganze Sippen errichtet. Die Toten wurden von einer bestimmten Zeit an immer unverbrannt beigesetzt. Manche von ihnen hält man wegen der Kostbarkeit ihres Grabschatzes mit Waffen und Schmuckstücken aus Bronze und Gold für Personen von fürstlichem Rang. In der Nähe dieser markanten Friedhofsanlagen findet sich in der Regel eine Wallburg. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß das Land damals unter kriegerische Dynasten aufgeteilt war.

Nicht nur die Grabbeigaben der fürstlichen Bestattungen verraten einen erstaunlichen Wohlstand. Wie man mit guten Gründen vermutet, beruht dieser auf der wirtschaftlichen Basis einer blühenden Eisenindustrie wie z. B. in Podzemelj und Vače (Watsch). Man fand keramische Importware aus Apulien, Bronzegeschirr aus Oberitalien, hervorragende Waffen,

sowie Glas und Bernstein in beachtlichen Mengen.

Ein weiteres Zentrum der Hallstattkultur befand sich in der Steiermark und im benachbarten nordkroatischen Raum zwisehen Save und Drau. Die Denkmälergruppe wird auch nach den wichtigen Fundorten Wies und Martijanec benannt. Hier gibt es allerdings keine Sippengrabhügel, es wurde vielmehr Individualbestattung geübt, bei der Leichenverbrennung vorherrschte. Die Funde stammen aus Grabhügeln, die im Gebiet von Wies nach Hunderten zählen. Die Keramik zeigt noch deutlich ihre Abhängigkeit von den Formen der späten Bronzezeit. Die zur Gruppe von Wies gehörigen, fürstlich ausgestatteten Grabhügel von Klein-Klein sind durch einzigartige Beigaben wie Brustpanzer (Taf. 67, 2), Gesichtsmaske und Votivhände aus Bronze besonders bekannt geworden.

In der Umgebung von Este in Oberitalien wurden seit 1876 mehrere hundert Gräber, meist mit Brandbestattung, aufgedeckt. Aus ihren Beigaben schöpfen wir unser Wissen über die hallstattzeitlichen Bewohner dieser alten venetischen Ansiedlung. Die bedeutende Kultur von Este hat weit nach Norden gewirkt. Vor allem in der Hinterlassenschaft von Hallstatt selbst ist ihr Einfluß deutlich erkennbar. Wie Krain, war auch Este ein Zentrum der sogenannten „Situlenkunst“.

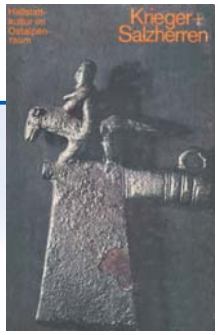
Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen die Funde aus dem großen Gräberfeld von Hallstatt. Sie vermitteln uns einen Eindruck von dem Reichtum und den weitreichenden Handelsbeziehungen der eisenzeitlichen Salzherren.

Die Erforschung des Gräberfeldes von Hallstatt und der „Hallstattkultur"

Der größte Teil der systematisch geborgenen Hallstätter Gräberfunde wird in Wien verwahrt. Hier, in der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, befinden sich insgesamt 1045 Gräber. 980 davon verdanken wir der Tätigkeit J. G. Ramsauers von 1846 bis 1863[1], die Gräber 981-1036 den Grabungen, die von G. Schubert[2], E. von Sacken, G. Hutter[3], F. von Hochstetter, J. Stapf[4] und F. von Hauer mit G. Hutter[5] in den Jahren 1864-1886 durchgeführt wurden. Die restlichen neun Inventare stammen aus den von J. Stapf in den Jahren 1877/78 aufgedeckten Gräbern am Hallberg[6]. Im Museum Francisco-Carolinum in Linz[7] liegen 135, im Museum Hallstatt[8] 90 Gräber. Die Gesamtzahl der Bestattungen auf dem Hallstätter Gräberfeld wird auf 2000 geschätzt, deren Beigaben allerdings zu einem sehr großen Teil ohne fachwissenschaftliche Kontrolle gehoben wurden und heute als bloße Schaustücke in verschiedenen Museen und Sammlungen verwahrt werden[9]. Die wissenschaftliche Publikationstätigkeit setzte schon kurz nach Beginn der Ausgrabungen J. G. Ramsauers ein mit dem Werk des gelehrten und mit den prähistorischen Grabungsergebnissen seiner Zeit erstaunlich vertrauten J. Gaisberger[10] und dem Be-

1) K. Krenn, Hallstatt, Geschichte der Ausgrabung und Erforschung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes. Oberösterr. Heimatbl. 4, 1950, 1 ff.
2) E. v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer (1868) 5.
3) E. v. Sacken, Über einige neue Funde im Grabfelde bei Hallstatt. MZK NF. 1, 1875, 1 ff.
4) F. v. Hochstetter, Über neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt. MAG 7, 1878, 297 ff.; F. Heger, Bericht über die in den Jahren 1877 und 1878 von dem k.k. naturhistorischen Hofmuseum am Salzberge und am Hallberge bei Hallstatt ausgeführten Grabungen. MPK 1, H. 1, 1887, 33 ff.
5) J. Szombathy, Ausgrabungen am Salzberg bei Hallstatt. 1886. MPK 1, H. 1, 1887, 1 ff.
6) F. Heger, Ausgrabungen am Hallberge in den Jahren 1877 und 1878. MPK 1, H. 1, 1887, 38 ff.
7) A. Mahr, Die Inventarisierung und Neuaufstellung der prähistorischen Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums Francisco-Carolinum in Linz. WPZ 1, 1914, 224 ff. – Vgl. den Beitrag F. Stroh in: K. Kromer, Das Gräberfeld von Hallstatt (1959) 209, Anmerkung der Herausgeber.
8) A. Mahr, Die Prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Materialien zur Urgeschichte Österreichs 1 (1914) 12. – K. Kromer, a.a.O. (s. Anm. 7) 7, 12 und ebenda Beitrag F. Morton, 191 ff.
9) Vgl. A. B. Meyer, Das Gräberfeld von Hallstatt anläßlich eines Besuches daselbst (1885) 10 ff.
10) J. Gaisberger, Die Gräber bei Hallstadt im Österreichischen Salzkammergute (1848).

QUELLE
Krieger und Salzherren. Ausstellung des Naturhistorischen Museums Wien im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz vom 1. Juli bis 20. September 1970. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Ausstellungskataloge 4, S. 14-39



richt von F. Simony[11]. Die erste umfangreiche Materialvorlage, die für fast ein Jahrhundert maßgebend bleiben sollte, verfaßte E. v. Sacken[12]. J. Gaisberger verfuhr noch vorwiegend philologisch. Die ältesten Bewohner des Landes ob der Enns waren nach den Berichten der Antike Kelten, Römer und Germanen. Da die Grabfunde nichts von römischer oder germanischer Eigenart erkennen lassen, gehörten die alten Hallstätter zu den Kelten, die wenigstens vom 4. Jh. v. Chr. an bis zur Römerherrschaft hier ansässig waren.

E. v. Sacken, der mit 993 Inventaren bereits den weitaus größeren Teil des heutigen Bestandes von 1270 kontrolliert ausgegrabenen und museal verwahrten Gräbern übersah und zudem über das in den 20 Jahren seit J. Gaisberger vermehrte Wissen verfügte, konnte sich schon in weiterem Umfang auf archäologisch-typologische Argumente berufen. Er erkannte einen besonderen Stil in den Hallstätter Bronzen, den er als „asiatisch-italienischen" oder „Bronzestil" bezeichnete und den er vom germanischen, nachchristlichen unterschied. Der Vergleich mit Italien leitete ihn auch bei der Zeitbestimmung. Durch den archaischen Stil bestimmter Objekte des Grabfelds – dem er schon wegen seiner Größe eine längere Belegungsdauer zumaß – sah er sich in die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. verwiesen; andere Stücke, so die Glasschälchen und die (tatsächlich römische) Glocke aus Grab 765 glaubte er schon an den Beginn unserer Ära stellen zu müssen. Demnach gehörte das Gräberfeld in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. Was die Nationalität anlangt, waren nach antikem Zeugnis in der Gegend Kelten seßhaft; daß diese sich als Eroberer mit einem anderen, den Etruskern nahestehendem Stamm vermischt hätten, hielt E. v. Sacken wegen der italienischen Handelsbeziehungen und der uneinheitlichen Bestattungssitten für wahrscheinlich.

Ein halbes Menschenalter später teilte P. Reinecke – die Einstellung zur Urgeschichte hatte sich inzwischen grundlegend geändert – das Material des Gräberfelds in sechs Stufen, für die er eine Gesamtdauer von mindestens sieben Jahrhunderten annahm[13]. Den Beginn der Belegung setzte er unter Berufung auf die Gräber 288 und 996 schon um 1000 v. Chr. oder noch davor an. „Als absolute Zeitbestimmung wird für diese Phase das Jahr 1000 v. Chr. ungefähr das Richtige treffen, wahrscheinlich beginnt diese Stufe schon mit dem XI., wenn nicht gar mit dem XII. vorchristlichen Jahrhundert und überdauert um ein Geringes noch das Jahr 1000." M. Hoernes lehnte diese älteste Stufe und ihren hohen absoluten chronologischen Ansatz mit Recht ab[14], und P. Reinecke selbst revidierte später seine Meinung: „Das Grabfeld beginnt wohl erst mit der Stufe der eisernen Hallstattschwerter (Hallstatt C)"[15]. Bei der Benennung seiner vier Hallstattstufen[16] in den Jahren 1906-1911 spielte aber die ursprüngliche Ansicht über das Gräberfeld noch eine Rolle. M. Hoernes nahm bei seiner chronologischen Einteilung unter Berufung auf O. Tischler zwei Zeitstufen im Gräberfeld an, eine von 900 bis 700, die andere von 700 bis 400. Nach seiner bis jetzt noch nicht über-

11) F. Simony, Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung (1851). Beilage zu den Sitzungsber. d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Classe 4 (1850).
12) E. v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer (1868).
13) P. Reinecke, Brandgräber vom Beginn der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. MAG 30, 1900, 44 ff.
14) M. Hoernes, Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes 2/3 (1920/21) 5.
15) P. Reinecke, WPZ 10, 1923, 33.
16) Vgl. P. Reinecke, AuhV 5 (1911) 239.

wundenen Ansicht konnte „eine weitere Stufentrennung wenigstens für diesen Fundort ohne Zwang nicht vorgenommen werden“[17]. Tatsächlich ist die Gliederung in Schwert- und Dolchgräber bis heute gültig geblieben, und K. Kromer konnte bei der Gesamtvorlage des Materials aus dem Gräberfeld[18] die von M. Hoernes benützten Einteilungsgründe im wesentlichen beibehalten.

„Hallstatt“ war unterdessen zum Namen einer Epoche geworden. Der Vorschlag H. Hildebrands, die mitteleuropäischen Funde der Eisenzeit nach Hallstatt und La Tène zu benennen[19] (wobei er die beiden Fundgruppen noch für gleichzeitig hielt), fand allgemein Zustimmung.

O. Tischler unterschied dann eine ältere und eine jüngere Hallstattperiode, die er zwischen 1000 und 400 v. Chr., dem Ende der Bronzezeit und dem Anfang der Latènezeit ansetzte[20]. Wie er verglich auch O. Montelius[21] die Hallstattkultur mit den Gräber- gruppen bei Bologna, datierte aber etwas später, nämlich die ältere Hallstattzeit von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 6. Jhs. und die anschließende jüngere Hallstattzeit bis nach 400 v. Chr. Die ältere Hallstattzeit gehörte zu einem Teil noch der jüngeren Bronzezeit, zum anderen einer Übergangsperiode zur Eisenzeit an. In seiner für den heutigen Begriff „Hallstattkultur“ grundlegenden Studie[22] entwarf M. Hoernes ein umfassendes Chronologieschema, das den Gegebenheiten der einzelnen europäischen Kulturprovinzen Rechnung trug. Für den Westen fand er dabei eine Einteilung in die Zeit der bronzenen und eisernen Hallstattschwerter (900-700 v. Chr.), die Zeit der Hufeisendolche (700-500 v. Chr.) und den Übergang zur Latènezeit (500-400 v. Chr.). Seine Mittelgruppe, der u. a. Böhmen, Mähren, Westungarn und Österreich angehören, blieb dagegen mangels Materials ungegliedert („Urnenfelder und Tumuli mit polychromer Keramik, 800-550 v. Chr.“). Dauernde Wirkung war erst den chronologischen Arbeiten P. Reineckes beschieden[23]. Von seinen vier Hallstattstufen sind, wie bereits angedeutet, nur die beiden jüngeren, C und D, im heutigen Sinne ältereisenzeitlich, A und B gehören der Urnenfelderzeit an. P. Reinecke setzte seine Stufe Hallstatt C ins 8. Jh., D ins 7. Jh. und die erste Hälfte des 6. Jhs. v. Chr. Sein Chronologieschema wird bis heute, wenn auch den jeweiligen lokalen Gegebenheiten angepaßt, zur internationalen Verständigung benützt. N. Åberg, der in seinem umfangreichen Werk über weitere chronologische Ansätze referiert[24], verlegte seine ältere Periode der Hallstattzeit zwischen 650 und 500 und die jüngere in das 5. Jh. v. Chr.

Er übte Kritik an P. Reineckes Gedankengängen und war damit teilweise auch im Recht, vor allem was die zeitliche Gesamterstreckung der Hallstattkultur anlangt. Er sah die Sache aber zu einseitig aus dem italischen Blickwinkel, wodurch er zu extrem niedrigen absoluten Ansätzen kam. In neuerer Zeit haben H. Zürn[25] und

17) Hoernes, a.a.O. (s. Anm. 14) 39.
18) K. Kromer, Das Gräberfeld von Hallstatt (1959).
19) H. Hildebrand, Sur les commencements de l’âge du fer en Europe. Congrès international d’anthropologie et d’archeologie préhistoriques. Compte rendu de la 7e session, Stockholm 1874, 2 (1876) 592 ff.
20) O. Tischler, Gliederung d. vorrömischen Metallzeit. Correspondenzblatt d. Deutschen Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 12, 1881, 121 ff.
21) O. Montelius, Om Tidsbestämning Inom Bronsåldern. Kongl. Vitterhets Akademiens Handlingar 30, 1885, 146 ff., Tab. 5. 196.
22) M. Hoernes, Die Hallstattperiode. Archiv f. Anthropologie NF. 3, 1905, 233 ff.
23) P. Reinecke, AuhV 5 (1911) 144 ff., 231 ff., 235 ff., 315 ff., 399 ff.
24) N. Åberg, Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie. Teil 2, Hallstattzeit (1931).
25) H. Zürn, Zur Chronologie der späten Hallstattzeit. Germania 26, 1942, 116 ff. – Ders., Zum Übergang von Späthallstatt zu Latène A im südwestdeutschen Raum. Germania 30, 1952, 38 ff.

G. Kossack[26] auf der Grundlage von P. Reinecke an Hand von süddeutschem Material feinere chronologische Einteilungen vorgenommen und damit auch in anderen Gebieten Schule gemacht[27].

Außer dem Gräberfeld gibt es im Salzbergtal noch eine zweite höchst bedeutungsvolle Fundstätte, nämlich das Bergwerk. Schon E. v. Sacken zählte eine Reihe von Fundstücken aus dem „Alten Mann" auf[28], die man im Lauf der Zeit beim Anlegen neuer Stollen vorgefunden und aufbewahrt hatte. Die zeitgenössische Stellungnahme zum Leichenfund im Salzton[29] von 1734 bestätigt, daß bei den Hallstätter Bergleuten seit alters eine zwar unklare, aber doch unzweifelhafte Vorstellung von der mittelalterlichen Ausbeutung des Salzstocks verbreitet war und daß man in diesen Kreisen die Lage des Friedhofs im richtigen Zusammenhang zu deuten wußte. Es ist das Verdienst von A. Mahr, der von 1915 bis 1927 als Kustos der Prähistorischen Abteilung im Naturhistorischen Museum wirkte, dem lokalhistorischen Interesse der Bergleute neue Impulse verliehen und, anknüpfend an die Tätigkeit eines G. Kyrle[30], den Forschungen im Berg im Rahmen der Urgeschichtswissenschaft neue Ziele gewiesen zu haben. A. Mahr konzentrierte seine Untersuchungen auf das Grüner-Werk, ein damals (bis 1927) noch in Betrieb stehendes Laugwerk[31], das aber heute wegen schlechter Bewetterung und wegen Verbruchsgefahr nur schwer zugänglich ist. Nach längerer Unterbrechung nahm die Prähistorische Abteilung des Naturhistorischen Museums im Jahre 1960 die untertägige Grabungstätigkeit wieder auf, und zwar vor allem im Kilb-Werk, also an der Stelle, wo 1734 die bereits erwähnte Bergmannsleiche herausgekommen war. Die traditionelle Zusammenarbeit mit der Saline Hallstatt hat inzwischen mit der Vorlage der Rekonstruktion des alten Bergwerkbetriebs auch ihren literarischen Niederschlag gefunden[32]. Als weiteres erfreuliches Ergebnis der neueren Forschung kann die systematische Aufarbeitung der Textilfunde durch H.-J. Hundt verbucht werden[33]. Die durch das Salz konservierten organischen Reste können in ihrer Bedeutung nur mit den nordischen Baumsargfunden verglichen werden. Die Bergung weiterer Geweberesте aus dem Salzbergwerk vorausgesetzt, wird man daraus einmal nähere Einzelheiten der Tracht erfahren können.

Daß das Gräberfeld mit dem Salzbergbau ursächlich verbunden ist, hat man seit jeher angenommen. Eine Zeitlang glaubte man zwar, der Bergbau habe eher eingesetzt und eher geendet als die Belegung des Friedhofs[34], diese Zweifel sind aber inzwischen überwunden. Die Werkzeugfunde aus dem Berg (mit den Beilschäftungen hat sich kürzlich F. E. Barth[35] beschäftigt), machen allerdings einen altertümlichen Eindruck, doch läßt sich das mit dem bis in die jüngste Vergangenheit bezeugten Kon-

26) G. Kossack, Zur Hallstattzeit in Bayern. Bayer. Vorgeschichtsbl. 20, 1954, 1 ff. – Ders., Südbayern während der Hallstattzeit. Römisch-Germanische Forschungen 24 (1959).
27) Vgl. St. Gabrovec, Zur Hallstattzeit in Slowenien. Germania 44, 1966, l ff.
28) v. Sacken, a.a.O. (s. Anm. 12) 125 f.
29) Vgl. Simony, a.a.O. (s. Anm. 11) 4.
30) G. Kyrle, Der prähistorische Salzbergbau am Dürrnberg bei Hallein. Jahrbuch f. Altertumskunde 7, 1913, 1 ff. – Ders., Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. Österr. Kunsttopographie 17 (1916) .
31) A. Mahr, Das vorgeschichtliche Hallstatt (1925). – Ders., Nachrichtenbl. f. deutsche Vorzeit 2, 1926, 80; 3, 1927, 42 f. – Ders., Forschungen u. Fortschritte 4, 1928, 55.
32) O. Schauberger, Ein Rekonstruktionsversuch der Prähistorischen Grubenbaue im Hallstätter Salzberg. Prähistorische Forschungen 5 (1960).
33) H.-J. Hundt, Vorgeschichtliche Gewebe aus dem Hallstätter Salzberg. Jahrb. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 6, 1959, 66 ff; 7, 1960, 126 ff.; 14, 1967, 38 ff.
34) z.B. Kyrle, a.a.O. (s. Anm. 30).
35) F. E. Barth, Prähistorische Knieholzschäftungen aus dem Salzberg zu Hallstatt, O.Ö. MAG 96/97, 1967, 254 ff.

servatismus der Bergleute und ihrer gesellschaftlichen Organisation wenigstens psychologisch begründen. Dennoch verdient die Tatsache Beachtung, daß die nachweislich zum Salzabbau verwendeten Lappenpickel (Taf. 12, 5) Formen der südosteuropäischen Urnenfelderzeit sind[36].

Der Reichtum der Grabausstattung erklärt sich zwanglos durch den Handel mit Salz. Darüber hinaus bleiben aber noch wesentliche Fragen offen. So ist die zum Gräberfeld gehörige Siedlung noch nicht entdeckt. Befand sie sich überhaupt in dem engen und unwirtlichen Hochtal, das für landwirtschaftliche Nutzung kaum Möglichkeiten bot? Der große Friedhof im Gebirge und sein offenkundiger Zusammenhang mit dem alten Salzbergwerk hat schon früh dazu verleitet, sich über die Zahl der Bewohner des Salzbergs und ihre Zusammensetzung Gedanken zu machen[37]. Nach K. Kromer[38] waren während des 8. und 7. Jhs. v. Chr. mindestens 150 und während des 6. Jhs. v. Chr. mindestens 300 Menschen auf dem Berg. Die anthropologische Bestimmung der menschlichen Skelettreste, von denen uns leider nur sehr wenige erhalten blieben, ergab einen auffallend geringen Prozentsatz von Frauen, Kindern und Greisen. K. Kromer schloß daraus, daß die Familien der Knappen außerhalb des Salzbergs gelebt hätten und dort auch bestattet worden wären. Dagegen hat kürzlich A. Häusler[39] Bedenken vorgebracht. Er wies darauf hin, daß Kinder häufig „aus abergläubischen Gründen nicht zusammen mit den Erwachsenen bestattet“ werden und daß das Fehlen von weiblichen und senilen Individuen nur durch die Unvollkommenheit der anthropologischen Alters- und Geschlechtsbestimmung vorgetäuscht werde. Nach seiner Meinung unterscheidet sich das Gräberfeld von Hallstatt nicht grundsätzlich von anderen urgeschichtlichen Begräbnisplätzen.

Nun war am Salzberg bis in unsere Zeit ein Schichtbetrieb eingeführt, bei dem die Knappen, ganz auf sich gestellt, bei mitgebrachter Verpflegung in Gemeinschaftsunterkünften lebten und erst nach mehreren Wochen abgelöst wurden. Diese Betriebsform war wegen der langen Wegzeit sicherlich die vorteilhafteste.

Erst die Werkautobusse haben hier Wandel geschaffen. Dennoch wird man der Ansicht A. Häuslers beipflichten müssen; vielleicht hätte es einer so umfangreichen Beweisführung gar nicht bedurft. Wenn man nämlich wegen der (übrigens wirklich dürftigen) osteologischen Befunde einen Ort mit eigenem Friedhof außerhalb des Salzbergtals für die Familienangehörigen und die Arbeitsunfähigen als gegeben annehmen will, dann müßte hier nach und nach jeder begraben worden sein. Denn das trübe Schicksal, „für das harte Leben auf dem Berg zu alt oder zu krank geworden“ zu sein, das nach K. Kromer[40] die Ursache war, weswegen eine „Anzahl von Männern ... wieder in die umliegenden Täler abwanderte“, ist wohl keinem Bergmann erspart geblieben, es sei denn, er wäre durch einen Unfall umgekommen. Für einen Unfallfriedhof ist das Gräberfeld aber doch zu groß. Der Gedanke, man habe die Leichen der ehemaligen Bergleute von anderswo wieder auf den Berg gebracht, scheint zu weit hergeholt; es gibt auch nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür. Bisher wurde in der näheren oder weiteren Umgebung noch keine Spur von Gräbern

36) F. Holste, Hortfunde Südosteuropas (1951) Taf. 45. M. Roska, Erdély Régészeti Repertóriuma (1942) 93.
37) Meyer, a.a.O. (s. Anm. 9) 13.
38) K. Kromer, Gedanken über den sozialen Aufbau der Bevölkerung auf dem Salzberg bei Hallstatt, Oberösterreich. ArchA 24, 1958, 39 ff.
39) A. Häusler, Kritische Bemerkungen zum Versuch soziologischer Deutungen ur- und frühgeschichtlicher Gräberfelder – erläutert am Beispiel des Gräberfeldes von Hallstatt. Ethnographisch-Archäologische Zeitschr. 9, 1968, 1 ff.
40) Kromer, a.a.O. (s. Anm. 38) 47.

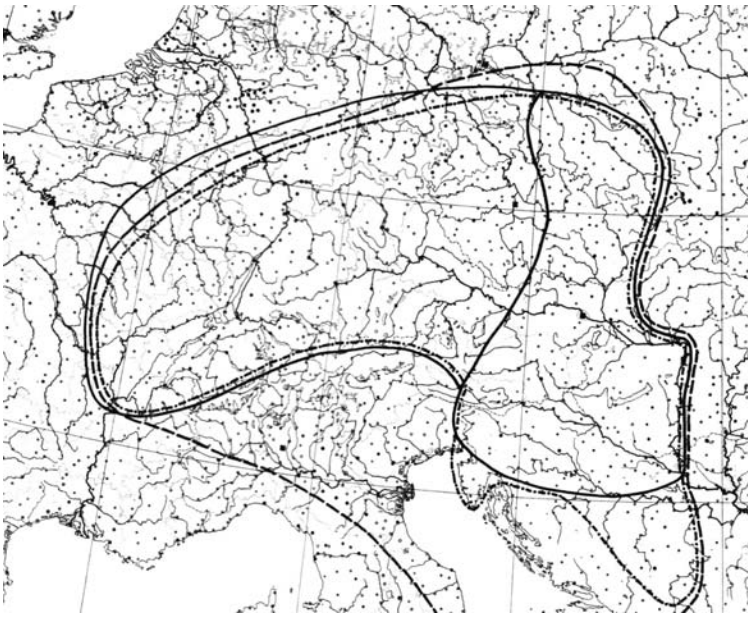
oder einer Siedlung entdeckt, die einen Zusammenhang mit dem Gräberfeld von Hallstatt erkennen ließen. Man wird also eine normale Belegung des Friedhofs voraussetzen müssen, auch wenn die Hilfe der Anthropologie aus Mangel an Skelettresten ausbleibt. Außerdem kann man annehmen, daß die Wohnstätten der hier Begrabenen nicht allzuweit entfernt waren; ihre genaue Lage ist freilich noch eine offene Frage.

Die Ursache für das Ende des urzeitlichen Bergbaus läßt sich ebenfalls nicht mit Sicherheit angeben. Für eine gewaltsame Eroberung, an die gelegentlich gedacht wurde, haben wir keinen Hinweis. Dagegen sind im Berg Wurzelstöcke und Felsbrocken, also Zeugen von katastrophalen Vermurungen, angetroffen worden, von denen eine den Bergbaubetrieb ganz zum Erliegen gebracht haben könnte. Der hallstattzeitliche Bergmann, dessen im Salz konservierte Leiche 1734 beim Verbruch des Kilb-Werks unvermutet wieder auftauchte, ist wohl ebenfalls einem solchen Ereignis zum Opfer gefallen. Schließlich kann auch eine Umgestaltung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage den Niedergang des Bergbaus hervorgerufen oder doch – vielleicht in Verbindung mit einem Grubenunglück – dazu beigetragen haben. Die keltische Expansion blieb sicher nicht ohne Einfluß auf das europäische Wirtschaftsgefüge und wird so manche alte Handelsverbindung unterbrochen haben. Sicher ist jedenfalls, daß der Salzbergbau von Hallein zu der Zeit zur höchsten Blüte gelangte, als Hallstatt mit seiner Produktion am Ende war. Die Gründe für all diese Veränderungen lassen sich im Augenblick nur vermuten.

Was besagt nun der Name „Hallstattkultur“ in seiner umfassenden Bedeutung? Zunächst ist die Hallstattkultur wie jede prähistorische Kultur eine archäologische Konstruktion. Die frühen Funde wurden dabei vorerst im Sinne H. Hildebrands und O. Tischlers als Kennzeichen einer Epoche verstanden. Später, bei sich mehrenden Beständen, zeigte sich, daß das mit Hallstatt vergleichbare Material nicht nur der Dauer seines Vorkommens nach, sondern auch in seiner geographischen Verbreitung beschränkt ist, so daß sich die Hallstattkultur heute als mitteleuropäischer Kulturraum im Alpenbereich aus der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends darstellt, den die Forschung über seine archäologische Kennzeichnung hinaus als Ergebnis historischer Vorgänge zu verstehen bemüht ist. Freilich sind die Grenzen nicht eindeutig. M. Hoernes, auf den die Konzeption des Begriffs in vielen Belangen zurückgeht, legte sich nicht genau fest, rechnete aber offensichtlich Oberitalien, die Ostküste Italiens und die Westküste der Balkanhalbinsel als südlichste Gruppe dem Hallstätter Kulturkreis zu und ging mit seiner nordöstlichen Gruppe bis Posen[41]. R. Pittioni führte vier hallstättische Gruppen an[42], von denen keine auf italienisches Gebiet übergreift. Seine Südostgruppe nimmt dagegen mit dem Typus Nesazio und dem Typus Glasinac noch große Teile des schon von M. Hoernes umgrenzten Gebiets in Anspruch. Die derzeit gebräuchlichste Auffassung von der Ausdehnung des hallstättischen Siedlungsraums findet sich bei G. Kossack[43] (Abb. 1).

Schon M. Hoernes waren die Unterschiede zwischen West und Ost im Hallstattbereich aufgefallen. Er führte das auf die unterschiedlichen geographischen Bedingungen zurück, denen die griechische Expansion folgte. Die Küsten Etruriens

41) Hoernes, a.a.O. (s. Anm. 22) 233 ff. – Ders., Die Hallstattperiode. Deutsche Geschichtsbl. 6, 1905, 97 ff.
42) R. Pittioni, Urgeschichte des Österreichischen Raumes (1954) 536.
43) G. Kossack, Südbayern während der Hallstattzeit. Römisch-Germanische Forschungen 24 (1959) Taf. 150.



nach Hoernes 1905 – – – – –

Pittioni 1954 ·–·–·–·–·–

Kossak 1959 ————

Schematischer Umriß des Gebietes der Hallstattkultur

und Südfrankreichs lagen dem Handel weit günstiger als die adriatischen und boten der Erschließung des nördlichen Hinterlands breite Angriffsflächen. Im Westen ist daher auch unter dem Einfluß mediterraner Gesinnung ein rascherer Wechsel der Lebensformen zu vermerken. Die Adria konnte dagegen, mit ihren teils schroffen und wasserlosen, teils zu flachen Ufern den Verkehr nicht anlocken. Die unberechenbaren Wetterverhältnisse trugen noch dazu bei, um das Meer für die antiken Seefahrer in Verruf zu bringen[44]. „Die Beschaffenheit der Adria und vielleicht auch die ihrer ethnisch homogenen Anwohner bildeten geradezu einen Damm gegen jene, die Zukunft bestimmenden Entwicklungsfaktoren. Hier und im östlichen Mitteleuropa, speziell in den Ostalpen, ist die Hallstattkultur am tiefsten eingewurzelt, hier hat sie sich am längsten erhalten“[45]. Die Handelswege sowie ihre wirtschaftlichen und kulturellen Auswirkungen wurden in späterer Zeit von W. Dehn[46], F. Fischer[47], W. Kimmig[48] und H. Reim[49] ausführlich erörtert. K. Bittel[50] widmete dem unterschiedlichen Verhalten von Ost- und Westhallstattkreis eine eingehende Analyse. Er fand eine deutliche Grenze zwischen dem verhältnismäßig konservativen Block im Osten und dem Westen, der offensichtlich kulturelle Veränderungen durchgemacht

44) Mit Zitaten aus dem antiken Schrifttum: H. Nissen, Italische Landeskunde 1 (1883) 93 f.
45) Hoernes, a.a.O. (s. Anm. 22) 237 f.
46) W. Dehn, Zur Verbreitung und Herkunft der latènezeitlichen Braubacher Schalen. Bonner Jahrb. 151, 1951, 83 ff.
47) K. K. Tarnuzzer und F. Fischer, Referate zur Hallstattzeit. Jahrb. d. Schweiz. Ges. f. Urgesch. 43, 1953, 74 ff.
48) W. Kimmig und W. Rest, Ein Fürstengrab der späten Hallstattzeit von Kappel am Rhein. Jahrb. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 1, 1954, 179 ff.
49) H. Reim, Zur Henkelplatte eines attischen Kalonettenkraters vom Uetliberg (Zürich). Germania 46, 1968, 274 ff.
50) K. Bittel, Zur Späthallstattkultur. Sudeta 6, 1930, 41 ff.

hat. Der Wandel ist archäologisch faßbar in den Stufen Hallstatt C und D, von denen die jüngere eng mit der Stufe Latène A zusammenhängt. Die Importgüter verweisen hier auf Beziehungen zur griechisch-etruskischen Welt, während der Osten seine Verbindungen auf Venetien und das Küstenland beschränkte. Für diese Erscheinung griff K. Bittel zu einer ethnographischen Erklärung: der Westkreis ist seit der letzten Hallstattstufe keltisch, der Osten illyrisch.

Die Frage nach der leiblichen Beschaffenheit, der Sprache und der ethnischen Zugehörigkeit der prähistorischen Ureinwohner stand im Vordergrund des Interesses, seit man sich mit Bodenfunden zu beschäftigen begann. Die frühen Versuche dieser Art beschränkten sich freilich auf recht willkürliche Zuweisungen von aus Bibel und Antike überlieferten Völkernamen. So besiedelte der niederdeutsche Pastor Johan Picardt in einem um 1660 erschienenen Werk die nordische Landschaft mit Riesen aus Kanaan, die er sich als Erbauer der Megalithgräber vorstellte[51]. Weitere Beispiele für ältere Versuche ethnischer Deutung brachte K. H. Jacob-Friesen[52]. Besonderer Vorliebe erfreuten sich die Kelten, die lange Zeit als Haupt- und Grundvolk Alteuropas betrachtet wurden. H. Schreiber dehnte den keltischen Lebensraum auf das Verbreitungsgebiet der Bronzebeile aus, keltisierte aber auch alamannische Gräber[53]. Ebenso unbedenklich verlieh F. Keller seinen Pfahlbauleuten die keltische Nationalität[54]. E. v. Sacken vertrat also nur die vorherrschende Meinung seiner Zeit, wenn er das Hallstätter Grabfeld auch den Kelten, „wahrscheinlich mit einem anderen Stamme vermischt", zuschrieb[55]. Bei ihm allerdings kann, abgesehen von der unzutreffenden Beweisführung, bis heute nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob er irrte[56].

Da man der zeitlichen und räumlichen Ordnung der Funde zunächst noch wenig Aufmerksamkeit schenkte, konnte man auf der gleichen dogmatischen Basis auch andere Völkernamen für die europäische Urzeit in Anspruch nehmen und es kam zu lebhaften Kontroversen. Bezeichnend für die damalige Argumentation zur ethnischen Deutung archäologischer Funde sind die kritischen Äußerungen der Gebrüder Lindenschmit[57], die allerdings ebenfalls stark durch die Anschauungen ihrer Zeit gebunden waren.

In der ersten Hälfte des 19. Jhs. erreichte der Nationenstreit seinen Höhepunkt. Angeregt vom Ideengut der Französischen Revolution und dem Erlebnis der Freiheitskriege, wandte sich in der Romantik das Interesse der Geschichte des eigenen Volkes zu. Die Völker wurden als Individuen betrachtet, die sich nach eigenen Gesetzen organisch entwickeln. Die Urzeit, in der man die Art des Volkes noch unverfälscht erhalten glaubte, übte deshalb eine starke Anziehungskraft auf die Geister aus; die prähistorischen Funde wurden zu „vaterländischen Altertümern". Bei dem durch den damaligen Forschungsstand bedingten Mangel an beweiskräfti-

51) J. Picardt, Kurze Beschreibung von einigen vergessenen und verborgenen Altertümern ... (Amsterdam 1660). Zitiert nach K. H. Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte 1 (4. Aufl. 1959) 100 f.
52) K. H. Jacob-Friesen, Grundlagen der Urgeschichtsforschung (1928) 194 ff.
53) F. Garscha, Heinrich Schreiber und die oberrheinische Frühgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert. In: Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Ernst Wahle (1950) 3 ff.
54) F. Keller, Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen (1854).
55) v. Sacken, a.a.O. (s. Anm. 12) 146 ff.
56) Zur Keltomanie vgl. L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde 1 (1880-1889) 38 ff. – L. Franz, Vorgeschichte und Zeitgeschehen (1938) 15. – Garscha, a.a.O. (s. Anm. 53).
57) W. u. L. Lindenschmit, Das germanische Todtenlager bei Seizen (1848, Nachdruck 1969) 32 f.

gen Argumenten mußte die pa- triotische Gesinnung unvermeidlich in der Diskussion das Obergewicht gegenüber den vorurteilsfreien Stimmen erhalten. Wie der gelehrte Disput, durch politische Leidenschaften angefacht, bisweilen die Formen der persönlichen Auseinandersetzung annahm, hat K. Böhner dargestellt[58].

Die Romantik hat dem historischen Interesse, besonders an der Vorzeit, in weiten Kreisen mächtigen Auftrieb verliehen. Auf die Methodik der heutigen, vorwiegend archäologisch betriebenen Urgeschichtsforschung hatte die romantische Bewegung jedoch wenig Nachwirkung. Von großer Bedeutung war dagegen die Einführung des Dreiperiodensystems, das in einer Zeit, in der man die archäologischen Quellen nur spekulativ oder mit Hilfe philologischer Interpretationen zu deuten versuchte, zunächst auf großen Widerstand stieß. Wandel schuf hier erst die Einflußnahme des naturwissenschaftlichen Denkens auf die Weltanschauung, ein Prozeß, der im 18. Jh. begonnen hatte und der mit dem Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“ im Jahr 1859 als abgeschlossen gelten kann[59].

Für den Evolutionismus, der nun die Geister beherrschte, war nicht der verschlungene Gang der Geschichte das Hauptthema; der Mensch als Gattung und seine Stellung in der Natur standen im Vordergrund des Interesses. Jetzt forschte man nach der gesetzmäßigen Aufwärtsentwicklung des Menschen und seiner Kultur auf der ganzen Erde und durch alle Zeiten. Unter eben dem Gesichtspunkt der Entwicklung wurden die Bodenfunde einer strengen systematischen Ordnung unterworfen. Allerdings fand man bald heraus, daß der evolutionistische Aspekt zwar nicht notwendig falsch (niemand kann eine Entwicklung von der Steinzeit zur Neuzeit leugnen), aber doch vielfach unergiebig sei; denn es gibt doch genügend Erscheinungen seit dem langen Bestehen des Menschengeschlechts, die sich der Erklärung durch Aufwärtsentwicklung entziehen, und gerade diesen wendete sich das historische Interesse zu.

Die romantische und die naturwissenschaftliche Richtung der Urzeitforschung finden wir in der Person von O. Montelius vereinigt. Er, der Schöpfer der evolutionistischen „typologischen Methode“, war sicher ganz ein Kind seiner Zeit, aber ebenso ein Sohn des skandinavischen Nordens, wo der Sinn für die „vaterländischen Altertümer“ immer lebendig geblieben war. Er suchte den Anschluß des reinlich in Stufen geschiedenen Materials an die historische Vergangenheit herzustellen. Da er eine kontinuierliche Entwicklung von der Eisenzeit bis zur Steinzeit feststellen konnte und die Funde als „typologische Abkömmlinge“ der jeweils vorhergehenden Periode erkannte, sah er sich zu dem Schluß berechtigt: „Unsere germanischen Vorfahren sind schon im Steinalter eingewandert“[60].

Dieses Verfahren erhob G. Kossinna[61] zum allgemein gültigen Prinzip und er-

58) K. Böhner, Vorwort zum Nachdruck von W. u. L. Lindenschmit, a.a.O. (P. Anm. 57).
59) Dazu M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen 1 (1909) 363 ff. – J. Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter (1927) 3 ff. – O. Menghin, Die prähistorische Archäologie. Handbuch der Archäologie 1. Textband (1939) 57 ff. – E. Wahle, Geschichte der prähistorischen Forschung. Anthropos 46, 1951, 49 ff. u. 75 ff. – K. J. Narr u. R. v. Uslar, J. C. Fuhlrott und der Neandertaler. In: Der Neandertaler und seine Umwelt. Bonner Jahrb. Beiheft 5 (1956) 9 ff.
60) O. Montelius, Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Archiv f. Anthropologie 17, 1888, 158.
61) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen (1911). – Ders., Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung. Mannus 3, 1911, 127 ff. – Ders., Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode. Mannus 11/12, 1919/20, 396 ff. – Vgl. dazu E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Klasse 1940/41, 2. Abh., 56 ff. u. Jacob Friesen, a.a.O. (s. Anm. 52) 198 ff.

klärte: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen.“ Die Behauptung setzt voraus, daß einerseits sich festumrissene „Kulturprovinzen“ in all ihren Erscheinungen klar voneinander abgrenzen lassen und daß andererseits das „Volk“ die einzige große Gemeinschaftsform des Menschen ist. Beide Voraussetzungen sind jedoch nicht gegeben. Der „tausendfach erprobte methodische Grundsatz, daß sich die Begriffe Volk und Kulturgruppe decken“, läßt sich durch Analyse der Kulturgruppen selbst – *nemo iudex in causa sua* – nicht beweisen. Dagegen gibt es überprüfbare ethnographische Beispiele, daß es sich auch anders verhalten kann[62]. Ganz unzulässig ist es, aus gleichsinniger oder unterbrochener Formtradition auf Gleichheit oder Verschiedenheit der Bevölkerung zu schließen, als wäre typologische Kontinuität die Projektion eines biologischen Zusammenhangs.

Die „siedlungsarchäologische Methode“ G. Kossinnas ist auch sofort auf Widerstand gestoßen. Den nachhaltigsten Eindruck hat die Kritik E. Wahles hinterlassen, in der übrigens auch das Beispiel der Hallstattkultur herangezogen wird[63]. Die These G. Kossinnas kann also nur in bescheidenerer Formulierung Anspruch auf Gültigkeit erheben: es gibt Fälle, in denen wir an bestimmten Eigenheiten der kulturellen Hinterlassenschaft ethnische Einheiten erkennen können[64]. Man darf aber die typologische Formensprache nicht für eine Interlinearversion der politisch-gesellschaftlichen Zustände halten. Aus der historisch bezeugten Anwesenheit eines Volkes in einem prähistorischen Fundgebiet wird man bei Siedlungskontinuität auf gleiche ethnische Verhältnisse in der unmittelbar davorliegenden Zeit schließen dürfen, unter Umständen auch bei typologischer Änderung des Fundinventars. Wie weit man einen solchen Schluß in die Vorzeit zurück ausdehnen darf, wird für jeden Fall neu zu bestimmen sein. Nicht selten aber wird Urteilsenthaltung die Auskunft darstellen, die strengem wissenschaftlichem Anspruch am ehesten genügt.

Erst von der älteren Eisenzeit an sind auch für Mitteleuropa die Voraussetzungen gegeben, um die prähistorischen Materialien mit einiger Sicherheit zu historisch beglaubigten Völkern in Beziehung zu setzen. Herodot erwähnt zweimal, daß die Donau im Lande der Kelten entspringe (II 33 und IV 49) und Hekataios von Milet sagt von Massilia, daß es in der Nähe des keltischen Gebietes gelegen sei[65]. Wenn uns auch manches von den geographischen Vorstellungen der beiden griechischen Historiker rätselhaft geblieben ist, so kann man ihren Angaben doch entnehmen, daß die Kelten im 6. und 5. Jh. v. Chr. in einem Gebiet nordwestlich der Alpen, d. h. im Westhallstattkreis siedelten. In welcher Form das Keltentum in der Stufe C, also im 7. und 8. Jh. v. Chr. existierte, und was wir ihm an archäologischem Material zuweisen können, sind noch offene Fragen[66]. Die typologische Kontinuität ist, wie vorhin dargestellt, allein kein zuverlässiger Wegweiser.

---

62) A. M. Tallgren, Sur Ia méthode de l’archéologie préhistorique. Eurasia Septentrionalis Antiqua 10, 1936, 16 ff.
63) Wahle, a.a.O. (s. Anm. 61). – Vgl. E. Sangmeister, Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18, 1967, 199 ff.
64) J. Bergmann, Ethnosoziologische Untersuchungen an Grab- und Hortfundgruppen der älteren Bronzezeit in Nordwestdeutschland. Germania 46, 1968, 224 ff.
65) Vgl. Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft VII/1 (1912) 610 ff. (Art. Galli). – M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte VI (1926) 281 ff. (Art. Kelten). – Nissen, a.a.O. (s. Anm. 44) 7 ff. – S. Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung (1948). – W. Kimmig, Die Herkunft der Kelten als historisch-archäologisches Problem. Hommages à Albert Grenier (1962) 885.
66) E. Sangmeister, Die Kelten in Spanien. Madrider Mitteilungen 1, 1960, 75 ff.

Weit umstrittener ist der Sachverhalt im Osten. Hier geht die Diskussion darum, ob und bis zu welchen Grenzen dort im Altertum Illyrer siedelten. Die antiken Berichte sind nicht eindeutig, ihre Auslegung ist daher vielfach kontrovers. Wenn man der Erdbeschreibung Strabos folgt, wären im Ostalpenraum illyrische Völker seßhaft gewesen. Seine Angaben können so verstanden werden, daß das illyrische Gebiet nicht nur die Stammsitze der Istrer und Japoden[67] umfaßte, sondern im Norden bis über die Alpen reichte. Strabo[68] erwähnt Aquileja als Handelsplatz der um den Ister wohnenden illyrischen Völkerschaften und die Breuner und Genauner als illyrische Nachbarn der Vindeliker und Noriker an der „äußeren Seite" der Alpen. Eine Stelle bei Herodot scheint diese Interpretation zu stützen und für eine nördliche Verbreitung der Illyrer bis zu den Alpen auch schon in älteren Zeiten zu sprechen. Bei der Beschreibung Babylons erwähnt Herodot (I, 196) auch die Sitte, die heiratsfähigen Mädchen zu versteigern. Von dieser Einrichtung, die er übrigens für sehr verständig hält, will er erfahren haben, daß sie auch bei den Venetern in Illyrien herrschte (τῳ καὶ᾽ Ιλλυριῶν᾽ Ενετοὺς πυνδάνομαιχρᾶσδαι). Sprachwissenschaftliche Untersuchungen schienen zu einem weitgehend übereinstimmenden Resultat zu führen. C. Pauli widmete den dritten Band seiner „Altitalischen Forschungen" dem Nachweis[69], daß die Veneter in Oberitalien, denen er eine nördliche Ausbreitung bis zum Inn und zum Bodensee zuschrieb, dem illyrischen Volkstum angehörten. R. Much wies als erster auf illyrische Ortsnamen nördlich der Donau hin[70], und J. Pokorny[71] dehnte mit derselben Methode den illyrischen Siedlungsraum auf das Gebiet der Urnenfelderkultur aus. R. Pittioni lieferte dazu stützende Argumente aus der prähistorischen Archäologie und stellte fest, daß die Urnenfelderkultur als „frühillyrisch" zu bezeichnen und die Hallstattkultur dem illyrischen Volkstum zuzuschreiben sei[72]. Diese Auffassung wird mit einigen Abwandlungen bis in die Gegenwart vertreten. Nach H. Krahe lebten Illyrer „mit Sicherheit ... in den Alpenländern ... und ... im später ostdeutschen und polnischen Raum, wahrscheinlich bis an die Ostsee heran"[73], und R. Pittioni gesteht zwar „beachtliche stammeskundliehe Gegensätze innerhalb der Hallstattkultur" zu, bleibt aber dabei, „daß auch im Bereich der süd- und westdeutschen Hallstattkultur, also der Westgruppe, illyrisches Volkstum verbreitet war". Für die Ursprünge des Keltentums kommt nur der nordostfranzösisch-südwestdeutsche Teil des Westhallstattkreises in Betracht[74].

67) Strabo VII, 5. – Vgl. G. Zippel, Die römische Herrschaft in Illyrien bis Augustus (1877) 8. – M. Hoernes, Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. MAG 18, 1888, 243 ff. (hier irrtümlich Strabo VII, 4 zitiert). – C. Patsch, Archäologisch-epigraphische Untersuchungen zur Geschichte der römischen Provinz Dalmatien. Wissensch. Mitt. aus Bosnien und Herzegowina 6, 1899, 165. – C. Schuett, Untersuchungen zur Geschichte der Alten Illyrier (Phil. Diss. Breslau 1910) 13. – St. Gabrovec, Das Problem des nordwestillyrischen Gebietes. Symposium sur la délimitation territoriale et chronologique des Illyriens à l'époque préhistorique, Sarajevo (1964) 230 ff. – N. G. L. Hammond, The Kingdoms in Illyria circa 400-167 B. C. Annual of the British School at Athens 61, 1966, 241.

68) Strabo IV, 6, 8; V, 1, 8.

69) C. Pauli, Altitalische Forschungen 3, Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler (1891).

70) R. Much, Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer. Correspondenzblatt d. Deutschen Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 36, 1905, 103 ff.

71) J. Pokorny, Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier (1938).

72) R. Pittioni, Die Urnenfelderkultur und ihre Bedeutung für die europäische Kulturentwicklung. Beitrag zu Pokorny, a.a.O. (s. Anm. 71)

73) H. Krahe, Sprache und Vorzeit (1954) 101, 185 ff.

74) R. Pittioni, Urgeschichte des Österreichischen Raumes (1954) 644 f.

Spätere linguistische Forschungen erwiesen das Venetische, dem man auch im Hallstattbereich eine gewisse Verbreitung zugestanden hatte, als eigene, vom Illyrischen verschiedene Sprache. Die betreffenden Stellen bei Herodot müssen nach H. Krahe[75] so verstanden werden, daß es zwei Volksstämme mit dem Namen Veneter gab, von denen der eine, balkanische, ausdrücklich als illyrisch bezeichnet wurde (Herodot I, 196), um ihn von dem anderen in Oberitalien, den Ενετοὶ οἱ ἐν τῷ Ἀδρίῃ (Her. V, 9) zu unterscheiden. Auch aus anderen Gründen erschien der halb Europa umfassende illyrische Großraum fragwürdig, und die Forschung, vor allem in Deutschland[76], wandte sich ziemlich einhellig der Theorie von der Zweiteilung des Hallstattgebietes mit der von K. Bittel formulierten Begründung zu. Aber auch dagegen erhoben sich Einwände, vor allem von seiten der jugoslawischen Forschung, die den Begriff des Illyrertums in einem weit engeren Sinn verstanden wissen will[77]. Z. Marič[78] wies darauf hin, daß sich der Umfang des als „illyrisch" bezeichneten Territoriums im Lauf der Zeit immer mehr vergrößerte. Für die Römer war Illyrien eine Verwaltungseinheit, deren Namen sie auf alle darin lebenden Völkerschaften übertrugen, ohne Rücksicht auf ihre Sprache. Für die Zeit vor der Eroberung durch die Römer darf nur ein Gebiet, das etwa der späteren Provinz Dalmatien entspricht, als illyrisch bezeichnet werden. Weiter im Norden, in Pannonien, waren keine Illyrer.

Auch St. Gabrovec[79] will im Hallstattbereich als einwandfrei illyrisch zunächst nur das anerkennen, was mit einer nachweislich illyrischen Kulturhinterlassenschaft in Beziehung gesetzt werden kann. Durch zwei Angaben Herodots (IV, 49 und IX, 43) sind Illyrer sicher in Westserbien und Makedonien lokalisiert. Diese Gebiete stehen archäologisch in enger Verbindung mit der Glasinac-Kultur im heutigen Bosnien, die ihrerseits deutliche Kontakte zur Unterkrainer Gruppe der Südostalpinen Hallstattkultur aufweist. Die Einflüsse aus dem Süden treten am auffälligsten in Erscheinung durch die großen Sippentumuli mit einer erheblichen Anzahl von Körperbestattungen, durch die Sitte der Waffenbeigabe an Verstorbene höheren Ranges und durch die zweischleifige Bogenfibel als Bestandteil der Frauentracht. Ein Vordringen illyrischen Volkstums weiter nach Norden schließt St. Gabrovec nicht aus, er rechnet aber offenbar selbst im Ostalpenbereich eher nicht mit ethnischer Einheitlichkeit. Die Frage, ob die nördlich benachbarten Hallstattgebiete illyrisch waren, hält er noch gar nicht für diskussionsreif. Ein verbindliches Urteil in dieser Frage scheint bei strenger Beobachtung der oben angeführten Grundsätze tatsächlich nicht möglich. Ein weiterführender Hinweis soll aber noch vorgebracht werden. Wenn auch der Bestand der Fundgruppen des Osthallstattkreises in manchen Teilbereichen verschieden ist, so haben wir doch eine deutliche archäologische Verbindung im Ostalpenraum zwischen Po

75) Krahe, a.a.O. (s. Anm. 73) 114 ff.
76) Wahle, a.a.O. (s. Anm. 61) 27. – Chr. Pescheck, Späthallstättische Kulturströmungen im Ostalpenraum. Strena praehistor. (1948) 180 ff. – Kimmig, a.a.O. (s. Anm. 65) 894.
77) Z. B. A. Benac, Von der Beteiligung der Illyrier an der Ägäischen Wanderung. Arh. radovi i rasprave 4-5, 1967, 334 ff.
78) Z. Marič, Donja Dolina. Glasnik Sarajevo N. S. 19, 1964, 5 ff., 74 ff. 70) – St. Gabrovec, Das Problem des nordwestillyrischen Gebietes. Symposium sur la délimitation territoriale et chronologique des Illyriens à l'époque préhistorique, Sarajevo (1964) 230 ff.
80) H. Müller-Karpe hält wegen der Ähnlichkeit der Vorgänge und wegen der Fabelwesen die Schilderungen auf den Situlen für mythologische oder jedenfalls kultische Szenen, die, zwar im einheimischen Gewande, aber inhaltlich unverändert aus einer fremden Vorstellungswelt übernommen wurden: Das vorgeschichtliche Europa (1968) 154 ff.

und Donau durch die Situlenkunst. Wir finden hier nicht nur eine enge Übereinstimmung in der Art der Darstellung sondern auch im Bildinhalt, der uns gleiches Brauchtum, gleiches Mobiliar sowie auch gleiche Tracht und Bewaffnung zeigt[80]. Es sei hier nur an den nach eigentümlichen Regeln geübten Boxsport, an die Mäntel, Hüte und Mützen, an die Bewaffnung und an den Möbelstil auf den Stücken von Este, Providence, Vače, Magdalenska gora, Matrei und Kuffern und an die modische Kahlköpfigkeit fast aller männlichen Figuren[81] erinnert (vgl. Taf. 53 ff.). Ausnahmen bilden nur die geschlagenen Krieger auf der Situla von Este-Benvenuti sowie der langhaarige Reiter auf dem Gürtelblech aus Vače in Wien (Taf. 53 und 54), deren Existenz aber andererseits beweist, daß die glatten Häupter nicht durch das Unvermögen der Toreuten entstanden sind, sondern tatsächlich intentionelle Glatzen darstellen sollen. Wenn die figuralen Darstellungen eigentlich nur ein neues Beispiel dafür sind, daß Völker verschiedener Sprache den gleichen Kulturbesitz haben können, so berechtigen sie doch auch zur Annahme, daß die Bevölkerung des Ostalpenraums wenigstens äußerlich nicht allzu verschieden von den Illyrern und Venetern gewesen sein dürfte.

Wir wollen übrigens die Frage nach Sprache und Volksnamen nicht überschätzen. Die Kenntnis der Namen zum Beispiel der Breuner und Genauner allein bedeutet für unser historisches Wissen nicht allzuviel. Außerdem ist zu bedenken, daß Sprache und Volkstum sich keineswegs immer decken müssen. Dafür bietet der osthallstättische Boden selbst später ein überprüfbares Beispiel: Zur Zeit der Österreichischen Monarchie wurden in einigen Gebieten zwei oder auch mehr Sprachen gleich gut gesprochen. Weder die Sprache, noch Kultur und blutmäßige Abkunft begrenzten die Volksgruppe, sondern letztlich das Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Das aber ist aus archäologischen Funden kaum zu erschließen. Deshalb müssen wir uns auch weitere Folgerungen aus den Beobachtungen von F. Hančar[82], A. Vulpe[83] und M. Dušek[84] wenigstens vorläufig noch versagen. Die archäologischen Zusammenhänge zwischen der Kalenderbergkultur und dem Gebiet der unteren Donau bzw. bis zum Kaukasus stellen der Forschung jedenfalls eine Aufgabe. Eine andere Konsequenz scheint mir allerdings jetzt schon unabweisbar, nämlich die, den Estekreis und den Alpenraum in die eigentliche Hallstattkultur miteinzubeziehen. Wenn wir das Glück haben, durch Grabungsfunde auf stereotype Trachtenbestandteile zu stoßen, sind sie uns ein zwingendes Argument bei der Bildung von Fundprovinzen. Sie sollten es nicht weniger sein, wenn wir sie im Funktionszusammenhang mit der übrigen – dem Spaten nicht erreichbaren – Kleidung bildlich dargestellt vorfinden. Darüber hinaus sind uns durch die Situlen gleiches Brauchtum und gleiche modische Eigenheiten bis zum Po (und weiter bis in das unter etruskischem Einfluß stehende südpadanische Gebiet) erwiesen. Freilich gibt es Unterschiede im Grabbrauch – sie sind aber

81) Weitere Abb. s. W. Lucke – O. H. Frey, Die Situla in Providence (Rhode Island). Römisch-Germanische Forschungen 26 (1962). – Situlenkunst zwischen Po und Donau. Katalog zur Ausstellung Wien 1962.
82) F. Hančar, Hallstatt-Kaukasus. MAG 73-77, 1947, 152 ff. – Ders., Hallstatt und der Ostraum. Serta Kazaroviana (1950) 265 ff.
83) A. Vulpe, Zur mittleren Hallstattzeit in Rumänien. Dacia 9, 1965, 105 ff. – Ders., Necropola Hallstattiana de Ia Ferigile. Biblioteca de Arheologie 11 (1967).
84) M. Dušek, Waren Skythen in Mitteleuropa und Deutschland? Prähist. Zeitschr. 42, 1964, 49 ff. – Ders., Einfluß der Thraker auf die Entwicklung im Karpatenbecken in der jüngeren Hallstattzeit. Bulletin de l'Institut Archéologique Bulgare 27, 1964, 55 ff.

nicht stärker als bei den anderen Hallstattgruppen – es gibt jedoch auch Übereinstimmungen, sehr deutlich zu Sta. Lucia, vor allem aber zum Fundort Hallstatt selbst. Das Gebiet der Hallstattkultur wäre also durch die Flüsse Saône, Po, Save, Donau, Waag und im Norden durch den Mittelgebirgszug abzugrenzen. Diesen Raum besiedelten in der älteren Eisenzeit mehrere Völker, darunter seit dem 6. Jh. v. Chr. mit Sicherheit Kelten, Veneter und Illyrer.

Mit der Hallstattkultur endeten die Zeiträume, in die uns ausschließlich archäologische Funde Einblick gewähren. Von da an lassen sich auch in Mitteleuropa die archäologisch faßbaren Veränderungen mit historischen Daten in Verbindung bringen. Die Stellung der Hallstattkultur wird bestimmt durch ihre Lage im Vorfeld der aufblühenden Mittelmeerwelt und der nomadischen Steppenvölker im Osten. Die unruhige Nachbarschaft der Kimmerier und Skythen, deren Einfluß auf den Hallstattraum archäologisch einwandfrei dokumentiert ist, hatte nachhaltige Auswirkungen auf Brauchtum, kriegerische Taktik, Siedlungsweise und wohl auch auf die Sozialstruktur. Der mediterranen Hochkultur, die mit der Griechischen Kolonisation weit nach dem barbarischen Norden ausgriff, verdankt die Hallstattkultur auch bestimmte Züge in Lebenshaltung, Tracht und Bewaffnung, die erste Bekanntschaft mit der Schrift und ein freieres Verhältnis zum Kunstschaffen, das vor allem in der sogenannten „Situlenkunst“ sinnfällig wird. Schließlich ging – und soweit wir heute sehen in kausalem Zusammenhang mit den eben skizzierten Vorgängen – das Keltentum als politische Macht aus der Hallstattkultur hervor. Die Kelten einten in den folgenden Jahrhunderten große Teile Europas unter ihrer schon halb städtischen Zivilisation und bereiteten damit die Romanisierung Mitteleuropas vor.

Die Ausstellungen „Idole“ und „Welt der Wikinger“

Die Ausstellung „Idole“, zusammengestellt von mehreren ungarischen Museen unter Führung des Ungarischen Nationalmuseums Budapest brachte wertvolle, zum Teil unpublizierte Keramiken des Neolithikums nach Wien. Sie war in den kleinen Räumen neben den z.Zt. geschlossenen Schausälen XVII-XIX des Naturhistorischen Museums vom 11. November 1972 bis 21. Jänner 1973 für das Publikum zugänglich. Als Partner konnte die Prähistorische Staatssammlung München gewonnen werden. Die Zusammenarbeit machte gewisse Rücksichten für die Terminaufteilung nötig – München konnte erst nach der Olympiade 1972 ausstellen, mußte aber vor Mai 1973 fertig sein –, brachte aber einen Abnehmer für den Katalog, dessen Druck ja erst bei einer Mindestauflage von 2.000 ökonomisch vertretbar ist. In Wien wurden rund 7.000 Besucher gezählt. Nach dem erfolgreichen Debüt im Naturhistorischen Museum gingen die „Idole“ nach München und Hamburg.

Die Ausstellung des Statens Historiska Museum Stockholm „Welt der Wikinger“ kam über Berlin nach Wien (7. Feber bis 23. April 1973). Als Ausstellungsort wurde das Österreichische Museum für angewandte Kunst gewählt, weil nur dort ein Raum vorhanden war, der den Vorstellungen des schwedischen Architekten entsprach. Die Ausstellung „Welt der Wikinger“, erstmalig für die Kieler Olympiaausstellung „Mensch und Meer“ mit allem dem Anlaß entsprechenden Aufwand eingerichtet (nach Presseberichten „die größte nautische Ausstellung, die es je gab“), erforderte schon durch den großzügigen Entwurf verhältnismäßig hohe Kosten (großes Transportvolumen, Aufbau unter Mitwirkung schwedischer Fachleute). Ein guter Teil der Ausgaben konnte jedoch durch die Eintrittsgebühren der 41.300 Besucher und den Katalogverkauf (beide Auflagen vergriffen) wieder eingebracht werden.

Der Publikumserfolg ist bei solchen Unternehmen weitgehend eine Sache der Propaganda. Nach der Wirksamkeit gereiht, liegt das Fernsehen als Werbemittel an erster Stelle, dann folgen Radio, Zeitung und Plakat. Fernsehen und Radio bringen schlagartig erhöhte Besucherzahlen, lassen sich allerdings nicht beliebig oft und auch nicht immer zum gewünschten Zeitpunkt einsetzen. Für einen terminmäßig gezielten Effekt mit einiger Dauer empfiehlt sich vor dem Plakat das Zeitungsinserat. Wie sich schon seit längerem zeigt, verliert das Ausstellungsplakat immer mehr an Wirkung, weil die Museen mit den Werbeetats der Großfirmen nicht konkurrieren können. Neben den Vierbogenplakaten für Politik und Wirtschaft geht die Kulturaffiche einfach unter. Während sich die kommerzielle Bildwerbung durch ihre

Mitteilungsblatt der Museen Österreichs 22, Heft 5/6, Juni 1973, S. 52-54

QUELLE

Masse auf das Prinzip der ständigen Wiederholung und auf unterschwellige Beeinflussung verlassen kann, sollte der Anschlag, der ein kulturelles Ereignis bekanntgibt, bewußt wahrgenommen und gelesen werden. Wer bleibt aber heutzutage schon stehen und studiert ein Plakat?

Eine grafisch gestaltete Anzeige in der Zeitung ist nun zwar auch nicht gerade billig, sie wird aber auch in den Bundesländern bekannt und sie läßt sich zeitlich verteilen (wodurch man auch die Kosten einigermaßen unter Kontrolle bekommt): man kann also, je nach Verlauf, etwa drei Wochen nach der Pressekonferenz und vier Wochen vor Schluß weitere Bevölkerungsschichten zum Besuch ermuntern. Eine Schaltstelle zu den erwähnten Werbeträgern ist das Referat für besondere publizistische Angelegenheiten im BMfWuF. Natürlich hängt der Publikumserfolg auch vom Thema ab. (Die „Idole“ waren in einer Fachausstellung mit Bezug zur Kunst vereint, die „Welt der Wikinger“ war eine Familienausstellung). Auch die beste Reklame kann zu einer Ausstellung, etwa über die Glasperlenerzeugung der älteren Eisenzeit im Küstengebiet der nördlichen Adria wohl nur eine begrenzte Zahl von Interessenten locken.

Zum Geleit

In den nächsten Monaten ist eine Ausstellung von Keramik aus dem benachbarten Ungarn zu Gast im Naturhistorischen Museum. Es ist die größte Kollektion von neolithischen Funden dieser Art – sogenannten Idolen, anderen hervorragenden Beispielen der Irdenware und Goldamuletten aus dem 5. bis zum Beginn des 2. Jahrtausends –, die jemals auf österreichischem Boden in systematischem Zusammenhang zu sehen war.

Diese tönernen Kunstwerke repräsentieren das Weltbild der jüngeren Steinzeit. Sie waren einst Mittelpunkt von Kulthandlungen und Riten, von denen kein Hauch zu uns gedrungen ist. Nun stehen sie als Relikte eines versunkenen Weltzeitalters vor uns; wir kennen nicht ihre Namen, ihre Bedeutung ist uns fremd. Schriftlose Jahrtausende trennen uns von den Menschen, für die jene Idole sinnträchtige Gebilde waren.

Der Zugang zu jener fernen Epoche ist uns aber nicht ganz verschlossen. Was aus der Zeit vor der Spanne, die wir durch geschichtliche Erfahrung überblicken, zu uns gedrungen ist, lehrt uns, daß die Welt damals eine gleichförmigere, einheitlichere war. Der Mensch der Vorzeit hat die Zwangsläufigkeit der Entwicklung noch nicht erfahren, die Veränderlichkeit der Welt war seinem Blick nur unvollkommen erkennbar. Das Leben damals war nicht provisorisch, wie das unsere, das unter dem Zwang zum Fortschritt auf die Zukunft gerichtet ist, belastet mit dem tragischen Wissen, daß unser Tun und Denken einst als „Vorstufe“ abgeurteilt werden wird. Tatsächlich waren die Bauern und Nomaden am Ende des Neolithikums, nach allem, was wir dem Boden von ihnen abgewonnen haben, ihren frühesten Ahnen vom Beginn der Epoche in ihren Anschauungen, Gewohnheiten und Fertigkeiten näher als wir unseren Vorfahren im Mittelalter. „Die Zeit war minder tätig, die ändernde Wirksamkeit ihrer steten Arbeit an Dingen und Welt geringer und milder“ – so sagte es ein Thomas Mann, als er über den Sachverhalt reflektierte.

Eben dieses Wissen gibt uns die Berechtigung, unter Nutzung auch mittelbarer Quellen, uns unserem Gegenstand auf indirekten Wegen zu nähern: über Mythen und Berichte von anderen Völkern und anderen Zeiten, soweit ein Wort von ihnen zu uns gedrungen ist. Der Mann von Szegvár (Kat.Nr. 117), der mit geschulterter Sichel und einer Maske vor dem Gesicht in starrer Haltung auf dem Thron sitzt, ist schon überzeugend mit dem griechischen Kronos in Verbindung gebracht worden. Der Titan Kronos, jüngster Sohn des Uranos und der Gaia, entmannte auf Betreiben der Mutter seinen Vater mit einer Sichel und bemächtigte sich der Weltherrschaft.

Idole. Prähistorische Keramiken aus Ungarn. Ausstellung des Ungarischen Nationalmuseums Budapest im Naturhistorischen Museum Wien vom 11. November 1972 bis 21. Jänner 1973. Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Wien, Neue Folge 7, 1972, S. VII-IX

„Als nun, die Nacht herführend, der
mächtige Uranos nahte,
Warf er voll Liebesverlangen um Gaia
die Arme, sich streckend
Über sie hin; doch aus dem Verstecke
ergriff mit der Linken
Ihn sein Sohn, mit der Rechten nahm er
die riesige Sichel,
Lang und gezahnt, und mähte die
Scham dem eigenen Vater Eilends ab."

Hinter diesem düsteren Bericht aus der Theogonie des Hesiod verbirgt sich nach verbreiteter Deutung der uralte Mythos der Trennung von Himmel und Erde mit der Sichel, der sich bis zu den Sumerern verfolgen läßt. So können wir doch wohl in dem Gott mit der Sichel von Szegvár einen Zeugen der frühen Lesart des Kronosmythos sehen, der zugleich einen Wechsel im Pantheon anzeigt. Waren doch bis dahin männliche Kultbildnisse so gut wie nicht vorhanden.

Ganz offensichtlich ist im Kult der neolithischen Jahrtausende das weibliche Prinzip vorherrschend. Nach Zahl und Gestalt zu schließen – vielsagend ist dabei die Umbildung des Frauenkörpers zum Gefäß (z. B. Kat.Nr. 2, 3, 4, 5) –, sind die weiblichen Idole Symbole der Fruchtbarkeit, die als göttliche Kraft verehrt wurde und die man für sich im Abbild zu beschwören suchte. Vergleiche mit der sumerischen Inanna (Ischtar, Astarte), der Urheberin von Zeugungskraft und Empfängnis, drängen sich auf. Die missionarische Kraft der religiösen Konzeption gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die vielfachen Einflüsse aus dem Südosten des Kontinents, die sich letztlich vom Orient herleiten, in Betracht zieht.

Inanna – Ischtar wurde im Laufe der mesopotamischen Geschichte unter mancherlei Namen und Gesichtern verehrt. Ihren Ursprung hat sie im bäuerlichen Glauben an die lebenspendende Allmutter. Verwandte Züge finden wir in der griechischen Mythologie bei Gaia und – durch Gleichsetzung mit der kleinasiatischen Kybele – auch bei Rhea, die eine als Mutter, die andere als Gattin mit Kronos verbunden. Sie bringen die Lebewesen hervor und nehmen sie nach dem Tod wieder auf. Daran fühlt man sich vor den thronenden Frauengestalten (Kat.Nr. 115 und 118) erinnert, vor allem bei der von Szegvár, die heute noch, in ihrem verstümmelten Zustand, stumme Würde ausstrahlt.

Natürlich können wir unsere Tonfiguren nicht einfach mit den erwähnten mythologischen Gestalten identifizieren. Überhaupt blieb die religiöse Deutung nicht unwidersprochen. So hat man andere Tonfigurinen, je nach dem Ort ihrer Auffindung, als Sprecher im Jenseits, als Adoranten, als Vertreter der Trauernden oder als Repräsentanten eines Teilbereichs einer überpersönlichen Macht aufgefaßt. Der Bezug zu Werden und Vergehen, zu Fruchtbarkeit und Tod ist jedoch fast immer gegeben, also zu jenen Gewalten, die wir im altorientalischen und klassischen Pantheon als persönliche Götter vorfinden.

Die Idee zu dieser Ausstellung entstand bei einem Besuch in Budapest, den ich im März 1970 auf Einladung des Ungarischen Nationalmuseums unternahm. Wir haben dem Generaldirektor des Ungarischen Nationalmuseums, Herrn Dr. F. Fülep, und seinem Stellvertreter, Herrn Dr. J. Korek, sehr zu danken, daß sie den Plan aufgegriffen und tatkräftig verwirklicht haben. Unser Dank gilt aber auch allen, die dabei in oft recht mühsamer Arbeit mitgewirkt haben, so vor allem Frau Dr. I. Kovrig, Frau Dr. A. Mozsolics und Herrn Dr. P. Patay. Wenn nun von ungarischer Seite die Hoffnung ausgesprochen wurde, die Ausstellung möge ein Anfang zum Austausch weiterer kultureller Veranstaltungen zwischen den Nachbarländern sein, so entspricht das ganz den Hoffnungen der Österreichischen Fachleute auf vermehrte wissenschaftliche Zusammenarbeit, die zweifellos für beide Teile von Nutzen ist.

„Welt der Wikinger" in Wien zu sehen

Unter diesem Titel veranstaltet das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung eine Ausstellung, die von der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums betreut und in der Zeit vom 7. Februar bis 23. April 1973 im Österreichischen Museum für Angewandte Kunst gezeigt wird. Diese Ausstellung hat bereits einen großen Ruf. Sie wurde als historischer Abschnitt im Rahmen der Kieler Olympiaausstellung „Mensch und Meer" aufgebaut, stand anschließend im Herbst und Winter 1972 in Berlin und wird nach dem Wiener Termin nach Kanada und in die USA verliehen. Mensch und Meer war die größte nautische Ausstellung, die es je gab. Dem Besucher steht ein gut ausgestatteter Katalog zur Verfügung, der mit acht einführenden Artikeln das Verständnis der Exponate erleichtert und überdies dazu verhilft, die Eindrücke und Anregungen einer kurzen Museumsvisite als dauerndes Bildungsgut zu bewahren.

Die Wikinger sind heute in weiten Kreisen ein Begriff. Das, obwohl dieses Wort noch nicht schlüssig erklärt werden kann. Man hat das Wort von vic = Bucht, vig = Kampf und von vicjan = sich lagern abgeleitet, und das ist nur eine (von W. Struve im Katalog angeführte) Auswahl der Deutungsversuche.

Der durchschnittliche Mitteleuropäer verbindet mit der Bezeichnung „Wikinger" die Vorstellungen von nordischen Seeräubern, von rohen, ungezügelten Horden, die vor etlichen hundert Jahren die europäischen Küsten raubend und mordend heimsuchten. Die Vorstellung ist nicht ganz unzutreffend (wenn auch unvollständig, worüber noch zu berichten sein wird). Tatsächlich treten die Wikinger als Piraten in das Licht der Geschichte. Im Jahr 793 plünderten sie das christliche Kloster auf der Insel Lindestarne vor der Nordküste Englands, 795 das Kloster Iona auf den Hebriden. Von da an wiederholen sich durch rund 250 Jahre die Berichte über kühne Seefahrten und grausame Gewalttaten der Nordleute. Nach einer Anzahl von weiteren Beutezügen auf die Britischen Inseln greifen die Wikinger bald weiter aus und erschüttern selbst das mächtige Frankenreich. 840 wurde Tournai überfallen, 845 Paris und 882 Trier. „Wenn man auch Hunderte gehärtete Eisenköpfe auf demselben Hals fände, jeder mit Hunderten scharfen unabnutzbaren Erzzungen versehen, und wenn auch jede von ihnen ohne Unterlaß mit Hunderten unausrottbaren lauten Stimmen riefe, so würden sie nicht aufzählen können, was Irlands Volk, Männer und Frauen, Laien und Priester, Junge und Alte an Leiden von diesem kriegerischen Heidenvolk ausgestanden hat", schrieb ein Historiograph des 12. Jahrhunderts.

In diesem Ruf sind die Wikinger bis heute geblieben. Freilich ist dieses Urteil

Österreichischer Segel-, Motorboot-Yachtsport,
Heft 1/2, 1973, S. 10

QUELLE

einseitig. Zunächst waren nicht alle Wikinger auch Seeräuber; ein großer Teil der damaligen Bevölkerung Skandinaviens nährte sich friedlich, wenn auch kärglich, durch die Landwirtschaft. Andererseits waren die Nordleute nicht die einzigen, die den Raub zu ihrem Geschäft machten. An den bürgerkriegsähnlichen Zuständen der Wikingerzeit Irlands etwa waren auch einheimische Banden nicht unerheblich beteiligt. Schließlich berücksichtigt die überlieferte Einschätzung der Wikinger nicht ihre Leistungen als Entdecker des amerikanischen Kontinents, als Kolonisatoren von Island und Grönland und als Begründer neuer politischer Mächte, vor allem der Normandie (911), von der aus 1066 England erobert wurde, aber auch in Süditalien und Sizilien bis zum Fürstentum Antiochien im fernen Syrien. Was in diesem Rahmen von ihren zivilisatorischen Leistungen am meisten interessieren wird, sind jedoch die Errungenschaften beim Schiffsbau.

Die Wikinger konnten dabei an eine jahrtausendealte Tradition anknüpfen. Bis in die nordische Bronzezeit lassen sich die Ursprünge skandinavischer Schiffsbaukunst zurückverfolgen. Detlev Ellmers führt in seinem Artikel in dem schon erwähnten Katalog die wichtigsten Stadien des Fortschritts auf diesem Sektor vor: vom leichten Kriegsschiff aus dünnen Holzplanken vom Typus Hjortspring auf Alsen (2./3. Jahrhundert v. Chr.) über das festere, in Klinkertechnik gebaute und mit aufliegenden Rudern (nicht mehr mit Stechpaddeln) angetriebene Schiff (erhaltenes Exemplar: das Nydam-Boot aus Nordschleswig, 2. Hälfte 4. Jh.) bis zu jenen Kriegsseglern, die durch die Funde von Oseberg und Gokstad berühmt geworden sind. „Es waren Kriegsschiffe von einer Elastizität und Leichtigkeit, wie sie die Seekriegsgeschichte nicht wieder gesehen hat.“ An den verkleinerten Kopien (1:6 und 1:16) des Oseberg- und des Gokstad-Schiffs (beide im Original über 20 m lang) kann der Sachkundige in der Ausstellung die Einzelheiten studieren.

Außerdem unterrichtet die Ausstellung über Haus und Hof, Waffen und Krieg, Eisengewerbe, das Gesellschaftsleben, das geistige Leben und über das Kunstgewerbe der Wikinger. Man kann sicher sein, daß die Museumsfachleute und Architekten aus Schweden das Thema eindrucksvoll gestaltet haben und daß auch von den dafür zuständigen Österreichischen Stellen alles getan wurde, um die „Welt der Wikinger“ zur Ausstellung des Jahres zu machen. Was man aber seit Kiel darüber gehört hat, kann jedenfalls nur als Empfehlung gelten.

Einführung

Bei seinem letzten Besuch und schon entschlossen, die Welt zu verlassen, wird Werther von Låtte aufgefordert, aus seiner Übersetzung Ossians vorzutragen. Nach einigen Seiten kommt es zu Tränen. Werther liest noch mit halberstickter Stimme weiter:

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich betaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden."

Dann ist es mit der Fassung beider vorbei. „Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen ... die Welt verging ihnen."

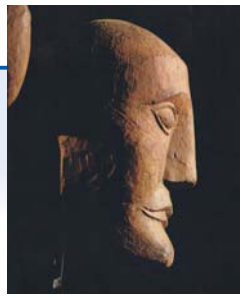
Die Gewalt der Worte dieser düsteren Lyrik würde man heute gefaßter aushalten. Goethe aber, obwohl damals schon (1774) als er „Die Leiden des jungen Werther" niederschrieb, der Bardenpoesie selbst nicht mehr ganz verfallen, wußte was er tat, als er mit Ossianversen die Handlung zum tragischen Höhepunkt führte. Sie paßten ihm in die Stimmung und er kannte seine Leserschaft. Rückblickend schrieb er in „Dichtung und Wahrheit": „Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter vorstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten."

In der späten Mitte des 18. Jahrhunderts erwachte das Interesse für die Überlieferungen von Frühzeit und Mittelalter. Man gewann Sinn für das Nibelungenlied und für die Edda; auch die objektkundliche Urgeschichtsforschung hat in der Epoche eine ihrer Wurzeln. Für den deutschen Sprachraum ist die neue historische Einstellung mit dem Namen Herders gekennzeichnet. Forschung und Lektüre wurden indes mit starkem Stimmungsaufwand betrieben. Man suchte den Reichtum versunkener Epochen in der Sage zu ergründen; die Vorzeit war ein Traum, dem man sich nur mit den Kräften des Gefühls nähern konnte.

Damals tauchten Ossians Dichtungen auf. Herausgegeben von dem jungen Schotten James Macpherson erschien 1760 ein Band „Fragments of Ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gaelic or Erse Language",

QUELLE

Die Kelten in Gallien. Katalog der Ausstellung im Museum für Völkerkunde von 18. Oktober 1978 bis 14. Jänner 1979, Wien 1978, S. 9-13

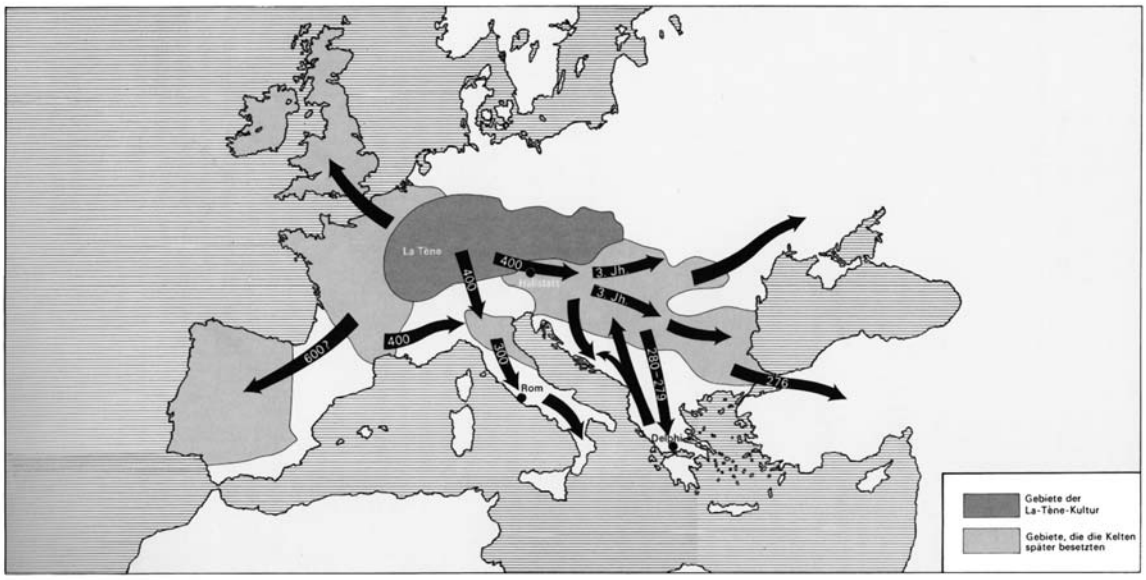


1762 und 1763 folgten die Epen „Fingal“ und „Temora“. Die vorgeblichen Übersetzungen sollten Teile alter Epen darstellen, verfaßt von dem keltischen Sänger Ossian, dem Sohn des Fingal. Tatsächlich hatte MacPherson in loser Anlehnung an volkstümliche Balladen (er war Hochlandschotte und beherrschte das Gälische) das meiste frei gedichtet. Echt urzeitlich sind nur bestimmte Elemente seines Stils – sie sind aus der Bibel und von Homer entlehnt. Mit dieser Mischung von Wortführung und vorchristlichem Stoff traf er genau den Geschmack seiner Zeit. Ossian besingt die Kämpfe seines Vaters Fingal, die Kriegstaten seiner Helden und ihr tragisches Ende. Der Zusammenhang ist kaum verständlich; was die Zeitgenossen so ergriff, war die Schwermut, die zarte lyrische Stimmung, mit der die schlichten Altväter voll kindlicher Empfindsamkeit ihr blutiges Los besangen. Die bald auftauchenden Zweifel an der Echtheit taten der Beliebtheit des erfundenen Barden keinen Abbruch. Man hatte damals seinen Ossian in der Tasche, die Keltenpoesie wurde ein europäischer Erfolg.

Nicht zuletzt eine Folge der Ossianschwärmerei war die verbreitete Beliebtheit der Kelten, die nach volkstümlicher Meinung zum Haupt- und Grundvolk Europas wurden. Auch als die Romantik längst im Abklingen war, bestimmte das Ansehen der Kelten die historischen Ansichten der Fachgelehrten und der Dilettanten. Die Kelten waren nicht nur die ersten, sie waren auch so gut wie überall. Adam und Noah erhielten gleich die Würde eines Druiden, ihren nachgeborenen keltischen Landsleuten schrieb man die Errichtung der Megalithbauten von England bis Skandinavien zu, wie es auch als sicher galt, daß alle prähistorischen Bronzen aus ihren Händen stammten. Überhaupt waren die Kelten als Künstler, Handwerker, Bauern und Händler den Völkern des klassischen Altertums ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Sie verstanden sich auf den Genuß des Tabakrauches als man noch mit Steinbeilen zuschlug, waren also damals schon mit Amerika in Verbindung. Leichtfertige Wortgleichungen lieferten Argumente dafür, daß die Kelten im Bergbau, im Münzwesen und bei der Metallbearbeitung allen voran waren, aber auch für die Teilnahme der Preußen am keltischen Raubzug nach Delphi. Angesichts solcher Vorstellungen muß man dem Librettisten von Bellinis 1831 in Mailand erstmalig gespielter Keltenoper „Norma“ doch einen gewissen Sinn für historische Treue zusprechen.

Einer der Kenner früherer Verhältnisse mit wissenschaftlichem Anspruch ließ die aus Vorderasien ankommenden Kelten mit finnisch-hunnischen Stämmen fruchtbar werden, aus denen dann u. a. die Kimmerier oder Kimbern, die Belgen, Waliser und Bretonen hervorgingen. Ein Rest von Finnen blieb indessen ungemischt, was den aufgeklärten Leser enttäuscht, wo er doch wenig später erfährt, daß in Nordafrika den Kelten durch Kontakt mit den Negern die Bildung von Mulattenstämmen gelang, die als Ägypter, Babylonier und Phönizier ihr Scherflein zur Kultur beitrugen. Der Urheber dieses Weltbildes – der es übrigens jedermann unbenommen läßt, statt „keltisch“ auch „arisch“ zu sagen – schließt dann bei gleichbleibend gewissenhafter Anwendung seiner logischen Begabung, daß in China auch eine keltische Dynastie regiert haben müsse.

Aber auch weniger phantastische Köpfe, deren Verdienst um die Altertumsforschung außer Zweifel steht, dispensierten ihr kritisches Vermögen, wenn es um die Kelten ging. Ferdinand Keller z.B. stellte die von ihm entdeckten Pfahlbauten 1854 gleich mit keltischer Einwohnerschaft vor, und das in den Jahren 1846-1865 entstandene Hauptwerk von Boucher de Perthes, dem Begründer der Paläolithforschung, hat den Titel: „Antiquités celtiques et antédiluviennes“. Nun mag der Diluvialpatriotismus an der Somme noch hingehen, wir finden aber das gleiche chronologische Vergehen (wenn auch nicht von Forscher-



hand begangen) auch an Mur und Mürz: „Da waren in dieser Gegend Bewohner, die nannten sich Kelten. Sie wohnten in hohlen Bäumen und wohlverschanzten Erdhöhlen .... Von Fischfang und Jagd haben sich jene Ureinwohner genährt, mit den Fellen der Tiere bekleidet. Ihr Herdfeuer haben sie an den Blitzen des Himmels angezündet. Stark und frei sind sie gewesen; die Menschen sind in der ersten Jugend gestorben oder im hohen Alter.“

Peter Rosegger gab vor, diesen Bericht einem Bächlein abgelauscht zu haben, das seine Memoiren verplätscherte; das unschuldige Wasser verbreitete aber ganz offensichtlich die Meinung des Volkes, in diesem Fall des steirischen.

Seither sind einige Jahrzehnte ernster Forschung dahingegangen und man ist heute in der Lage, die Kelten mit den Mitteln der Geschichte und der Archäologie zeitlich und räumlich an die rechte Stelle zu rücken. Der Ursprung liegt im Dunkeln wie bei allen Altvölkern. Die älteste Nachricht, aus der Zeit gegen 500 v. Chr., stammt von Hekataios von Milet, der berichtet, daß Massalia (Marseille) in der Nähe des keltischen Gebiets gelegen sei. Allerdings ist uns das Wissen des Hekataios nur fragmentarisch aus Abschriften in viel späteren Büchern erhalten und wir wissen nicht, ob und wie stark der ursprüngliche Text verändert wurde. Herodot (um 450) berichtet an zwei Stellen, daß die Donau im Lande der Kelten entspringe. So unsicher auch manches an der Überlieferung sein mag, sie erhält eine Stütze im archäologischen Befund. Die Hinweise beider Autoren beziehen sich auf einen Raum, der seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. von der Latènekultur (Name nach einer Schweizer Fundstelle) eingenommen wurde, und daß diese damals bereits keltisch war, ließ sich durch Vergleich der Bodenfunde mit den Grabbeigaben der historisch bezeugten Kelten in Oberitalien beweisen. Über die weiteren Geschicke der Kelten erfahren wir durch griechische und römische Schriftsteller wie Polybios, Poseidonios, Strabon, Diodor, Livius und vor allem Caesar. Bei Pompeius Trogus, einem römischen Historiker gallischer Abkunft, der zur Zeit des Augustus lebte, steht folgender Bericht:

„Denn die Gallier, die an Überbevölkerung litten, da die Länder, die sie hervorgebracht hatten, sie nicht mehr zu fassen vermochten, schickten dreihunderttau-

send Menschen wie einen ‚heiligen Frühling' aus, sich neue Wohnsitze zu suchen. Von diesen ließ sich ein Teil in Italien nieder, und dieser nahm dann Rom ein und steckte es in Brand; ein anderer Teil drang, wobei Vögel ihnen den Weg zeigten – denn auf die Kunst der Vogelschau verstehen sich die Gallier besser als alle anderen –, über die illyrischen Buchten hinaus vor und bahnte sich seinen blutigen Weg durch geschlagene Barbarenstämme bis ins Pannonische Land, wo er sich niederließ: ein hartes, verwegenes, kriegerisches Volk, das erste nach Herakles – dem daraus Bewunderung seines Heldentums und der Glaube an seine Unsterblichkeit erwuchs –, das die unbesiegten Pässe der Alpen und dieses durch Kälte unwirtliche Gelände überstieg.

Nach Unterwerfung der Pannonier führten sie dort viele Jahre hindurch mit den Nachbarn mannigfaltige Kriege. Durch den Erfolg dazu ermutigt, teilten sie ihre Heeressäulen: die einen nahmen sich Griechenland zum Ziel, die anderen Makedonien, wobei sie im Vorrücken alles mit dem Schwert niederstreckten; und solch ein Entsetzen ging vom Namen der Gallier aus, daß auch Könige, die noch gar nicht angegriffen worden waren, von sich aus den Frieden mit ungeheuren Geldsummen erkauften."

Das ist aus der Sicht des wohl nicht ganz vorurteilslosen Gallorömers der anbrechenden Kaiserzeit die Geschichte der keltischen Expansion. In rund 200 Jahren wurden halb Europa und Teile Kleinasiens von keltischen Scharen eingenommen. Anfang des 4. Jahrhunderts drangen sie über die Alpenpässe in Oberitalien ein und setzten sich im Gebiet des etruskischen Städtebundes fest (Mailand – keltische Gründung Mediolanum). Ein weiteres Vordringen brachte sie mit Rom in Konflikt. Nach dem keltischen Sieg an der Allia war die Stadt Rom der Plünderung preisgegeben, nur das Kapitol hielt stand (388/86). An Brennus, der den Zug führte (*vae victis*), erinnert noch der Brennerpaß.

In Böhmen und im westlichen Österreich waren die Kelten schon während der Hallstattzeit. Vom 4. Jahrhundert an drangen sie bis an das Schwarze Meer und auf die Balkanhalbinsel vor. Nach dem Zerfall des Alexanderreiches verstärkte sich der Druck auf den Südosten. 280/79 wurde ein makedonisches Heer geschlagen und Delphi belagert. Nach erfolgreicher Abwehr durch Griechen und Makedonier zogen sich die keltischen Scharen nach Norden zurück. Eine Gruppe ließ sich im Raum um die mittlere Donau nieder (Gründung von Singidunum – Belgrad), im heutigen Bulgarien entstand das keltische Reich von Tylis (277 /76 bis 193). Eine andere Abteilung setzte 278 nach Kleinasien über, wo die Kelten als Söldner, aber auch auf eigene Rechnung Krieg führten. Der Name, den sie dort trugen – Galater – ist durch die Epistel des Paulus bis heute noch geläufig.

Die historische Bedeutung der keltischen Wanderungen liegt darin, daß dadurch die nördlichen Randvölker der klassischen Mittelmeerländer von Westen nach Osten in einer Kultur zusammengeschlossen wurden. In einer Gegenbewegung zur Hallstattkultur, die ihre gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Impulse zu einem wesentlichen Teil aus dem Osten erhalten hatte, ging die Ausbreitung der Kelten vom Westen aus. Spiegel der Entwicklung ist die keltische Kunst, in der sich den Großgriechen abgeschaute Motive mit östlichem Stil verbinden. Durch die Lebensweise in stadtartigen Zentren von politischer Macht, Handel und Gewerbe, den Oppida, haben die Kelten die Romanisierung Europas vorbereitet.

Nach der großen Expansionsbewegung mußten die Kelten mehrfach Gebietsverluste hinnehmen, manche Stammesgruppen wurden assimiliert. Das war aber für ihr weiteres Schicksal nicht entscheidend. Das tatsächliche Verschwinden des Keltentums aus Europa wurde durch Rom bewirkt. Wie die anderen europäischen Altvölker, die Etrusker, Thraker, Illyrer, Da-

ker, Veneter, Ligurer und Iberer, bei denen sie sich in friedlicher oder feindlicher Nachbarschaft niedergelassen hatten, gingen auch die Kelten mit Sprache und Kultur im römischen Imperium auf.

Die Ausstellung befaßt sich mit den Galliern, von den archäologisch erfaßbaren Anfängen bis auf die Zeit Caesars. Das Material stammt aus französischen Museen. Der Entwurf und die Auswahl der Objekte sind das Werk von Prof. René Joffroy, Conservator en Chef des Musée des Antiquités Nationales in Saint Germain-en-Laye, der auch die französische Vorlage des Katalogs besorgte. Ihm und seiner Mitarbeiterin Mme. Andrée Thenot sind die Österreichischen Ausstellungspartner sehr zu Dank verpflichtet. Auch der Dank an Prof. Dr. René Cheval für seine liebenswürdige Hilfsbereitschaft soll hier noch einmal zum Ausdruck gebracht werden. Der Kontakt zum Französischen Kulturinstitut unter seinem Direktor, Prof. Denis Evesque, das uns in allen Fragen rasch und tatkräftig unterstützte, gestaltete sich durch Mme. Inge Landre sehr erfreulich. Alle Beteiligten sind einig in dem Wunsch, die Ausstellung möge die Besucher daran erinnern, daß heute durch Sprache und Geschichte getrennte Völker auf gemeinsame Ursprünge zurückgehen und daß uns die Verpflichtung verbindet, das kulturelle Erbe zu wahren.

Kulturhistorische Beiträge

Zum Bestattungswesen aussereuropäischer Völker und des Altertums

Vom Standpunkt der europäischen Zivilisation scheinen die Möglichkeiten der Totenfürsorge durch Pietät und Zweckmäßigkeit auf zwei Formen eingeschränkt: Begraben des Leichnams und Verbrennung mit anschließender Beisetzung in der Urne. Ein Blick über die Grenzen der uns vertrauten Welt belehrt uns jedoch, daß die Auslegung der genannten Begriffe weitgehend von der jeweiligen Kultur abhängt und daß demgemäß die Bestattungsbräuche in einer nahezu unübersehbaren Vielfalt über die Erde verbreitet sind.

Die Mohammedaner begraben ihre Toten, die Hindus verbrennen sie zumeist, und die Parsen überlassen sie auf den Türmen des Schweigens den Geiern. Bei den Mongolen werden die meisten Verstorbenen in der Steppe ausgesetzt, das heißt, den Tieren zum Fraß preisgegeben, sie werden aber auch begraben oder ins Wasser geworfen. Höhergestellten Personen ist die Feuer- und Baumbestattung vorbehalten.

In China ist das Körperbegräbnis im Sarg am weitesten verbreitet; Feuerbestattung kommt vor, hauptsächlich bei buddhistischen Mönchen. Die chinesischen Bestattungsriten sind landschaftlich sehr verschieden. Vielfach wird das Hab und Gut des Toten aus leicht vergänglichem Material, wie Stroh und Papier, nachgemacht und beim Begräbnis verbrannt, damit es im Jenseits zur Verfügung steht. Die kostspielige Bestattungsfeier kann für manche Familien den wirtschaftlichen Ruin bedeuten. Für ein solches altruistisches Verhalten gibt es auch anderweitig Belege, so etwa im Kaukasus, wo der Aufwand für die Verschiedenen bis ins 19. Jahrhundert für die Hinterbliebenen zur Verarmung führen konnte. Der Sinn der Riten und Grabbeigaben ist seit der Urzeit der gleiche, nämlich dem Toten im Jenseits die gewohnte Existenz zu sichern und ihn an der Wiederkehr zu hindern. Die Japaner beerdigen ihre Toten, häufig auch in einem Sitzsarg, in Hockerstellung; die Buddhisten üben Feuerbestattung. Auf den Ryukyu-Inseln gibt man die Leiche in einem Gebüsch der Verwesung anheim. Die Gebeine werden dann gewaschen und in eigenen kleinen Hütten, Höhlen oder in verschiedengestaltigen Behältern beigesetzt. Auch die Koreaner betreiben neben der Körperbestattung im Sarg das Aussetzen der Leiche mit nachfolgender Beisetzung der Knochen.

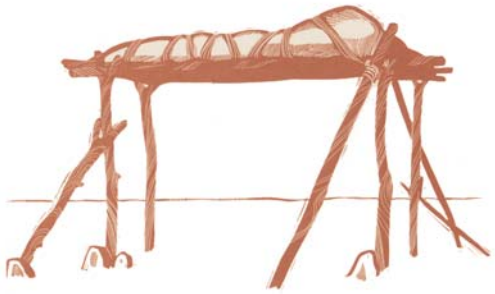
Beisetzung unter Steinen und in Felsspalten ist bei den Eskimos üblich; sie setzen die in Felle gehüllte Leiche aber auch in der Tundra aus. Bei den subarktischen Indianervölkern Nordamerikas kam die Leichenaussetzung ebenfalls vor, häufiger jedoch pflegten sie ihre Toten mit Steinen und Erde zu bedecken. Leichenverbren-

Der Weg in die Stille. Verlag für Jugend und Volk, Wien-München 1967, S. 61-104

QUELLE

nung war im Süden, Beerdigung im Norden Kaliforniens sowie bei den Schoschonen in Nevada, Idaho und Utah üblich. Die durch die Indianerliteratur populären Präriestämme der Sioux und Pawnees bestatteten doppelt, indem sie die Leichname auf Bäumen oder Plattformen verwesen ließen und nachher die Knochen unter Erdhügeln beisetzten. Von den Vorfahren der historischen Indianer im Ostteil der Vereinigten Staaten sind Grabhügel und Steinkistengräber bekannt. Ausgeprägte Totenfurcht veranlaßt die Chacoindianer, über dem Grab des in Hockstellung Bestatteten Dornen aufzuhäufen und seinen Besitz zu verbrennen. Einige Stämme im südlichen Sudan graben die Skelette ihrer Verstorbenen wieder aus und verwahren sie in Töpfen unter Felsen und Bäumen. Wer im Kampf gefallen oder an den Folgen einer Verletzung gestorben ist, wird in den Busch geworfen. Die Galla in Abessinien kennzeichnen ihre Erdgräber durch kleine Steinhügel. Aufrechte Steine in der Nähe des Grabes geben an, wieviel Feinde der Verstorbene zu Lebzeiten erlegt hat. Außerdem erinnern auf das Grab gelegte Jagdtrophäen, Beutestücke, Genitalien erschlagener Gegner, Waffen und so weiter an seine Verdienste. Die Galla wählen für die Geschlechter verschiedene Bestattungsplätze, und zwar für die Männer rechts, für die Frauen links der Hütte.

Die Schwarzafrikaner im nordwestlichen Kamerun benutzen Nischengräber; die Schädel der Häuptlinge werden aufbewahrt. Den Häuptlingen läßt man überhaupt größere Sorgfalt angedeihen. Die Kamba und Kikuju in Kenia begraben nur Häuptlinge und reiche alte Männer, die anderen werden im Busch den Hyänen überlassen. Ähnlich steht es in Südrhodesien. Fast nur Häuptlinge erhalten ein Begräbnis, diese allerdings eines mit besonderen Vorkehrungen. Man läßt den Leichnam austrocknen, die ausrinnende Flüssigkeit wird in Töpfen gesammelt und ebenfalls beigesetzt. Im Grab wird eine Öffnung gelassen für einen aus der Leiche kriechenden Wurm, von dem man glaubt, er werde sich in einen Löwen oder in eine Schlange verwandeln. Beerdigung in Hocker- oder Strecklage ist die am meisten geübte Bestattungsform der Eingeborenen Australiens. Es liegen aber auch Berichte vor, wonach man früher die Greise verbrannte. Bestimmte Gruppen entfernen die Kniescheiben der Toten, eine Maßnahme, die gegen Wiedergänger gerichtet ist. Auch hat man beobachtet, daß das Fleisch der Verstorbenen verzehrt wurde, während man die Knochen bestattete. Hervorragende Krieger und Häuptlinge wurden dagegen mumifiziert, um die Seele an den Leib zu binden.



Plattformbestattung der Sioux

Bei allen Angaben muß man allerdings in Betracht ziehen, daß die christliche und islamische Missionierung, das Vordringen der europäischen Zivilisation und die politischen Umwälzungen gerade in der letzten Zeit viele alte Bräuche verändert oder überhaupt verdrängt haben. Aufs Ganze gesehen, ist zu beobachten, daß die verschiedensten Bräuche, von der völligen Vernichtung des Leibes durch Verbrennen oder Auffressen bis zur kostspieligen Mumifizierung, nebeneinander auftreten können, nicht selten innerhalb desselben Stammes. Man macht Unterschiede nach der Todesursache, nach Rang und Beruf, zwischen arm und reich, Mann und Frau, Verheirateten und Ledigen, Erwachsenen und Kindern; sogar Zwillinge, vor denen man mitunter eine abergläubische Scheu empfindet, erfahren nach dem Ableben

eine Sonderbehandlung. Bei den Azteken wurden die Aussätzigen, die Ertrunkenen und die vom Blitz Erschlagenen beerdigt, sonstige Verstorbene sowie die Krieger verbrannt.

Andererseits können gleiche Formen auf ganz heterogene Vorstellungen zurückgehen. Das relativ häufige Aussetzen der Leichen kann durch Totenfurcht verursacht oder durch Abneigung motiviert sein, es kann aber auch die notwendige Vorstufe zur eigentlichen Bestattung der dauerhaften Bestandteile des Körpers, nämlich der Knochen, darstellen. Die Aussetzung kann, ähnlich wie die Einäscherung, auf die gänzliche Ausmerzung des Individuums abzielen, sie kann aber auch den Zweck verfolgen, der Seele den Eintritt in eine andere Welt oder in ein anderes Lebewesen zu erleichtern. Aus Haß läßt Achilleus dem Leichnam Hektors eine schimpfliche Behandlung zuteil werden, indem er ihn den Hunden vorwirft; die Seele des Unbestatteten kann keine Ruhe finden. Dieses jedem aus der Sage und der späteren Geschichte geläufige Verhalten läßt sich weit in die menschliche Vergangenheit zurückverfolgen. Die sogenannte „Geierstele“ des Eannatum, der um die Mitte des 3. Jahrtausends die sumerische Stadt Lagasch regierte, zeigt neben Kampfszenen die Bestattungszeremonie nach siegreicher Schlacht. Während man über den eigenen Gefallenen einen Hügel aufwirft und ihnen Opfer darbringt, werden die Leichen der Feinde den Geiern vorgeworfen. Von den um die Kadaver raufenden Raubvögeln hat das Denkmal auch seinen modernen Namen bekommen. Anderswo, wir wählen als ethnographisches Gegenbeispiel Australien, will man es wiederum durch die Aussetzung der Seele erleichtern, in die Vögel einzugehen, die den Körper verzehren. Es gilt oder galt nicht immer und überall als schauerliches Schicksal, aufgefressen zu werden, selbst wenn die eigenen Verwandten sich der Aufgabe widmeten, wie schon Herodot berichtet und wie es seither aus manchen Weltgegenden durch Reisende bekannt geworden ist. Der Brauch, Tote den Hunden und Vögeln preiszugeben, wird von Schriftstellern aus der Antike auch den Keltiberern im Nordosten des spanischen Hochlands zugeschrieben. Was uns daran so roh vorkommt, ist lediglich die Konsequenz einer anderen Vorstellungswelt, zu der es übrigens für manche von uns gefühlsmäßige Brücken gibt, wie die Äußerung Bismarcks beweist, er wolle nach dem Tode „zwischen zwei hohen Baumwipfeln in einer Hängematte liegen, hoch und frei in der Luft. Ich will“, schrieb der große Staatsmann, „schon lieber von Vögeln gefressen werden als von schwarzen Käfern.“

Ebensowenig wie eine ausführliche Darlegung exotischer Verhältnisse ist in diesem Rahmen eine erschöpfende Übersicht des Bestattungswesens in Urzeit und Antike möglich. Eine vollständige Gräberkunde wäre mit der prähistorischen Archäologie nahezu identisch. Die Urgeschichtsforschung schöpft ihr Wissen vornehmlich aus Gräbern; für uns Symbole der Vergänglichkeit, haben sie uns dennoch weitaus mehr von den Zuständen und Begebenheiten fernster Zeiten überliefert als die Stätten der Lebenden. Es wird also auch hier darauf ankommen, an Hand von prominenten Beispielen wesentliche Züge der Totenfürsorge herauszustellen.

Steinzeit

Durch Ausgrabungen sind uns Bestattungen aus einem Zeitraum von über 100.000 Jahren bekannt. Schon für den Neandertaler ist eine fürsorgliche Haltung gegenüber seinen Toten erwiesen. Dafür drei Beispiele: In der Grotte von La Chapelle-aux-Saints (Dept. Corrèze) entdeckte man das gut erhaltene Skelett eines männlichen Neandertalers in Schlafstellung. Feuersteingeräte, ein Bisonschenkel und Ocker waren ihm beigegeben. Ebenfalls mit Steinwerkzeugen und in ähnlicher Haltung wurde der sogenannte „Jüngling von Le Moustier“ (Dordogne) vorgefunden.

Kindergrotte bei Mentone

(Der Ausgräber, ein geschäftstüchtiger Amateurarchäologe, verkaufte den Moustier-Menschen um 110.000 Goldmark an die Königlichen Museen zu Berlin. Das Körperskelett fiel im letzten Krieg einem Bombenangriff zum Opfer, der vorsorglich ausgelagerte Schädel wurde im Oktober 1965 unter dem von der Sowjetunion rückerstatteten Museumsgut wiederentdeckt.) Die Höhle La Ferrassie im Vézèretal (Dordogne) erbrachte die Gräber von einem Mann, einer Frau und vier Kindern. Die stark verkrümmte Haltung des weiblichen Skeletts läßt auf Fesselung schließen.

Eine größere Anzahl von Begräbnissen kennt man aus dem der Zeit des Neandertalers folgenden *Jungpaläolithikum*. Als Beispiel sei hier nur die Kindergrotte bei Mentone an der Riviera angeführt. Dort waren in verschiedener Tiefe eine Frau, zwei Kinder, ein Mann und, eng beisammen, eine alte Frau und ein junger Mann beigesetzt. Allein bei den Kinderskeletten fand man an die tausend durchbohrte Nassa-Schnecken, die ehedem den Besatz eines Röckchens gebildet haben mögen. Insgesamt wurden aus den Grotten bei Mentone die Skelette von fünfzehn pietätvoll bestatteten Menschen der Altsteinzeit geborgen.

Aus den Befunden, die von den Pyrenäen bis nach Sibirien reichen, läßt sich kein durchgehend befolgter Bestattungsritus ableiten. Die Toten wurden teils in Höhlen, teils im offenen Gelände, sowohl in flachen Gruben als auch unter einem einfachen Steinschutz, einzeln oder in Sammelgräbern beigesetzt. Rötelstreuung wurde mehrfach beobachtet, Beigaben in Gestalt von Gerät und Schmuck fast immer. Neben gestreckter Rückenlage kommt auch der sogenannte „liegende Hocker“ vor.

Leichenverbrennung ist erstmalig für die *Jungsteinzeit* (*Neolithikum*; in Europa rund 4000-1800 v. Chr.) nachzuweisen, allerdings relativ selten; vorherrschend ist auch da noch die Körperbestattung. Im donauländischen Kulturkreis, dem der österreichische Raum zum größten Teil angehörte, werden die Toten mit Kleidung, Gerät, Schmuck und Speisebeigaben (diese nun schon in Tongefäßen) in Hockerlage beerdigt. In dieser Bestattungsform drückt sich die Vorstellung vom „lebenden Leichnam“, also von einem Weiterleben des Verstorbenen aus. Er wird mit allem versehen, was ihm im bisherigen Dasein nötig war. Die andere Seite dieser Anschauung ist die Totenfurcht. Um ein Wiederauferstehen zu verhindern, werden bestimmte Leichen verstümmelt oder, wie extreme Hocker anzeigen, gefesselt, seltener als Hocker mit dem Gesicht nach unten begraben.

Ein Phänomen, das schon früh die Aufmerksamkeit - leider nicht nur der Archäologen – auf sich gelenkt hat, sind die Großsteingräber (*Megalithgräber*) West- und Nordeuropas. Der Däne Saxo Grammaticus († um 1208) bestimmte sie zutreffend als Grabanlagen, beanspruchte aber zu ihrer Errichtung die Kräfte von Riesen.

Zur gleichen Ansicht bekannte sich der niederdeutsche Pastor Johan Picardt in einem um 1660 erschienenen Werk. Er bevölkerte die nordische Landschaft mit abscheulichen Riesen aus dem Lande Kanaan, derer sich die normalen Menschen nur erwehren konnten, indem sie ihnen mit Keulen die Beine zerschmetterten.

Die Megalithgräber, im Sinne der erwähnten Theorien auch Hünengräber genannt, sind nun tatsächlich aus ganz gewaltigen Steinen errichtet (Trag- und Decksteine in verschiedener Anordnung, je nach Typus), sodaß es schwerfällt, sich vorzustellen, wie man sie ohne moderne technische Hilfsmittel zu einem Bau vereinigen konnte. Sie waren – wenn nicht ohnehin als sogenannte Steinkisten in den gewachsenen Boden eingetieft – ursprünglich ganz oder wenigstens bis zum Deckstein mit Erde bedeckt. Im Laufe der Zeit verflachten die Erdhügel und gaben die Steinkammer frei, die dann nur zu oft geplündert und zerstört wurde, aus Neugier zum Teil, aber auch, weil man die Steine als Baumaterial gut brauchen konnte. Erst das Einsetzen der staatlichen Denkmalpflege bewahrte die Reste einer früher nach Tausenden bemessenen Anzahl für die Zukunft.

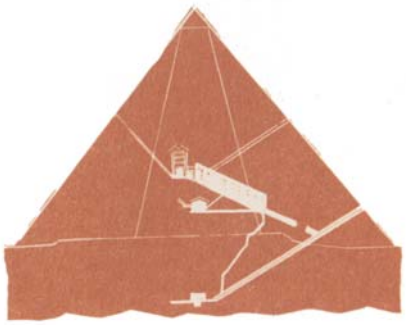
Die megalithischen Anlagen waren, mit Ausnahme von frühen Übergangserscheinungen, als Sippengräber gedacht, die in einzelnen Fällen weit über hundert Leichen aufgenommen haben. Man hat übrigens rücksichtslos unter ihnen aufgeräumt, wenn Platz für einen Verstorbenen gemacht werden sollte, mitunter war man auch genötigt, halbverweste Körperteile beiseite zu schieben. Den gedanklichen Hintergrund dieser recht aufwendigen Grabarchitektur haben wir wohl wieder im Umkreis der Vorstellung vom lebenden Leichnam, verbunden mit Ahnenverehrung, zu suchen. Die Toten, bei der Beisetzung mit Nahrung und Gerät versorgt, sollten eine dauernde Wohnstätte haben; es sollten aber auch potentielle Wiedergänger unter Verschluß gehalten werden.

Nordisches Megalithgrab

Ägypten und Vorderasien

Im Neolithikum *Ägyptens* bestattet man die Toten als Hocker in einer runden oder ovalen, später rechteckigen Grube. Diese Art bleibt für das Volk auch weiterhin vorherrschend, nur die Hockerlage wird im Lauf der Zeit aufgegeben. In frühdynastischer Zeit (zirka 2850-2650) erscheint das gemauerte Kammergrab, die Grundform der *Mastaba*, der vornehmen Grabstätte des Alten Reiches. (Das Wort „mastaba“ ist arabisch und bedeutet „Bank“.) Mastabas existieren in zahlreichen Varianten; im Prinzip bestehen sie aus der unterirdischen Grabkammer (häufig mit Nebenräumen), dem Zugang (als Schacht oder Treppe) und dem flachen Oberbau von rechteckiger Grundfläche. Sie wurden für die Verwandten des Königs und einflußreiche Höflinge in der Nähe der Pyramiden errichtet. Bei der Ausgestaltung war die Vorstellung richtungweisend, daß sie den Toten als Wohnstätte dienen sollten; sogar Aborte haben die Ausgräber gelegentlich festgestellt. Wahre Paläste sind die Mastabas des Ti (5. Dynastie, zirka 2480-2350) und des Wesirs Mereruka (6. Dynastie, etwa 2350-2190), kulturgeschichtlich bedeutsam wegen ihrer herrlichen Wandreliefs.

Seit der 5. Dynastie beginnen die Großen des Hofes sich eigene Felsgräber in der Nähe ihres Heimatorts einzurichten, ein Zeichen für das Nachlassen der Zentralgewalt. Das Felsgrab bleibt die bevorzugte Grabform der führenden Schicht bis in die Spätzeit. Daneben kommen aber Mastabas



Schnitt durch die Cheopspyramide

noch bis ins Mittlere Reich vor, nun allerdings in wesentlich kleinerer Ausführung.

Die Grabstätte des Herrschers ist seit der 4. Dynastie die *Pyramide*. Auf einer 30 km langen Strecke auf der Westseite des Nils liegen die Pyramidenfelder der 4. bis 6. Dynastie von Abu Roasch über Gise und Sakkara bis nach Dahschur im Süden. Am Beginn der Pyramidenbauweise steht die Stufenmastaba von Sakkara, errichtet für König Djoser, den Begründer der 3. Dynastie (etwa 2650-2600). Sie hat noch einen rechteckigen Grundriß, ist ganz aus Kalkstein ausgeführt und rund 60 m hoch. Die unterirdische Grabkammer wurde, wie alle königlichen Grabkammern des Alten Reiches, gänzlich ausgeraubt vorgefunden.

Die erste in jeder Hinsicht baulich durchgestaltete Pyramide ist die sogenannte „Rote Pyramide" im Süden von Sakkara, bei Dahschur. Sie ist fast 100 m hoch und wird König Snofru, dem Begründer der 4. Dynastie (2600-2480) zugeschrieben. Als die Pyramiden schlechthin gelten aber nach verbreiteter Meinung die Grabmäler seiner Nachfolger Cheops, Chefren und Mykerinos. Bei der Cheopspyramide wurden sechseinhalb Millionen Tonnen Stein verbaut; sie ist heute noch 139 m hoch, ursprünglich waren es 146 m. Die von Herodot überlieferte Zahl von 100.000 Arbeitern wird heute für übertrieben angesehen. Immerhin muß eine beachtliche Menge von Leuten, nicht so sehr bei der Pyramide selbst, als in den Steinbrüchen und beim Transport beschäftigt gewesen sein. In dieser Leistung muß man nicht unbedingt ein Zeugnis harter Zwangsarbeit sehen; sicher war die Mitarbeit am Königsgrab vielen ein religiöses Bedürfnis. Außerdem war damit ein Arbeitsbeschaffungsprogramm verbunden, für die Bauern nämlich, die während der Überschwemmungszeit zur Untätigkeit verurteilt waren.

Eine Pyramide wurde übrigens nicht für sich allein errichtet; dazu gehörte noch ein Kulttempel, ein gedeckter Aufgang und ein Tor- oder Taltempel am Rand des fruchtbaren Landes. Die Gliederung hat zunächst einen praktischen Grund: während der Bauzeit lag an der Stelle des Tortempels der Landeplatz für das Baumaterial (das bei hohem Wasserstand herangeschafft wurde), und der Aufweg diente als Rampe zu der auf dem Wüstenplateau liegenden Pyramide. Darüber hinaus war die Anordnung als Weg vom diesseitigen zum jenseitigen Leben im religiösen Bewußtsein verankert und blieb im Prinzip auch in der Folgezeit erhalten.

Die Pyramide des Chefren ist heute 136 m, die des Mykerinos 62 m hoch. Beim Taltempel des Chefren steht die große Sphinx. Die Pyramiden sind aus dem anstehenden Muschelkalk gebaut, nur für die Außenverkleidung verwendete man feinen Kalkstein aus dem Mokattamgebirge auf der gegenüberliegenden Seite des Nils. Die Grabkammer liegt unter der Erde oder ebenerdig; die Cheopspyramide mit ihren drei Kammern bildet eine Ausnahme. Der Zugang ist stets im Norden. Er wurde nach der Bestattung mit Kalkblöcken versperrt und außen durch eine Verkleidung unkenntlich gemacht. Bei Abusir und Sakkara liegen die schon wesentlich kleineren Pyramiden der 5. und 6. Dynastie (2480-2350 und 2350-2190). Aus den Anlagen der 6. Dynastie stammen die „Pyramidentexte", an den Innenwänden angebrachte religiöse Texte, die das Leben des

Königs im Jenseits schildern. Sie werden von den Ägyptologen als früheste schriftliche Zeugnisse altägyptischen Glaubens geschätzt. Die Pyramiden des Mittleren Reiches (etwa 2050-1778) und aus dem Anfang des Neuen Reiches (etwa 1610-715 v. Chr.) sind klein und aus Ziegeln hergestellt.

Seit der 18. Dynastie lassen sich auch die Pharaonen in Felsgräbern beisetzen. Thutmosis I. (um 1520 v. Chr.) war der erste, der mit dem Herkommen brach und sich sein Grab in einem von steilen Anhöhen gesäumten Tal auf der thebanischen Westseite anlegen ließ. Die Herrscher nach ihm sind dem Beispiel gefolgt, und so hat die abgelegene Stelle in der Wüste den Namen „Tal der Könige“ (arabisch Biban el-Moluk) bekommen. Hier liegt auch das 1922 gefundene Grab von Tutanchamun, eines zu Lebzeiten nicht sehr wirkungsvollen Herrschers (die Untersuchung seiner Mumie ergab ein Todesalter von knapp 20 Jahren), der durch die Kostbarkeit seiner Grabausstattung für die heutige Welt sehr populär geworden ist.

Ägyptischer Holzsarg
(Saitische Zeit, 600 v. Chr.)

Die Mumifizierung wurde hauptsächlich mit Natron und dem Pech der Libanonzeder vorgenommen. Die Eingeweide wurden entfernt und in eigenen Krügen beigesetzt. Mit der Prozedur waren eigene Berufsgruppen befaßt, außerdem bildeten sich Erwerbszweige aus, die direkt oder indirekt an dem eigentlichen Bestattungsvorgang verdienten, so etwa an der Herstellung der nur für jenen Zweck brauchbaren Beigaben. Schließlich nahm der Ritus mit allen Nebenerscheinungen einen monströsen Umfang an, der mit dem ursprünglichen Ziel in keinem Verhältnis mehr stand.

Ungleich komplizierter als im relativ abgeschlossenen Nilland sind die Verhältnisse im Alten Orient mit seinen wechselvollen Schicksalen. Im Laufe der Jahrtausende haben hier verschiedene Völkerschaften Fuß gefaßt, und mit den Eroberern kamen und vergingen die Kulturen. Nicht zuletzt im Bestattungsbrauch spiegeln sich die vielfältigen Einflüsse und Überschichtungen, denen dieser Kulturraum immer wieder ausgesetzt war. Das Beerdigen ist auch in Vorderasien die ursprüngliche Sitte. Die neolithischen Befunde zeigen Bestattungen in Hocker- und Rückenlage, häufig wurden sie innerhalb der Siedlung vorgenommen. Leichenverstümmelungen kommen vor, vielleicht auch Menschenopfer. In Jericho wurden in präkeramischen Schichten (also aus einer Zeit noch vor Einführung der Töpferei, um 6000 v. Chr.) Schädel entdeckt, bei denen das Gesicht aus Gips nachgebildet war. Ob hier Zeugnisse von Ahnenverehrung oder von Kopfjagd vorliegen, läßt sich noch nicht entscheiden.

Seit dem Ausgang des 4. Jahrtausends sind in Mesopotamien die *Sumerer* nachgewiesen. Über das Totenbrauchtum dieses Volkes haben uns die Ausgrabungen Sir Leonhard Woolleys in den Jahren 1926 bis 1931 aufsehenerregende Befunde er-

Ur, Grab 789, Rekonstruktion

bracht. Bei Ur (heute Muqajjar, damals nahe der Euphratmündung in den Persischen Golf, nach biblischer Überlieferung die Heimat Abrahams: 1. Mos. 11, 31; 15, 7) hat man einen Friedhof mit rund 1800 Gräbern entdeckt, der durch längere Zeit hindurch belegt worden sein muß. Er enthielt meist einfache Bestattungen mit schlichter Mattenumhüllung, gelegentlich auch mit Holz- oder Tonsarg. In auffälligem Kontrast dazu standen 16 steilwandige, bis zu 10 m tiefe Schächte, auf deren Grund eine überwölbte Grabkammer errichtet war. Hier hatte man die fürstlichen oder priesterlichen Standespersonen der 1. Dynastie von Ur (um 2500 v. Chr.) begraben und ungeheure Reichtümer mit ihnen. Schalen, Waffen, Werkzeug und Schmuck aus kostbarem Material lagen in den Grüften, ferner herrlich gearbeitete Musikinstrumente und eine Reihe von anderen Gegenständen, deren Beschreibung allein mehrere Seiten füllen würde. Hervorgehoben seien nur ein 65 cm langes Silberboot mit Kabine, Sitzen und Rudern – das Fahrzeug für die Reise ins Jenseits – und die sogenannte „Mosaikstandarte“ von Ur, ein dachförmiger Holzkasten unbekannter Verwendung (vielleicht der Resonanzkasten eines Saiteninstruments) mit aus Muscheln eingelegten figuralen Darstellungen auf Lapislazuli-Grund. Mehr Aufsehen als die Schätze erregte jedoch ein anderer Umstand: zur Zeit der 1. Dynastie von Ur herrschte offensichtlich die Sitte, das Gefolge ins Grab mitzunehmen. In Grab 800, dem Grab der Schubad (wir wissen ihren Namen von ihrem Siegel), fand man über fünfzig Mitbestattete, im sogenannten Königsgrab 789 waren es mehr als sechzig. Auf der Sohle des Schachtes und auf der schrägen Zugangsrampe lagen die Soldaten mit Helm und Speer, Musikanten mit ihren Instrumenten und Hofdamen mit reichem Kopfschmuck. Im Königsgrab befanden sich die Reste von zwei vierräderigen, mit drei Ochsen bespannten Wagen, unmittelbar bei ihnen die Gebeine der Lenker. Die Herrin Schubad war mit einem eselbespannten Schlitten zu ihrer Gruft gefahren worden. Bei keinem Skelett konnte man Spuren äußerer Gewaltanwendung wahrnehmen, freiwillig scheint das Gefolge mit seiner Herrschaft in den Tod gegangen zu sein. Die Verwendung eines rasch wirkenden Giftes ist wahrscheinlich; die Gefäße neben den Leichen

lassen sich daher unschwer als Giftbecher deuten.

Es ist bemerkenswert, daß die Leiche der männlichen Hauptbestattung mehrfach fehlte. Sie war offenbar durch ein eigens zu diesem Zweck geschlagenes Loch in der Decke der Gruft entfernt worden. Grabraub liegt nicht vor, die kostbaren Weihegaben waren ja unberührt. Einige Gelehrte denken deshalb an einen kultischen Akt, der die Auferstehung des mit der Gottheit identifizierten Königs versinnbildlichen sollte. Die Leiche des Königs wurde im Rahmen eines Festes aus der Gruft geholt und oberirdisch, vielleicht in einer Grabkapelle, beigesetzt. An seiner Auferstehung hofften die mit ihm Begrabenen teilzunehmen; ihr Glaube ließ sie den Tod leicht ertragen, und so versammelten sie sich in ihrem besten Schmuck, mit allen Zeichen ihrer Würde und den Geräten ihres Amtes an der Gruft, um mit ihrem Herrn das andere Leben fortzusetzen.

Die monumentalen Grabanlagen der 3. Dynastie von Ur, rund 500 Jahre später, bei denen über den ausgeräumten Schächten wohnhausähnliche Bauten errichtet worden waren, stützen diese Theorie. Der König wurde wieder an die Oberfläche gebracht, um in seinem heiligen Haus unter den Menschen sein ewiges Leben zu führen.

Der uralte Kulturboden Kleinasiens hat uns ebenfalls fürstliche Bestattungen überliefert. Im 20 m hohen Siedlungshügel von Alaca Hüyük, ehemals Hauptort eines lokalen Fürstentums, haben türkische Archäologen 13 Gräber der hier in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends herrschenden Familie entdeckt. Die ursprünglich am Stadtrand angelegte Begräbnisstätte enthielt unerwartete Reichtümer. An den Waffen, Gefäßen und Schmuckstücken waren außer Gold, Silber und Elektron auch Karneol und Bernstein verarbeitet. Ein goldverzierter Dolch trägt sogar schon eine eiserne Klinge. Daneben gibt es Statuetten und Zierformen, deren symbolischen Gehalt wir kaum zu erahnen vermögen, die aber ebenfalls Zeugnisse eines erstaunlichen kunstgewerblichen Könnens darstellen. Die Gräber waren mit einer flachen Balkenlage bedeckt. Tierknochen bezeugen, daß ein umfangreiches Totenritual vollzogen wurde, bevor die Erde den Grabschacht füllte.

Die Grabformen der einfachen Bevölkerung Anatoliens in dieser Zeit (der frühen Bronzezeit) sind nicht einheitlich. Erdgruben und Steinkisten wurden ebenso beobachtet wie Beisetzung in Tongefäßen, dieses zum Beispiel in Alischar (Zentralanatolien) und in Dorak (bei Bursa, unweit der Küste des Marmara-Meeres), wo übrigens auch Fürstengräber, datiert auf rund 2500 v. Chr., zutage gekommen sind.

Die *Hethiter*, ein Volk indogermanischer Sprache, deren Reich zur Zeit seiner Blüte Ägypten ebenbürtig war, übten Leichenverbrennung, wenn auch nicht ausschließlich. In der Nekropole ihrer Hauptstadt Hattusas im Halysbogen, dem heutigen Boghazköy, fand man neben Aschenurnen auch Hockergräber. Über das Totenritual der Könige sind wir durch Texte genauer unterrichtet. Die Leiche wurde, nachdem man ein Rind und Wein geopfert hatte, auf einem Wagen nach einem Ort außerhalb der Stadt gefahren. Dort wurde sie in der Nacht auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Am zweiten Tag danach gingen Frauen hinaus, um die Glut mit Bier und Wein zu löschen. Sie sammelten die Knochen, tauchten sie in Öl und hüllten sie in kostbare Tücher. Nach einer unter verschiedenen Zeremonien abgehaltenen Totenmahlzeit, an der der

Zwillingssymbol (Goldfolie) aus den Gräbern von Alaca Hüyük

Tote, vertreten durch die Leichenreste, teilnahm, und weiteren Opfern wurden die Gebeine beigesetzt.

Die Bestattungsbräuche haben sich in der ganzen hethitischen Geschichte kaum verändert. Freilich, dem Hethiterreich war kein langer Bestand beschieden. Um 1200 v. Chr. ging es in den Stürmen einer gewaltigen Völkerbewegung, die erst an den Grenzen Ägyptens zum Stehen kam, zugrunde.

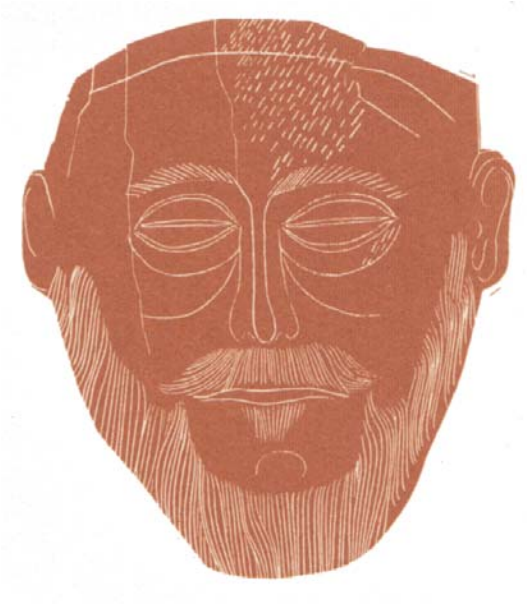
Bronzezeit

In der minoischen Kultur des alten Kreta (zirka 2600-1100) waren für breite Schichten Gemeinschaftsbegräbnisse in Höhlen, künstlichen Felskammern und in oberirdischen aufgemauerten Steinbauten üblich. Vielfach wurden die Leichen in Tongefäßen oder Tonsärgen (*Pithoi* und *Larnakes*) beigesetzt. Sicher eine königliche Gruft ist das sogenannte Tempelgrab bei Knossos, ein zweistöckiger Grabpalast, bestehend aus Eingangshalle, Hof, Kult- raum und der in den Felsen gehauenen Grabkammer mit pfeilergestütztem Vorraum. Das Vorhandensein einer solchen Anlage verweist auf ein regelmäßig wiederholtes Totenritual. Einige Anhaltspunkte dafür, wie sich der Vorgang abgespielt haben mag, geben die Darstellungen auf einem bemalten Kalksteinsarkophag aus Hagia Triada. Vornehme Grabstätten sind Felskammern und Kuppelgräber mit langem Zugang. Seine beste Ausprägung erfährt der zuletzt genannte Typ allerdings auf dem griechischen Festland.

Im Jahre 1876 entdeckte Heinrich Schliemann das erste Gräberrund von Mykenä. In einem von einer doppelten Reihe aufrechter Steinplatten eingefaßten Kreis mit einem Durchmesser von 27,5 m waren sechs tiefe Schächte mit insgesamt 19 Toten (9 Männer, 8 Frauen und 2 Kinder) und fabelhaften Reichtümern an Waffen, Gerät und Schmuck vorhanden. Man fand Schalen, Becher und tierkopfförmige Trinkgefäße aus Gold und Silber, Elfenbeinarbeiten, Bernsteinperlen, Ringe, Armreifen und zahllose goldene Schmuckplättchen verschiedener Form, ferner Schwerter, Messer und eingelegte Prunkdolche. Einige der Toten trugen Diademe und Brustplatten, fünf Männer, wohl die ranghöchsten, Gesichtsmasken aus Gold.

Die Entdeckungen verursachten natürlich beträchtliches Aufsehen, sodaß sich der Ausgräber veranlaßt sah, Maßnahmen gegen den Andrang der Schaulustigen zu treffen. „Zum erstenmal seit ihrer Eroberung durch die Argiver“, schrieb Schliemann am 6. Dezember 1876, „hat die Akropolis von Mykenae wieder eine Garnison, deren Wachtfeuer bei Nachtzeit in der ganzen Ebene von Argos sichtbar sind, uns an jene Wachtposten erinnernd, die unterhalten wurden, um Agamemnons Rückkehr von Troja zu verkünden, und an jenes Signal, welches Klytäm- nestra und ihren Geliebten vor seinem Herannahen warnte (vgl. die Anfangsszene von Aeschylus’ Agamemnon). Diesmal aber ist der Zweck der Besatzung friedlicher Natur, denn dieselbe soll nur dazu dienen, den Landleuten Scheu einzuflößen und sie zu verhindern, heimlich Ausgrabungen in den Gräbern zu machen oder zu nahe heranzutreten, wenn wir darin beschäftigt sind.“

Schliemann glaubte, die Gräber des von Ägisthos und Klytämnestra ermordeten Agamemnon und seiner Gefährten geöffnet zu haben. Deshalb empfand er die Bestattungsweise als schmachvoll; „wie Aas unreiner Tiere“ habe man „die königlichen Schlachtopfer“ in erbärmliche Löcher geworfen. Damit tat er den Grüften des Gräberrunds zweifellos unrecht. Die reichen Beigaben dachte er sich durch geheiligten Brauch und die Volksmeinung erzwungen. Schliemann traf nicht ganz die Wahrheit, sein Irrtum ist aber durch den damaligen Forschungsstand entschuldigt. Heute weiß man, daß die in den Schachtgräbern liegenden Burgherrn von Mykenä zwar Achäer waren, sie wurden jedoch schon im 16. Jahrhundert begraben, also 350 bis 400 Jahre vor der Zeit, von der Ilias und Odys-



Goldmaske aus dem Schachtgrab Nr. 5 von Mykenä

see erzählen. Rund 150 m davon entfernt und schon außerhalb der Burgmauer gelegen, wurde in den Jahren 1951 bis 1954 ein zweites Gräberrund ausgegraben (zur Unterscheidung vom ersten mit B bezeichnet). Seine Gräber sind zum Teil etwas älter als die von Schliemann entdeckten, zum Teil stammen sie aus derselben Zeit. Unwillkürlich erinnert man sich an die antike Tradition, der Schliemann so unbeirrbar anhing und wonach Agamemnon und die mit ihm Ermordeten innerhalb, Agisthos und Klytämnestra außerhalb der Burgmauer begraben wären. Der Verbindung mit dem trojanischen Sagenkreis steht, wie gesagt, die zeitliche Einordnung entgegen; wohl ist die Annahme zulässig, daß diese beiden Friedhöfe für zwei Linien desselben Herrscherhauses angelegt wurden.

Noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts hört die Belegung der Schachtgräber in Gräberrund A und B auf. Im 15. und 14. Jahrhundert ist das Kuppelgrab die fürstliche Grabstätte im ganzen Bereich der mykenischen Kultur. Ein Kuppelgrab ist ein Gewölbe aus überkragenden Steinen (*Tholos*) mit langem Zugang (*Dromos*). Man kann in ihm die monumentale Ausgestaltung des Kammergrabes sehen, das neben jenem und weit über seine Zeit hinaus besteht.

Der imposanteste Bau unter den erhaltenen Tholosgräbern ist das „Schatzhaus des Atreus“, nahe der Burg von Mykenä. Sein Dromos ist 35 m lang und 6 m breit, der Kuppelraum hat einen Durchmesser von 14,5 m bei einer Höhe von 13,2 m. Er war einst mit Bronzeschmuck versehen, wie sich aus reihenweise angeordneten Befestigungslöchern schließen läßt. Die nach oben sich verjüngende Türöffnung ist 5,4 m hoch, der mächtige Block, der als innerer Türsturz aufgelegt ist, wiegt rund 100 Tonnen. Die vom Dromos aus sichtbare Vorderseite trug ursprünglich eine Verkleidung von dicht verzierten Platten und Halbsäulen aus grünem und rotem Stein. Der Bau zählt zu den erstaunlichsten architektonischen Meisterwerken und wird mit dem Pantheon verglichen. Der Name „Schatzhaus“ wurde den Kuppelgräbern schon in der Antike beigelegt, wegen der in ihnen enthaltenen Kostbarkeiten. Sie waren jedoch, von einer zufälligen Ausnahme abgesehen, beim Einsetzen der planmäßigen archäologischen Forschung zerstört und ausgeplündert.

Homer kennt (hier im Widerspruch zu den archäologischen Tatsachen) nur die Brandbestattung. Ausführlich ist im 23. Gesang der Ilias die Bestattung des Patroklos geschildert. In voller Rüstung tragen die Helden den Toten zu der von Achilleus bezeichneten Stelle. Der Leichnam ist mit Locken bedeckt, die ihm die Freunde geopfert haben; zum Schluß gibt Achilleus sein Haar in die Hände des toten Gefährten. Ein großer Holzstoß wird aufgeschichtet und Patroklos daraufgelegt. Ihm folgen Krüge mit Öl und Honig, Schafe, Hunde, Rinder, Pferde und zwölf von Achilleus eigenhändig geschlachtete gefangene Trojaner. Mit dem Fett der Opfertiere deckt der Freund die Leiche vom Kopf bis zum Fuß

zu. Während der ganzen Nacht opfert Achilleus am brennenden Scheiterhaufen Wein. Ebenfalls mit Wein löschen die Achäer am Morgen die Glut. Die Gebeine des Patroklos werden eingesammelt und, in Fett eingehüllt, in eine goldene, mit weichen Tüchern eingewickelte Urne gelegt. Der Grabhügel wird auf Anordnung des Achilleus nicht übermäßig hoch aufgeworfen; der Held will sich nach dem Wunsch seines Freundes in derselben Urne beisetzen lassen und betrachtet also den Hügel nur als Provisorium.

Ein üppiges Totenmahl hat schon am Abend vor der Einäscherung stattgefunden. Nun veranstaltet Achilleus am Grabmal des Freundes Wettspiele, zu denen er selbst die Preise aussetzt. Für die Sieger im Wagenrennen stiftet er „ein Weib, bewandert mit trefflichen Künsten“, eine Stute, Gefäße und Gold. Bei dem anschließenden Faustkampf erhält der Sieger ein Maultier, der Unterlegene – „sein Kopf hing seitlich herunter“ – einen Becher. Während der Ringkampf zwischen Aiax und Odysseus um einen Dreifuß als ersten und ein Mädchen als zweiten Preis unentschieden endet, kann Odysseus den folgenden Wettlauf gewinnen und erhält einen silbernen Krug. Bis zum Blutvergießen soll der Zweikampf mit Lanzen geführt werden, aber die Zuschauer brechen den Kampf ab, aus Sorge, einen ihrer besten Helden zu verlieren, und die ausgesetzten Waffen werden verteilt. Diskuswerfen und Bogenschießen schließen die Spiele ab. Das als letzter Bewerb angesetzte Speerwerfen wird nicht ausgetragen, weil Achilleus dem Agamemnon den Preis wegen anerkannter Überlegenheit kampflos zubilligt. Die Bestattung des Hektor ist im 24. Gesang der Ilias, die des Achilleus im 24. Gesang der Odyssee beschrieben.

In der Bronzezeit Mitteleuropas beerdigt man zunächst in Flachgräbern (frühe Bronzezeit), dann häufig in Hügelgräbern, während in der späten Bronzezeit die Leichenverbrennung allgemein üblich wird,

Baumsargbestattung

wonach die Periode auch den Namen *Urnenfelderzeit* erhalten hat.

In der älteren Bronzezeit des Nordens kam, neben andersartigen Begräbnissen, die Sitte auf, den Toten unter einem Hügel in einem Holzsarg aus Bohlen oder einem ausgehöhlten Eichenstamm zur Ruhe zu betten. Diesen Baumsargbestattungen verdankt die Wissenschaft unschätzbare Aufschlüsse. Durch die vom Grundwasser gelöste Gerbsäure des Eichenstammes wurden nämlich die sonst leicht vergänglichen organischen Substanzen konserviert, und dadurch ist uns einiges über die Tracht und das Textilhandwerk jener Zeit bekannt. So lag zum Beispiel in einem Baumsarg in einem Hügel bei Egtved (Jütland) die Leiche einer etwa zwanzigjährigen Frau, von der Skelett und Weichteile zwar vollständig vergangen, Haut, Haar und Nägel aber noch erhalten waren. Sie trug eine Bluse mit halblangen Ärmeln und ein nur knielanges Röckchen aus Wollschnüren, einen gewebten Gürtel mit spiralverzierter Gürtelplatte, einen Ohrring und zwei Armringe. Am Gürtel war noch ein Hornkamm befestigt. Das blonde Kopfhaar war schulterlang geschnitten.

Eine andere weibliche Baumsargleiche, die von Skrydstrup in Nordschleswig, hatte dagegen ihr langes, ebenfalls blondes Haar zu einer äußerst komplizierten Frisur geordnet, bei welcher durch einen eingelegten Wulst aus Pferdehaaren der Eindruck größerer Fülle erzielt werden sollte. Das Ganze wurde durch ein Haarnetz, gleichfalls aus Roßhaar, festgehalten. Die Frau war mit ihrer Körperlänge von zirka

1,70 m um 10 cm größer als die vorhin erwähnte, wahrscheinlich auch etwas jünger, und mit Haube, Bluse, Gürtel und einem langen, aus einem 4 m x 1,50 m großen Stück Stoff, das grob zu einem Rock zusammengenäht war, bekleidet. Am Gürtel war wieder ein Hornkamm befestigt, bei den Ohren lagen zwei große Spiralringe aus Gold. Beide Leichen waren mit Wolldecken bedeckt und in eine Rinderhaut eingeschlagen.

Mit dem Ende der älteren Bronzezeit wird im Norden die Brandbestattung eingeführt und bleibt bis zum Frühmittelalter üblich; die Bestattungen werden nun schlichter. Unter ihnen sind in der jüngeren nordischen Bronzezeit zwei Hügel erwähnenswert, die man wegen ihrer verhältnismäßig reichen Ausstattung als Königsgräber bezeichnet hat: der Kung Björns Hög und das Königsgrab von Seddin.

Der König-Björns-Hügel von Håga bei Uppsala barg, wahrscheinlich unter einem Holzeinbau in einem (bei der Ausgrabung bereits vergangenen) Eichensarg, den Leichenbrand eines Mannes, dabei Goldschmuck, ein goldbelegtes Schwert und Kleingerät aus Bronze. Nach den Skelettresten beurteilt, war der Besitzer dieser Gegenstände eine eher zart gebaute Person in mittlerem Alter, woraus der untersuchende Fachmann schloß, er müsse ein kluger Mann gewesen sein, denn mit seinen Körperkräften allein hätte er seinen Rang sicher nicht behaupten können.

Baumsarg von Skrydstrup (Dänemark)

Im Hinzerberg bei Seddin (Mark Brandenburg) liege, so wußte die örtliche Sage zu berichten, ein König in einem dreifachen Sarg und daneben seine Frau. Die Ausgrabung hat das insofern bestätigt, als man im Hügel eine steinerne Grabkammer vorfand; darin stand ein großes Tongefäß und in diesem wiederum eine Bronzeurne mit dem Leichenbrand eines Mannes im Alter von 30 bis 40 Jahren. Neben dem großen Tongefäß – dem „zweiten Sarg“ – befanden sich zwei Tonurnen mit den verbrannten Resten von Frauen, die eine 20 bis 30 Jahre, die andere knapp 20 Jahre alt. Außerdem enthielt die Grabkammer, teils in den Urnen, teils daneben (die genaue Lage ist nicht überliefert, die Grabung wurde von unberufenen Händen eingeleitet), weitere Keramik, Bronzegefäße, ein Schwert und eine Anzahl anderer Gegenstände aus Bronze.

Edelmetall hat das Grab nicht ergeben, dagegen zwei Nadeln aus Eisen, einem damals noch recht seltenen Material. Der Hügel war über 10 m hoch und hatte einen Rauminhalt von 30.000 Kubikmetern.

Eisenzeit und Frühgeschichte

Im Laufe des 1. Jahrtausends v. Chr. wird das Eisen in zunehmendem Maß in Gebrauch genommen, bis es schließlich die bisher vorherrschende Bronze als Werkstoff für dauerhafte Geräte verdrängt. Der Beginn der Eisenzeit ist gebietsweise verschieden; für Mitteleuropa wird er konventionell um 750 v. Chr. angesetzt. Als ältere Eisenzeit dauert sie bis 500 v. Chr., während die jüngere Eisenzeit um Christi Geburt endet.

Im Rahmen unseres Themas wendet sich das Interesse zunächst den *Etruskern* zu. Als Land der Gräber hat man Etrurien bezeichnet, und tatsächlich hat es, von Altägypten abgesehen, kaum eine andere

Kultur gegeben, bei der die Totenfürsorge eine größere Rolle spielte als in der etruskischen. Davon zeugen heute noch die ausgedehnten, teilweise mit allen künstlerischen Mitteln ihrer Zeit ausgestatteten Totenstädte. Die Vielfalt der Grabformen ist teilweise von der Bodenbeschaffenheit mitbestimmt. Es gibt gemauerte und in den Fels gehauene Bestattungsräume, und diese sowohl unterirdisch wie auch in steilen Böschungen und Wänden. Für die Meißeltechnik bot der weiche vulkanische Tuff im Süden des Landes günstige Voraussetzungen. Den stärksten Eindruck in der Totenlandschaft hinterlassen die über den Kammern aufgehäuften *Tumuli* auf rundem Steinsockel.

Was monumentale Grabarchitektur anlangt, steht Cerveteri, das alte Caere, unbestritten an der Spitze der etruskischen Städte. Caere hat mehrere Nekropolen, die sich mit dem Anwachsen der Stadt in der Umgebung ausdehnten; die bedeutendste liegt auf einem schmalen Höhenrücken im Norden der Stadt, der Banditaccia, wo sich zahlreiche Gräber zu förmlichen Totenstraßen vereinigen.

Kanopus aus Chiusi

In der Sorbo-Nekropole (auf einer der Stadt südwestlich vorgelagerten Terrasse) befindet sich die Tomba Regolini-Galassi (benannt nach den beiden Entdeckern). Sie enthielt drei Leichen mit ihrer persönlichen Habe und kostbarem Schmuck sowie eine nahezu vollständige Haushaltsausstattung, und zwar eines sehr vornehmen Haushalts, wie die reichliche Verwendung von Edelmetall beweist. Das Grab, teilweise in den Tuff gearbeitet und mit einem falschen Gewölbe gedeckt, hat die Form eines langen Ganges, von dem zwei gegenüberliegende Seitenkammern abzweigen. Die Toten wurden nacheinander zwischen 700 und 650 v. Chr. beigesetzt.

Andere, jüngere Gräber ahmen das Innere eines Wohnhauses bis in die Einzelheiten nach. Das bekannteste Beispiel einer derartigen Grabkammer ist das „Grab der Reliefs“, in dem alle nur erdenklichen Waffen und Geräte, aber auch Haustiere in Stuck an Wänden und Säulen nachmodelliert sind.

Die Wandmalerei spielt in Caere eine geringere Rolle, in dieser Hinsicht steht Tarquinia im Vordergrund. Die Bilder in Tarquinia sind hervorragende Beispiele etruskischer Kunstübung und gewähren uns, wie manchmal schon der Name der heute nach ihnen bezeichneten Gräber andeutet (zum Beispiel Grab der Jagd und des Fischfangs, der olympischen Spiele, des Triklinium s), aufschlußreiche Einblicke in Brauchtum und Leben der Etrusker. Neben sportlichen Wettkämpfen und mythologischen Szenen ist das Festmahl ein besonders beliebter Vorwurf für die Darstellungen. Auf der *Kline*, dem Bett, liegen die Tafelnden im Festschmuck und erfreuen sich an den Darbietungen der Tänzer und Musikanten, während der Mundschenk zum Nachgießen bereitsteht. Es ist ein Bild unbeschwerter Freude, das uns in

den Etruskergräbern des 6. und 5. Jahrhunderts entgegentritt. In den folgenden Jahrhunderten finden wir die Auffassung des Themas gänzlich gewandelt: die Gesichter derer, die am Gelage teilnehmen, sind von Trauer überschattet, und düstere Gestalten der Unterwelt umgeben sie.

Zwei sehr berühmte und für die etruskische Chronologie wichtige Gräber in Tarquinia sind das Bokchoris-Grab und das Kriegergrab. Das eine wurde schon im Altertum ausgeraubt, doch auch der verbliebene Rest hat hohen wissenschaftlichen Wert, denn er umfaßte neben Schmuck und Gefäßen eine ägyptische Fayencevase mit der Kartusche des Pharaos Bakenrenef (griechisch Bokchoris), der zirka um die Zeit von 720 bis 715 v. Chr. regierte. Das Bokchoris-Grab ist also gegen 700 anzusetzen, und nach ihm konnte man nun die anderen etruskischen Gräber genauer datieren.

Das Kriegergrab ist, nach seinem reichen Inhalt zu schließen – das Grabinventar umfaßt 124 Fundstücke (deren Zusammengehörigkeit allerdings zweifelhaft ist) –, schätzungsweise 20 bis 30 Jahre älter. Über seine Aufdeckung im Jahre 1869 berichtet der Ratsherr Carlo Avvolta: „Als das Grab ... sichtbar wurde, blieb ich wie bezaubert stehen beim Anblick all der Gegenstände, der sich von diesem Punkte aus bot – und insbesondere hing mein Blick an dem Krieger, der auf seinem Lager ruhte, unmittelbar mir gegenüber, den ich in wenigen Minuten unter meinen Augen förmlich in Staub zergehen sah. Denn je mehr Luft in das Grab eindrang, umso mehr zerfiel die oxydierte Rüstung in winzige Stücke, und auf dem Lager blieb nur eine Spur von dem, was ich gesehen hatte.“ Ähnliche Berichte von dem fabelhaften Erhaltungszustand der Leichen liegen auch von anderen Gräbern vor. Die Körperbestattung war in Etrurien üblich, jedoch nicht ausnahmslos. Vor allem in Chiusi war die Einäscherung Sitte. Hier standen eigentümliche menschenköpfige Urnen in Gebrauch, die *Kanopen*. Die Bestattungsart, insbesondere die Leichenverbrennung, die zu Anfang des 1. Jahrtausends sehr verbreitet war, spielt eine wichtige Rolle in der noch immer offenen Diskussion um den Ursprung der Etrusker.

Aus dem Gräberfeld von Hallstatt, Oberösterreich

Die mitteleuropäische Kultur der älteren Eisenzeit ist nach dem Gräberfeld von *Hallstatt* in Oberösterreich benannt. Das Gräberfeld liegt am Ausgang des Salzbergtals, rund 400 m über der heutigen Ortschaft. Weiter im Westen, dem Gebirgsstock des Plassen zu, befanden sich die Einbauten des urzeitlichen Salzbergbaus. Das Gräberfeld wurde annähernd zwischen 800 und 350 v. Chr. belegt, und zwar durchwegs in Flachgräbern. Die Gesamtzahl der Bestattungen schätzt man auf 2000, davon wurden rund 1300 durch planmäßige Grabungen geborgen. Den größten Teil der Grabinventare, nämlich rund tausend, verdanken wir der aufopfernden Tätigkeit des Bergmeisters Johann Georg Ramsauer in den Jahren 1846 bis 1863.

Der Friedhof enthielt zu ungefähr gleichen Teilen Brandgräber und Körperbestattungen. Daß sich nur wenig Frauen und Kinder unter den Toten befanden, ist nicht überraschend, da die Anwesenheit des Menschen in dem engen Hochtal offenkundig nur auf den Salzbergbau zurückzuführen ist. Die Ausstattung ist, mit ganz wenigen Ausnahmen, ungewöhnlich reich.

Waffen, Schmuck und Bronzegefäße verraten hohes handwerkliches Können, das Vorkommen von Elfenbein, Bernstein und Glas beweist weitgespannte Handelsbeziehungen. Außerdem lassen sich aus den Beigaben noch gewisse Schlüsse auf die soziale Gliederung der hallstattzeitlichen Bevölkerung des Salzbergtals ziehen.

Im übrigen Hallstattbereich bestattet man den Leichnam oder seine Asche sowohl in Flachgräbern als auch unter Hügeln (in Österreich zum Beispiel Flachgräber von Statzendorf, Hohenau und Maiersch in Niederösterreich, Tumuli von Gemeinlebarn und Pillichsdorf in Niederösterreich, Frög in Kärnten). Im westlichen Teil des hallstättischen Kulturgebiets hat man hervorragende Persönlichkeiten im Staatsgewand, häufig auch mit ihrem Wagen, in einer Grabkammer aus Holzbohlen beigesetzt, über der dann ein Hügel aufgeworfen wurde. Daß es sich um Angehörige des herrschenden Adels handelt, läßt sich aus dem Reichtum des Grabschatzes schließen, vor allem aber aus einem großen Goldreifen, den man für ein Diadem oder – und das mit besseren Argumenten – für einen Halsreifen hält.

Großes Aufsehen über den Kreis der Fachleute hinaus erregte die Auffindung der „Dame von Vix“ (bei Châtillon-sur-Seine) im Jahre 1953. Sie lag auf ihrem Wagen und hatte kostbare Bronzegefäße und Schmucksachen mitbekommen, darunter einen herrlich verzierten massiven Goldreifen. Es liegt nahe, in der etwa 30jährigen Toten eine Fürstin vom benachbarten hallstattzeitlichen Herrensitz auf dem Mont Lassois zu vermuten. Das berühmteste Stück aus dem Grab – das Grab wurde gegen 500 v. Chr. angelegt – ist der riesige Bronzekrater, ein fast mannshohes Mischgefäß mit einem Fassungsvermögen von mehr als fünf Hektolitern. Der angesprochene Krater ist, auch wenn man von seiner Größe absieht, eine hervorragende griechische Arbeit.

Im Osten bestattete man schlichter – mit einer Ausnahme, von der gleich die Rede sein wird. Der höchste erhaltene Grabhügel Mitteleuropas dieser Zeit steht in Niederösterreich: der von Großmugl. Was er enthält, weiß niemand; er ist noch nicht ausgegraben. Eine einzigartige Fundstelle, auf die eben angespielt wurde, ist die Býčí skála-(Stierfels-)Höhle in Mähren. Der Ausgräber, Dr. Heinrich Wankel, berichtet darüber, daß er „... das große Grab eines Häuptlings aufgeschlossen habe, der auf einem hölzernen, mit Eisen beschlagenen und durch ornamentierte Bronzebleche gezierten Wagen auf einem hier errichteten Scheiterhaufen verbrannt wurde und dem seine Weiber, Knechte und Pferde mit ins Grab folgen mußten. Rings um diesen großen Brandplatz, den Resten dieses Scheiterhaufens, lagen über dreißig Skelette jugendlicher Frauen und einiger kräftiger Männer in allen möglichen Lagen, teils ganz, teils zerstückt, mit abgehauenen Händen und gespaltenem Kopfe, vermischt mit zerstückten Pferden, einzeln liegenden oder zu Haufen zusammengetragenen Gold- und Bronzeschmucksachen, Armbändern, Glasperlen, Bernsteinperlen und Bronzegehängen, mit Haufen von Gefäßscherben, ganzen Gefäßen, Bronzekesseln und gerippten Zisten, mit Bein- und Eisengeräten usw. Alles dies lag bunt durch- und übereinandergeworfen, teilweise umhüllt mit großen Mengen verkohlten Getreides, unmittelbar auf dem geschwärzten, festge-

Fund aus der Býčí skála Höhle, ČSSR

stampften, lehmigen Boden der Höhle, zwei bis drei Meter hoch, bedeckt mit riesigen Kalkblöcken und auf diese geschüttetem Sand und Schotter.

Als ich die Blöcke hinwegräumen ließ, fand ich unter denselben nicht nur den Brandplatz, die Skelette und prachtvolle Objekte, sondern auch im fernsten Hintergrunde der Vorhalle einen über zwanzig Quadratmeter großen Platz, der mit Gegenständen anderer Gattung bedeckt war. Unter großen Mengen Asche und Kohle lagen solche Gegenstände, die nur in dieser Menge in einer Werkstätte für Metallwaren angetroffen werden können. Hier lagen aufeinandergehäuftes, vielfach zerschnittenes, zerknittertes und zerbrochenes Bronzeblech, zusammengenietete große Bronzeplatten, bronzene Kesselhandhaben, Haufen von unförmigen Stücken halbgeschmiedeten Eisens, riesige Hämmer, Eisenbarren, Werkzeuge, schwere eiserne Stemmeisen und Keile, Feuerzangen, Amboß, eiserne Sicheln, Schlüssel, Haken, Nägel und Messer, ferner geschmiedete Bronzestäbe und Gußformen. Alles dies war überschüttet, wie der ganze Opferplatz, mit verkohltem Getreide, bestehend aus Weizen, Gerste, Korn und Hirse."

Der Befund aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts läßt viele Fragen offen, die sich heute nur noch teilweise aus dem Fundmaterial klären lassen. Davon abgesehen, läßt sich jedoch erkennen, daß es sich um eine Fürstenbestattung handelt, bei der westliche und östliche Bräuche mitgespielt haben. Die Sitte der Mitbestattung des Gefolges haben wir schon in Ur kennengelernt. Das Beispiel steht aber durchaus nicht vereinzelt da, es ließe sich eine ganze Reihe von ähnlich gelagerten Fällen nennen, von Altägypten angefangen bis zu völkerkundlichen Beobachtungen noch aus jüngster Vergangenheit. Im hallstattzeitlichen Mähren geht der mörderische Brauch wohl auf den Einfluß der *Skythen* zurück. Von ihnen berichtet Herodot (IV, 71, 72), daß sie nach dem Tode eines Königs eine große viereckige Grube ausheben. „Die Leiche wird darin auf eine Streu gebettet, zu beiden Seiten der Leiche werden Lanzen in den Boden gesteckt, Stangen darübergelegt und ein Dach aus Flechtwerk hergestellt. Man tötet eines seiner Weiber, seinen Weinschenken, seinen Koch, Pferdeknecht, Leibdiener, Boten, ferner seine Pferde, die Erstlinge alles anderen Viehs und begräbt sie in dem weiten Raum der Grube, der noch leer ist; ebenso auch goldene Schalen, denn Silber- und Erzgeräte nehmen die Skythen dazu nicht. Darauf türmen sie einen großen Grabhügel auf und suchen ihn so gewaltig wie möglich zu machen.

Grabhügel von Großmugl Niederösterreich

Gelage und Boxkampf, Details aus der Situla von Kuffarn, Niederösterreich

Ein Jahr später wird die Trauerfeier wiederholt. Die besten der Dienerschaft des Königs, die noch am Leben sind – das sind eingeborene Skythen; jeder, den der König beruft, wird sein Diener, gekaufte Sklaven kennt man nicht, werden erdrosselt, fünfzig an der Zahl, ebenso die fünfzig schönsten Pferde. Die Eingeweide werden herausgenommen, die Bauchhöhle gereinigt, mit Spreu gefüllt und wieder zugenäht. Dann wird die Hälfte eines Radreifens an zwei Stangen befestigt, mit der Rundung nach unten, und die andere Hälfte an zwei andere Stangen; auf diese Weise wird eine ganze Anzahl von Geräten hergestellt. Auf je zwei davon wird nun ein Pferd gehoben, nachdem durch seinen Leib der Länge nach bis zum Halse eine dicke Stange getrieben worden ist; es ruhen die Schultern auf dem einen Reifen, der Bauch an den Hinterbeinen auf dem hinteren Reifen. Vorder- und Hinterbeine schweben in der Luft. Sie legen den Pferden auch Zaum und Gebiß an, ziehen den Zaum aber nach vorn und binden ihn an einen Pflock. Alle fünfzig erdrosselten Jünglinge werden dann auf die Pferde gesetzt, und zwar in der Weise, daß der Leichnam senkrecht, längs des Rückgrats bis zum Halse mit einer Stange durchbohrt wird, deren unteres hervorstehendes Ende in ein Loch jener waagrechten Stange, die durch das Pferd geht, gesteckt wird. Diese Reiter werden im Kreise um das Grabmal aufgestellt, und dann geht man wieder von dannen.“ Von dem Kreis aus toten Reitern um den Hügel hat der Boden natürlich keine Spuren bewahrt. Sonst aber haben die Ausgrabungen den Bericht Herodots weitgehend bestätigt. Die phantastische Ausstattung der skythischen Kurgane, welche die Grabbeigaben ihrer westlichen Gegenstücke bei weitem übertrifft, kann hier nur eben erwähnt werden.

Von den *Thrakern* berichtet Herodot (V, 8): „Was ihre Begräbnisse betrifft, so wird der Leichnam, wenn der Tote ein reicher Mann war, drei Tage ausgestellt. Allerhand Opfertiere werden geschlachtet, und nachdem die Totenklage gehalten worden ist, wird ein Schmaus veranstaltet. Dann wird die Leiche verbrannt oder beerdigt, ein Grabhügel aufgeschüttet und ein Kampfspiel mit Kämpfen jeder Art abgehalten.“

Für den Bereich der mitteleuropäischen Hallstattkultur haben wir keine antiken Nachrichten zum Totenritual, doch gibt es archäologische Quellen, die uns Hinweise für diesen Vorgang vermitteln. Auf figural verzierten Bronzeeimern des 6. bis 4. Jahrhunderts, den sogenannten „Situlen“, die in Oberitalien, Slowenien und Österreich aus dem Boden kamen, sind Szenen eines Festes dargestellt, das, wie der Vergleich zeigt, nach festen Regeln abgehalten wurde und aus drei Teilen bestand: Opfer, Gelage und Wettspiele. Die Ähnlichkeit mit

der Leichenfeier des Patroklos und den thrakischen Bräuchen fällt sofort auf. Wenn es nun auch kein zwingendes Argument dafür gibt, daß das „Situlenfest“ ausschließlich mit dem Totenkult zusammenhängt, so kann man auf Grund der Bilder doch annehmen, daß sich die Bestattungsfeierlichkeiten im Mitteleuropa der älteren Eisenzeit in ähnlichen Formen abspielten, wie sie bei Homer und Herodot geschildert sind.

Als auffällige Punkte im Gelände haben die urzeitlichen Grabhügel mitunter zweckwidrige Schicksale erfahren. Sie wurden als Dingplätze benutzt, als Burgberg, aber auch zur Errichtung von Wasserbehältern. Auf einem inzwischen vergangenen (hallstattzeitlichen?) Grabhügel bei Augsburg hielt 787 Karl der Große über den Bayernherzog Tassilo Gericht, Kaiser Franz verfolgte auf dem Tumulus von Pillichsdorf die Schlacht bei Wagram, und auch Napoleon benutzte bei Austerlitz ein (frühgeschichtliches) Grabmal als Feldherrnhügel.

Die Ortsnamen und die volkstümliche Überlieferung haben die Erinnerung an die alte Funktion der Hügel oft erstaunlich lange bewahrt. In den Ortsnamen Gemeinlebarn, Langenlebarn, Breitenlee und so weiter ist die mittelhochdeutsche Bezeichnung lê oder lêwer für Grab oder Grabhügel noch enthalten. Daß man in der Sage noch eine Spur der tatsächlichen Verhältnisse finden kann, haben wir schon beim Königsgrab von Seddin gesehen. Als Beispiel, wie sich älteste, noch stark sagenhafte geschichtliche Überlieferung und moderne archäologische Forschung zu einer Erkenntnis von hohem Wahrscheinlichkeitsgrad verknüpfen lassen, sei der „Osebergfund“ angeführt. Dabei ergibt sich zugleich die Gelegenheit, die berühmteste Schiffsbestattung der Wikinger wenigstens andeutungsweise zu beschreiben.

Im Jahre 1903 wurde bei dem Hof Oseberg auf der Westseite des Oslofjords ein Schiffsgrab angeschnitten und im Jahr darauf fachmännisch ausgegraben. Der Hügel bestand aus Torfsoden und einer Steinpackung. Hat der Druck des Hügels dem Fahrzeug auch sehr geschadet, so verdanken wir doch der Torferde die ausgezeichnete Erhaltung seiner Bestandteile und des Grabgutes. Das 20 m lange Schiff war reichlich mit allem für die letzte Fahrt versehen. Es enthielt u.a. einen Wagen, vier Schlitten, 15 Pferde, Betten mit Decken und Kissen, Zelte, Webstühle und eine ganze Küchenausstattung. Auch Verpflegung hatte man mitgegeben, bestehend aus Mehl, Korn, Weizen, Früchten, Nüssen und einem geschlachteten Ochsen. Einige Gefäße dürften Getränke enthalten haben. Teile des Schiffes, Wagen, Schlitten und andere Objekte sind mit Schnitzereien überdeckt. Sie sind, wie die Stilanalyse ergab, das Werk mehrerer Meister.

Der Osebergfund bildet damit die wichtigste Quelle für die Kunst der älteren Wikingerzeit.

Hinter dem Mast befand sich die gezimmerte Grabkammer. Darin waren zwei Frauen bestattet, eine 60 bis 70, die andere

Hölzener Zeltgiebel aus dem Osebergfund

25 bis 30 Jahre alt. Die Skelette waren nicht mehr in ungestörter Lagerung, Grabschänder hatten schon in früherer Zeit Zugang zu den Toten gefunden und beim Raub des Schmucks Teile des Gerippes verschleppt. Das Grab wurde in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr. angelegt. Zieht man nun die Ortsbezeichnung Oseberg ins Kalkül, liegt es nahe, in der älteren Toten Åsa, die Großmutter des Harald Schönhaar, zu vermuten, jenes Königs, der 872 nach der Schlacht im Hafrsfjord die norwegische Reichseinheit begründete. Von Åsa berichtet die Ynglinga-Saga kurz und blutig, daß sie nach einem Kampf, in dem ihr Vater und ihr Bruder umkamen, geraubt wurde. Ein Jahr nach der Geburt des ersten Sohnes ließ sie ihren Entführer und Gemahl umbringen.

Um nach diesem Exkurs wieder zur mitteleuropäischen Eisenzeit zu gelangen, von deren Hügeln wir ausgegangen waren, müssen wir über ein Jahrtausend zurückgehen. Die Träger der jüngereisenzeitlichen *Latènekultur* (zirka 500 bis Chr. Geb.), die historisch bekannten *Kelten*, bestatten ihre Toten zunächst unverbrannt in Flachgräbern; gegen Ende der Epoche kommt die Brandbestattung wieder auf. Im 5. und 4. Jahrhundert gibt es noch fürstliche Hügelbestattungen, die sich, abgesehen davon, daß der Wagen nun, statt vier, nur zwei Räder hat, in der Anlage nicht grundsätzlich von ihren späthallstattzeitlichen Vorgängern unterscheiden. Totenschmuck und Beigaben tragen hingegen die unverkennbaren Züge des eleganten Latènestils. Als Beispiele seien hier nur zwei Funde aus neuerer Zeit erwähnt: das 1954 entdeckte Fürstengrab von Reinheim im Saargebiet und die 1959 gefundenen Gräber vom Dürrnberg bei Hallein in Salzburg, von denen für eines (Wagengrab) ebenfalls die Bezeichnung „Fürstengrab“ am Platze ist.

Osebergschiff

Bei den *Römern* bestand Einäscherung und Körperbegräbnis nebeneinander. Caesar, Pompejus, Brutus, Augustus und Nero wurden verbrannt. Das vornehme römische Geschlecht der Cornelier beerdigte seine Toten, mit Ausnahme von Sulla, der sich verbrennen ließ, angeblich, weil er die Schändung seiner Leiche fürchtete. Es gab zwei Arten der Einäscherung. Der Leichnam konnte auf einem Scheiterhaufen über oder unmittelbar neben dem Grab selbst verbrannt werden. Die nach dem Brand eingesammelten Knochen wurden in einer Urne auf der Asche beigesetzt. Ein solches Grab wurde *bustum* genannt. Es gab aber auch besondere Verbrennungsplätze, auf denen gelegentlich mehrere Leichen zugleich verbrannt werden konnten, die *ustrinae*. Die Gräber ordnete man zu großen Friedhöfen zusammen; man baute aber auch, vor allem in Rom, große Kolumbarien, in denen die Urnen, den Hinterbliebenen bequem zugänglich, in Wandnischen verwahrt wurden.

Im Jahre 1653 wurde in Tournay in Belgien ein fürstliches Grab aufgedeckt. Der Finder, ein taubstummer Arbeiter, der mit dem Ausheben eines Fundamentgrabens beschäftigt war, soll beim Anblick des Grabinhalts einen lauten Schrei ausgestoßen haben. Die Reaktion wird einigermaßen glaubwürdig, wenn man erfährt, daß der Fund ein zweischneidiges Langschwert und ein einschneidiges Kurzschwert (*Spatha* und *Skramasax*), beide mit Gold und

Halbedelsteinen reich verziert, eine eiserne Wurfaxt (*Francisca*), einen goldenen Armreif, einen goldenen Siegelring mit dem Brustbild eines speertragenden Mannes und rund 300 Gold- und Silbermünzen umfaßte, ferner eine Kugel aus Bergkristall, Gürtelschnallen, Beschläge und Besatzstücke der Kleidung, alle in kostbarer Arbeit, darunter eine Anzahl goldener Bienen, deren Flügel mit roten Almandinen eingelegt waren.

Verschiedene Umstände, vor allem aber der Siegelring mit seiner Umschrift CHILDIRICI REGIS verweisen darauf, daß man das Grab von König Childerich († 481), dem Vater des Begründers des Frankenreiches Chlodwig, geöffnet hatte. Sein Schatz wurde zunächst durch den damaligen Regenten der Niederlande, Erzherzog Leopold Wilhelm, an Kaiser Leopold I. nach Wien geschickt, dieser überließ ihn jedoch auf Betreiben verschiedener Stellen Ludwig XIV. 1831 wurde er aus der königlichen Bibliothek gestohlen und konnte nur zum Teil wieder eingebracht werden. Der Rest ist heute im Louvre. Napoleon wählte, da er die bourbonischen Lilien nicht gut übernehmen konnte, Childerichs goldene Bienen zum Symbol für seine Dynastie. In Wien erinnern die Nachbildungen im Naturhistorischen Museum an die verpaßte Gelegenheit zur Bereicherung der Schatzkammer.

Die Germanen der römischen Kaiserzeit in den ersten vier Jahrhunderten n. Chr. üben zunächst vorwiegend Leichenverbrennung, aber auch Körperbestattung, und diese Sitte gewinnt nach dem 2. Jahrhundert mehr und mehr an Umfang. Während die Sachsen bis zum strengen Verbot Karls des Großen (785) an der Einäscherung festhalten, breiten sich bei den west- und mitteleuropäischen Germanen, also hauptsächlich im ehemaligen römischen Reichsgebiet, seit dem ausgehenden 5. Jahrhundert die Reihengräber aus. Es handelt sich um Friedhofsanlagen außerhalb der Siedlung, in denen die Leichen 1 bis 2 m tief, west-östlich ausgerichtet, häufig auf einem Brett oder in einem Sarg, begraben wurden. Noch vor der Mitte des 8. Jahrhunderts werden die Reihengräberfelder aufgelassen, die Beigaben hören auf. Die Friedhöfe werden nun um die Ortskirchen angelegt. Das ist nicht etwa auf die Christianisierung zurückzuführen, die ja schon weitgehend erfolgt war, sondern auf die nunmehr straffere kirchliche Organisation. Die Gaben werden nicht mehr zum Verstorbenen gelegt, sondern der Kirche übergeben, die sie für das Seelenheil der Toten verwendet. Damit setzt die uns vertraute Bestattungsform des christlichen Begräbnisses ein.

Zur Barttracht in der europäischen Urzeit

Die Wahl des Themas war von der Absicht bestimmt, ein von prähistorisch-archäologischer Seite zugängliches Randgebiet zur physischen Anthropologie zu behandeln, wobei die Erinnerung an den aus der Nubischen Wüste mitgebrachten Forscherbart des Jubilars mitgespielt haben mag.

Haar und Bart gehören wie die Nägel der menschlichen Gliedmaßen zu den Organen der Haut. Wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, sind Stärke und Form des Haarwuchses, besonders aber des Bartes, individuell und rassenhaft verschieden. Bei den Europäern und Australiern etwa zählt der Bart zu den auffallendsten sekundären Geschlechtsmerkmalen des erwachsenen Mannes, während er bei den Mongoliden nur schwach entwickelt ist und bei den Indianern nur aus wenigen Haaren auf Oberlippe und Kinn besteht.

An diese jedermann zugängliche Beobachtung schließt sich bisweilen die Frage, wie es mit dem Bart wohl in prähistorischer Zeit gewesen sein mag. Den Urmenschen, soweit männlich, stellt man sich gerne als um und um zottiges Wesen vor, der Germane ist ohne Vollbart sowieso nicht denkbar, und dazwischen wird man nach landläufiger Meinung wohl auch gut ohne Rasur ausgekommen sein. So glatt ging die Geschichte aber nicht – was in dem Fall, auf das Inhaltliche besehen, das Gegenteil sagen soll.

Bodenfunde, die zu unserer Frage unmittelbar etwas aussagen, sind begreiflicherweise äußerst selten. Über das Alt- und Mittelpaläolithikum wissen wir natürlich gar nichts. Was das Haarkleid anlangt, beruhen die Rekonstruktionen des Frühmenschen, ob er nun struppig, glatt oder schütter bebartet dargestellt ist, auf reiner Phantasie.

Aus dem Jungpaläolithikum gibt es neben den verhältnismäßig zahlreichen „Venusstatuetten“ nur wenige Fragmente von eindeutig männlichen Rundplastiken. Größere und besser erhaltene Exemplare sind nur der „Mann von Brünn“ und die Elfenbeinfigur aus dem Hohlenstein-Stadel. Diese trägt auf dem menschlichen Körper offenbar einen (nur zum Teil erhaltenen) Tierkopf (Bär oder Felide). Der Kopf der mehrteiligen, ebenfalls aus Elfenbein verfertigten Plastik aus Brünn ist zwar im wesentlichen erhalten, es läßt sich aber schwer entscheiden, ob der Künstler ein stark ausgeprägtes Kinn gemeint hat oder einen kurzen Vollbart (Jelínek 1972, Abb. 656; Hahn 1970, S. l ff.).

Deutlicher ist der dunkle Kinnbart auf dem bemalten Flachrelief von Angles-sur l'Anglin. Weitere Bärte kann man auf Zeichnungen aus Isturitz, Lourdes, La Madeleíne, Péchialet und La Colombière erkennen. Andere Gesichter von den Fundstellen La Madeleíne, Isturitz, Gourdan, Mas d'Azil und La Marche sind bartlos (Saccasyn-Della Santa 1947, S. 153; Graziosi 1956, Tf. 25b, 83-86, 156; Leroi-Gourhan 1971, S. 574).

Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien,
Band 78, 1974, S. 7-11

Bekanntlich sind die jungpaläolithischen Zeichnungen von Menschen – zum Unterschied vom Großteil der Tierbilder – sehr skizzenhaft ausgeführt und vielfach von dunkler Symbolik, so daß man an Karikaturen oder an Fabelwesen und Maskierung gedacht hat (der sog. „Zauberer von Trois Frères“ z.B. trägt einen langen, strähnigen Bart unter seinem rätselhaft vermummten Antlitz). Ist jedoch Zweifel angebracht, dann betrifft er viel mehr die bärtigen Gesichter, während die glatten einwandfrei bartlos gemeint sind. Aber selbst wenn wir von dieser Unsicherheit in der Deutung absehen, bleibt das Ergebnis unserer kursorischen Übersicht überraschend. Man hätte unseren eiszeitlichen Vorfahren mehr Bartwuchs zugemutet.

In der Nacheiszeit ist die Quellenlage nicht besser. Von den zahlreichen neolithischen Idolen ist nur ein verschwindender Prozentsatz männlich, und die wenigen Exemplare geben keine eindeutigen Aufschlüsse. Der sicheltragende Mann von Szegvár, mit einiger Gewissenhaftigkeit gestaltet, so daß Einzelheiten erkennbar sind, trägt offenkundig eine Maske (Taf. 1), und der bisweilen als Beispiel eines neolithischen Bartträgers herangezogene Torso von Boskovstein in Südmähren ist so roh gebildet, daß offenbleiben muß, ob der Verfertiger einen Vollbart oder ebenfalls eine Maske darstellen wollte, oder ob er einfach das Gesicht nicht besser fertigbekam. Die steinernen Wesen von Lepenski Vir sind, was immer sie vorstellen, bartlos. „Le penseur“ aus Cernavoda stützt ein glattes Kinn in die Hände, und der Sitzende aus Larissa, dessen Mannheit überdeutlich herausmodelliert ist, zeigt keine Spur von Haaren im Gesicht. Der Kopf einer weiteren thessalischen Sitzfigur aus Zerelia ist so gegen alle Natur gebildet, daß er für einen positiven Hinweis, gleich welcher Richtung, nicht in Frage kommt. Die ostspanischen Felsbilder (die Datierung – ob noch mesolithisch oder schon neolithisch – ist in diesem Zusammenhang belanglos) zeigen bei den Männern mitunter recht üppigen Wuchs des Haupthaares, aber nichts, was man mit einiger Sicherheit für einen Bart halten könnte. Freilich sind diese schwungvollen Silhouetten auf Einzelheiten nicht angelegt. Das einschlägige Material ist mit dieser Aufzählung sicher nicht erschöpft, doch ist zu bemerken, daß es leichter ist, Belege für glatte Gesichter im europäischen Neolithikum zu finden als für bärtige. (siehe Katalog Idole 1972, Tf. 20; Srejović 1973, Abb. 28; Höckmann 1968, Tf. 13).

Taf. 1. Mann mit Sichel. Szegvár, Tüzköves, Ungarn.

Für die europäische Bronzezeit wäre – den Mittelmeerraum zunächst ausgenommen – für unsere Frage überhaupt keine schlüssige Auskunft zu gewinnen, hätten uns nicht besondere Bestattungsbräuche die Baumsargleichen hinterlassen. Diese zeigen einen für manche erstaunlichen Befund: die Männer der nordischen Bronze-

zeit, die Urgermanen oder, genauer gesagt, die unmittelbaren Vorfahren jener Stämme, die später als Germanen bezeichnet wurden, trugen sich glatt rasiert. Dafür spricht der Umstand, daß man in den Baumsärgen niemals eine Spur Barthaar gefunden hat, während das Haupthaar in mehreren Fällen gut erhalten blieb. Aus dem häufigen Vorkommen von Rasiermessern verschiedener Ausführung kann man auch in anderen Gebieten Europas auf die Sitte schließen, den Bart wenigstens teilweise zu entfernen. Die Rasiermesser wurden den Toten als offensichtlich unentbehrliches Utensil ins Grab gelegt. Ebenfalls als Grabbeigabe, häufig mit dem Rasiermesser zusammen, wurden Pinzetten gefunden, die dem gleichen kosmetischen Zweck dienten. Diese als Bart- oder Haarzangen zu deutenden Pinzetten kommen sowohl mit stumpfen als auch mit scharfen Enden vor. Sie hatten also die Funktion, die unerwünschten (Bart-)Haare auszureißen oder knapp oberhalb der Haut abzutrennen.

Ganz so außerordentlich wird die europäische Bartmode der Bronzezeit nicht mehr empfunden, wenn man einen Blick auf die Haartracht im Alten Orient geworfen hat. Die Vornehmen von Sumer und Altägypten pflegten seit frühgeschichtlicher Zeit den ganzen Kopf kahl zu scheren. (Daß der Pharao häufig mit dem charakteristischen Kinnbart dargestellt ist, darf nicht verwundern. Der Bart war künstlich, und gehörte wie die Perücke zum Königsornat. Der Bart wurde mit einem am Hinterkopf verknoteten Band am Kinn befestigt). Auch Hethiter und Philister sind nach ägyptischer Darstellung bartlos. Die Semiten haben sich dagegen seit den ältesten Zeiten nicht von ihrrter Oberlippe, und die enggekräuselten Bärte der Assyrer hat wohl jeder von alten Darstellungen in Erinnerung.

Im minoischen Kreta ist en Bärten getrennt. Hammurabi trug einen prächtigen Vollbart mit ausrasiert die fast allein herrschende Mode. Nur selten findet sich auf kretischen Kunstdenkmälern ein Beispiel für einen Spitz- oder Bocksbart. Die bekannten Darstellungen auf dem Prinzenbecher, der Schnittervase und dem Trichterrhyton mit Ringkampf, Stierspiel und Faustkampf, alle aus Hagia Triada, zeigen durchwegs bartlose Männer.

Auf dem griechischen Festland sind Bärte beliebter. Direkte Belege haben wir in den Goldmasken der Fürsten aus den Schachtgräbern von Mykenai (16. Jahrhundert). Eine Maske aus Schachtgrab A IV zeigt bei sonst glatt rasiertem Gesicht einen Schnurrbart, der sogenannte „Agamemnon„ aus Schachtgrab A V (Taf. 6, Fig. 3) trägt einen Vollbart mit Fliege und aufgedrehtem Schnurrbart. Andere Masken sind bartlos, ebenso die mit dem Eberzahnhelm bewehrten Kriegerköpfe aus Elfenbein der spätmykenischen Zeit (14.-12. Jahrhundert). Diese Beispiele zeigen, daß die Mode dem individuellen Geschmack einigen Spielraum ließ. Die vorherrschende Tracht dürfte aber nach dem Zeugnis der erhaltenen Bildwerke, vor allem der Vasenmalerei, bis in die klassische Zeit der spitz zugestutzte Kinnbart bei meist ausrasierter Oberlippe gewesen sein (Brønsted 1962, s. bes. S. 67; Marinatos 1959 und 1967; Demargne 1965; Charbonneaux, Martin & Villard 1969).

Aufschlüsse zur Tracht der mitteleuropäischen Eisenzeit liefern uns vor allem die Werke der sogenannten „Situlenkunst“ des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. Hier treten uns die Männer nicht nur bartlos, sondern auch glatzköpfig entgegen (Taf. 2 u. 3). Daß das nicht auf eine Laune oder die Gewohnheit der Toreuten zurückzuführen ist, zeigen die Darstellungen des langen Haupthaars eines Kriegers in sonst kurzgeschorener Gesellschaft auf dem Gürtelblech von Vače und die vernachlässigte Schambehaarung bei den nackten Gestalten auf den Situlen von Matrei und Kuffern sowie dem Gürtelblech von Brezje. Schwer zu beurteilen ist das Aussehen des Reiters auf dem Zierbeil des 7. Jhds. aus Hallstatt, Grab 641 (Taf. 4). Sein Kopf hat

Taf. 2. Situla aus Kuffern, NÖ., Gelage.

Taf. 3. Situla aus Kuffern, NÖ., Boxkampf.

keine Ohren und ist auch sonst glatt bis auf einen feinen Grat, der von den Schläfen zum Hinterhaupt führt und den Rand einer engen Kappe oder einer Frisur andeuten könnte. Das kräftige Kinn trägt, soweit sich das an der sehr roh geformten Figur bestimmen läßt, keinen Bart. Der sog. „Boxer“ aus Grab 585 von Hallstatt (6. Jhdt.) ist haar- und bartlos (Taf. 5). Auch die Köpfe der Männer auf dem Strettweger Kultwagen des 7. Jahrhunderts und an den Enden des Halsreifs aus dem Komitat Vas (5. Jhdt.) sind rigoros rasiert (Taf. 6, Fig. 1). Das ist offenbar eine modische Besonderheit des Ostalpenraums, die man gerne ethnographisch erklären möchte, zumal die haarlosen Köpfe sichtlich demselben Menschentypus angehören. Veneter

Taf. 4. Zierbeil aus Hallstatt, OÖ.

und Illyrer sind seit langem im Gespräch. Leider ist es dem Verfasser noch nicht gelungen, bei einem antiken Schriftsteller eine Notiz über eine haar- und bartfeindliche Volksgruppe in Mitteleuropa ausfindig zu machen.

Die Kelten, die nachweislich seit dem 6. Jahrhundert den Westhallstattraum besiedelten, sahen jedenfalls anders aus. Von ihnen berichtet Diodor: „Sie salben das Haar ... und streichen es von der Stirn zurück gegen den Scheitel und den Nacken, so daß sie fast wie Satyrn und Pane aussehen. Denn durch die Behandlung wird das Haar so dick, daß es völlig einer Roßmähne gleicht. Einige rasieren die Kinnbärte ab, andere lassen sie etwas wachsen. Die Vornehmen rasieren die Wangen, lassen aber die Schnurrbärte stehen, so daß der Mund völlig bedeckt ist. Wenn sie daher essen, kommen ihnen die Bärte zwischen die Speisen, und wenn sie trinken, fließt der Trank wie durch ein Sieb“. Bildwerke hellenistischer Meister (Taf. 6, Fig. 4; 3. Jhdt.) und aus dem Barbarikum (Taf. 6, Fig. 2; 1. Jhdt. v. Chr.) haben diese Angaben vielfach bestätigt. Die zum Fibelbügel verkrümmte Mannesgestalt von Manětín Hrádek (5. Jhdt. v. Chr.) und die nach keltischer Manier ausgestatteten Figuren auf der Schwertscheide von Hallstatt aus dem 4. Jahrhundert (Taf. 7) haben wiederum keinen Bart (Lucke & Frey 1962; Katalog Situlenkunst 1962; Megaw 1970, bes. 30, 31, 38, 48, 171). Genau wie heute war natürlich auch in der Vorzeit die jeweilige Bartmode nicht für jedermann verpflichtend; die angeführten Beispiele können daher auch nur die vorherrschenden Tendenzen anzeigen. Die Rasur in der nordischen Bronzezeit mag eine Sitte der Vornehmen gewesen sein, die später wieder abkam. Die historisch bekannten Germanen, wie sie auf römischen Denkmälern in Erscheinung treten (z.B. Gemma Augustea, Markussäule) trugen Vollbärte, der vor 2.000 Jahren im Moor versenkte Mann von Tollund (Taf. 8) war glatt rasiert. Die im jetzigen Zustand sichtbaren Bartstoppel sind erst nach dem Tod gewachsen. Es mag sein, daß die Rasur mit den (kultischen?) Gründen der Justifizierung zusammenhing. Darauf würden auch die kurzge-

Taf. 5. Sog. Boxer aus Hallstatt, OÖ.

Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Fig. 4

Taf. 6, Fig. 1. Halsreif aus dem Komitat Vas, Ungarn. Fig. 2. Hradiště bei Stradonice, Zierstück. Fig. 3. Goldmaske aus Mykenai, sog. Agamemnon. Fig. 4. Kopf der Statue des sterbenden Galliers. Aus der Schule von Pergamon, in Rom.

Taf. 7. Schwert mit verzierter Scheide aus Hallstatt, OÖ.

schnittenen Kopfhaare hindeuten. Der Tollund-Mann ist vor der Versenkung ins Moor erdrosselt worden. Andere Moorleichenfunde haben einen ähnlichen Befund ergeben (Glob 1966; Schumacher 1935, bes. Nr. 40-45, 157).

Taf. 8. Kopf der Moorleiche aus Tollund, Dänemark (Foto Nationalmuseum Kopenhagen).

Literatur

J. Brønsted: Nordische Vorzeit. Bd. 2, Bronzezeit in Dänemark, Neumünster 1962.

J. Charbonneaux, R. Martin & F. Villard: Das archaische Griechenland. München 1969.

P. Demargne: Die Geburt der griechischen Kunst. München 1965.

P. V. Glob: Die Schläfer im Moor. München 1966.

P. Graziosi: Die Kunst der Altsteinzeit. Stuttgart 1956.

J. Hahn: Die Stellung der männlichen Statuette aus dem Hohlenstein-Stadel in der jung-

paläolithischen Kunst. Germania 48, 1970, S. l ff.
O. Höckmann: Die menschengestaltige Figuralplastik der südosteuropäischen Jungsteinzeit und Steinkupferzeit. Hildesheim 1968.
J. Jelínek: Das große Bilderlexikon des Menschen in der Vorzeit. Prag 1972.
Katalog Idole. Veröffentlichungen Naturhistorisches Museum Wien 7, 1972.
Katalog Situlenkunst zwischen Po und Donau. Katalog zur Ausstellung in Wien 1962.
A. Leroi-Gourhan: Prähistorische Kunst. Freiburg/Br. 1971.
W. Lucke & O. H. Frey: Die Situla in Providence (Rhode Island). Römisch-Germanische Forschungen 26, Berlin 1962.
Sp. Marinatos: Kreta und das mykenische Hellas. München 1959.
Sp. Marinatos: Kleidung, Haar- und Barttracht. Archaeologia Homerica Bd. I, Kap. A. u. B, Göttingen 1967.
J. V. S. Megaw: Art of the European Iron Age, Bath 1970.
E. Saccasyn-Della Santa: Les Figures Humaines Du Paléolithique Supérieur Eurasiatique. Antwerpen 1947.
K. Schumacher: Germanendarstellungen. Katal. Röm.-German. Zentralmus. 1, Mainz 1935.
D. Srejović: Lepenski Vir. Bergisch Gladbach 1973.

Die Hallstattkultur – Mitteleuropa als Einflußgebiet der Mittelmeerwelt

Im „Acquisitionsjournal für Anticaglien und Pretiosen“ der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien aus den Jahren 1832 bis 1860 ist mit der kalligraphischen Beflissenheit des Biedermeier unter der Nummer VI 676 der Eingang eines mit langhalsigen Vogelköpfen verzierten Bronzewagens vermerkt: „Szászvároser Stuhl in Siebenbürgen 34. In einem Teiche gefunden. Ersetzt mit 25 fl. 1. Quartal 35.“ Die Datierung lautet auf „römisch“. Das ist nicht richtig, aber dem Forschungsstand angemessen. Denn eben um diese Zeit erst (1836) hatte der dänische Museumsdirektor Thomsen die Idee, seine vorgeschichtlichen Funde nach Werkstoffen drei Perioden zuzuordnen: einer Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Nach einem Kongreß, etwa 35 Jahre später, kam man überein, die Eisenzeit zu teilen und nach den bedeutenden Fundorten Hallstatt (in Oberösterreich) und La Tène (Kt. Neuenburg, Schweiz) zu benennen. So entstanden die regionalen und chronologischen Begriffe für die Hallstattkultur der älteren Eisenzeit (8. bis 5. Jahrhundert vor Christus) und die La-Tène-Kultur der jüngeren Eisenzeit (5. Jahrhundert vor bis 1. Jahrhundert nach Christus).

In ebendieser Generation, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, begann man die Welt und die Geschichte ihrer Lebewesen neu zu sehen. Die aufstrebenden Naturwissenschaften stellten den Menschen als Geschöpf des Zufalls zur übrigen Kreatur. Die aus der Bibel errechneten 6000 Jahre seit der Erschaffung der Welt hatten sich noch, von den meisten bis tief in das 19. Jahrhundert unbezweifelt, mit einer gemessenen Anzahl von Generationen überbrücken lassen; man war der vorwitzigen Eva seufzender Enkel. Jetzt auf einmal war der Mensch nicht mehr das Meisterwerk aus Gotteshand. Er war ein Produkt der Entwicklung, „halb kaum fertig gemacht“, unvollendet wie alles Lebendige und dunkler Abkunft vor Jahrmillionen.

Dazu schienen die drei Kulturperioden gut zu passen. Schritt für Schritt zog der Mensch seine Bahn, aufwärts und vorwärts. Erst behalf er sich mit Steinen, wie es seiner frühen Unvernunft entsprach. Mit dem natürlichen Wachstum seines Verstandes gelangte er dann zum Gebrauch des legierten Kupfers und schließlich zum Eisen. Allerdings zeigte sich der Forschung bald, daß es eigentlich nur eine epochale Umwälzung gab, nämlich die jungsteinzeitlich-ökonomische, die unmittelbar zu den orientalischen Hochkulturen führte. Alle weiteren Errungenschaften sind nur Folgen dieses Schrittes, die überdies regional verschieden eintraten. Die Reihe: Stein-, Bronze-, Eisenzeit ist demnach lediglich auf provinziell-urtümliche Verhältnisse zugeschnitten und auch hier

Erich Lessing, Hallstatt. Bilder aus der Frühzeit Europas. (Hrsg. Ulrich Schaaf). Wien-München 1980, S. 7-15

QUELLE

nur mit Unterteilungen anzuwenden. Auf die Altsteinzeit, die mit den Eiszeiten einherging, folgt vor 8000 bis 10000 Jahren mit der Umstellung auf Tierzucht und Feldbau nebst ökonomischen und soziologischen Folgeerscheinungen die Jungsteinzeit. Wenn wir nun die Kupfer- und die Bronzezeit auf das dritte, zweite und den Anfang des letzten Jahrtausends vor Christus aufteilen, sind wir mit dem Ende des 8. Jahrhunderts am Beginn der älteren Eisenzeit und der Hallstattkultur, also bei unserem Thema. Der Vogelwagen, von dem wir ausgingen, gehört hierher.

Nun müssen wir uns etwas genauer fassen. In Ägypten und Vorderasien hat sich inzwischen historisch Berichtbares ereignet. Die Namen von Cheops, Echnaton und Ramses, von Sargon und Hammurabi haben unsere Tage erreicht. Zeitgenossen der Hallstattzeit sind der Assyrer Assurbanipal, der Babylonier Nebukadnezar, der Meder Kyaxares, der Ägypter Psammetich, der Perser Kyros, die Griechen Drakon und Pythagoras. Die rasch herausgegriffenen Namen sollen nur der Orientierung dienen, was in der Welt vorging, wenn wir uns nun dem noch prähistorischen Mitteleuropa zuwenden.

Hier sind die Bodenfunde nahezu unsere einzige Erkenntnisquelle. Auf dem archäologischen Material beruht es also, wenn wir sagen, die Hallstattkultur ist vom 8. bis zum 5. vorchristlichen Jahrhundert auf einem Gebiet verbreitet, das sich von Ostfrankreich bis Westungarn und von Süddeutschland und der Tschechoslowakei über die Schweiz und Österreich bis in das nördliche Jugoslawien erstreckt. Dieses Material zeigt uns bedeutende Veränderungen im kulturellen Verhalten der mitteleuropäischen Bevölkerung seit dem 8. Jahrhundert. Das Eisen wird in zunehmendem Maße verwendet, für Waffen, aber auch für Schmuck. Das eiserne Hallstattschwert des 7. Jahrhunderts steht noch in bronzezeitlicher Wehrtradition. Bald wird aber das eiserne Kampfbeil die bevorzugte Hiebwaffe. Die Masse der Krieger ist mit Helm, Schild und Lanze gerüstet. In der Bronzezeit war die menschliche Gestalt aus der Kunst verschwunden. Nun taucht sie wieder auf, nicht nur als Ornament, sondern auch in szenischen Darstellungen, die wir als Ritzzeichnungen, im Relief und auch rundplastisch vorfinden. Das gleiche gilt für ein weiteres besonders beliebtes Motiv, nämlich für das Pferd, das mit und ohne Reiter immer wieder ornamental verwendet wird. Überraschend ist die Menge von Importwaren aus dem Mittelmeergebiet

Es sind zum Teil sehr kostbare Güter, die an manchen Orten in besonderer Konzentration auftreten. Man bemerkt nämlich erhebliche Unterschiede im Fundbild. Gegenüber den schlichten Urnenfriedhöfen der späten Bronzezeit, die alle Verstorbenen vereinen und bei denen der Gegensatz zwischen arm und reich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht sehr hervortritt, gibt es nun, außer dürftig oder auch gut ausgestatteten, eine gar nicht geringe Zahl von Gräbern, die mit verschwenderischem Luxus eingerichtet sind. Der Tote liegt in einer Bohlenkammer mit Wagen und reichlichen Beigaben unter einem mächtigen Hügel. Aus diesen Anlagen stammt die Hauptmenge der mediterranen Importe und des Goldes.

Da sie sich häufig im Umkreis von befestigten Höhensiedlungen befinden, deren Schichten übrigens auch griechisches Importgeschirr enthielten, liegt es nahe, in den Prunkgräbern die Hallstattfürsten zu vermuten oder auch andere Angehörige der Stammesaristokratie. Durch die Totenwagen und Grabhügel sah man sich gleich an die Bestattungsrituale östlicher Reitervölker erinnert, über die z.B. Herodot bei den Skythen berichtet. Das umso mehr, als bei der Pferdeschirrung der älteren Hallstattzeit ein schlagender Beweis für östliche Einflüsse vorliegt. Für bestimmte Teile des Zaumzeugs finden sich die Gegenstücke nur in der Ukraine oder im Kaukasus, eigene Erzeugnisse dieser Art sind östlichen Vorbildern nachgeahmt.

Unter Bezug auf historische Nachrichten werden sie „thrako-kimmerische“ Pferdegeschirrbronzen genannt. Die Kimmerier, ein iranisches Reitervolk aus den pontischen Steppen, bekriegten zusammen mit den thrakischen Treren im 7. Jahrhundert Phrygien, Lydien und die ionischen Städte. In den Berichten der Assyrer erscheinen die „Gimmirai“ schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts als Gegner von Urartu im armenischen Hochland.

Durch den thrako-kimmerischen Horizont und seinen historischen Hintergrund wird uns die Zeitbestimmung sehr erleichtert. Wir sind damit am Ende des 8. Jahrhunderts (zunächst noch in spätbronzezeitlicher Umgebung) und im 7. Jahrhundert, womit die ältere Phase der Hallstattkultur fixiert ist. Mit den Südimporten können wir Junghallstättisches in das 6. bis 5. Jahrhundert datieren. Damit sind die zeitlichen Grenzen unserer Epoche im 8. und 5. Jahrhundert gegeben.

Wie sind diese archäologischen Fakten zu deuten? Wo haben die Hallstattleute die Herstellung des Eisens gelernt? Was besagen die Änderungen der militärischen Rüstung? Wie gelangte die Bevölkerung nördlich der Alpen in das Blickfeld der mediterranen Hochkulturen; wer lieferte die Importe, und wer waren die Abnehmer? Woher kommt nun unvermittelt die Freude an szenischen Darstellungen, auf denen wir, zwar barbarisch unbeholfen, aber doch leibhaftige Menschen aus ferner Vergangenheit vor uns sehen? Gegenüber dem undurchdringlichen Schweigen der Bronzezeit wirken diese Bilder wie der Versuch einer Mitteilung, die wir zwar nicht ganz verstehen, die aber immerhin wie ein menschlicher Laut zu uns dringt. Besteht ein Zusammenhang zwischen den zitierten Erscheinungen, der uns erlaubt, eine Kultur zu konstituieren? Kann man aus den Fundstücken auf epochemachende Ereignisse schließen? Kamen Eindringlinge aus dem Osten, bildeten sie eine Oberschicht, einen berittenen Kriegeradel, der sich monumentale Gräber errichten ließ?

Der Held X (sein Name muß verschwiegen werden) ritt, nachdem er im Rausch eine junge Nebenfrau erdrosselt und deshalb – ausgerechnet – Verdruß mit der Hauptfrau hatte, über sechs Flüsse nach Westen, begleitet nur von einigen Gefolgsleuten, trägen Mördern, deren Reden man ebensoweit riechen wie hören konnte. Nach dem siebenten Fluß, es konnte auch der dreizehnte gewesen sein, je nachdem sich der Befragte auf die Zahlen über fünf verstand, kam er an eine Siedlung mit ansehnlicher Umwallung. Held X wartete einige Wolkenschatten ab, damit der Goldschmuck, der an seinem und seines Pferdes Leib aufgehängt war, möglichst lange in der Sonne glänzen konnte, und machte einen formellen Einzug. Er hatte beschlossen, sich in seine Rechte zu setzen und die Leute hier zu regieren. Der nächste Morgen fand ihn anderen Sinnes. Der Verlust der Brustrunden wurmte ihn nun doch – verfluchte Sauferei –, außerdem hatte er wieder Durst. Er kehrte um und kam nicht wieder.

Man blieb aber in Kontakt, bei dessen Pflege einige Gewalttaten unterliefen, der aber auch auf andere Weise neues Leben brachte. Es kam zu einem Vertrag, wonach die Männer des Helden X den Schutz der Bevölkerung gegen Händler und sonstige Ausbeuter aus dem Westen übernahmen und dafür alle Weiderechte erhielten. Der Vertrag sollte so lange halten wie die Welt, aber auch wieder nicht länger als 2700 Jahre, denn dann würden schon so oft Worte gewechselt worden sein, daß niemand mehr wissen könne, was sie wert seien.

Obwohl Held X wußte, daß man ihm seit jener Nacht ein baldiges, aber langsames Ableben wünschte, schickte er neuartig und prächtig aufgezäumte Pferde, große Tiere, mit denen sich die Beschenkten vor allen hervortun konnten. Das war nun aber der Wunsch auch anderer, viele strebten nach neuen Waffen, Pferden, Schmuck und Ansehen. Es gab Streit. Erst viel später hat man die Skelette von formlos unter dem Wall Verscharrten gefunden. Die es

aber zu Macht und Reichtum gebracht hatten, wurden flußaufwärts nach neuer Sitte unter großen Hügeln feierlich bestattet. Das Geschirr der Pferde des Helden X wurde für alle Zeiten im Boden verwahrt

Daß die Deponierung auf ewig offensichtlich mißlang, kann der Glaubwürdigkeit des Berichts wohl kaum noch sonderlich Eintrag tun. Wer über die Stillfrieder Pferdegeschirrbronzen eine solche Geschichte vorbringt, wird sich unter dem Beifall aller Prähistoriker der Funddeuterei bezichtigen lassen müssen. Ist nun gar nichts wahr und alles erlaubt? Oder müssen wir Urteilsenthaltung üben von der inventarischen Beschreibung des Fundstücks an? Sollen wir – um frei mit Tristram Shandy zu sprechen – immerzu Reliquien verehren, ohne ein einziges Wunder damit zu wirken?

Nun, wir können – den Vergleich sinnvoll übertragen – mit unseren Reliquien aus der Erde schon einiges anfangen. Wir dürfen nur nicht zuviel fordern. Wir können zwar keine genaue Aussage über bestimmte Vorkommnisse machen wie die Historiker der späteren Epochen. Aber unsere Funde zeigen Möglichkeiten an, und da diese methodisch begrenzbar sind, gibt das auch ein Bild. Ein Bild, das an Deutlichkeit gewinnt, wenn wir, wie im Falle der Hallstattkultur, die Bodenfunde mit der gleichzeitigen Geschichte der Alten Welt in Beziehung setzen können.

Die Völkerwanderungen am Ende des 2. Jahrtausends haben das Gefüge des Orients grundlegend verändert. Ägypten hat den Ansturm der Seevölker zwar abgewehrt, aber seine politische Vorrangstellung ist für immer dahin. Die zweite Großmacht, das Hethiterreich, ist vernichtet, „... als wäre es nie gewesen“. Nach seinem jähen Zusammenbruch ist das von den Hethitern gehütete Geheimnis der Fabrikation des Eisens allen, auch bisher namenlosen Völkern preisgegeben. So ziehen die Philister schon mit dem Eisen in das Land, das später nach ihnen Palästina genannt wird, und auch die Griechenstämme, die im Südosten Europas und auf den Ägäischen Inseln bis Kleinasien in Bewegung sind, kennen das neue Metall. Assyrien hat gut überstanden und beginnt seinen Aufstieg zur militärischen Vormacht Vorderasiens. Auch die syrischen Kleinfürstentümer erholen sich rasch aus dem allgemeinen Zusammenbruch. Befreit vom Druck der beiden Großmächte, erleben sie eine wirtschaftliche Blüte, deren Nutznießer vor allem die phönikischen Städte sind. In den Häfen von Sidon und Tyrus werden die Lasten der Karawanen aus dem Hinterland verschifft. Als Kauffahrer, aber auch als Piraten beherrschen die Phöniker in den beiden Jahrhunderten von 1000 bis 800 vor Christus das Mittelmeer.

Das 8. Jahrhundert bringt eine große Wende. Nach der Neuordnung ihrer Stammesgebiete im Mutterland und der Besetzung der Kleinasiatischen Küste sind die Griechen wieder wie in mykenischer Zeit ein seefahrendes Volk geworden. Um 750 vor Christus setzt die große griechische Kolonisationsbewegung ein, die etwa 200 Jahre dauert. Damit beginnt eine Epoche des Entdeckens und des schöpferischen Neubeginns, nicht nur für Griechenland, sondern für Europa. Homer blickt noch zurück auf die Heldenzeit der achäischen Adelsgeschlechter, doch Hesiod vermerkt nicht ohne Bitterkeit, daß man im eisernen Zeitalter lebt:

„Denn von Eisen ist jetzt das Geschlecht.
Und niemals bei Tage
Werden sie ruhen von Mühsal und Weh,
und niemals zur Nachtzeit
Sind sie verschont und die Götter verleihn
dann quälende Sorgen.“

Hesiod sieht im Eisen das Symbol für den Verfall des Rechtes und der Sitten. In seinem eigenen Zeitalter, das durch das eiserne Geschlecht beherrscht wird, ist die Welt in einem schlechten Zustand; es läßt sich aber absehen, daß es noch schlimmer kommen wird.

Es hat sich in der Tat vieles gewandelt. Handel und Seefahrt bringen den Griechen vielfältigen Kontakt, und gelehrig übernehmen sie die Anregungen aus den zu Wasser und zu Lande benachbarten uralten Kulturräumen. Die kleinasiatischen Griechen sehen in Lydien ihr Vorbild. Der Dichter Alkman ist stolz auf seine Herkunft aus der lydischen Hauptstadt Sardes, und in einer der Strophen der Sappho wird die Schönheit eines Mädchens mit einem lydischen Streitwagen verglichen (zum Vorteil des Mädchens übrigens). Aus dem lydisch-phrygischen Kleinasien lernen die Griechen nicht nur das gemünzte Geld kennen, sie empfangen auch neue Impulse für Dichtung und Musik. Beim Festmahl, dem Symposion, ertönt nun zur Begleitung der Rezitation der bisher wegen seines aufreizenden Klanges nicht geschätzte Aulos (Schalmei). Die gute Bekanntschaft mit den Phönikern ist uns in der Odyssee bezeugt, wo die Phöniker als kunstfertige Erzeuger kostbarer Gefäße und Stoffe, aber auch als gewiegte Kaufleute und Seeräuber erwähnt sind. Von ihnen übernehmen die Griechen nicht nur technische Fertigkeiten und Handelsware, sondern, als wohl folgenreichste Neueinführung, die Buchstabenschrift.

Zum geometrischen Stil, den wir von der Gefäßmalerei kennen, tritt nun die östliche Bilderwelt mit ihren Pflanzen und Figuren. Phantastische Motive, wie Sphingen, Greife und geflügelte Löwen, werden zunächst nur entlehnt, später eigenschöpferisch gestaltet: der orientalisierende Stil ist im 7. Jahrhundert vorherrschend. Orientalisch sind auch die Anregungen zur Rundplastik, die dann bald – ägyptische Vorbilder waren hier maßgebend – monumentales Format anstrebt.

Die Entwicklung zur Polis, die Notwendigkeit des Zusammenschlusses in fremder, oft feindlicher Umgebung und die Möglichkeit, außer durch Grundbesitz auch durch Handel und Schiffahrt Besitz und Ansehen zu gewinnen, führt auch zu Änderungen in der Sozialstruktur. Markantes Merkmal dafür ist die Phalanx. Nicht mehr der adelige Einzelkämpfer ist der Träger der Schlacht, sondern der Schwerbewaffnete im Glied, der Hoplit. Die festgefügte Schlachtordnung hat eine entscheidende Funktion in einer Zeit, die durch innergriechische Auseinandersetzungen und Kämpfe gegen äußere Feinde geprägt ist. „... Fuß neben Fuß und Schild neben Schild, Helmbusch neben Helmbusch und Helm neben Helm ...“, so ruft Tyrtaios, der durch seine Kriegslieder die Kampfmoral der Spartaner im messenischen Aufstand verbessern soll, die Mannschaft zu tapferem Zusammenhalt auf.

Was die Griechen an Neuem empfangen und gestalten, geben sie – in rascher Folge entstehen ihre Pflanzstädte an den Küsten des Schwarzen und des Mittelländischen Meeres – weiter an die Barbarenländer. Manches gelangt (freilich nur zu oft mißverstanden und verstümmelt, anderes sehr verspätet) nach Mitteleuropa und macht hier, nicht selten in italischer oder kolonialetruskischer Fassung (vgl. Art. Gabrovec), ein Gutteil dessen aus, was wir „hallstättisch“ nennen.

Das Eisen, das bei Hesiod so schlecht wegkommt, beginnt sich auch hier durchzusetzen, vor allem bei den Waffen. Anfangs wird es sogar für Schmuckgegenstände verwendet, aber die Mode hält sich nicht lange. Kunstfertige Schmiede wirken in allen Zentren des Landes. Von ihrem Werkzeug gibt uns der Fund aus der Býčí skála-Höhle eine ungefähre Vorstellung (vgl. Art. Nekvasil). Unser Wissen von der Hallstattkultur wird wesentlich von den in großer Zahl erhaltenen Gefäßen aus Ton oder Bronze mitbestimmt. Die Einführung neuer Zierweisen ist augenfällig. Der Mensch wird wieder Gegenstand bildnerischer Bemühung. In dem Gewirr des althergebrachten Flächendekors aus Punkten und Buckeln auf einem Bronzebehälter fast ganz verborgen, treten bei näherem Hinsehen die Umrisse menschlicher Gestalten hervor (vgl. Art. Frey und Art. Modrijan). Auf Tongefäßen sind die Figuren

aus Dreiecken, Punkten, Kreisen und Strichen zusammengesetzt, Elemente, die dem Töpfer geläufig waren. Von einem Stil kann man hier nicht reden, die Gestalten sind ganz Ausdruck, bewegt zu einer Szene, deren Sinn sich nicht zweifelsfrei enträtseln läßt (vgl. Art. Eibner-Persy – Patek), die Haltung anderer gemahnt an den sprechenden Ausdruck der Totenklage, wie wir sie von den Darstellungen des Leichenbegängnisses auf griechischen Tongefäßen des geometrischen Stils kennen. Die gleiche Klagegebärde mit über den Kopf erhobenen Armen finden wir bei den Malereien in der bulgarischen Rabiša-(Magura-)Höhle, wo wir des verborgenen Ortes wegen an eine Kulthandlung denken dürfen. Dem bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Umriß einer Menschengestalt auf einem Bronzegefäß entnehmen wir eine weitere Einzelheit. Die Figur hält einen Doppel-Aulos am Mund, eines jener Instrumente, die bei den Griechen erst kürzlich Eingang gefunden hatten. Leichter sind die Saiteninstrumente zu identifizieren (vgl. Art. Modrijan und Art. Eibner Persy – Patek).

Dabei ist wohl eines jener festlichen Anlässe im Bild gedacht, wie wir sie bei den späteren Werken der Situlenkunst immer wieder antreffen. Hier ist der Zusammenhang zum Bestattungsbrauch deutlicher, mit Totenschmaus und Leichenspielen (vgl. Art. Frey), wozu die kriegerischen Aufzüge freilich nicht recht zu passen scheinen. Was nun der Bildgehalt auch sein mag, die Krieger erinnern uns an weiteres. Nach einer Linkswendung stünden die Soldaten da wie die Spartaner des Tyrtaios: Schild an Schild, Helm an Helm. Eine Änderung der Taktik nach dem Vorbild der Phalanx gilt auch als wahrscheinlich. Allerdings eine Schlachtordnung von Polisbürgern, die für ihre Rüstung selbst aufkamen und über öffentliche Angelegenheiten mitbestimmten, war das wohl nicht; eher ein Aufgebot, das von den Notabilitäten der stadtartigen Siedlungen Oberitaliens oder von der Stammesaristokratie im Hallstattbereich einberufen und ausgerüstet wurde.

Im Westen eröffnen uns die Funde aus den Prunkgräbern einen Einblick in die Welt der Hallstattfürsten (vgl. Art. Kimmig). Den Herren, die auf der Heuneburg, dem Hohenasperg (vgl. Art. Zürn) und dem Mont Lassois (vgl. Art. Joffroy) residierten, wird man beherrschenden Adelsrang wohl zubilligen müssen. Aus den Gräbern der Dynasten stammt die Masse des Hallstattgoldes (vgl. Art. Drack), unter dem die Halsreife als Zeichen hoher Abkunft gedeutet werden. Von den kostbaren Importen ist uns wohl nur ein Bruchteil erhalten; Organisches ist vergangen, zudem waren die Gräber mit wenigen Ausnahmen (Hochdorf, vgl. Art. Biel) schon in alter Zeit beraubt. Es ist uns aber genug geblieben, um die engen Verbindungen des Hallstattadels mit den Stadtkulturen der Mittelmeerwelt zu belegen (vgl. Art. Gabrovec, Hatt und Kimmig). Neben dem unvergleichlichen Krater von Vix (vgl. Art. Joffroy) stehen mit der Hydria von Grächwil, der Kanne von Vilsingen und von Pertuis Arbeiten von hoher Qualität, die dem Sachverstand des Empfängers wie auch der Redlichkeit der Lieferanten ein gutes Zeugnis ausstellen. Was haben wir davon zu halten? Gehörten sie zum Gegenwert eines Tauschgeschäftes von Wein und Öl gegen Sklaven und Rohstoffe oder waren es vielleicht Geschenke, um einen barbarischen Potentaten bei Laune zu halten (vgl. Art. Kimmig)? Die Entscheidung fällt nicht leicht. Es ist auch recht ungewiß, ob die Ausgräber die fremden Schätze in Erstbesitz vorfanden, denn eine in damaligen Adelskreisen durchaus legitime Art der Vermögensbildung war der Raub.

„Nicht nur in der Zeit, welche Homer schildert, sondern auch offenbar in derjenigen, in welcher er lebte, versteht sich der Raubüberfall von selbst, und Unbekannte werden ganz höflich und harmlos darüber befragt. Die Welt wimmelt von freiwilligen und unfreiwilligen Mördern, welche bei den Königen Gastfreundschaft genießen,

und selbst Odysseus in einem seiner ersonnenen Lebensläufe dichtet sich eine Mordtat an.“ Jacob Burckhardt spielt damit auf die amoralische Gelassenheit gegenüber Raub und Mord in den Homerischen Epen an. Achilleus erobert Städte „um der Weiber willen“, und sein Zorn vor Troia, „der zum Verhängnis unendliche Leiden schuf den Achaiern“, entzündete sich an der ungerechten Verteilung der Beute. Krieg, Mord und Raub sind des Peliden erlernter Beruf, dessen Regeln und Risiken er kennt. Als er den Lykaon, den er schon einmal um den guten Preis von hundert Stieren verkauft hat, zum zweitenmal fängt, bittet dieser, ein junger Sohn des Priamos, um sein Leben. Achill aber bleibt verständnislos:

„Warum so klagen, mein Lieber?
Starb doch Patroklos auch, und er war dir doch weit überlegen.
Siehest du nicht mich selbst, wie schön ich bin und gewaltig.
Sohn des edelsten Vaters, mich hat eine Göttin geboren.
Aber auch mir ist der Tod nicht weit und das mächtige Schicksal.
Bald erscheint mir der Morgen, der Abend oder der Mittag,
Wo dann einer auch mir in der Schlacht das Leben wird nehmen,
Ob er mich trifft mit dem Speer oder auch mit dem Pfeil von der Sehne.
Also sprach er, und jenem erschlafften das Herz und die Kniee.
Fahren ließ er den Speer und setzt sich nieder, die Arme
Öffnend; es zog nun sein doppeltgeschliffenes Schwert der Pelide,
Hieb ihn am Nacken ins Schlüsselbein, und ganz in die Tiefe
Fuhr ihm das schneidende Schwert; vornüber fiel er zu Boden
Niedergestreckt, und sein schwärzliches Blut benetzte die Erde.“

Wenn wir uns nun in den heimischen Hallstattraum zurückversetzen, werden wir die Mauern von Stična (vgl. Art. Gabrovec), Smolenice (vgl. Art. Dušek) und der Heuneburg (vgl. Art. Kimmig), die Waffen in den Gräbern und die Krieger auf den Situlen, aber auch die anderen dort dargestellten Szenen mit anderen Augen sehen. Die Leidenschaften lagen ungeordnet bloß und wurden rücksichtslos verwirklicht.

Ob man das tatsächlich ohne Mißachtung der erfahrbaren Tatsachen behaupten kann? Was wissen wir vom Lebensgefühl der Leute damals ? „... Alle Geschehnisse (hatten) im Leben der Menschen viel schärfer umrissene äußere Formen als heute. Zwischen Leid und Freude, zwischen Unheil und Glück schien der Abstand größer als für uns ... Für Elend und Gebrechen gab es weniger Linderung als heutzutage, sie kamen wuchtiger und quälender. Krankheit schied sich stärker von Gesundheit; die schneidende Kälte und das bange Dunkel des Winters waren wesentlichere Übel. Ehre und Reichtum wurden inbrünstiger und gieriger genossen, sie unterschieden sich noch schärfer als heute von jammernder Armut und Verworfenheit. Ein pelzverbrämtes Staatskleid, ein helles Herdfeuer, Trunk und Scherz und ein weiches Bett hatten noch ... hohen Genußgehalt.“

Was Johan Huizinga vom „Herbst des Mittelalters“ aussagt, läßt sich ganz gut auf unsere Epoche übertragen. Uns fehlen zwar die Gemälde der Zeit und der schriftliche Bericht; man kann aber trotzdem zu einer lebensnahen Vorstellung kommen, wenn man das Beweismaterial nicht zu engherzig würdigt. Winter und Sommer, gute und schlechte Jahre hatten in der Hallstattzeit ebenso lebensentscheidendes Gewicht wie im Mittelalter; die Mittel gegen Mangel, Kälte und Dunkelheit waren gleichermaßen unvollkommen. Krankheit kam als unabwendbares Verhängnis, das

den Bresthaften der unwilligen Duldung seiner Umgebung auslieferte. Es gab Läuse und Darmwürmer – die mikroskopischen Reste davon fand man im Hallstätter Bergwerk –, anderes Ungeziefer wird man sich ohne Beweismaterial und ohne Beschränkung auf Hallstatt dazudenken dürfen. Sicher schneuzten sich die Leute in die Hand, und wenn man das Schlußverfahren auf dieser Linie fortsetzt und die Nichtexistenz von Papier als Argument gelten läßt, wird man sich eine Funktion für die abgeriebenen Bündel Pestwurz im Heidengebirge des Salzbergs von Hallstatt (vgl. Art. Barth) ausmalen können.

Manchen Widrigkeiten des Daseins nahezu hilflos ausgeliefert, waren die Menschen dieser Früh-Epoche doch immer noch behagliche Mitbesitzer von Himmel und Wolken, Berg und Wald, und sie verfolgten das unendliche Schauspiel der Jahreszeiten und den wechselnden Gang der Gestirne mit stets erneuter Aufmerksamkeit. Sie verließen die Welt, ohne zu wissen, daß sie sich dreht, und hatten doch ihr Weltbild, das ihr Leben sinnvoll umschloß. Wir allerdings sehen nur an den auf uns gekommenen Symbolen und Bildwerken, daß sie nach überlieferten Riten den Mächten opferten, die sie fürchteten oder verehrten.

Viele neigen dazu, sich die Urzeit, die sie ja nur aus dem Museum kennen, sich in einem stillen Halbdunkel vorzustellen. Das stimmt nicht. Die Hallstattzeit war laut, und es ging bunt zu. Die Stoffe waren farbig gemustert (vgl. Art. Hundt), und man liebte den Schmuck groß, glänzend und auffällig, ja auch geräuschvoll: die Klapperbleche zeigten jeden Schritt der nahenden Schönen an. Der Lärm war wohl in erster Linie gegen bösartige Dämonen gerichtet, es war aber keinesfalls ungeziemend, aufzufallen.

Mit großer Hingabe beging man Feste, die zugleich auch Schauspiele waren. Denn freudige Anlässe, aber auch die Trauer wurden als dramatisches Ereignis formell begangen. Daß die Messenier wieder bei der Bestattung ihres Grundherren zu erscheinen hätten, war eines der Motive, mit denen Tyrtaios die Spartaner zu vermehrten Kriegsanstrengungen zu ermuntern suchte. Für unser Gebiet können wir keinen Lyriker zitieren, doch die monumentalen Grabhügel geben uns wenigstens eine Ahnung, mit welchem Aufwand an Menschen, Zeit und Material eine Totenfeier abgehalten wurde. Auch die erhaltenen Bildwerke vermitteln uns etwas von der Stimmung bei den kultischen Handlungen. Mit welcher Inbrunst man in der Prozession einherzog und mit welcher Würde jeder in seinem Amte waltete, können uns noch die Werke von Strettweg und aus der Certosa bei Bologna zeigen (vgl. Art. Modrijan und Frey).

Leiden und Freuden wurden in uneingeschränkter Offenheit erlebt, die heilige Handlung ebenso wie zügellose Schwelgerei. In der Situlenkunst sind mehrfach erotische Umarmungen dargestellt. Der Mann auf der Situla von Sanzeno versieht seine guten Dienste unbefangen in Gesellschaft (wer denkt dabei nicht sogleich an Herodot I, 203?), die denn auch dem Ermattenden bereitwillig mit einem Labetrank aus dem Weinschöpfer zur Seite steht. Die in Mitleidenschaft gezogene Frau hat es allerdings, wie alle Frauen auf den Situlenbildern, unterlassen, Schleier und Kleid auszuziehen, sodaß uns verborgen bleibt, welcher Art von Schönheit der glückliche Glatzkopf oblag.

„Die Herrschaft der Etrusker erstreckte sich vor der Entstehung des Römischen Reiches weit über Land und Meer. Die Größe ihrer Macht im Oberen und Unteren Meer, die Italien wie eine Insel umgeben, zeigen die Namen. Das Untere Meer nennen die italischen Völker nach dem gleichnamigen Volk das Tuskische, das andere das Adriatische Meer nach Adria, einer etruskischen Kolonie. Auch die Griechen sprechen von Tyrrhenischem und Adriatischem Meer. Nach beiden Meeren hin breiteten sich die Etrusker aus und legten zuerst diesseits des Apennin bis zum Unte-

ren Meer hin zwölf Städte an, danach nochmals so viele jenseits des Apennin. Denn diese Zahl entspricht der der Mutterstädte, die nördlich des Pos alles Land bis zu den Alpen hin besetzten. Nur das Gebiet der Veneter blieb frei."

Das ist der Bericht des römischen Geschichtsschreibers Titus Livius über die Expansion der Etrusker im 6. Jahrhundert bis in die Po-Ebene und Campanien. Der Versuch zur Vergrößerung ihres Machtbereiches schlug fehl. Erst den Römern, die damals noch unter etruskischer Oberhoheit standen, gelang die Einigung Italiens. Im Norden verliefen die Bestrebungen der Etrusker zunächst erfolgreich. Die Poebene wurde einer besseren landwirtschaftlichen Nutzung erschlossen, und an der Mündung des Po entstanden die Hafenstädte Spina und Adria, die auch zur Belebung der Wirtschaftskontakte mit den Gebieten nördlich der Alpen beitrugen. Es gibt archäologische Belege für etruskische Importe in das Keltengebiet, erstaunlicherweise aber auch Bestandteile westhallstättisch-keltischer Tracht des späten 6. und 5. Jahrhunderts in Oberitalien, Zeichen, die wir noch nicht recht zu deuten wissen. Die nachbarlichen Beziehungen fanden am Ende des 5. Jahrhunderts ein jähes Ende. Keltische Scharen überfielen das etruskische Kolonisationsgebiet. 387 steht Brennus vor Rom. Die Jahrhunderte der keltischen Expansion haben begonnen.

Die Venus von Willendorf

Die „Venus von Willendorf“ ist als Werk der Frühzeit der Kunst Gegenstand des Allgemeinwissens geworden. Für die äußeren Umstände der Epoche ihrer Entstehung hat die Forschung in den letzten Jahrzehnten reichlich Daten beigebracht. Auch die Umstände der Auffindung, von der unzutreffende Vermutungen kursieren, ließen sich durch Aktenstudium aufklären.

Was ist uns die Statuette aber als Kunstwerk? Mit einer rein ästhetischen Beurteilung ist ihr nicht beizukommen. Der Mensch ist ein geschichtliches Wesen. Wie zahlreiche Kulturen seit Jahrtausenden zeigen, schöpft er sein Wissen und Wollen aus seiner Welt und mit Bezug auf seine Welt. Auch über Kunst kann er nicht allein aus Subjektivität heraus durch Verdikt verfügen. Es gibt nicht nur die *eine* Kunst, bestimmbar als fiktive Summe der durch die Kunstwerke provozierten ästhetischen Erlebnisse. Kunst kommt aus einer Welt, die sie uns erschließt, indem sie sie verwendet. Von der Welt der Eiszeit sind wir durch Jahrtausende getrennt. Wir kennen nicht den Anspruch der Skulptur an ihre Zeitgenossen, nicht den Bezug, das „wovon“ der Formen, durch das diese erst zur Qualität werden; wir wissen nicht ihren Sinn. Die Frage, was die „Venus von Willendorf“ zum Kunstwerk macht, stellt der Autor in einen geistes- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang.

Ort und Zeit

Unsere Erde ist schon voll von Toten, ein Umstand, der den Archäologen zugute kommt, die ohne Ansehen der Person aus Gräbern und sonstiger unfreiwilliger Ver-

Wilhelm Angeli: Die Venus von Willendorf.
Edition Wien, Wien 1989.

QUELLE

lassenschaft im Boden etwas über gänzlich Unbekannte aus ferner Zeit herauszufinden trachten. Sie graben sich durch die Jahrtausende früher Epochen, bei Gelegenheit auch bis hinab in die Altsteinzeit. Wie fremd, wie unklar, wird man sagen; die Quellen unserer Information darüber sind doch wirklich äußerst dürftig, dazu noch in der zufälligen Auswahl ihrer Erhaltung und Auffindung überliefert – was können wir aus dieser Tiefe der Vergangenheit, aus der kein Gedanke, kein menschlicher Laut mehr zu uns dringt, noch erfahren?

Was können wir, müssen wir uns da weiter fragen, von den Menschenwesen überhaupt wissen? Der einfachste Weg sich zu unterrichten, führt über ihre Taten und Werke: was sie gedacht, geschaffen oder sonst noch angestellt haben, und wie es dazu kam. Die Geschichte entdeckt und bewahrt, wozu Menschen begabt sind, wessen sie fähig werden können, und sie lehrt uns staunen, was alles menschenmöglich ist. Sie zeigt uns, wie sich die Situation einstellte, mit der es unsere Vorläufer zu tun hatten, und wie wir in die Umstände geraten sind, mit denen wir es zu tun bekommen haben. Sie erinnert an Zustände und Begebenheiten, an die hervorragenden Gestalten, die sie herbeigeführt haben oder darin verwickelt waren, und sie verbindet Vorgänge zu einem durchschaubaren Zusammenhang. Das ist die Geschichte, wie sie im Buche steht. Doch darin kommt unsereins nicht vor, ebensowenig wie der Urmensch.

Was können wir also von uns und anderen Namenlosen, den stillen Teilhabern der Geschichte, wissen? Was dürfen wir vernünftigerweise zu wissen wünschen? Wie weit kennen wir uns denn selbst?

Bis an unser Ende bleibt ungewiß, was mit uns wird. Die Erinnerung bestätigt uns unsere Identität. Das Erinnern ist jedoch kein kanonischer Akt, es ist wandelbar, es ist sogar lenkbar. Wir können uns eine andere Lebensgeschichte geben, und wir tun das auch bisweilen. Gern wären wir manchmal ein anderer gewesen (und es wäre auch gegangen). Andererseits wissen wir von den Vorgängen unseres Lebens erst im nachhinein, im Zusammenhang mit Späterem, was sie für uns bedeuten, was sie aus uns gemacht haben. Wir sind dem ausgesetzt, was der Tag uns bringt, und jeder Tag ist anders.

Nun leben wir ja nicht isoliert, sondern in unserer Welt, unter Menschen. Wir werden beurteilt, nach unseren Fähigkeiten, nach unseren Gedanken, nach unserem Verhalten zu anderen. Sind wir, wofür wir uns selbst halten oder wofür uns andere halten? Und gilt das dann ganz und fortwährend? Ist ein lustloser Lustmörder ein Mörder auch in seinen Mußestunden? Wenige Jahre nach den Ausgrabungen in Willendorf machte Georg Trakl ein Gedicht, das mit der Strophe endet: »Unter Dornenbogen / O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht.« Trakl hat schwer in Einklang zu Bringendes aneinandergefügt. Wir können es selbst nicht so sagen, doch wissen wir, jeder für sich, was da gesagt ist.

Alle Menschen sind verbunden durch ein Geflecht aus Nabelschnüren, das sich, immer schütterer werdend, in dunkler Vergangenheit verliert. Unsere Stelle in diesem Netz verleiht uns Geschichtlichkeit als menschliche Seinsbestimmung. Geschichtlichkeit ist Gabe und Last; das bedeutet, daß wir beschenkt sind und daß wir bedingt sind von dem, was war, und von dem, was ist, und es heißt, daß wir nicht zeitlos sind, sondern vergänglich.

Wie stehen wir zu unseren Vorfahren vor 500 Jahren oder auch nur vor 200 Jahren? Wir haben wohl Kenntnis von ihrer materiellen und geistigen Kultur, also von Religion, Bildung, Tracht, Siedlung, Wohnung und so fort. Dieses Wissen ist eine Abstraktion aus nach und nach gesammelten, keineswegs in wünschenswerter Vollständigkeit erhaltenen Daten verschiedener Art. Von den vielen menschlichen Individuen jener Zeit, soweit sie nicht zu Persönlichkeiten der Geschichte geworden

Willendorf 1908

sind, wissen wir, unsere leiblichen Vorfahren eingeschlossen, vielleicht ein paar Namen, kaum aber, was sie geplant, getan, gefühlt und erlitten haben, wie sie in Jugend und Alter ausgesehen und wie sie sich benommen haben. Was uns selbst unmittelbar angeht, unser eigenes Ergehen im Streben, Versagen und Gelingen, im Glück und im Leid läßt sich nicht aufbewahren. Es führt mit jedem Leben, mit jeder Stunde ins Vergessen, als wäre es nie gewesen. Dort herrscht Gleichmacherei. Die Person wird zum Schatten, zum statistischen Typus, zu einer aus Daten ermittelten Figur. Nicht lange nach unserem Dahingang sind wir den Nachfahren nicht näher bekannt als ein etwas eher hier ansässiger Neandertaler. »Abgeschieden« läßt sich nicht steigern, hin ist hin.

So gesehen ist die Distanz zum Paläolithikum gar nicht so groß. Gestalten von abstrakter Richtigkeit können wir mit archäologischen Daten auch aus der Eiszeit hervorbringen. Wir können uns also einigermaßen zuversichtlich mit den Archäologen und ihren Spaten auf den Weg machen zu unseren künftigen Nachbarn unter der Erde.

Ein günstiger Zugang dorthin wurde in Willendorf am linken Donauufer der niederösterreichischen Wachau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt. Private Sammler, durch den Ziegeleibetrieb aufmerksam geworden, suchten die Lößwände ab; die Einsichtigen unter ihnen sandten ihre Funde an das Naturhistorische Museum in Wien, von wo sie durch den Kustos der Prähistorischen Sammlung, Josef Szombathy, gelegentlich auch Anweisungen erhielten. Ein Ölgemälde, »Lößwand bei Willendorf«, im Saal XI des Museums aus der Zeit um 1885 von Hugo Dar-

naut, erinnert heute noch an diese Sammelperiode.

Die Errichtung der Bahnlinie Mauthausen – Grein – Krems erzwang eine intensivere Forschung. Der Bahnbau legte nicht nur neue Fundstellen frei, sondern er machte auch ihre Sicherung vor privaten Sammlern, den Vorläufern der heutigen Schadarchäologen, zu einem unlösbaren Problem. Am 29. Juli 1908 begann die erste planmäßige Grabung des Naturhistorischen Museums. Weitere bis zum Jahre 1955 sollten ihr folgen.

Unter dem Titel »Eine paläolithische Fundstätte im Löß bei Willendorf in Niederösterreich« hatte J. Szombathy 1884 die erste wissenschaftliche Publikation über die Lokalität verfaßt. Die Grabung würde die Funde vermehren. Was hatte man eigentlich entdeckt, was war zu erwarten? Um sich darüber zu informieren, mußte man nach Frankreich sehen. Dort waren die Grundlagen der Paläolithforschung entstanden.

1828 begann der Zolldirektor von Abbeville, Jacques Bouchet de Perthes, auf der Suche nach Spuren des vorsintflutlichen Menschen Feuersteinwerkzeuge in den Schottern der Somme zu sammeln. Seine Beweise legte er in dem dreibändigen Buch »Antiquités celtiques et antédiluviennes« der Öffentlichkeit vor, fand aber zunächst keinen Glauben. Die Anerkennung kam erst rund 30 Jahre nach Beginn seiner Forschungen, freilich nicht allein durch die Überzeugungskraft seiner Idee. Sein Werk war nicht frei von Irrtümern; zudem war Bouchet auch belletristisch fruchtbar, und das erweckte Argwohn, ob der Dichter und Denker denn wohl auch die Grenze von Kunst und Wissenschaft zu wahren verstünde.

Doch der naturwissenschaftliche Fortschritt seines Jahrhunderts hatte seiner Ansicht den Boden bereitet. Schon war erkannt, daß die Fossilien von bestimmten Pflanzen und Tieren auch nur in bestimmten Bodenhorizonten vorkommen (William Smith 1769-1839). Nach diesen »Leitfossilien« ließ sich eine relative Abfolge der geologischen Schichten erstellen. Das Ende der dadurch repräsentierten Erdzeiten dachte man sich durch Naturkatastrophen herbeigeführt, worauf durch Neuschöpfung die folgende Tier- und Pflanzenwelt entstand. Diese »Katastrophentheorie« vertrat Georges Cuvier (1769-1832), der sie auch zur herrschenden Lehre ausbaute. Freilich nicht für lange, denn bald gelangte die Geologie zur Einsicht, daß die frühen erdgeschichtlichen Bildungen auf dieselben Ursachen zurückzuführen sind, die man gegenwärtig noch beobachten kann (Karl v. Hoff 1771-1837 und Charles Lyell 1797-1875). Diese »aktualistische« Betrachtungsweise nötigte nicht nur dazu, erdgeschichtlichen Vorgängen eine unvorstellbare Dauer zuzuerkennen (im Gegensatz zur damaligen Bibelauslegung, nach der die Erschaffung der Welt erst rund 6000 Jahre zurücklag), sie machte auch den Blick frei für die richtige Beurteilung der Erscheinungen der Erdoberfläche, von denen uns hier Findlingsblöcke, Moränenzüge und Seen im Alpenvorland und in Nordeuropa besonders interessieren. Sie erwiesen sich als Zeugnisse von ausgedehnten Vergletscherungen und nicht, wie man lange geglaubt hatte, von Flutkatastrophen. Das Diluvium (»Überschwemmung«, »Sintflut«) bestand also in Wirklichkeit aus einer Serie von Kälteperioden, für die man den treffenden und einprägsamen Namen »Eiszeiten« gefunden hat. Lyell faßte das quartäre Eiszeitalter unter der Bezeichnung Pleistozän zusammen (im Anschluß an die Tertiärepochen Miozän und Pliozän). Das Denken in geologischen Zeitspannen war Voraussetzung für die Theorie von der allmählichen Veränderung der belebten Natur durch Selektion. 1859 erschien Darwins »Über den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl«.

Bouchet de Perthes war also förmlich getragen von den neuen Ergebnissen der Naturwissenschaften, was im persönlichen Eintreten Lyells für ihn sinnfälligen Aus-

druck fand. Lyell reiste in Gesellschaft anderer britischer Gelehrter nach Abbeville, untersuchte die Fundstelle und bestätigte die Auffassung von Bouchet de Perthes. Im gleichen Jahr 1859, in dem Darwins epochemachendes Werk erschien, erklärte Lyell die Feuersteinwerkzeuge und die Knochen von Mammut, Rhinozeros, Rentier, Riesenhirsch und Höhlenlöwe in den Schottern der Somme für gleichaltrig. Nun war es auch für die skeptischen Zeitgenossen Tatsache: der Mensch war ein Produkt langer Entwicklung, und seine frühen Formen lebten schon in der Eiszeitperiode.

Bouchet de Perthes fand nun Anhänger und Nacheiferer. Einer, der mit Leidenschaft, aber auch mit Finderglück dem Vormenschen nachspürte, war Edouard Lartet, von Beruf Friedensrichter, nebenbei archäologischer Autodidakt. Sein Arbeitsgebiet war das Périgord. Er grub 1860 in der Höhle von Aurignac (Haute Garonne) Steinwerkzeuge mit Knochen von Mensch, Mammut und Höhlenbär aus. Von 1863 an untersuchte er zusammen mit dem englischen Industriellen Henry Christy die Höhlen im Tale der Vézère (Dordogne), zuerst Les Eyzies, dann die Grotte d'Enfer, Laugerie Haute und Laugerie Basse. Die Fundstellen E. Lartets zogen bald auch andere Forscher an, fand man doch nicht nur Steingeräte und Knochen, sondern auch kleine Kunstwerke aus der Eiszeit. Lartet selbst war 1860 der erste mit der Entdeckung der Gravierung eines Bärenkopfes auf Hirschgeweih in Massat (Ariège), und 1864 war es wieder Lartet, der unter dem Felsdach von La Madeleine im Veézèretal mit der Gravierung eines Mammuts auf Elfenbein den augenscheinlichen Beweis der Koexistenz von Mensch und Diluvialfauna in Händen hielt. Einer der erfolgreichsten Ausgräber in der Nachfolge Lartets (seit 1871, dem Todesjahr Lartets) war Eduard Piette mit Funden von Geräten, Skulpturen und Gravierungen.

Die in kurzer Zeit angewachsene Menge der Funde warf die Frage nach ihrem zeitlichen Verhältnis auf. Lartet bezeichnete seine Schichten zunächst nach den Charaktertieren (Epochen des Höhlenbären, des Mammuts und des Rentiers), ohne dabei die Unterschiede des archäologischen Materials außer acht zu lassen (Abfolge nach den betreffenden Schichten von Le Moustier, Laugerie Haute und Laugerie Basse). Piette sah ebenfalls nach den Tierarten, fand aber auch Argumente bei der Ausgestaltung der Kleinkunst (Rundplastik – Relief – Zeichnungen), die sich aber als Irrweg erwiesen. Das für lange Zeit maßgebliche System stammt von G. de Mortillet, das er in mehreren Arbeiten 1867-1883 vorlegte. Im Anschluß an Lartet unterschied er zunächst die Epochen von Le Moustier, Solutré (Lartets Laugerie Haute), Aurignac und La Madeleine (Lartets Laugerie Basse), ließ aber die Aurignac-Stufe, deren Einordnung ihm Schwierigkeiten bereitete, letztlich wieder weg, so daß als jungpaläolithische Stufen nur das Solutréen und das Magdalénien übrigblieben. Das Magdalenien, obwohl mit Ren, Auerochs und Mammut vergesellschaftet, stellte er bereits in die Nacheiszeit.

Die in ihren Grundzügen heute noch gültige Periodisierung stammt von Henri Breuil (1877-1961), der sowohl als Systematiker wie auch als Erforscher der Eiszeitkunst bahnbrechend wirkte und als der hervorragende Gelehrte auf dem Gebiet der Altsteinzeitkunde gilt. 1906/07 führte er das Aurignacien als chronologische Stufe wieder ein, 1912 legte er eine feinere Einteilung des Jungpaläolithikums vor, mit der Abfolge Aurignacien, Solutréen und Magdalénien, wobei er jede dieser Stufen noch in kürzere Abschnitte (das Aurignacien in 6, das Solutréen in 3 und das Magdalénien in 6) gliederte.

G. de Mortillet sah im paläolithischen Menschen lediglich den Exponenten des Naturgesetzes der Entwicklung. Jede Epoche zeigt mit ihren Geräten einen Fortschritt im Lernprozeß, dem alle Menschen gleichzeitig unterworfen waren. Breuil dachte lebensnaher; er verstand seine Stu-

fen auch als Folge von spontaner Erfindung und wechselseitiger Beeinflussung. Mit dieser historisierenden Perspektive war ihm M. Hoernes, der erste Inhaber einer Lehrkanzel für prähistorische Archäologie in Wien, vorangegangen. Hoernes (»Der diluviale Mensch in Europa«, 1903) ließ nicht nur die veränderte Kraft der Zeit, sondern auch die differenzierende Wirkung des Raumes gelten, grenzte also Kulturareale ab und wollte auch Einflüsse aus anderen Gebieten auf den Kulturwandel berücksichtigt wissen. Diese historische Einstellung, die menschlichem Handeln gegenüber Naturgesetzen Vorrang einräumt, blieb für die spätere Forschung maßgebend. So glaubte man die Stufenfolge des Aurignacien, das für uns hier im Vordergrund steht, durch Fremdeinflüsse erklären zu können. D. Peyrony in Frankreich z.B. sah seit 1933 im Mittelaurignacien das Ergebnis einer Zuwanderung, während er die Früh und Spätphase im Sinne Breuils als einheimische unter dem Namen Périgordien zusammenfaßte.

Schon vor ihm (1928) hatte J. Bayer an seinem niederösterreichischen Material einen Bruch in der Entwicklung des Aurignaciens gesehen. Er erklärte ihn durch Zuwanderungen aus dem Osten, die zuerst das eigentliche (mittlere) Aurignacien und dann das dem Spätaurignacien Breuils entsprechende, von Bayer neu benannte Aggsbachien (nach Aggsbach in der Wachau) nach Mitteleuropa brachten. 1938 löste D. A. E. Garrod das Aurignacien endgültig in drei selbständige Komplexe auf. Sie heißen Chatelperronien, Aurignacien (frühes und mittleres Aurignacien) und Gravettien, dieses entsprechend dem Spätaurignacien Breuils und dem Aggsbachien Bayers.

Diese Namen, Aurignacien und Gravettien, haben auf Willendorf Bezug. Was damit gemeint ist, kann hier nur in Umrissen erklärt werden. Wir haben aus den ältesten Zeiten des Menschen fast nur noch ihre Werkzeuge und auch davon lediglich die aus dauerhaftem Material. Das ist nun vor allem der Stein, und daher kommt auch der Name Paläolithikum = Altsteinzeit. Die Werkzeuge sind nach Form und Herstellungstechnik verschieden, so daß man die Bodenfunde je nach ihrer Zusammensetzung in Gruppen ordnen kann. Die Gruppen formal übereinstimmender oder nahe verwandter Fundkomplexe werden nach einer exemplarischen Fundstelle benannt, also wie im gegenständlichen Fall nach der Höhle von Aurignac und dem Felsdach von La Gravette. Die Werkzeughersteller dieser technischen Stufe hatten die Fertigkeit entwickelt, von Feuersteinknollen lange schmale Späne abzuschlagen. Aus dieser Grundform sowie aus den massiven Reststücken der Feuersteinknollen wußte man andere Geräte herzustellen, die man jetzt mit hervorhebenden Zusätzen für die zahlreichen Varietäten als Stichel, Schaber, Kratzer, Spitzen und Bohrer klassifiziert, womit die Reihe der Typen jedoch keineswegs erschöpft ist. Die Grundform, Klinge genannt, diente, mit oder ohne Nachbearbeitung, wohl als Messer. Wie die anderen Typen funktionierten, weiß man nicht so sicher, doch müssen sie auf ihre Weise ebenfalls nützlich gewesen sein, denn man hat sie an ergiebigen Fundstellen in großer Zahl gefunden. Nach ihrer Herstellungstechnik und mengenmäßigen Zusammensetzung kann der Fachmann Aurignacien und Gravettien auseinanderhalten. Das gilt übrigens auch für die Geräte aus Elfenbein, Geweih und Knochen, also vor allem Pfrieme und Geschoßspitzen. Einfache Beispiele: das Aurignacien führt den Kielkratzer, der im Gravettien unbekannt ist; dafür ist die Kerbspitze des Gravettien dem Aurignacien fremd. Die Speerspitze aus Knochen und Geweih hatte im Aurignacien nicht selten eine gespaltene Basis, eine Vorrichtung zur Befestigung am Schaft, die im Gravettien nicht mehr gebräuchlich war.

Unter den durch ihre Lagerung als zusammengehörig ausgewiesenen Fundkomplexen gibt es also Unterschiede. Über Zeit

und Dauer der fundführenden Bodenschichten ist damit vorerst noch nichts ausgesagt. Um in dieser Hinsicht Aufklärung zu gewinnen, sah sich die Archäologie auf die Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften verwiesen, die sich mit der geologisch jüngsten Geschichte der Erde befassen.

Die Klimaänderungen haben Spuren hinterlassen; so Ablagerungen im Gefolge der Vergletscherung Binneneuropas, dann fossile Böden, die uns verraten, unter welchen Bedingungen sie entstanden sind, und Reste der zum Teil ebenfalls klimatisch aufschlußreichen Tier und Pflanzenwelt. A. Penck und E. Brückner erbrachten durch die Untersuchung von Schotterterrassen und ihrer Verbindungen mit Moränen im deutschen Alpenvorland den Nachweis von vier großen Vergletscherungsperioden im Eiszeitalter (Pleistozän), die sie nach Aufschlüssen an schwäbisch-bayrischen Flüssen Günz-, Mindel-, Riß- und Würm-Eiszeit nannten (»Die Alpen im Eiszeitalter«, 1901-1909). Zwischen den Eiszeiten (Glazialen) lagen Perioden mit milderem Klima, die Zwischeneiszeiten (Interglaziale oder Thermale).

Einer der wenigen Gegner der Gliederung in vier Eiszeiten war J. Bayer. Er wollte mit nur zwei Glazialen auskommen, blieb aber ohne Resonanz. Neuerdings gibt es sogar Anzeichen dafür, daß Klimaschwankungen, und zwar nicht nur kleinere, sondern auch mit der Intensität von Glazialen und Thermalen, erheblich häufiger waren als nach der inzwischen klassisch gewordenen Gliederung von Penck und Brückner. Die Spuren sind aber entweder nicht erhalten oder nicht richtig gedeutet. Die Dauer der Interglaziale setzt man jetzt – gegenüber der älteren Forschung ganz erheblich verkürzt – mit 10.000 bis 15.000 Jahren an, die der Glaziale mit jeweils etwa 100.000 Jahren. Der Umschlag der Klimaphasen soll weitaus schneller und radikaler vor sich gegangen sein als bisher angenommen, nämlich innerhalb von einigen Jahrhunderten. Auch mit Jahrzehnten wurde fallweise schon gerechnet. Man wird sehen. Nach der letzten Warmzeit vor etwa 80.000 Jahren trat rasch eine fortschreitende Abküh1ung ein, die, wenn auch durch mehrere wärmere und feuchtere Phasen unterbrochen, nach einigen Jahrzehntausenden zum Kältemaximum der letzten Eiszeit vor 17.000-20.000 Jahren führte. Dieses Stadium ist im äußersten Moränenstand der alpinen Würmvergletscherung ausgeprägt. Im eisfreien Gebiet bildeten sich je nach Ausgangsgestein, Bodenrelief, Temperatur, Feuchtigkeit und der davon abhängigen Vegetation Böden (Tundren-, Steppen-, Waldböden), von denen bei günstigen Voraussetzungen etwas unter einer Sedimentdecke erhalten blieb. Für unseren Bereich ist als Sediment der Löß besonders bedeutsam, da viele mitteleuropäische Paläolithfundstellen – auch Willendorf – im Löß liegen. Der Löß wurde in kalttrockenem Klima vom Wind aus Moränen, Flußbetten und Überschwemmungsgebieten im Gletschervorland ausgeblasen und in weiten Teilen Asiens und Europas abgelagert. Durch den Wechsel von Lössen und fossilen Böden mit den darin noch bestimmbaren Spuren der Pflanzen- und Tierwelt wird theoretisch der Klimaablauf in den Erdschichten sichtbar. Freilich sind nicht überall alle Bodenbildungen ausgeprägt, oder sie waren es und wurden wieder abgetragen. Man kann also nicht an einem Schichtprofil die ganze Naturgeschichte des Quartärs ablesen. Mit Hilfe der 14 C-Methode, der Messung des Gehalts an radioaktivem Kohlenstoff in organischen Resten (z.B. Holzkohle oder Knochen), ist es aber möglich, die über ganz Europa verstreuten Schichtbefunde ungefähr zu synchronisieren und einen idealen Klimaablauf zu rekonstruieren. Im niederösterreichischen Löß gibt es in Stillfried an der March einen Bodenhorizont Stillfried B, der zusammen mit anderen europäischen Fossilböden eine wärmere Phase anzeigt, die – ihrerseits durch Kälterückfälle unterbrochen – zwischen 35.000 und 26.000

angesetzt wird. Der Boden könnte unter Bedingungen entstanden sein, wie sie heute etwa im mittleren Rußland herrschen.

Von diesem Wissen war man zur Zeit der ersten Grabungen in Willendorf noch weit entfernt. Die Beurteilung der Funde war vom jeweiligen Forschungsstand in Frankreich abhängig. Erst im Verlauf jahrzehntelanger Arbeit löste man sich allmählich von der Erwartung, in Willendorf die französische, als für die ganze Menschheit gültige Kulturentwicklung vorzufinden. So schrieb J. Szombathy, der sich 1894 noch für Magdalénien ausgesprochen hatte, 15 Jahre später von Aurignac-Schichten im Löß von Willendorf. M. Hoernes stellte sie 1903 in seine Mittelstufe, von ihm Solutréen benannt – die Stufe von Aurignac war zu der Zeit in Frankreich abgeschafft – und in das letzte Interglazial.

H. Obermaier verwies die Funde 1908 in das jüngere Aurignacien (einschlägige Studien Breuils waren schon erschienen) und in die Nacheiszeit. Wie bei Hoernes machte sich dabei die falsche Einschätzung der Stellung des Lösses bemerkbar. Das Jungaurignacien für die oberen Schichten von Willendorf II entsprach auch der Auffassung von J. Bayer, womit dieser aber eine Datierung in das Riß Würm-Interglazial verband. H. Obermaier, der schon 1912 mit seiner umfassenden Gesamtdarstellung »Der Mensch der Vorzeit« hervortrat, bekehrte sich erst in den dreißiger Jahren ausdrücklich zur Lößdatierung in die Glazialphasen, wie sie inzwischen von geologischer Seite klargestellt worden war. J. Bayer blieb, obwohl ohne Resonanz, bis zu seinem Tode Biglazialist und vertrat seine Theorie mit Nachdruck noch in seinen späteren Arbeiten, darunter in seinem großangelegten Werk »Der Mensch im Eiszeitalter« (von dem nur die beiden ersten Teile 1927 erschienen). Bayer zog die beiden letzten Eiszeiten Riß und Würm zu einer zusammen, unterbrochen durch eine Warmzeit, die er nun nicht mehr als Interglazial gelten ließ, sondern Aurignac-Schwankung nannte. Die unteren Schichten von Willendorf II teilte er noch dem Ende der Warmphase zu, während die oberen Schichten der folgenden, lößbildenden Kaltzeit angehören sollten.

Den Grabungen des Sommers 1908 folgten noch einige andere, nach wenigen Jahren schon unter der alleinigen Leitung Bayers, der sich überhaupt zur führenden Persönlichkeit in der praktischen Erforschung der Altsteinzeit in Österreich entwickelt hatte. Als solcher fand er sich allerdings von Anfang an nicht genügend anerkannt, wie sich auch am Beispiel Willendorf zeigt. In dem 1912 erschienenen Werk von H. Obermaier »Der Mensch der Vorzeit« steht auf Seite 291 über Willendorf: »Erst der im Jahre 1908 durchgeführte Bahnbau von Krems a.D. nach Grein brachte neue, wichtige Fortschritte, indem dadurch Fundplatz I neuerdings angeschnitten, Fundplatz II großteils abgegraben und noch weiter donauabwärts fünf weitere Lößbuckel mit abermaligen Paläolithstraten (›Fundplatz III-VII‹) bloßgelegt wurden. Als die bedeutsamste dieser sieben Stellen erwies sich Platz II, der im selben Jahre vom Verfasser und Dr. J. Bayer im Auftrage und unter der Leitung des Abteilungsvorstandes des Wiener Hofmuseums, Regierungsrat J. Szombathy, genauestens abgetragen und untersucht wurde. J. Bayer setzte die Arbeiten im folgenden Jahre an der gleichen Stelle, sowie am Südende (Platz I) ergänzend fort, ohne daß damit das Terrain erschöpft wäre.«

Im 7. Band (1926) des von M. Ebert herausgegebenen Reallexikons der Vorgeschichte ist unter dem Stichwort »Kunst« zu lesen: »Damit verwandte Aurignacien-Idole fanden sich weiterhin noch im Trou Magrite, bei Pont-á Lesse (Belgien; eine Elfenbeinfigur); Linsenberg bei Mainz (Rheinlande; zwei Bruchstücke aus Stein); in Brünn (Mähren; männliches Elfenbein-Idol); in Předmost (ebd.; 7 rohe sitzende Figuren aus Metatarsal- oder Metacarpalknochen von Mammut) und in Willendorf a. Donau (Niederösterreich). Letzteres

Stück wurde im J. 1908 bei der von mir geleiteten Ausgrabung von dem Arbeiter Veran gefunden und ist ein vorzüglich erhaltenes, 11 cm h. Figürchen aus Kalkstein, mit großen Brüsten und vollen Hüften; das Kopfhaar ist in konzentrischen Kreisen geflochten, die Unterarme ziert je ein grobzackiger Gelenkring.« Der Artikel ist mit H. Obermaier gezeichnet, ebenso der unter »Österreich« im 9. Band desselben Reallexikons aus dem Jahre 1927, wo es im Abschnitt »Paläolithikum« heißt: »Reiches Aurignacien liegt auf jeden Fall in Willendorf, dem bedeutendsten FO Niederösterreichs, vor. Kleinere Aufsammlungen wurden ebd. schon vor Jahren von Brun und Fischer gemacht; der im J. 1908 durchgeführte Bau der Wachaubahn legte vollends 7 Siedlungsstellen bloß, von denen sich als die wichtigste der ›Fundplatz II‹ am Ostende des Dorfes erwies. Seine systematische Untersuchung wurde im nämlichen Jahre vom Naturhistorischen Hofmuseum in Wien, unter meiner wissenschaftlichen Leitung und Verantwortung, vorgenommen; J. Bayer beteiligte sich als Hilfskraft und setzte die Arbeiten im folgenden Jahre, wenn auch in ungleich begrenzterem Maße, an der nämlichen Stelle fort.« Das veranlaßte J. Bayer zu einer Entgegnung noch im gleichen Jahr 1927 in dem von ihm gegründeten Organ »Die Eiszeit« unter dem Titel: »Die Ausgrabungen in Willendorf 1908. Eine Richtigstellung«. Dort schrieb Bayer: »Diese Angabe entspricht nicht den Tatsachen, da Obermaier und ich, er als Gast, ich in Diensten der prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Hofmuseums, jene Grabung im Verhältnisse der Koordination durchführten, am Anfang und einige Male während der Arbeit unterstützt durch Ratschläge des damaligen Leiters der genannten Sammlung J. Szombathy. Die wissenschaftliche Verantwortung oblag uns beiden in gleicher Weise und ich wüßte nicht, warum ich sie, der ich damals bereits viele Jahre im Terrain gearbeitet hatte, auf Obermaier allein hätte überwälzen sollen.

Zu den weiteren Ausführungen Obermaiers über Willendorf an der zitierten Stelle sei in sachlicher Beziehung bemerkt, daß nicht die ›6 untersten‹ Kulturschichten Kielkratzer, Kerbklingen usw. führen, sondern lediglich die 4 unteren. Der entscheidende Schnitt geht nämlich zwischen der 4. und 5. Kulturschicht durch, und zwar bemerkenswerterweise nicht nur archäologisch, sondern auch geologisch, indem die 4 unteren Schichten im Schwemmlehm liegen, die oberen von der 5. an bereits im echten Löß (III).

Aus dem über die Arbeitsteilung im Jahre 1908 Gesagten geht hervor, daß sich Obermaier heute auf meine Kosten eine wichtigere Rolle zuschreibt, als er tatsächlich gespielt hat.«

Nach dem Tod Bayers 1931 kam die Erforschung des Paläolithikums auf österreichischem Boden für längere Zeit zum Stillstand. Ein Vierteljahrhundert später schloß Fritz Felgenhauer das von Szombathy, Bayer und Obermaier begonnene Werk nach einer eigenen Grabung mit einer zusammenfassenden Publikation ab: »Willendorf in der Wachau. Monographie der Paläolith-Fundstellen I-VII«, Wien 1956.

Wenn man vom paläolithischen Willendorf spricht, ist die Fundstelle II gemeint. Die anderen Stellen haben zur Vermehrung unserer Kenntnisse kaum beigetragen. Willendorf II also zeigt im hellen Löß 9 dunkle Kulturschichten, die mit ihren Funden die Anwesenheit des Menschen anzeigen. Die Kulturschichten 2-4 (Schicht 1 hat nur atypisches Material ergeben) gehören in das Aurignacien, die Schichten 5-9 in das Gravettien. Die 14 C Daten des Aurignacien streuen in Mitteleuropa vorwiegend zwischen 35.000 und 29.000, die des Gravettien zwischen 28.000 und 22.000 vor heute. Von Willendorf 4 haben wir ein 14 C-Datum mit 31.840 ± 250, das gut in den Streubereich hineinpaßt. Ein weiteres Datum von Willendorf II/5 mit 32.000 ± 3.000 ist zu ungenau und gibt zu einigen Zweifeln Anlaß. Die Schichten des

Gravettien könnten nach den Daten der nächsten vergleichbaren Fundorte um 25.000 entstanden sein, wobei der Schätzung nach oben und unten Spielraum bleibt. Die Anwesenheit des Menschen an der Stelle dürfte also während einer verhältnismäßig günstigen Klimavariante der letzten Eiszeit begonnen haben, wie sie durch Bodenbildungen der Art Stillfried B angezeigt wird. Die späteren Aufenthalte des Gravettien wiederholten sich unter zunehmend hochglazialen Verhältnissen. Die Tierknochen zeigen eine entsprechende Zusammensetzung: Ren, Steinbock, Steppenbison, Wolf, nordischer Rotfuchs, Eisfuchs, Hirsch, Bär, Löwe, Pferd und Mammut. In der 9. Schicht erscheint der Vielfraß, und der Eisfuchs wird unverhältnismäßig zahlreich. Das kann man als Hinweis auf eine merkliche Verschärfung der glazialen Umweltbedingungen deuten. Leider haben wir aus den höheren (jüngeren) Schichten keine Spuren der Vegetation. In den Kulturschichten 4 und 5 fand man Holzkohle von Tanne, Fichte und Kiefer.

Den Lebensraum im Gravettien müssen wir uns also als steppen- bis tundrenartiges Gebiet denken mit allmählich zunehmenden subarktischen Zügen, bewachsen mit Gräsern, Kräutern, Stauden, Moosen, Flechten, Zwergsträuchern aber auch, vor allem in Flußtälern, mit Nadelholzbeständen. Wer sich ein aktuelles Bild machen will, mag sich an hochalpine Verhältnisse erinnern oder – was wahrscheinlich nicht so vielen möglich ist – an die Fjell-Region Skandinaviens. Ganz zutreffend ist wohl keine Vorstellung, nicht für alle Gegenden und schon gar nicht für die gesamte Dauer des Gravettien. Aus heutiger Sicht waren die Lebensbedingungen hart, das aber wohl auch nicht immer im gleichen Maße. Der Sonnenstand war nicht viel anders als heute, und es wird bei dem kontinentalen Klima mit großen jahreszeitlichen Temperaturschwankungen auch heiße Sommertage mit starker Sonneneinstrahlung gegeben haben.

Die Vegetation bot nach unseren Grabungsinformationen lange Zeit einem großen Wildbestand Nahrung. Andererseits wissen wir, daß es kälter wurde. Die sinkenden Temperaturen müssen sich nach und nach auf Vegetation, Tierwelt und menschliche Existenzbedingungen ausgewirkt haben. Im Hochglazial 20.000-17.000 lagen die Jahresdurchschnittstemperaturen um mehr als 10°C unter den heutigen Werten, also unter 0°C. Das nordische Inlandeis bedeckte auch Teile von Mitteleuropa, die alpinen Gletscher schoben sich über das Alpenvorland vor, und vor den Gletschern breitete sich eine weithin baumlose Tundra aus, mit Dauerfrostböden, die nur während weniger Sommermonate auftauten.

Wie weit Willendorf und überhaupt die mitteleuropäischen Gravette-Stationen vom Maximum wahrhaft eiszeitlicher Kälte betroffen waren, läßt sich schwer sagen. Es gibt Anzeichen, daß die Menschen den mitteleuropäischen Bereich, in dem sich die Eismassen des Nordens und der Alpen auf fast 600 km nahe gekommen waren, damals mieden. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß ein großer Teil des Wasservorrats der Erde in den Gletschern gebunden war und mit der Kälte auch die Trockenheit zunahm, was sich natürlich auf die Pflanzendecke auswirkte. Man schätzt, daß von der Grünfuttermenge, die am Anfang der letzten Eiszeit wuchs, während des Hochglazials höchstens noch ein Zehntel auf den Weideflächen stand. Ein paar besonders niederschlagsarme Jahre hintereinander mußten unter diesen Verhältnissen für alles Leben bedrohliche Folgen haben und Wild und Jäger zur Abwanderung zwingen.

Eine volkstümliche Meinung läßt die Eiszeitmenschen in Höhlen hausen. Wenn wir die Vorstellung ihrer anheimelnden Atmosphäre entkleiden, trifft das auch zu – Funde beweisen das –, aber meist doch nur vorübergehend, z.B. bei Gelegenheit von Jagdzügen. Nur ausnahmsweise waren Höhlen gerade dort, wo man ein Stand-

lager brauchte: in der Nähe von Wasser und an beherrschender Stelle im Gelände, von wo aus viele Arten an Beutetieren – Fische, Vögel und sonstiges Kleinwild eingeschlossen – zu erreichen waren. Schon um den Platzvorteil wahrzunehmen, war es geboten, die Unterkunft selbst zu bauen, aber auch, um den Wohnort je nach Umständen wechseln zu können – denn wer vom Jagdertrag lebt, muß beweglich sein. Spuren von Behausungen im offenen Gelände sind hauptsächlich aus Mähren, der Ukraine und Südsibirien bekannt. Das wohl weniger, weil dort mehr gebaut wurde, sondern weil man sie in den dortigen Lößgebieten leichter finden und besser ausgraben konnte. Die hütten- oder zeltartigen Anlagen hatten nach Ausweis der erhaltenen Reste ein Gerüst aus Holz, Knochen oder Stoßzähnen vom Mammut, zum Teil auch aus Geweih, waren mit Tierhäuten abgedeckt und meist in den Boden eingetieft. Die Dachhaut war wieder mit größeren Knochen und Steinen beschwert. Die Rekonstruktionen zeigen aus diesen Materialien kuppel- oder kegelförmige Bauten. Sie waren im Grundriß annähernd rund, oval oder unregelmäßig mit einem Durchmesser von 5-7 m, es gab aber auch Langbauten mit über 20, ja über 33 m Länge. Bei diesen waren mehrere Feuerstellen in der Längsachse angeordnet, sonst lagen sie in der Mitte. Wenn man Hüttengrundrisse ganz unregelmäßiger Form mit mehreren Feuerstellen und Gruben freilegte, mag das daran liegen, daß ein und dieselbe Stelle mehrfach zum Bau einer Saisonunterkunft aufgesucht wurde.

Die Verwendung von Knochen, Geweih und Stoßzähnen als Baumaterial hat einen guten Grund: Holz war knapp. Der gleiche Umstand machte auch die Heizung zum Problem. Bei diesen klimatischen Verhältnissen war das Feuer eine Überlebensfrage. Außer Holz hat man nachweislich Knochen verbrannt und wahrscheinlich auch sonst alles mögliche, was der archäologischen Evidenz entzogen bleibt, von dem aber zu befürchten ist, daß es mit der Wärme auch Rauch und Gestank verbreitete.

Die Nahrung kann in frischen Fellen gekocht worden sein – das geht – oder auf heißen Steinen gebraten. Mit erhitzten Steinen läßt sich auch Wasser in abgedichteten Vertiefungen zum Kochen bringen. Was tatsächlich geschah, wissen wir nicht. Steine mit merklicher Feuereinwirkung hat man jedenfalls auf den Lagerplätzen gefunden. Die Ernährungslage war hauptsächlich vom Jagdertrag abhängig. Im Glazialmilieu spielte die Pflanzenkost nur eine untergeordnete Rolle. Der Wildbestand kann in guten Zeiten 5 Stück Großwild auf 100 ha betragen haben. Das mag gut oder schlecht geschätzt sein – mit zunehmender Kälte und Trockenheit ging er drastisch zurück. In der Eiszeitlandschaft konnten sich also nur kleine Menschengruppen erhalten, und auch diese mußten von Zeit zu Zeit ihr Jagdrevier wechseln, brauchten also viel Lebensraum.

In Rußland hat man das Skelett eines mit sorglicher Pietät im Jungpaläolithikum bestatteten Mannes ausgegraben, an dem Schmuck aus Zähnen, Schnecken und Elfenbein so verteilt war, daß er nur als aufgenähter Besatz an der Kleidung verstanden werden kann. Nach der Lage der Schmuckstücke trug der Mann Anorak oder Parka, Hose und Mütze. Schuhe darf man sich wohl dazudenken, obwohl sie keine Spuren hinterließen. Die Kleidung – sie wird aus Leder oder Pelz bestanden haben – hatte also Zuschnitt und war genäht. Das ist durchaus nicht selbstverständlich, wie uns das Beispiel rezenter Jägervölker beweist, so etwa der Feuerländer, die sich mit Mützen und Fellumhängen begnügten. In dieser Hinsicht ist der Fund einzigartig. Das hat nun zur Folge, daß seither auf den Rekonstruktionen alle Jäger Europas der fraglichen Jahrtausende in einem Anzug nach der Mode der Leiche aus Sungir – so der Name des russischen Fundorts – ihrem Wild nachstellen.

Das Etui

»Aufruf an die Bewohner des Bahnbaugebietes Krems Grein!

Vor wenigen Tagen haben die Arbeiten zur Herstellung der neuen Bahntrasse Krems – Grein begonnen, die unsere herrliche Wachau und ihr reizendes Hinterland einer weiteren Welt erschließen wird. Die großen Erdbewegungen, die hierbei in Aussicht genommen sind, berechtigen die Urgeschichtsforschung zu begründeter Hoffnung auf interessante Funde, vornehmlich im Lössgebiete der Wachau. In erster Linie sind Durchschneidungen von Wohnstätten aus der ältesten Steinzeit (Aera des zu Werkzeugen zugeschlagenen Feuersteins), zumeist als dunkle, Verbrennungsprodukte, Knochen und Feuersteinsplitter enthaltende Schichten, im gelben Löss erkennbar. Eine derartige Schichte von besonderer Ausdehnung mit tausenden Steinwerk- zeugen, welch letztere heute einen wissenschaftlichen Schatz des Kremser Museums bilden, kam vor einigen Jahren am Hundssteig zu Krems bei Ausgrabungsarbeiten zum Vorschein. Der Unterfertigte wendet sich nun an alle Bewohner des Bahnbaugebietes und insbesondere an die Leitung des Bahnbaues und die Lehrerschaft der an der neuen Strecke liegenden Orte mit der Bitte, zu verhindern, daß bei den etwa zu Tage kommenden Funden, die so oft zu beklagende Verschleppungsmanie ihr Unwesen treibe, welcher für den Laien an und für sich vollkommen wertlose Fundgegenstände zum Opfer fallen. Mit dem Reiz des neuen Besitzes gehen sie zumeist in kürzester Zeit verloren und können sie im günstigsten Falle noch gerettet werden, ist doch stets der Verlust der gerade für die Erkenntnis der älteren menschlichen Entwicklungsgeschichte ungemein wichtigen Fundumstände, die nur fachmännisch in wünschenswerter Weise festzustellen sind, zu beklagen. Die k.k. Zentralkommission für Erhaltung und zur Erforschung der Kunst und historischen Denkmale Wien 4. Favoritenstrasse 15 stellt daher an alle, die von Funden Kenntnis erlangen, das freundliche Ersuchen, eine unverzügliche Meldung an ihre obige Adresse gelangen zu lassen, um ihr zu ermöglichen, die sofortige wissenschaftliche Untersuchung der Fundstellen bei entsprechender Entschädigung der in Betracht kommenden Grundeigentümer anzuordnen.
Wien im Jänner 1908

Dr.phil. Josef Bayer«

Dieser »Aufruf«, diktiert von Sorge um Unersetzliches und wohl auch vom Verlangen eines Unansehnlichen, ansehnlich zu werden, erschien am 18. Jänner 1908 in der »Österreichischen Landzeitung« und in zwei weiteren Kremser Blättern. Er war gezeichnet mit Dr. phil. Josef Bayer. Seinen akademischen Titel führte der damals Fünfundzwanzigjährige erst seit dem Vorjahr. Er hatte in Wien das Fach Prähistorische Archäologie studiert und bei Moriz Hoernes promoviert. Schon als Student war er für die prähistorische Sammlung des k.k. naturhistorischen Hofmuseums auf verschiedenen Fundplätzen Niederösterreichs tätig; nach der Promotion 1907 rückte er zum freien Mitarbeiter vor, und im Juli 1908 wurde vom Oberstkämmereramte seine Verwendung als Volontär mit einem Adjutum von jährlich 1200 Kronen gestattet.

Die Universität führte Bayer mit einem Mann zusammen, der sich damals bereits einen Namen in der Eiszeitforschung gemacht hatte, nämlich mit Hugo Obermaier. Dieser, 5 Jahre älter als Bayer (geb. 1877 in Regensburg), war katholischer Theologe, wandte sich nach der Priesterweihe der Urgeschichte zu und promovierte nach anfänglichem Studium in München im Jahre 1904 bei Hoernes in Wien. Im Anschluß daran begab er sich zur Vervollkommnung seines Wissens nach Paris, wo er u.a. auch mit dem gleichaltrigen Abbé Breuil zusammentraf. Beide verband fortan eine lebenslange Freundschaft, die sich gleich im folgenden Jahr 1905 bewährte, als sie zusammen die Sekretariatsgeschäfte beim »Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique« versahen. Der dort geschlossene Kontakt mit Prinz Albert I. von Monaco sollte für die Zukunft des jungen Gelehrten bestimmend werden. Zunächst war Ober-

maier noch sehr mobil, um seine Kenntnisse zu erweitern. Nach Aufenthalten in Deutschland und Frankreich wirkte er auch als Ausgräber von altsteinzeitlichen Fundplätzen in Niederösterreich (1907 Gobelsburg und Langmannersdorf). Damit und durch eine rege Publikationstätigkeit bereitete er sich auf den angestrebten Beruf eines akademischen Lehrers vor. Zu diesem Zwecke erwirkte er auch die Erlaubnis, in der Prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Museums Demonstrationen zu veranstalten, denen er nach dem Wortlaut seines Ansuchens aus dem Jahr 1906 gleiche Wichtigkeit für Forschende und Studierende beimaß. Im Jahr 1909 habilitierte sich Obermaier bei Moriz Hoernes und blieb als Dozent bis 1911 an der Wiener Universität.

Von Kindesbeinen an war Bayer dem Suchen und Sammeln alter Sachen zugetan. Er war in einer prähistorisch interessanten Landschaft aufgewachsen – die elterliche Wohnung stand im niederösterreichischen Herzogenburg, wo der Vater Richter war – und hielt auch als Student ein wachsames Auge auf Fundstätten und Funde der ihm archäologisch vertrauten Umgebung, wozu auch die Wachau zu zählen ist. Zwar waren die wiederholten Radausflüge nach Spitz keineswegs archäologisch motiviert, doch konnte ihm nicht entgehen, daß der Bahnbau mitten durch bekannte Fundstellen an der Donau im Frühjahr 1908 rasche Fortschritte machte. Sein Situationsbericht in Wien hatte den angestrebten Erfolg. Der Kustos der prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Hofmuseums, Josef Szombathy, erteilte Bayer den Auftrag, in Begleitung Obermaiers die Strecke Krems – Aggsbach unter genauer Beobachtung etwaiger Fundplätze abzugehen. Die beiden Herren brachen am 11. Mai 1908 auf und kamen bis Willendorf. Von dort sandten sie in kurzen Abständen Berichte an Szombathy, der in diesen Tagen Ausgrabungen auf bronzezeitliche und hallstättische Grabhügel in Kronporitschen (damals kaiserliche Privatdomäne bei Přestice) in Böhmen vornahm.

Hochgeehrter Herr Regierungsrat!
Nach einer etwas holprigen Fußtour auf der Trace der neuen Bahn sind wir von Krems kommend um 1/2 4 Uhr Nachmittag in Willendorf eingetroffen ... Wir kaufen die Artefakte von den Arbeitern, packen sie getrennt nach den 3 Fundschichten, die wir von Westen nach Osten mit I, II und III bezeichnen, ein ..
(Brief Bayers vom 11. Mai, von Obermaier mitunterzeichnet).

Hochverehrter Herr Regierungsrat!
... haben wir selbst bei den verschiedenen Arbeitergruppen große Acquisitionen gemacht ... Sonst kann hier von wissenschaftlich-systematischen Grabungen keine Rede sein. Die Accordarbeit u. der Grabeapparat der Arbeiter schließen das leider aus ...
Haben Sie in Böhmen guten Erfolgt?
Herr Dr Bayer und ich grüßen Sie auf das geziemendste u. würden uns freuen bald Nachricht von Ihnen zu erhalten.
In ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ganz ergebener H. Obermaier
(Brief vom 12. Mai, mit Unterschrift auch von Bayer).

Willendorf 19. Mai 08. Wieder am Arbeitsplatz, beehren wir uns, Ihnen die ergebensten Grüße zu entbieten. Wir haben jetzt ein tadelloses Magdalénien ... H. Obermaier. – Entdeckten heute eine IV. Fundstelle nördlich von III. ... Ergebenste Empfehl. Bayer
(Gemeinsame Karte).

Wien, 20. Mai 08
Hochverehrter Herr Regierungsrat!
Soeben von Willendorf zurückgekehrt, beehre ich mich ... Bericht abzustatten ... Wir haben jetzt bereits vier verschiedene Fundplätze ... die ich mit I, II, III und IV benannt habe ... Platz II ist die alte, bereits bekannte Fundstätte. Es lassen sich hier 7 übereinandergelagerte Kulturschichten von verschiedener Mächtigkeit bzw. Ausdehnung unterscheiden. Die unteren enthalten ein typisches jüngeres Aurignacien ... Die oberste Kulturschicht 7 ist bis zu 30 cm mächtig und weiter nach rückwärts gelegen; so

konnten wir sie, Dr Bayer und ich ... ohne Rücksicht auf die Bahnarbeiten persönlich in Angriff nehmen. Sie gab uns ein ideales Magdalénien ...
Wir haben die Arbeiter, besonders aber den Vorarbeiter ›gut geschmiert‹, so daß wir nunmehr voll und ganz auf sie rechnen können ...
Mit welchem Ergebnisse arbeiten Sie selbst?
Ich danke vielmals für Ihre beiden liebenswürdigen Karten; nach Ungarn gehe ich sobald es einigermaßen möglich ...
Für heute bitte ich Sie sehr, hochverehrter Herr Regierungsrat, meine geziemendsten Empfehlungen entgegenzunehmen. Es wird alles nach Kräften gut und gründlich gemacht werden

In größter Hochachtung
Ihr dankbarst ergebenster
H.Obermaier

Herzogenburg 21.V.08
Hochgeehrter Herr Regierungsrat!
Über unsere Erfolge auf der paläolith. Fundstelle bei Willendorf wird Kollega Obermaier ausführlich berichten. Schon aus unserer letzten Nachricht konnten Herr Regierungsrat entnehmen, welche große Ausdehnung das ursprünglich auf die Fundstelle bei der Ziegelei beschränkte Fundterrain durch die Durchschneidung der benachbarten Lößrücken genommen hat ...
Bitte mir mitteilen zu wollen, ob meine Anwesenheit in Wien in den Tagen zwischen den Wachauer Inspicierungen gewünscht wird; mir wäre es sehr lieb, die von mir gestern angestochene Wohnstätte bei der Statzendorfer Kirche und eine neuentdeckte unweit davon bloßlegen zu können ... Ich hoffe, daß sich Sie, hochgeehrter Herr Regierungsrat, recht wohl befinden und daß sich für uns bald die Gelegenheit gibt, in Ihrer werten Gesellschaft Willendorf zu besuchen.
Mit den hochachtungsvollsten Grüßen von meinen Eltern und mir verbleibe ich ergebenst
Bayer.

Der Mann, dem so deutliche Zeichen aufrichtiger Verehrung entgegengebracht wurden, war damals ein guter Fünfziger und hatte schon eine beachtliche Laufbahn hinter sich. Josef Szombathy, geboren 1853 in Wien, studierte an der technischen Hochschule Chemie, belegte aber auch Kurse über vergleichende Anatomie, Geologie und Paläontologie an der Universität Wien. 1874 bis 1878 war er Assistent an der Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie an der technischen Hochschule. Als sein Professor, Ferdinand von Hochstetter, zum Intendanten des k.k. naturhistorischen Hofmuseums berufen wurde, fielen ihm die Vorarbeiten zur Einrichtung des neuen Hauses zu. Auf ihn geht zum größten Teil die Planung der Vitrinen und der sonstigen Inneneinrichtung zurück.

Im September 1878 wurde er dann auch als Assistent an das Hofmineralienkabinett übernommen, und 1882 trat er, immer noch als Assistent, in die neugeschaffene anthropologisch-ethnographische Abteilung ein, hier betraut mit der Aufsicht über die anthropologisch-prähistorische Sammlung. Die von ihm eingeführte Organisation der Bestände hat seine Nachfolger überdauert. 1886 wurde er zum Kustos ernannt, 1905 erhielt er den Titel und Charakter eines Regierungsrates. Während der Amtszeit Szombathys vermehrte sich das Inventar der prähistorischen Sammlung von 7000 Posten 1889 auf 53000 im Jahre 1916. Szombathy leitete oder überwachte zahlreiche Ausgrabungen in verschiedenen Ländern des Habsburgerreiches; an den Fundort Willendorf trat er also schon mit reicher Erfahrung heran.

Des jungen Josef Bayer Wunsch, in der ihm werten Gesellschaft von Regierungsrat Szombathy Willendorf zu besuchen, erfüllte sich bald. Am 10. Juni befand man sich zu dritt vor Ort und entwarf einen Plan zur systematischen Erschließung der Fundstellen. Dann lag es an Szomathy, die amtlichen Schritte einzuleiten. Er holte bei der Eisenbahnleitung in Krems die Erlaubnis zur unentgeltlichen Abgrabung der mit der Bahnlinie zusammenhängenden Fundstellen ein, stellte das Einvernehmen mit dem örtlichen Baukommissär wegen der technischen Ausführung der Erdbewegungen her und schloß Abkom-

men mit zwei Baufirmen zur Beistellung von Arbeitern und Werkzeug sowie wegen des Abtransports des Aushubs. Vor allem aber mußte er bei den ihm unmittelbar vorgesetzten Instanzen mit einem Antrag vorstellig werden.

HOCHLOEBLICHE INTENDANZ!
Der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich, über die Aufdeckung neuer paläolithischer Fundstellen in Willendorf bei Spitz a./d. Donau und über die dort bisher vorgenommenen und in der Folge vorzunehmenden Aufsammlungen zu berichten.
Durch den Bahnbau Krems-Grein wurden an der seit vielen Jahren bekannten paläolithischen Fundstelle Willendorf, von welcher bisher zwei Fundplätze – die Brunner'sche Ziegelei und die Ebner'sche Ziegelei – bekannt waren, durch große Lößeinschnitte ergiebige Fortsetzungen der beiden genannten Fundplätze und stromabwärts zwei neue Fundplätze der älteren Steinzeit aufgeschlossen.
Infolge der Anregung des Unterzeichneten unternahmen die Herren Dr Josef Bayer und Dr Hugo Obermaier im Laufe des letzten Monates wiederholt gemeinsam Ausflüge zu Aufsammlungs- und Untersuchungszwecken und waren so glücklich, mehrere Kisten voll Steinwerkzeuge und Säugetierreste aufsammeln zu können. Die beiden genannten Herren haben bisher diese Excursionen und die Aufsammlungs- und Arbeitskosten aus Eigenem bestritten und bis jetzt dafür einen Betrag von zusammen 560 K bar ausgegeben. Der Unterzeichnete konnte am 10. und 11. d. M. zuletzt diese Fundstelle besuchen.
Der wissenschaftliche Wert dieser Fundstelle, besonders jener oberhalb der ehemaligen Ebner'schen Ziegelei liegt darin, daß sie eine Reihe paläolithischer Horizonte von der Mittelstufe »Aurignacien« bis zur obersten Stufe »Magdalénien« in gut gesonderten Kulturschichten aufweist und dadurch ein exaktes Studium der Altersfolge im oberen Paläolithikum ermöglicht, wie es an keinem zweiten Fundplatz in Europa bisher möglich gewesen ist. Dieser Umstand gibt der Fundstelle eine ganz außerordentliche wissenschaftliche Bedeutung.
Die Verhältnisse liegen im Augenblick für eine Untersuchung dieser Fundstelle außerordentlich günstig. Neben dem Bahneinschnitte, welcher in einer Höhe von etwa 8 m sieben Kulturschichten deutlich erkennen läßt, liegt noch ein zu Zwecken des Bahnbaues expropriierter Grundstreifen von 8 m Breite und beiläufig 40 m Länge. Dieser Streifen mit ca. 2500 m³ Erdmasse würde für eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung ausreichen. Er müßte zu diesem Zwecke schichtweise systematisch abgetragen werden. Dies würde im Laufe der nächsten Wochen gut möglich sein, weil unmittelbar daran anstoßend ein Stück Bahndamm aufzuschütten ist, welcher das durch unsere wissenschaftlichen Abgrabungen entfernte Erdmaterial aufnehmen könnte.
Die ausführlichen Rücksprachen des Unterzeichneten mit dem für diese Bahnstrecke verantwortlichen leitenden Eisenbahnkommissär Ingenieur Kann in Spitz führten zu dem Ergebnisse, daß unsere Untersuchung jetzt durchgeführt werden könnte, ohne eine Beeinträchtigung des Baubetriebes zu veranlassen. Es würde sich nur darum handeln, mit tunlichster Beschleunigung die nötigen Schritte zur aktenmäßigen Bewilligung zu tun.
Der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich daher, folgende Anträge zu stellen:
1.) Die hochlöbliche Intendanz möge bei dem hohen Oberstkämmerer-Amte beantragen, daß den Herren Dr Josef Bayer und Dr Hugo Obermaier der Betrag von 560 K als Kaufpreis für die bisher aufgesammelten prähistorischen Funde von Willendorf bewilligt und zur baldigen Auszahlung angewiesen werde.
2.) Die hochlöbliche Intendanz möge den Unterzeichneten ermächtigen, daß er sich mit der k.k. Eisenbahnbauleitung in Krems unmittelbar ins Einvernehmen setzt, um deren formelle Zustimmung zur Abgrabung der bezeichneten Fundstelle bei der Ebner'schen Ziegelei in Willendorf zu erwirken. Ferner, daß sie an das hohe Oberstkämmerer-Amt darüber berichten möge mit dem Antrage für diese Ausgrabung einen Kredit bis zum Maximum von 1200 K anzuberaumen und dem Unterzeichneten zur Bestreitung der laufenden Ausgaben vorschußweise auszufolgen. Da für Akquisitionen der prähistorischen Sammlung im Jahre 1908 bisher erst ein Betrag von 1599 K ausgegeben ist, sind die für diese Ausgrabungen in Anspruch genommenen Geldmittel noch in der Dotation vorhanden.

Wien, 13. Juni 1908
Szombathy m.p.

Josef Szombathy

Die Intendanz des naturhistorischen Hofmuseums leitete den Antrag in eigener Ausfertigung, inhaltlich aber unverändert weiter und erzielte damit den angestrebten Erfolg.

Wien, am 4. Juli 1908.
Dr. Josef Bayer und Dr. Hugo Obermaier haben für die von ihnen gemeinsam gesammelten und dem naturhistorischen Hofmuseum käuflich überlassenen prähistorischen Funde aus Willendorf bei Spitz a./D., einen Betrag von fünfhundertsechzig (560) K zu erhalten.
Ferners wurde dem Kustos I. Klasse Regierungsrat Josef Szombathy zur Durchführung weiterer prähistorischer Ausgrabungen bei Willendorf ein verrechenbarer Vorschuß im Betrage von eintausendzweihundert (1200) K bewilligt.
Das löbliche Obersthofmeisteramt wird sohin ersucht, den Betrag von 560 K auf Rechnung des Titels IV, Rubrik 4 »Naturhistorisches Hofmuseum«, Subrubrik, Post Nr. 6 »Anthropolog. ethnographische Abteilung« (Akquisitionen) für Dr. Bayer und Dr. Obermaier gegen eine von ihnen gemeinsam ausgestellte und von der Intendanz des naturhistorischen Hofmuseums vidierte Quittung und den verrechenbaren Vorschuß per 1200 K für Kustos Regierungsrat Szombathy gegen eine von der genannten Intendanz vidierte Amtsquittung bei dem Hofzahlamte flüssig zu machen.
Hinsichtlich des Betrages von 560 K wird dessen Einbeziehung in die laufende Monatsrechnung des naturhistorischen Hofmuseums unter einem veranlaßt.

Seiner k.u.k. Apost. Majestät
Oberstkämmereramt.

An
Seiner k.u.k. Apost. Majestät
Obersthofmeisteramt.

Der Intendanz des naturhistorischen Hofmuseums in Erledigung des Berichtes vom 27. Juni 1908, Z. 383 zur Kenntnisnahme mit der Eröffnung, daß die Vornahme weiterer prähistorischer Ausgrabungen bei Willendorf durch Kustos Regierungsrat Szombathy mit einem Kostenaufwande bis zu dem unüberschreitbaren Höchstbetrage von 1200 K genehmigt und der Genannte ermächtigt wird, diesbezüglich mit der k.k. Eisenbahnbauleitung in Krems unmittelbar das Einvernehmen zu pflegen.
Nach erfolgter Flüssigmachung der Beträge von 560 K und von 1200 K sind die Perzipienten entsprechend zu verständigen und ist die von Dr. Bayer und Dr. Obermaier gemeinsam auszustellende Quittung, sowie die Amtsquittung Szombathys von der Intendanz des k.k. naturhistorischen Hofmuseums zu vidieren und der Betrag von 560 K auf Rechnung des Akquisitionskredites der anthropologisch-ethnographischen Abteilung in die Monatsrechnung einzustellen.
Ueber die Verwendung des dem Regierungsrate Szombathy bewilligten Vorschusses ist eine detaillierte Verrechnung bis längstens 1. November 1908 anher vorzulegen.

Wien, am 4. Juli 1908.

Seiner k.u.k. Apost. Majestät
Oberstkämmereramt:
Weckbecker m.p.

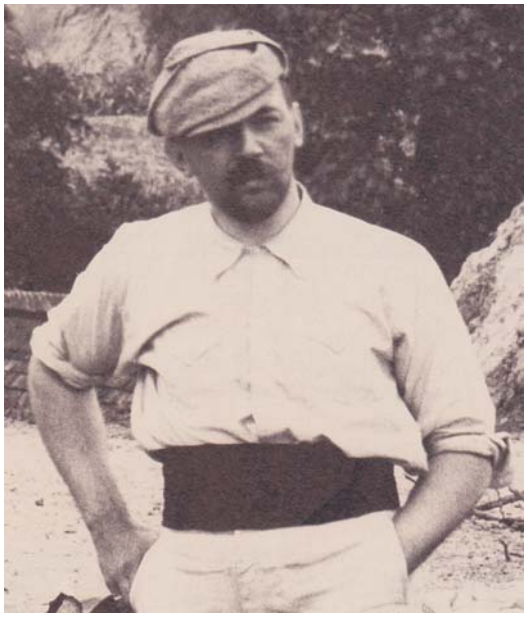
Am 29. Juli begannen unter der Leitung Szombathys die planmäßigen Ausgrabungen in Willendorf mit 7 Arbeitern und den beiden Prähistorikern Dr. Obermaier (als Gast) und Dr. Bayer, der durch Dekret vom 6. Juli 1908 als Volontär im Museum ange-

stellt war. Szombathy blieb nicht ständig bei der Grabung, er hinterließ aber Instruktionen zu abgesprochenen, aber auch zu noch nicht ganz geläufigen Verfahren (Fundprotokoll, Vermessung). Als erfahrener Praktiker und Kenner der Ausgräberseele hatte er noch durch Einzelheiten der Ausstattung für Ordnung vorgesorgt. Jeder hatte beim Abtragen der Schichten einen Fleck Segeltuch als Ablage vor sich, und jedem Fundstück war ein vorbereiteter Zettel beizugeben, auf dem alle Daten der Auffindung einzutragen waren. Wenn man das nicht gleich tut, kommt es leicht zu Konfusionen. Bei einer seiner Inspektionsvisiten gewahrte der Regierungsrat mißbilligend neue Begleitzettel mit dem Aufdruck »Grabung Bayer – Obermaier«. Sie waren gedruckt in Herzogenburg.

Mit dieser Haltung ist keineswegs nur ein Einzelfall der Vergangenheit angezeigt. Man trifft auch heute noch den Typ, der nicht erst fragt, was habe ich hier zu tun, sondern: Wie kann ich mich hervortun? Er will nicht etwas zu seiner Sache machen, vielmehr durch die Sache sich machen. In Willendorf war es der namhafte Fundort, mit dem man sich selbst einen Namen machen konnte. Den ungezügelten Geltungsdrang fördern nicht selten jugendliches Alter und eine gewisse Enge des Horizonts. Die ausschließliche Befassung mit dem wohlvertrauten, weil selbstbegrenzten Spezialgebiet seines Wissens verleiht manchem das stolze Bewußtsein allgemeiner menschlicher Überlegenheit.

Am Morgen des 7. August 1908 kam Szombathy wieder nach Willendorf. Es war ein Freitag. Schicht 9 war zum größten Teil abgetragen, und man war eben dabei, die darunterliegende Lößschichte zu untersuchen. In der Reihe der Arbeiter hockten auch Bayer und Obermaier.

»In meiner Gegenwart, da ich u. Dr. B. hinsahen, traf ein Arbeiter beim sorgfältigen Abgraben der Kulturschichte 9 auf 1 völlig gut erhaltenes Steinfigürchen, ein steatopyges Weib, das ich aushob.« (Tagebuch Szombathy, 7. August).



Josef Bayer

»Trés honoré Monsieur, J'ai transmis au conseiller aulique, Mr. St., la boîte, que vous m'avez confiée … «, berichtete Obermaier am 10. August auf einer Korrespondenz-Karte aus Willendorf an Szombathy in Wien. Conseiller aulique heißt Hofrat und mit St. ist Steindachner gemeint, der damalige Intendant des Museums. Obermaier hatte offensichtlich für Szombathy, der am Wochenende noch nicht nach Wien zurückkehren wollte, die ihm anvertraute Schachtel mit dem bedeutungsvollen Inhalt zur sicheren Aufbewahrung im Tresor abgeliefert.

»So kam der Urmensch neunmal auf jene Höhe bei Willendorf, denn so viele Schichten zählte man; der Rauch seiner Lagerfeuer zog durch das stille ewigschöne Waldtal der Wachau; und neunmal gingen sie heimatlos von dannen, weite, unbekannte Wege, vorgezeichnet durch das flüchtende Wild. Als sie das letztemal von unsrer Stätte Abschied nahmen, ließen sie bei einer Feuerstätte ein Weib zurück. Und der Wind wehte über Weib und Feuerstät-

Hugo Obermaier

te noch eine zwei Meter mächtige Lößdecke; dann hatte niemand mehr nach ihnen auf der Höhe Standlager bezogen bis auf unsre Tage.«

»In der obersten (jüngsten) Kulturschichte aber schlummerte jenes Weib und erwartete, ein diluviales Dornröschen, seine Erweckung. Es war an einem herrlichen Augustmorgen des Jahres 1908, als die ›Venus von Willendorf‹ nach vieltausendjährigem Schlaf die sonnenhelle Wachau wiedersah. Sie wurde in Szombathys und meiner unmittelbaren Gegenwart in einer Tiefe von etwa 25 Zentimeter unter der ungestörten Aschenschichte in der Nachbarschaft eines großen Herdes entdeckt und konnte völlig unversehrt gehoben werden. Wir hatten eine vollkommen erhaltene, 11 Zentimeter hohe Statuette aus oolithischem, feinporösem Kalkstein in Händen, eine fettleibige, überreife Frau darstellend ... «

Als Verfasser dieses Feuilletons (Neues Wiener Tagblatt 4. Feber 1910) zeichnete Dr. Josef Bayer.

Später las man es anders. Obermaier hatte die Auffindung der Venus nicht unmittelbar beobachtet, stellte aber den Anspruch, der Initiator und tatsächliche Leiter der Grabung 1908 gewesen zu sein – so auch noch fachpublik in den bereits zitierten Artikeln in Eberts Reallexikon 1926 und 1927. Das bestritt Bayer; er schrieb von Koordination und geteilter Verantwortung. Er betrachtete sich als den eigentlichen Entdecker des »prachtvoll freigelegten« Profils Willendorf II und zusammen mit Obermaier als Autor des Plans der Ausgrabungen »sorgfältig Schicht für Schicht«. Daraus leitete er beider »moralisches Anrecht« ab auf den Rang des Leiters der Grabungen und auf den wissenschaftlichen Ertrag, also auch auf die Entdeckung der Venus.

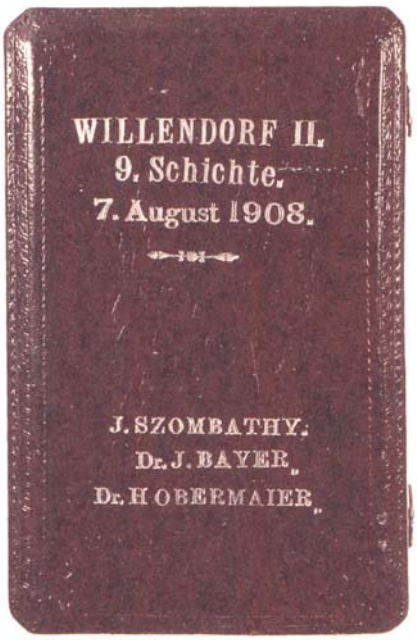
Wozu Szombathy bemerkte, daß Bayer seine privaten Ausflüge in der Wachau nicht zur Besichtigung der Bahnlinie benützt habe und erst geneigt war, sie mit den Augen des Prähistorikers zu betrachten, als er auf Amtskosten mit der Begehung beauftragt war.

In Wissensgemeinden, bei denen es nicht so sehr auf Gaben hohen Geistes als auf Geschäftigkeit und Gedächtnis ankommt, ist man bei der Wahrung von Prioritätsansprüchen und geistigem Eigentum äußerst empfindlich und nur zu oft auch uneins. Funde und Fundsituationen sind den Sinnen und dem Gemeinverstand frei zugänglich. Beobachtungen, Folgerungen, Pläne und Maßnahmen zu ihrer Verwirklichung liegen auf der Hand, und es ist meist schwer zu entscheiden, auf wessen Hand zuerst. Daher kann es kommen, daß es Leute gibt, die immer wieder einen irgendwo geäußerten Einfall als den ihren erkennen. Vor allem wenn er verbreitet gutgeheißen wird, sind sie ganz sicher, daß er nur im eigenen Kopf entstanden sein kann, denn sie schätzen die eigenen Fähigkeiten hoch ein und wissen sich in dieser Meinung auch bestätigt durch andere, z.B. die Mutter oder auch, in jüngeren Jahren, durch die Ehefrau. Wenn so einer mit

wichtigem Gebaren an einer Sache mitgearbeitet hat, hält er sie nach glücklicher Vollendung gleich im ganzen für sein ureigenstes Werk und hört mit grämlicher Miene den Beifall, der nicht ihm selbst gilt. So lebt der Unglückliche, mit gewissen Kollegen insgeheim zerfallen, gekränkt und ständig am geistigen Eigentum bestohlen ein verkanntes Entdeckerdasein. Solche Naturen liegen dann auch häufig in mit Ellbogen ausgetragenen Fehden um Grabungsplätze oder Rechte zur Erstpublikation. Der erste an einem ertragreichen Material gewesen zu sein, darauf kommt es an, ist doch abzusehen, daß ein anderer es ebenso gut bearbeiten wird. Es sind auch schon Fälle von Literaturverheimlichung vorgekommen. Denn, so sagte man sich nicht ohne Grund, wenn das der andere liest, ist er genauso klug wie ich.

Über den Vorgang der Auffindung der Figur herrscht dennoch ziemliche Einhelligkeit. Ob Szombathy, als der Arbeiter auf einen größeren Gegenstand stieß, gleich selbst zum Grabungsmesser griff oder ob er sich erst einschaltete, als das Stück in Umrissen für das kundige Auge schon zu erkennen war, macht wenig Unterschied. Bayer hat selbst nie behauptet, mehr gewesen zu sein als Zuschauer und Obermaier wurde erst mittags, nach eigenen Angaben erst am Abend von dem Fund verständigt. Er konnte also nur gesprächsweise erfahren haben, daß der Arbeiter Veran hieß. Der Fund wurde »tüchtig . . . eingeweiht« (auch das ist aktenkundig, es wurden »offene Briefe« versandt), Gedächtnislücken sind erklärlich.

Finden ist Zufall. Bergen kann man nur, was vorher verborgen war. Nach der Venus hat niemand gefahndet. Sie ist hervorgekommen. Szombathy war also von Weisheit geleitet, als er ein Etui anfertigen ließ mit den Namen der drei, die sich aufgemacht hatten, in Willendorf die Steinzeit zu suchen.



Das Etui

Die Figur

»Das Stück wurde an der Fundstelle II im gelben Löß 25 cm unter einer zur Schicht 9 gehörigen Holzkohlenstrate, nahe an einem großen Feuerherde der Schicht 9 gefunden, und zwar glücklicherweise in der unmittelbaren Gegenwart von mir, Dr. Bayer und Dr. Obermaier.

Es ist ein 11 cm hohes Figürchen aus oolithischem, feinporösem Kalkstein, vollkommen erhalten, mit unregelmäßig verteilten Resten einer roten Bemalung. Es stellt eine überreife, dicke Frau dar, mit großen Milchdrüsen, ansehnlichem Spitzbauch, vollen Hüften und Oberschenkeln, aber ohne eigentliche Steatopygie. Das entspricht sehr gut den Formen der Venus von Brassempouy. So wie dort sind auch hier die Labia minora deutlich dargestellt. Aber die bei der arg beschädigten französischen Figur aus den mächtigen Schenkeln erschlossene Steatopygie findet sich nicht bestätigt. Das Kopfhaar ist durch einen spiralig um den größten Teil des Kopfes ge-

Willendorf II 7.8.1908

legten Wulst ausgedrückt, das Gesicht absolut vernachlässigt. Von keinem Teile desselben (Augen, Nase, Mund, Ohren, Kinn) findet sich auch nur eine Andeutung. Die Arme sind reduziert, die Unterarme und die Hände nur in flachen, über die Brüste gelegten Reliefstreifen ausgedrückt. Die Knie sind sehr wohl ausgebildet, die Unterschenkel zwar mit Waden versehen, aber stark verkürzt, die Vorderfüße vollständig weggelassen. Das ganze Figürchen zeigt, daß sein Verfertiger die Gestalt des menschlichen Körpers künstlerisch sehr gut beherrschte, daß er es aber darauf angelegt hatte, nur die der Fruchtbarkeit dienenden Teile und ihre unmittelbare Nachbarschaft in die Erscheinung zu rücken, den Rest aber (nach der Art unserer Karikaturen) zu unterdrücken. Daß dieses Vorhaben dem Künstler in so befriedigender Weise glückte, bildet den besonderen Wert des Fundstückes. Von Bekleidung oder Schmuck ist an der Figur nichts angedeutet als an jedem Unterarm ein grobzackiger Handgelenksring.«

Das ist die erste Beschreibung der Venus von Willendorf aus dem Jahre 1909. Ihr Verfasser, J. Szombathy, schrieb als Anthropologe, er enthielt sich einer eingehenden ästhetischen Analyse. Dem Thema der urzeitlichen Kunst hatte sich M. Hoernes zugewandt, Szombathys langjähriger Mitarbeiter und späterer Professor für prähistorische Archäologie in Wien. Hoernes war, obzwar klassisch-humanistischem Bildungsgang entstammend, dennoch gut naturalistisch gesinnt. Kunst war ihm eine Funktion der menschlichen Natur mit lustfördernder Wirkung, vergleichbar der Nahrungsaufnahme und dem Akt zur Fortpflanzung. Ob es jemals gelingen wird, »in die Chemie geistiger Nahrungs-

mittel so tief einzudringen, daß wir die letzten Ursachen des Kunsttriebes und damit den Ursprung der Kunst« nachweisen können, mußte er zwar in Frage stellen, die Mitwirkung der Gewohnheit hielt er aber unter Berufung auf Beobachtungen Darwins in der Tierwelt für sicher: »Die Befriedigung unschädlicher Triebe kann zur Gewohnheit werden, und ... die Gewohnheit ist an und für sich eine starke Quelle des Bedürfnisses ... Die Gewohnheit heiligt aber auch; sie schafft ... Dogmen und Doktrinen, zur welchen in letzter Reihe auch unsere ästhetischen Lehrsätze gehören.« Die treffsichere Darstellung von Tier und Mensch aus der Hand paläolithischer Jäger führte Hoernes auf die Fähigkeit zurück, »stets wiederkehrende Erinnerungsbilder mit großer Treue künstlerisch festzuhalten«. Die Form, die das Kunstwerk ausmacht, wird also im Sinneseindruck vorgefunden, sie ist von außen durch die Erfahrung gegeben.

Hoernes verfügte, wie man sieht, über gefestigte Ansichten – dennoch kam er über die altsteinzeitliche Bildnerei, unsere Venus inbegriffen, zu einem seltsam widersprüchlich anmutenden Urteil: »Die Kunstsprache dieser Troglodyten gleicht einem Idiom, das ein paar Dutzend sonore Ausdrücke für lebenswichtige Begriffe eines niederen Kulturgrades, aber nicht den geringsten Ansatz zur Syntax, kein Mittel zur Bildung des einfachsten Satzes enthält. Was sich Künstler und Publikum bei diesen Werken gedacht haben mögen, wird immer dahingestellt bleiben müssen; aber in wörtlicher Übersetzung lauten sie nicht anders als etwa: ›Weib, o Weib! Fettes Weib! Schönes Weib! Bison, großer Bison! Starker Bison!‹ usw. Das mag, wie in primitiver Lyrik, stark und tief gefühlt worden sein, aber es ist künstlerisch bettelarm, und darum nennen wir diese Kunst borniert und monoton; denn mit dem höchsten Grad formeller Vollendung erreicht sie zugleich den tiefsten Stand hoffnungsloser Unfruchtbarkeit.«

Hoernes, der Verfasser der »Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa«, konnte nicht daran vorbeisehen, daß im Kunstschaffen Blüte und Niedergang einander ablösen, daß wechselnde Richtungen und Stile sich immer wieder anderen Gegenständen zuwenden. Auch war er mit positivistisch-naturalistischer und idealistischer Kunsttheorie bekannt. Die Frage war, ob der Künstler aus sich heraus schafft oder auf Anregung von außen. Sie fand sich damals im Gegensatz Semper – Riegl, die Entstehung des Ornaments betreffend, ausgesprochen. Für die Anhänger Gottfried Sempers (jenes europäischen Architekten, nach dessen Plänen bekanntlich auch das Naturhistorische Museum in Wien, die Heimstätte der Venus von Willendorf, gebaut wurde) erwuchs ornamentale Kunst, die als die ursprüngliche galt, aus Material, Zweck und Technik nach einiger, das Wohlgefallen befördernder Gewöhnung, wie von selbst.

Dem stellte Alois Riegl ein freies »Kunstwollen« gegenüber, das sich mit den äußeren Bedingungen schöpferisch auseinandersetzt.

Hoernes wollte sich dazu vermittelnd geäußert haben: beide Kunstlehren seien zulässig, nur von Fall zu Fall in jeweils verschiedenem Maße. Denn »nie ist der Mensch ein Sklave der Natur wie das Tier, wie ihr völliger Beherrscher gleich einer Gottheit. So ist es auch in der Kunst. Bei geringeren Mitteln, unter weniger günstigen Umständen, d.h. vorzugsweise auf niedriger Kulturstufe, steht er mehr unter dem Zwang des Stoffes, der Technik und des praktischen Zweckes. Bei gesteigerten Mitteln, sonach meist auf höherer Kulturstufe, aber auch auf niederer Stufe, wenn günstige äußere Umstände den Durchbruch eines latenten Kunstvermögens gestatten, übte er größere Herrschaft über die äußerlichen Faktoren, die gleichsam die Naturumgebung seines Kunstlebens vorstellen. Doch niemals kann er sich ihrer Einwirkung ganz entziehen.«

Sollten wir den »Durchbruch eines latenten Kunstvermögens«, der an anderer Stelle als »das unvermittelte Auftreten genialer künstlerischer Begabungen am Beginn der jungpaläolithischen Zeiten« gewürdigt ist und der den »höchsten Grad formeller Vollendung erreicht« als Zugeständnis an freies Schöpfertum deuten? Keineswegs. »In den besseren alten Zeiten gab es kein Wählen oder Wollen, keine Freiheit der Entscheidung in Kunstsachen; es gab nur ein Kunstmüssen ... Will man in der Kunsttätigkeit so alter Zeiten nicht einfach – vielleicht zu einfach – eine Folgewirkung, ein sekundäres Merkmal der jeweiligen primitiven, d.h. mehr oder weniger einseitigen Wirtschaftsform erblicken, so läuft es schließlich auf dasselbe hinaus, wenn man die Kunstformen als parallele Emanationen desselben Geistes betrachtet, der in anderen Lebenszweigen die Formen der Wirtschaft, der Familie, Religion, Moral usw. geschaffen hat. In allen diesen Richtungen tut der Mensch doch nur, was er tun muß.«

Für Hoernes waren kulturelle Zustände ihrem Rang nach vergleichbar, wobei als Gradmesser vornehmlich die Wirtschaft diente. Je früher der Mensch, desto primitiver seine Gesittung, was hier nicht ursprünglicher, sondern minderwertig heißen soll, und zwar in all ihren Äußerungen; auch die Kunst war nicht autonom. Hoernes bestimmte ihren Rang, indem er die Gestaltung außer Betracht ließ, nur nach dem Inhalt, nach den Motiven: »Eine Kunst der Seelenstimmung, der Genußfreude. Aber der rohesten, tierischsten! Fleisch ist ihr Hauptinhalt: Menschenfleisch und Tierfleisch, jenes in Gestalt des erotischen ›Idols‹, (besser gesagt: ›Ideals‹), dieses unter der Form der am häufigsten dargestellten Nahrungstiere.« Der »höchste Grad formeller Vollendung« bleibt ein leeres Zugeständnis. Die an eiszeitliches Daseinsniveau gefesselte Bildkunst ist borniert und unfruchtbar. Die wahre Kunst muß sich erst mit dem Fortschritt der Kultur entwickeln.

Die Welt ist jede Sekunde anders – kein Zustand, sondern ein Vorgang. Nichts von dem, was besteht, ist seit je unvermittelt und unverändert da. Alles ist einmal in die Welt gekommen, ist geworden, eins nach dem anderen, eins aus dem anderen – auch der Mensch. Allerdings mit einem besonderen Status.

Dem Tier ist sein Leben vorgegeben. Es ist beschränkt in seinen Möglichkeiten, es ist spezialisiert. Was es aber nötig hat in seiner Umwelt, kann es perfekt. Beim Menschen war die Natur unschlüssig, sie hat ihm nicht wie dem Tier zugleich mit Aussehen und Beschaffenheit den zum Lebensvollzug allein zweckmäßigen Gebrauch davon auf den Leib geschrieben. Dem Menschen fehlt die verläßliche Wesensbestimmtheit des Tieres; er ist für alles in der Welt offen. Stets bleibt er unvollendet. Er muß immer lernen und hat auch die Fähigkeit dazu. Er macht Worte, nennt die Dinge beim Namen, schafft Ordnung im Sichtbaren und Unsichtbaren, vergibt Titel und Funktionen an die belebte und unbelebte Natur. Er verleiht Bedeutungen; ohne Menschen ist die Welt bedeutungslos.

Eine hominide Eigenmächtigkeit, die nicht weit führt, fand Friedrich Nietzsche und suchte darzulegen, »wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt«. Das Erkennen ist ihm »ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge«, und es gibt dafür »keine weitere Mission, die über das Menschenleben hinausführte«.

»Wir reden von einer Schlange: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden, könnte also auch dem Wurme zukommen. Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzugungen bald der, bald jener Eigenschaft eines Dinges! Die verschiedenen Sprachen, nebeneinandergestellt, zeigen, daß es bei den Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt: denn sonst gäbe es nicht so viele Sprachen. Das Ding an sich

(das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfaßlich und ganz und gar nicht erstrebenswert. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdruck die kühnsten Metaphern zu Hilfe ... Wenn ich die Definition des Säugetieres mache und dann erkläre nach Besichtigung eines Kamels: ›Siehe, ein Säugetier‹, so wird damit eine Wahrheit zwar ans Licht gebracht, aber sie ist von begrenztem Werte, ich meine, sie ist durch und durch anthropomorphisch und enthält keinen einzigen Punkt, der ›wahr an sich‹, wirklich und allgemeingültig, abgesehen von dem Menschen, wäre.« Was der Mensch von der Welt aussagt, verfehlt demnach, da relativ nur auf den Menschen und seine selbstgewählten Zwecke, das eigentliche Sein, es ist »Lüge im außermoralischen Sinn«.

Im Vergleich zu anderen Lebewesen kommen die Menschenkinder zu früh auf die Welt. Sie erhalten entscheidende Prägungen erst außerhalb des Mutterleibes unter starker Einwirkung der Umgebung. Mit der Erbanlage trägt das dazu bei, daß menschliche Individuen sehr verschieden sind. Es macht einiges aus, wann und wo man geboren ist, ein Umstand, den die Psychologie seit langem kennt und – etwa bei Gerichtsverfahren – auch in ihren Gutachten berücksichtigt. Augenscheinlich und allen selbstverständlich sind die Differenzen im Verhalten von Individuen, deren Leben und Umwelt durch Jahrtausende und Kontinente voneinander getrennt sind. Schon in den ersten Stadien seiner Entwicklung baut sich um den Menschen seine Welt auf. Er lernt Dinge, Personen und Vorgänge zu unterscheiden, und indem er Beziehungen zwischen den Gestalten seiner Wahrnehmungen herstellt, erlebt er sich selbst als Bezugspunkt von Gegenständen, Zuständen und Begebenheiten. Als dieses Zentrum wird er seiner selbst gewahr: der Mensch weiß von sich und hat sich selbst gegenüber sein Lebtag.

Sein Tun ist nicht fraglos. Dem Tier ist es geschenkt, bedenkenlos zu leben. Der Mensch muß sich seinen Grund erst suchen, er muß sich produzieren. Er ist nicht einfach, er muß etwas sein. Er gibt sich, er macht sich. Tier und Pflanze sind durch Zugehörigkeit zu ihrer Art vorbestimmt, beim Menschen hat jeder seine Art.

Das Wissen von sich selbst und seinen Möglichkeiten in der Welt bedeutet für den Menschen Freiheit, aber auch Ratlosigkeit. Bei Johann Nestroy heißt es etwa: »Wenn der Aff' wüßt', er ist ein Aff', wäre er ein Mensch.« Und verfehlte alsbald den Ast. Er wird unsicher. Als was immer er sich nach langem Grübeln identifiziert, von nun an muß er sich besinnen, worauf er sich versteht, muß achtgeben, was er tut und wie er sich anstellt mit Sachen und vor seinesgleichen. Der Mensch, das haltlose Geschöpf, ist sein eigener Herr. Er führt sein Leben, es bedarf seiner ständigen Aufsicht. Dem, der nun bei den Trieben Halt sucht, muß gesagt sein: unsere Triebe sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren. Wer an Triebunterdrückung nicht glauben will (obwohl sie jedem Menschen mit seinem Einverständnis oder gegen seinen Willen auferlegt ist), der sei an die andere, die positive Seite der Triebbeherrschung erinnert. Der Mensch trinkt auch über den Durst, kann seinen Appetit anregen, und selbst zur Steigerung des Geschlechtstriebes findet er auch Anreize und Mittelchen, nur um sich eine Freude zu machen.

Wohl aber sind auch diese lebenserhaltenden Vorgänge der Sitte unterworfen. Die offizielle Erstzulassung zur Paarung der (verschiedenen) Geschlechter wird von einer unabsehbaren Zahl von Hochzeitsriten begleitet. Tischsitten sind lokal sehr verschieden, an ihrem Ort aber verbindlich. Der Mensch ist gar nicht mehr in der Lage, ohne Anstalten einfach »Nahrung aufzunehmen«. Selbst den Schlußakt der Verdauung setzen wir, wenn auch unter dem Drange der Natur, so doch nach Brauch und Sitte.

Der Mensch lebt nach Regeln, die, da sie nicht eingebaut sind, sondern nachträglich aus gegebenem Anlaß aufgestellt wurden, im Lauf der Zeit auf der Erde so verschieden ausgefallen sind, daß dem einen selbstverständlich ist, was ein anderer für abwegig hält. Im zweiten Buch Mose heißt es nach Verkündigung des Dekalogs unter Donner und Blitz:

»Jahwe sagte zu Mose: So sollst du zu den Israeliten sagen: Ihr habt selbst gesehen, daß ich vom Himmel mit euch geredet habe. Darum sollt ihr euch keine anderen Götter neben mir machen, weder silberne noch goldene sollt ihr euch machen ...«

»Das sind die Rechtsatzungen die du ihnen vorlegen sollst:

Wenn du einen hebräischen Sklaven kaufst, so soll er dir sechs Jahre dienen; im siebenten Jahr aber soll er freigelassen werden ohne Lösegeld. Ist er ohne Frau gekommen, so soll er auch ohne Frau gehen; ist er aber mit seiner Frau gekommen, so soll sie mit ihm gehen. Hat ihm aber sein Herr eine Frau gegeben und hat sie ihm Söhne oder Töchter geboren, so sollen Frau und Kinder seinem Herrn gehören, er aber soll ohne Frau gehen. Spricht aber der Sklave: Ich habe meinen Herrn lieb und mein Weib und Kind, ich will nicht frei werden, so bringe ihn sein Herr vor Gott und stelle ihn an die Tür oder den Pfosten und durchbohre mit einem Pfriemen sein Ohr, und er sei sein Sklave für immer.«

Die Sklaverei war im Altertum eine jedermann vertraute Einrichtung. Schon im ersten Buch Mose ist beschrieben, wie sich Jakob sieben Jahre um Rahel verkauft, und, von Laban betrogen, um sieben Jahre verlängern muß. Nach weiteren sechs Jahren macht er sich mit Familie und seiner ganzen Habe heimlich aus dem Staub, weil er die im Recht begründete Auffassung seines Dienstherrn und Schwiegervaters kennt: »Mein sind die Töchter und mein sind die Kinder und mein sind die Tiere und mein ist, was du hier siehst.« Labans Absicht war es wohl gewesen, dem Jakob einen Pfriemen ins Ohr zu verpassen.

Jahwe hätte also auf dem Sinai kein Originalgebot mehr erlassen können. Die direkte Rede an Moses ist aber auch nicht wörtlich zu nehmen. Die betreffenden Stellen sind so zu verstehen wie der Anfang der etwa gleichzeitig entstandenen Ilias, wo auch die Muse als Autorin zitiert wird, die den Zorn des Achilles besingt. Das klingt wie frei erfunden, will aber Überprüfbares besagen, nämlich daß bei bedeutenden Schöpfungen ein Überindividuelles im Spiel ist: Man ist inspiriert, hat eine »Eingebung«. Die poetische Einkleidung rückt uns näher, wenn man sie an ihrem Gegensatz mißt, der Einbildung mancher, die Gedanken seien spontan und allein in ihrem Kopf entstanden, eine Eigenproduktion ihrer Gehirnzellen. Wir alle zehren vom Gemeineigentum der Sprache, vom Sammelwerk der Kulturtradition, zu der einzelne immer nur etwas beisteuern können.

Als Saul seine Tochter Michal dem David zur Frau geben will, verlangt er als Brautpreis hundert Vorhäute von Philistern. David bringt zweihundert (1. Samuel 18, 27). Man darf jetzt nicht glauben, das wäre Davids persönlicher Ausdruck feinsinniger Galanterie gewesen. Im Alten Orient mußte jeder Soldat gewärtig sein, bei widrigem Kriegsglück auf diese Weise – es war noch etwas dran – statistisch erfaßt zu werden, sofern er nämlich nicht beschnitten war. Bei Beschnittenen pflegte man die Hände als Belegexemplare für den Heeresbericht einzusammeln. Die Ehe mit Michal blieb übrigens kinderlos, wie jeder Gebildete weiß.

Oder vielleicht doch nicht? Jedenfalls ist die Bibel, die uns so offen mit fremdartigen, von uns als grausam empfundenen, ehedem jedoch religiös sanktionierten Sitten bekannt macht, über das neue Testament zum Grundbuch für die Verhaltensformen des überwiegenden Teils der Menschheit geworden. Als Immanuel Kant niederschrieb, was ihm, da mit Bedacht rein formal abgefaßt, als »kategorischer Imperativ« für alle Welt verbindlich

schien, kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß eine »allgemeine Gesetzgebung« abseits der Grenzen abendländisch-christlicher Moral überhaupt denkbar ist: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« Der Philosoph glaubte an eine feste Weltordnung. Sein amerikanischer Zeitgenosse Chingachcook hätte nach Lektüre dieser Zeilen den Band »Grundlegung zur Methaphysik der Sitten« – im gesetzten Falle wohl ein Geschenk der Mährischen Brüder – wieder sorgsam in Biberfell verwahrt und sich in der ihm eigenen stillen, ernsthaften Art, seines vorgerückten Lebensalters und eines kaum verheilten Bauchstichs ungeachtet, in die Wälder Kanadas begeben, um noch einigen Mingos ihre Skalpe abzuziehen. Der Häuptling glaubte an eine feste Weltordnung.

Wahrheit liegt nicht einfach vor. Sie ist auch nicht aus freier Geistesmacht geschaffen. Das Kamel, unerzogen weiterkauend, obwohl von Nietzsche hier eingeführt, blickt uns von oben herab an, ohne Stellung zu seinem Säugetiersein zu beziehen. Damit wollen wir zufrieden sein; was dabei herauskommen kann, wissen wir schon von Nestroys Affen. Das Kamel bedeutet sich nichts, es i s t ein Kamel. Das Kamel ist aber doch ein Säugetier. Was daran ist Lüge im außermoralischen Sinn? Nun, der Satz hat schon seine Wahrheit, und zwar im Sinn von »richtig«, »zutreffend«. Darauf bezieht sich Nietzsches Bemerkung zur Klassifikation des Kamels: »Wenn jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es ebendort wieder sucht und auch findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen: so aber steht es mit dem Suchen und Finden der ›Wahrheit‹ innerhalb des Vernunft-Bezirkes.«

Wir verstehen nur, was wir selbst gemacht haben. Da ist keine Richtung auf Vollkommenheit des Wissens, keine vorgezeichnete Bahn der Erkenntnis, wie sie Hoernes von seinem Standpunkt noch auszumachen glaubte. Unser Erkennen ist Antwort auf unser Fragen. Jede Frage, die die Wissenschaft löste, wirft eine Vielzahl neuer Fragen auf. Unübersehbares ist noch gar nicht gefragt.

Auch das Gute geschieht nicht nach Dauerrezept. Sonst müßte der Blindenhund, der immerzu Gutes tut, in die Scharen der Heiligen aufgenommen werden. Es liegt aber auch nicht vorgefertigt in uns. Was gut ist, steht immer aus einer Situation zur Entscheidung. Dieselbe wahre Aussage kann gut sein, wenn sie Förderliches aufklärt, aber auch verwerflich, wenn sie im Bruch des Vertrauens ein Geheimnis preisgibt.

Jeder von uns hat seine Art. Die Menschen sind verschieden, so sehr verschieden, daß sie eben dadurch wieder ebenbürtig sind – jeder ist unvergleichlich. Das ist er aber nicht von selbst, nicht aus sich heraus, aus eigenen Gnaden. Die Dinge und Vorgänge der Welt sind ihm kein bloßes Gegenüber. Durch Bezug auf Mensch und Welt bestehen wir. Den Beruf des Prähistorikers kann man wohl nicht als ein naturgegebenes Verhalten zur Lebensfristung bezeichnen. Bayer war, was er war, als Prähistoriker. Das war seine Welt. Die sich daraus ergebenden Bezüge zu seinen Funden und zu seinen Berufskollegen gaben seinem Leben die Struktur.

Wir haben nicht die ganze Welt und alle Zeit um uns präsent. Wir haben jeder unseren Horizont. Wir alle sind, was wir sind, in bezug auf andere; wir leben in Verhältnissen. Eheleute sind ein Verhältnis zueinander eingegangen und dadurch andere geworden, als sie vorher waren. Mit einem anderen Menschen verheiratet, und jeder Tag des Lebens würde anders verlaufen. Der schlanke Herr mit der bleichen Gesichtsfarbe, der im Beruf mit knappen Worten seine Anweisungen erteilt, und der blasse magere Mann, der im Haushalt still Anweisungen befolgt, sind ein und dasselbe Individuum in verschiedenen Verhältnissen. Die Wandelbarkeit des unsteten,

unfaßlichen Wesens »Mensch« wird deutlich, wenn wir uns in der Geschichte zurückdenken. 100 Jahre früher, und ich hätte andere Informationen, andere Ansichten, andere Interessen, andere Gedanken, gewiß auch eine andere Art, mich zu kleiden und zu ernähren – ich wäre mit dem nämlichen Körper und demselben Gehirn ein anderer.

Wenn Hoernes in der paläolithischen Kunst ein aus noch unbekannten Vorformen hervorgegangenes Frühstadium sah, zwangsläufig primitiv, weil auf niedrigstem Kulturniveau beheimatet, so stand er damit nicht allein. Die Theorie eines auf der ganzen Welt gleichgerichteten Wachstums der Gesittung nach einem organischen Gesetz der Entwicklung (so vor allem H. Spencer u. L. H. Morgan) beherrschte das Denken der Soziologen und Ethnologen der Generationen um die Wende vom 19. zum 20. Jhdt. und gewann nicht nur große Popularität, sondern durch Friedrich Engels (»Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates«, 1884) auch politische Wirksamkeit. Demnach gelangte die Menschheit aus dunklen verworrenen Anfängen schrittweise, in regelmäßigen Veränderungen zu wohlgeordneten gesellschaftlichen Verhältnissen und zu kultureller Höhe. Für die Urgeschichte hatte der schwedische Reichsantiquar O. Montelius 1903 diesen Standpunkt formuliert. Nach Analyse prähistorischer Funde konnte er eine durch Formverwandtschaft begründete Genealogie unter den verschiedenen Erzeugnissen menschlichen Fleißes aufstellen, wozu er bemerkte: »Es ist übrigens wunderbar, daß der Mensch bei seinen Arbeiten dem Gesetze der Entwicklung unterworfen gewesen ist und unterworfen bleibt. Ist die menschliche Freiheit wirklich so beschränkt, daß wir nicht jede beliebige Form bilden können? Sind wir gezwungen nur Schritt für Schritt von einer einzigen Form zur anderen, sei sie auch wenig abweichend, überzugehen?

Ehe man diese Verhältnisse näher studiert hat, könnte man verleitet werden, solche Fragen mit ›nein‹ zu beantworten. Seitdem man die merkwürdige Geschichte der menschlichen Arbeit eingehender studiert hat, findet man indessen, daß die Antwort ›ja‹ sein muß. Die Entwicklung kann langsam oder schnell verlaufen, immer ist aber der Mensch bei seinem Schaffen von neuen Formen genötigt, demselben Gesetze der Entwicklung zu gehorchen, welches für die übrige Natur gilt.«

Die freudige Aufnahme, die Darwins Lehre in der Wissenschaft zuteil wurde, beruht zu einem großen Teil darauf, daß man jetzt ohne metaphysisches Prinzip auskam, daß man von nun an den Lauf der Welt sozusagen intern regeln konnte. Die Auslesemechanismen können aber nicht gut an den leblosen Objekten aus menschlicher Erzeugung ablaufen. Das Naturgesetz der fortschreitenden Entwicklung in kleinen Dosen muß also im Menschen selbst eingreifen, bei seinem Denken und Wollen. Er ist »bei seinem Schaffen von neuen Formen genötigt, demselben Gesetze der Entwicklung zu gehorchen, welches für die übrige Natur gilt«. Bei Montelius und anderen Theoretikern der Kulturgeschichte seiner Zeit wird damit die Evolution zur überzeitlichen Macht, die den Gang der Welt in überschaubarer Weise bestimmt, sie tritt an die Stelle des Schöpfers als Triebkraft des Alls.

Daß man beim menschlichen Schaffen Abhängigkeiten, schrittweises Vorgehen beobachten kann, liegt aber nicht an kosmischen Vorschriften einer metaphysischen Gewalt außerhalb, sondern an der Struktur des Menschseins selbst. Der Mensch ist, was er ist, nicht aus sich allein. Er ist nicht der isolierte Dirigent, dem alles andere außer ihm zu freier Gestaltung gegenübersteht. Er ist nicht nur weltoffen, er ist weltbezogen. Das Beispiel der Seelenkunde kann uns dem Verständnis dessen näherbringen, was damit gemeint ist. Die Psychiater glauben meist nicht an eine substanziale Seele; als Arbeitsfeld ist ih-

nen die Psyche eine Funktionseinheit aus Nervenzellen (mit ihren biochemischen und hormonellen Einwirkungen und Reproduktionen) in Verbindung mit den äußeren Sinnesreizen.

Ohne seine Welt als das Insgesamt seiner Bedingungen und Möglichkeiten wird beim Menschen gar nichts. Er ist, was er ist, in bezug auf etwas, im Verhältnis zu Dingen, Zuständen und Begebenheiten. Der menschliche Geist ist nicht an sich, sondern er wird und bewährt sich an dem, was vorfällt. Er geht von dem aus, was schon da ist. Es gibt kein Schaffen aus dem Nichts für nichts.

Während aber bei der Evolution der Organismen Neues aus je schon Vorhandenem entsteht, so daß das Spätere das Vorige miteinbezieht und als Abänderung unverrückbar und unumkehrbar daran gebunden ist, folgen die menschlichen Werke nicht in unaufhebbarer Verzahnung aufeinander. Sie sind zielgerichtet, eine Absicht steckt dazwischen. Arbeit bildet nach Entwurf und Plan ein Vorhandenes weiter. Keine überzeitliche Macht, der empirische Mensch ist der Urheber, und er wirkt nach seinen Zwecken. Menschlichen Zwecken, wohlgemerkt, nicht nach absoluten, etwa des universalen Fortschritts.

Auf diese Zwecke wirkt das Menschenwerk zurück. Die Werke richten ihrerseits den menschlichen Erzeuger auf neue Ziele aus, erwecken weitere Absichten. Das Verhältnis von Mensch und Werk ist keineswegs nur einseitig. Man braucht sich nur vorzustellen, was ein Motorrad oder ein Musikinstrument aus einem Menschen macht, was die Erfindung des Automobils und des Kinematographen aus der Menschheit gemacht hat. Was einmal da ist, will immer weiter und weiter entwickelt werden, und die Frage »wozu?« wird nur durch den vermehrten Gebrauch der Sache beantwortet. So gewinnt die Folge menschlicher Erzeugnisse eine gewisse Beliebigkeit. Das Schaffen kann eine Entwicklungslinie verlassen und an andere zweckdienliche Vorbedingungen anschließen. Das Schießgewehr ist nicht aus den zahlreichen Varianten der Bogenwaffe selektiert, die Glühbirne entstand nicht aus dem Gaslicht-Strumpf.

Dem Denken des Montelius war übrigens nachhaltige Wirkung beschieden. Die Prähistoriker machen heute noch Stufen mit ihrem musealen Fundmaterial. Sie wissen nur nicht mehr wozu.

Die Menschheit hat bisher eine große Anzahl von Kulturen hervorgebracht – hier im weiteren Sinn als regelhaft gebundene Verhaltensweisen verstanden. Mit ihnen verhält es sich wie mit den menschlichen Individuen: jede ist unvergleichlich. Man kann sie nicht theoretisch zu einem einheitlichen Entwicklungsgang hintereinanderschalten und zur europäischen in Beziehung setzen, als wären sie Vorstufen eines späteren, vollkommeneren Zustands. Sie sahen sich anders und lebten in andere Richtungen. Wissenschaft im heutigen Sinn gibt es seit rund 400 Jahren. Die rezente europäische Kultur ist weitgehend dadurch geformt. Nach und nach orientiert sich die ganze Welt nach diesem Modell. Abgesehen von einer verschwindenden Minderheit wird Wissenschaftlichkeit allerdings nur parasitär genutzt, sie ist kein konstitutives anthropologisches Moment aller rezenten Hominiden. Die frühere Vielfalt der Kulturen geht verloren, es zeigt sich eine gewisse Einseitigkeit der Ausrichtung. Die Erde wird als Produktionsstätte gesehen, ihre Bewohner als organisierte Arbeitskraft und Verbrauchermasse mit dem Ziel des größtmöglichen Lustgewinns in größtmöglicher Sicherheit mit dem höchsten erreichbaren Komfort. Die darauf eingestellte wissenschaftlich-technische Zivilisation mit ihren unüberschaubaren Möglichkeiten und deren unabsehbaren Folgen wird nun zusehends eine riskante Form der Welt- und Lebensgestaltung. Es gibt auch Ansätze, etwas davon zurückzunehmen. Man wird sehen.

Der Glaube an die kulturelle Evolution, für den wir im Denken des Montelius ein Beispiel fanden, war nicht zuletzt durch

den Eurozentrismus des 19. Jahrhunderts mitbestimmt. Man pflegte damals eine Art von Endzeitvorstellung und sah sich nahe der Vollendung eines langen weltumspannenden Vorgangs in der europäischen Kultur. »Mit dem Eintritt des christlichen Prinzips ist die Erde für den Geist geworden; die Welt ist umschifft und für die Europäer ein Rundes.« Diese von Hegel geäußerte Meinung vom Ziel der Geschichte in der europäischen Kultur fand in den folgenden Jahrzehnten für die Masse der weniger philosophisch begabten Köpfe ihre Bestätigung im »Siegeslauf der Technik« (Buchtitel).

Der Mensch ist in seiner Geschichtlichkeit eingeschlossen. Er ist, was er ist, in seiner Zeit und in seiner Welt, bildungsfähig, aber auch befangen von dem, worauf er sich bezieht. Er hat nicht stets alle Wahrheit für sich. Er ist in seinem Erkennen und Wollen bedingt, immer aufs neue auf der Suche nach dem Richtigen und Rechten. Der Kunst scheint er allerdings als das souveräne Subjekt gegenüberzustehen. Fällt der Kenner sein Urteil, wenn schon nicht in der Erwartung auf Anerkennung durch jedermann, so doch mit dem Anspruch auf Gültigkeit über alle Zeit. Gibt es dafür ein Organ? Gibt es einen – Bevorzugten vorbehaltenen – bildungsfähigen »richtigen« Geschmack? Für Hoernes hatte die Fähigkeit zur vollkommenen Gestaltung im Zuge der Menschheitsentwicklung immer weiter zugenommen. Er wußte, wie ein Kunstwerk auszusehen hatte. Er nahm die Statuette der Venus als einen geformten Gegenstand, beurteilte diesen nach seinen subjektiven ästhetischen Eindrücken (»fettes Weib«) und befand ihn ebenso primitiv wie seine Hersteller. Seine Art, einem Kunstwerk gegenüberzutreten, war an der ästhetischen Tradition geschult, der er als klassischer Archäologe von Jugend an verbunden war.

Die Laokoongruppe »im Hause des Imperators Titus« – jetzt Schaustück im vatikanischen Belvedere – sei, so Plinius im 36. Buch seiner Naturgeschichte, »allen Werken der Malerei und Skulptur vorzuziehen«. Johann Joachim Winckelmann entdeckte an dieser Marmorplastik »das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Musterwerke ... eine edle Einfalt und eine stille Größe«. Bei aller Leidenschaft »zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen ... eine große und gesetzte Seele ... Laokoon leidet ... sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.« Gotthold Ephraim Lessing sah die Figur wie Winckelmann, widersprach jedoch den Gründen, die dieser der künstlerischen Ausführung unterlegt hatte. Nicht um heroische Haltung mitzuteilen, aus ästhetischen Motiven habe der Bildhauer ein im Gebrüll verzerrtes Antlitz vermieden und den Ausdruck der Qual zu einem Stöhnen herabgemindert: »Nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellet.« Die Verehrung des Altertums hinderte alle beide zu bemerken, daß sie ihre klassischen Maßstäbe auf ein Werk anwandten, das der Gesinnung nach eben jenem Barock nahesteht, das sie beide bekämpften. Wer kann sagen, wie oft der Kopf des unseligen trojanischen Apollonpriesters in edler Einfalt aus zweiter Hand als Vorlage für einen Barockheiligen diente, der eben in stiller Größe himmelwärts blickend seine Märtyrerkrone erwirbt.

Das Empfinden, das die Gelegenheit des Erlebnisses sucht, sich einem Kunstgegenstand gegenüberstellt und Gründe für sein Urteil sammelt, ist ein schwankender Maßstab. Ein an aller Klassik vorbeigebildeter und nur von Sorge um die nun schon etwas gebrechliche Mutter Natur erfüllter Umweltschützer könnte die hier eingebrachte Kunst vor allem an der Wiedergabe der sich windenden Schlangenleiber bewundern und mit Wehmut in der Gruppe einen frühen, einprägsam gestalteten Fall von Tierfrevel sehen, in dem »fruchtbaren Augenblick« festgehalten, als der muskulö-

se Anführer der Fanggruppe seinen jungen Gehilfen wütend und der Verzweiflung nahe zuruft, sie sollten doch endlich ordentlich zupacken, sonst bekäme man die widerspenstigen Bestien nie in den Käfig. Womit ja in der Tat ein Moment von zeitloser Gültigkeit festgehalten wäre. Der Nachwuchs taugt auch heute noch nichts.

Die öffentlichen Liedersänger unserer Tage scheinen nach Haltung und Gesichtsausdruck ihr Werk unter Qualen vorzutragen, obwohl der Text nichts dergleichen vermuten läßt. Mag sein, sie leiden unter dem unmäßigen Lärm, den sie aber doch wohl selbst mitverursachen. Ihr Publikum jedenfalls findet seinen Gefallen an der Sache, dankt der holden Kunst auf das lebhafteste und zertrümmert die Einrichtung. Kunst als bloßer Gegenstand von Gefühlserlebnissen kann zum Mittel für andere, höchst subjektive Zwecke gemacht werden. In der Trivialliteratur um 1900 galt Schnarchen in der Oper, verübt durch einen reichen Fabrikanten oder Bankdirektor, für seine Frau als hinlängliches Motiv zum Ehebruch mit einem gefühlvoll der Tonkunst hingegebenen Mann, meist einem jungen Maler oder Dichter.

Eine literarische Wendung, die heute nicht mehr ankäme. Die Ehefrau wird ihrem Mann jetzt seinen teuer bezahlten Schlummer gönnen, und als Begründung für ihre Abweichung muß doch ihr Wunsch genügen, einen interessanten Menschen näher kennenzulernen. Das nur nebenbei. Was die Beispiele zeigen sollen ist, daß den Werken jeweils auf andere Weise ihre Eigenständigkeit genommen wurde. Sie sind passive Gegenstände für einen je anders eingestellten Aufnehmenden. Durch Vergleich und lange Übung mit Kenntnissen versehen, stellt man fest, wie gut gemacht, wie gefällig, wie gekonnt, wie stark, wie ausdrucksvoll dem Zwecke angepaßt ein Opus in seiner Zeit gelungen ist. Das ästhetische Empfinden kann sich nun aber unversehens vom Gegenstand auf den Betrachter selbst wenden, der nun mit Hingabe betrachtet, wie sehr er zu hingebender Betrachtung fähig ist. Das indes auch ahnungslos vor einem Nichts, einem Machwerk. Wer sich ein Werk der Kunst nur als Objekt zum ästhetischen Vergleich vornimmt, kann es verfehlen, weil er um sich selbst nicht herumkommt. Wird in letzter Konsequenz Kunst nur in der reinen Form gesucht, löst sich das Werk in eine Vielzahl von verschiedenen ästhetischen Erlebnissen bei den diversen Betrachtern auf. Es hat keinen eigenen Bestand.

Um uns dem zu nähern, was Kunst aus sich heraus ist, lassen wir ein Werk selbst sprechen, ausgehend von der Beschreibung der körperlichen Veränderungen einer Frau unbekannter Herkunft, von der nur wenig mehr überliefert ist als ihr in biblisch direkter Rede vorgebrachter Wunsch: »Lege dich zu mir.« Ihr Busen, »sonst zierlich-jungfräulich, hatte sich kraft ihrer Ergriffenheit sehr stark und prangend entfaltet, er bildete sehr große Liebesfrüchte, deren strotzendem Vordrang ein Etwas von Vettelhaftigkeit einzig und allein durch den Gegensatz zukam, in welchem die Magerkeit, ja Dürre der gebrechlichen Schulterblätter dazu stand. Die Schultern selbst erschienen zart, schmal, ja kindlich-rührend, und die Arme daran hatten an Fülle stark eingebüßt, sie waren fast dünn geworden. Ganz anders stand es mit den Schenkeln, die, wiederum in einem, man möchte sagen, unerlaubten Gegensatz zu den oberen Extremitäten, sich über Gebühr stark und blühend entwickelt hatten, dergestalt, daß die Einbildung, sie schmiegten sich an einen Besenstiel, über welchen gebückt, mit schwachen Ärmchen sich an ihn klammernd, die Frau bei dürrem Rücken und strotzenden Brüsten zu Berge ritt, – daß, sagen wir, diese Einbildung, nicht nur nahelag, sondern sich unabweisbar aufdrängte. Dabei nämlich noch kam ihr das vom schwarzen Pudelhaar umlockte Antlitz zu Hilfe ... «

Die Beschreibung gehört nicht zu den stärksten Stellen in Thomas Manns Werk, sie behauptet jedoch ihren bedeutenden Stellenwert im Gefüge der Erzählung. Das

Weib des Potiphar ist in seiner Geschichte Hofdame aus fürstlichem Hause. Sichtbar ist ihre Vornehmheit, sichtbar ist im Kleid aus feinsten Gespinsten auch ihre ursprüngliche jungfräuliche Schönheit »mit edel hochstämmigen Beinen, deren obere Linien in der prangenden Hüft- und Gesäßpartie weiblichst ausschwangen, der anerkannt trefflichste Frauenleib weit und breit«. Ihre Ehe mit dem hochgestellten Hofmann Potiphar ist ein Formalakt. Der Mann ist sakral verstümmelt, was beide in Zucht und Würde ertragen. Die Frau leistet Tempeldienst und lebt ansonsten wie auch ihr Mann der höfischen Repräsentation und ihren sonstigen aristokratischen Verpflichtungen. Da kommt der hebräische Sklave Joseph, er ist »schön an Gestalt und hübsch von Angesicht«. Seine Erscheinung geht der hohen Frau durch und durch, was immer er tut, rührt sie bis ins Tiefste ihrer unvorbereiteten Seele, und ihr feiner Leib, durch den unverhofft heftigen Ausbruch aller der Liebe dienlichen inneren Säfte nun sichtbar verwandelt, verführt ihre klaren Gedanken, lenkt sie ab bis zum Mordplan am eigenen Mann.

Wir kennen die Geschichte, sie wird seit Jahrtausenden erzählt. Wir vernehmen sie aber nicht, um zu sagen, wie gut sie erzählt ist oder ob diese oder jene Schilderung zu den stärksten Stellen bei Thomas Mann gehört. Wir nehmen Anteil, wir spielen mit. In dieser alten Welt mit Vielweiberei und Sklaverei, wo man Arbeitskräfte kauft und mangelhafte Menschenware bei Verfehlungen um ein Ohr verkürzt oder gleich den Krokodilen vorwirft, wo Sklavinnen ihren Besitzern auch zum Gebären zu Diensten sein müssen – in dieser fremden Welt sind wir tatenlos Mitwirkende. An uns spielt sich die Geschichte ab, wird sie wirklich und gegenwärtig. Wir gehen auf im Geschehen um die schöne, vernachlässigte Frau, die sich durch ihre haltlose Liebe zu Joseph dreifach in Schuld verstrickt. Sie bleibt straffrei, und das mit unserer Billigung, wissen wir doch, wie es ausgeht: durch ihr schmachvolles Liebesleiden wird Joseph erhöht. Josephs Glück ist unser Glück – der Aufstieg des armen, fremden Einwanderers. Wir messen unsere Haltung an Potiphar und Pharao, an der entsagenden Weisheit des Gefängnisdirektors, am tapfer erkämpften Tod der sanften Rachel und des treuen Verwalters und finden, es ist gut so; nach allem Erdulden, bei allem Schweren und Beklagenswerten – so muß es sein. Thomas Mann geht über das, was von Potiphars Gemahlin überliefert ist, hinaus. Er beschreibt eine schöne, reife, vornehme Frau. In Hoheit und Not steht sie vor uns, schuldig oder unschuldig, wer weiß es? Was geht hier vor? Wir lesen Worte, wie sie wohl auch in der Zeitung stehen. Es sind aber nicht Gebrauchsworte, benutzt zu einer Mitteilung, die wir als Information einordnen. Was wir vernehmen, hat erst das Wort gesucht, es mußte sich in ein Bestehendes einrichten, um wirklich hervorzukommen. Im Wort liegt jedoch Widerstand; es war bereits anderem zugewandt, es ist mit schon ausgesagtem Sinn beladen. So fügt sich, was zu sagen ist, nur widerstrebend in das Wort. Das Wort kann verführen, es kann Schranke der Wahrheit sein.

Das Wort zieht aber auch das, was gesagt werden will, an sich. Trakls zitierter Vers mit »Dornenbogen«, »klimmen«, »blind«, »Zeiger«, »Mitternacht« – sind das leere Worte? Nein, nur hat die Logik unserer gegenständlichen Weit noch nicht vorgegriffen. Was hier gesagt ist, kann man mit anderen Worten gar nicht sagen. Die Worte tragen Sinn, einen schweren Sinn, der sich jedoch nicht als Aussage zu einer Satzwahrheit binden läßt. Wenn das zu Sagende das Wort so trifft, daß es das Wort verändert, mehr deutend und bedeutender macht und das Wort das Gesagte aus seinen schon geleisteten und den nun erneuerten Sinnbezügen ausleuchtet, entsteht ein Neues, ein nicht Dagewesenes und Unwiederholbares, es wird ein Kunstwerk. Das ist kein bloßer Gegenstand, nur dazu da, damit wir nach Gutdünken darüber befinden, kein Gegebenes, das man wie eine

Formel auf einmal und ein für allemal erfaßt, sondern ein Geschehen, in das wir einbezogen sind. Jeder bringt auf seine Art Erfahrenes mit ein, findet Bezüge zu Vollzogenem und Gewünschtem, zu Erkanntem und Ungeahntem: das Kunstwerk vollendet sich, immer anders, immer neu, an denen, die es aufnehmen. Wir sind in einer anderen Welt, verwandelt durch Worte, mit denen wir vordem selbst frei umgehen zu können meinten und die nun selbst andere geworden sind. Nicht von außerhalb, nicht vor einem Geschaffenen stehend, sondern im Geschehen befangen erfahren wir das Kunstwerk, Fabel und Gestaltung in einem, Sinn durch Wort und Wort durch Sinn.

Von Potiphars Frau wird ausdrücklich nur berichtet, daß sie den Jüngling Joseph ins Gefängnis brachte, indem sie ihn nach vergeblicher Annäherung, verletzt durch Abweisung und noch sein Kleid neben sich, an dem sie ihn zu halten versucht hatte, wegen eben jenes Vergehens anklagte, das sie von ihm erfolglos gefordert hatte. Ihr mit anatomischen Einzelheiten beschriebener Körper steht nicht in der dichterischen Fassung der Legende, um mit Lust oder Interesse betrachtet zu werden. Er steht für die Macht der Ischtar, die über Gut und Böse hinweg regiert, für den Zwang der dämonischen Gewalt, der die verwirrte Herrin ergreift. Die Darstellung macht einen Hergang augenfällig, ein Geschehen, das sie zur Figur in einem höheren Spiel macht. Durch sie, die von Leidenschaft Heimgesuchte, erfüllt sich der Sinn von Josephs Schicksal.

Ein Kunstwerk ist nicht allein das, was der Geschmack des jeweils Aufnehmenden daraus macht, sondern etwas, das seinerseits uns einnimmt, uns sogar ergreift; es kann unser Denken und Trachten beeinflussen, es ist selbst etwas, hat eigenes Sein. In Trakls Gedicht hören wir von Mühe und Vergeblichkeit, auch von Irrweg und Verlorenheit oder auch von Hoffnungslosigkeit, unabwendbarem Versagen und nicht erlassener Schuld. Bei der Episode um Potiphars Frau geht es nicht so sehr um fürstlichen Luxus und Sklavenelend, nicht nur um hohe Würde und tiefen Fall; sie macht uns den uns alle umgreifenden Mythos von Schuld und Gnade, von Tod und Auferstehung gegenwärtig. In einem Kunstwerk geschieht etwas über das Ausgeführte hinaus, das nicht von unserem Geschmacksurteil abhängig ist; das Werk hat seinen eigenen Bestand, der vor und zugleich mit der ästhetischen Wahrnehmung gegeben ist und nicht erst durch diese hervorgebracht wird.

Die Geschichte von einer alternden Frau und einem jungen Mann ist an sich nicht bemerkenswert; man hat dergleichen wohl öfter gehört. Wie sie hier einmalig und unwiederholbar auf Dauer gültige Gestalt gewonnen hat, ist das Geheimnis der Kunst. Denn ein Kunstwerk entsteht nicht dadurch, daß jemand einen Stoff hernimmt und in Wohlgefallen oder Interesse erregende Form bringt, also einer Materie sozusagen Kunst beifügt. Was wäre sie dann auch, von wo sollte man sie hernehmen? Kunst schwebt nicht wesenlos im Raum. Sie ist immer schon an etwas, in bezug auf etwas, auf ihre Welt. Der Künstler schöpft nicht frei aus seinem Genie, er wirkt in der Rolle des Vermittlers, der nicht erfindet, sondern auffindet. Thomas Manns Josefslegende ist im Wort und durch das Wort. Die Gestaltung ist frei und zugleich gebunden durch die Welt, die sie hervorbringt. Das Wort richtet sich nach dem gestaltenden Ganzen, dieses aber kann wiederum nur im Wort erscheinen. Beides ist nicht zu trennen.

Daß die Kunst der Literatur uns in das Werk einbeziehen kann, läßt sich aus Erfahrung bestätigen. Wie verhält es sich nun mit einem bildnerischen Werk? Man wird einen vergleichbaren Sachverhalt vorfinden, wenn man sich etwa an Kultbildnisse oder Architektur erinnert. Wie Dichtung eine Welt erstehen lassen kann, die über den wörtlich ausgeführten Text hinausweist, so können Bilder und Bauten eine Welt aufgehen lassen und mit dem ei-

genen Sein anders vertraut machen – nicht nach Erklärung, sondern indem sie an ihnen als Werken sakraler Kunst Teilhabe ermöglichen. Was aber besagt eine Plastik wie unsere Venus? Ob Thomas Mann sie gesehen hat? Es ist zwar alles da, was eine Gegenüberstellung mit dem spät austreibenden Körper von Potiphars Weib ermöglicht, der Vergleich läßt die anatomischen Differenzen jedoch gleich hervortreten. Von Liebesfrüchten zu sprechen, wird man sich bei den schwer aufliegenden Brüsten unseres Steinfigürchens zurückhalten, wogegen man sich bei den kurzen Schenkelchen vielleicht tatsächlich an Nahrung erinnert fühlen mag, um damit aber eine Entsprechung mit jenen anderen Schenkeln, die sich »über Gebühr stark und blühend entwickelt hatten«, sogleich auszuschließen. Die Willendorferin wirkt dort recht fest im Fleisch. Überhaupt ist von hier an aufwärts alles gewissenhaft ausgeführt; um die Leibesmitte hat der Stein sein Innenleben. Die Schulterblätter sind nicht gebrechlich, sondern zugedeckt, sogar kleine Speckfalten sind mit sonderbarer Genauigkeit angedeutet. Dagegen ist die Gesichtsfläche, die von der reich gekräuselten Frisur (»Pudelhaar«) umschlossen ist (oder von einem Putz aus Schneckenhäusern – das gab es), diese Stelle, die ein Antlitz tragen sollte, ist leer. Sie macht keine Miene, schenkt uns keinen Blick. Übereinstimmend mit der beschriebenen Ägypterin wären die schmalen Schultern, die Arme aber sind nicht dünn, diese Strichärmchen sind wie vergessen, wie nachträglich dazugetan.

Wir haben eine nackte Frauengestalt vor uns. Sie trägt Armschmuck, ihr Haar ist kunstvoll hergerichtet. Gesichtszüge fehlen, die Füße sind kaum angedeutet, doch die Leibesmitte ist mit Einzelheiten hervorgehoben. Farbspuren lassen erkennen, daß die ganze Figur einmal mit rotem Farbstoff bedeckt war. Das Motiv wurde über Jahrtausende der Eiszeit aufgegriffen. Weibliche Statuetten dieser Art hat man in großer Zahl gefunden – nun schon weit über 100 – aus verschiedenem Material und auch in unterschiedlicher Ausprägung. Freilich sind nicht viele voll ausgeführt und ganz erhalten. Es gibt sehr kleine Exemplare, aber auch lange, schlanke Gestalten. Bei manchen sind Gesichtszüge angedeutet – das vornehmlich bei den sibirischen Vorkommen – allerdings nur sehr roh, wie denn überhaupt manche Ausführungen die Sorgfalt vermissen lassen. Ein guter Teil ist zum bloßen Zeichen dessen zurückgebildet, was die anderen darstellen. An einigen jedoch finden sich kennzeichnende Merkmale der uns vorliegenden Statuette: starke Mitte, die Arme verlieren sich im Rumpf, der nackte Körper ist architektonisch aufgebaut; Brüste, Bauch, Hüften und Schenkel sind deutlich abgesetzt, doch eng aneinandergefügt. Nach unten und oben verjüngen sich die wuchernden Konturen zu spitz auslaufenden Unterschenkeln und einem leicht vorgeneigten Kopf mit leerem Gesicht. Diese Eigenschaften werden auch an sonst ganz

anders geformten Exemplaren wieder aufgenommen, und das in erstaunlich weiter Verbreitung von Frankreich bis Rußland. Angesichts der Vielfalt der Veneretten und der offenbar sonst freien Auffassung des Themas muß das auffallen.

Zur Deutung der Venusstatuetten wurden im Lauf der Zeit viele Erklärungen angeboten. Es sind durchaus annehmbare Möglichkeiten, eine so wahrscheinlich wie die andere, wodurch sie sich gegenseitig den Rang als überzeugendes Argument streitig machen. Man hat die Figürchen als Instrument der Magie mit Jagd und Fruchtbarkeit in Zusammenhang gebracht. Nach Beispielen aus der Völkerkunde stellte man sie sich als Herrin der Tiere vor, aber auch als Amulett, das mitgetragen oder aber auch in der Behausung aufbewahrt wurde, sofern es bei Krankheit Heilung bringen oder bei Geburten Hilfe leisten sollte. Die Auffindung innerhalb der Hüttengrundrisse ließ diese Deutung zu, aber ebenso auch die Interpretation als Bewahrerin des Feuers und als Urmutter. Man kennt auch Grabungsbefunde, nach denen weibliche Darstellungen in Nischen oder Gruben versenkt waren. Das könnte übrigens auch auf die Willendorfer Venus zutreffen, die ja unter der Kulturschicht, im reinen Löß gelegen war.

Das Wissen um mögliche Funktionen hilft allerdings nicht viel, wenn wir die Venus als Kunstwerk sehen wollen. Welchen Umständen entstammt sie? Was besagte sie in dieser besonderen Gestalt? Wie verhielten sich die, bei denen sie ihren Platz hatte? Da ziehen sie dahin durch lange gewesene Vergangenheit. Wir können sie nicht genau ausnehmen, nicht einmal wie viele es sind. »Wie sich diese Niemand aneinander drängen, diese vielen quer gestreckten und eingehängten Arme, diese vielen Füße, durch winzige Schritte getrennt!« Manche haben den Mund offen, was sie reden, ist nicht zu verstehen. Sie sehen nicht gepflegt aus, aber auch nicht verwahrlost. Die Sonne steht jetzt hoch in klarer Luft, am Lagerplatz herrscht Hitze.

Ein faltiges Gerippe, dem häutige Gebilde von den Knochen hängen, an den Stellen vornehmlich, wo der Körper ehemals unterspickt war mit einer Fettlage, welche sich aber in einer Zeit unzureichender Ernährung aufgezehrt und sich dann, wie es im späteren Alter so ist, nicht mehr ergänzt hatte, dieses hohläugige Gestell, unverhüllt in der Sommerwärme unabweislich weiblich zu nennen und dabei noch unheimlich beweglich, blinzelt über eckigen Backenknochen und gibt mit dem zahnlosen Mund zwischen eingefallenen Wangen Kreischtöne des Entzückens über die unbeholfen im Unrat umherstolpernde Brut der Kleinsten von sich.

»So ward Abend und so ward Morgen: ein Tag.« Einer brachte Nebel, der dann lange über allem lag. In einer Nacht, das Feuer hatte der feuchte Wind verlöscht, wich er zurück, und die Sterne formten sich zu Bildern. In der Tageshelle war es wieder weiß und still. Alle Gestalten waren fremd und gingen lautlos. Man erinnerte sich derer, die nicht wiedergekom-

men waren. Niemand wußte ihren Ort. //Unter Dornenbogen/O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht.// Sie konnten es nicht so sagen, aber wußten, jeder für sich, was damit gesagt ist.

In dieser Weise kann man sich Vorstellungen machen, wir haben ja einige Daten der Wissenschaft, doch werden wir damit über äußere Bedingungen und mögliche Schlußfolgerungen nicht hinauskommen. Keine unserer Überlegungen führt zur Venus als Kunstwerk. Wenn wir nicht verstehen, auf welche Art und wodurch sie Wirkung ausübte, kann sie uns nicht als Kunstwerk begegnen. Wie immer wir sie deuten, als Allegorie des Wachstums, als Nachbildung einer Figur eines an Lebenden vollzogenen Rituals, als Mittel magischer Praktiken u.s.w., wir bleiben außerhalb. Wir wissen nicht, was sie darstellt, womit nicht gemeint ist, wie sie aussehen soll, welche Vorlage sie abbildet und in welcher Funktion sie auftrat, sondern was sie als vorgeprägtes Bild in ihrer besonderen Gestalt vermittelte, welche Bezüge zu Mensch und Welt sie verkörperte. Die Welt, die sie den Ihren auftat, ist für uns nicht nachvollziehbar. Linien und Flächen, Farbe und Stein, Form und Haltung, die aufeinander bezogen und durch das Ganze jener Gestalt ausgerichtet sein sollen, die durch sie in einem eben erst hervorgebracht wird, sie bleiben deshalb stumm und abweisend.

Von alter und ältester Kunst, soweit die Geschichte noch zurückreicht, kennen wir das geistige Umfeld, aus dem und auf das hin ein Werk entstand, wir wissen den Sinn oder haben wenigstens eine Ahnung davon. Dazu überblicken wir die Tradition der Kunstübung, in der Späteres das Alte als Vorbild oder auch im Versuch der Überwindung einbezog, und an der wir selbst in stets neu verstandener, immer von neuem vollzogener Begegnung mit dem Werk teilhaben. Zu unserer Venus führt von dort kein Weg. Es hätte auch wenig Sinn zu versuchen, sich in eine eiszeitliche Stimmungslage zu versetzen. Wir sind, was wir sind, bezogen auf unsere Zeit, befangen durch unsere Welt, und jener Versuch wäre aus dem gleichen Stoff.

Daß wesentliche Merkmale an sonst verschiedenen Exemplaren übereinstimmen, zeigt an, daß es bei freier Auffassung des Themas für bestimmte Züge eine weithin verbindliche Vorstellung gab. Ohne Teilhabe an ihrer Welt können wir den Aufbau, der für anderes als das wesentlich Weibliche kaum Raum läßt, die Haltung und die Bemalung nur konstatieren, bleibt die Venus für uns eine interessante, aber leere Hülse. Die fehlenden Gesichtszüge gehen uns nicht ab, weil sie uns doch nichts zu sagen hätten, und ihre Strichärmchen sind einfach mißlungen. Sie ist für uns wie ein Gedicht in fremden Zeichen. Das Nachwort seiner Abhandlung »Der Ursprung des Kunstwerks« beginnt Martin Heidegger mit den Sätzen: »Die vorstehenden Überlegungen gehen das Rätsel der Kunst an, das Rätsel, das die Kunst selbst ist. Der Anspruch liegt fern, das Rätsel zu lösen. Zur Aufgabe steht, das Rätsel zu sehen.«

Zur prähistorischen Kunst zählt man unreflektiert alles, was an Figuralem und Ornamentalem aus der Urzeit erhalten blieb, unter der unausgesprochenen Annahme: gemessen an den Fähigkeiten von damals ist das eben auch schon Kunst. Das betrifft auch die Höhlenmalerei. Zwar fand man Übereinstimmungen zu rezenter und subrezenter Malerei heraus und lernte so, die eiszeitliche mit ästhetischer Begründung zu würdigen; der Respekt gilt indes vor allem dem Alter. Damit wird ein das Spätpleistozän betreffender Rassismus vertreten. Sicher gab es auch in der Steinzeit Fehlversuche und unvollkommene Gebilde, die mit Kunst nie etwas zu tun hatten. Kunst erscheint aber immer in anderem Gewande. Allein von außen, nur mit Hilfe unserer an der Tradition erzogenen Sinne können wir Werke aus solcher Distanz nicht ganz als Kunst erfahren. Keine scharfsinnige Analyse ersetzt den Anspruch, der aus dem Werk selbst an den

Menschen ergeht. Der ist für uns verstummt. Was uns bleibt, ist ein prägnant konturiertes Museumsstück, an das wir unsere Gedanken und Vorstellungen schließen können, und das ist auch etwas. Denn wenn wir auch durch die Welten getrennt sind, für die Existenz einer Eiszeitkunst von Rang, die das Dasein durchwirkte, den Ihren die Welt gestaltet erschloß, können Beispiele der im Verborgenen angelegten Malerei sehr wohl sprechen; wir dürfen aber auch dem etwas diskreteren Zeugnis der uns vorliegenden Statuette vertrauen. Unbestreitbar ist sie auch ein Ding zum Ansehen und Anfassen, unbestreitbar ist auch die ausdrückliche Weiblichkeit der kleinen Plastik. Was für ein Wesen war in ihr gegenwärtig? Wer sich aus seiner Umgebung absetzen will, vom Gewohnten und Auferlegten Entlastung sucht und freien Raum für die eigenen Gedanken, kann über das Figürchen Betrachtungen anstellen. Freilich nur als Subjekt, das über sein Verhältnis zu einem Gegenstand reflektiert.

Obermaier wurde 1911 an das von Prinz Albert von Monaco gegründete »Institut de Paléontologie Humaine« in Paris berufen und forschte fortan hauptsächlich in Spanien. 1922 wurde er Professor an der »Universidad Central« in Madrid. War Obermaier als junger Mann immer auf der Spur neuer Entdeckungen in die Welt gezogen, so mußte er in späteren Jahren seine Wirkungsstätten unter dem Zwang der Verhältnisse des Krieges 1914-1918 und des spanischen Bürgerkrieges verlassen. 1938 fand er Zuflucht in der Schweiz an der Universität von Freiburg. Dort starb er 1946. Die »Hugo Obermaier Gesellschaft für Erforschung des Eiszeitalters und der Steinzeit« mit dem Sitz in Erlangen bewahrt die Erinnerung an diesen bedeutenden Gelehrten.

Bayer kehrte, mit Auszeichnungen von Deutschen und Türken, aber auch vom eigenen verlorenen Vaterland dekoriert, 1918 aus dem Krieg zurück und folgte Szombathy im Amte nach. Das Ziel seiner Radtouren in Spitz hat er nicht erreicht. Er blieb unverheiratet. Als Onkel Bayer führte er in späteren Jahren öfters einen kleinen Buben durch das »ewigschöne Waldtal der Wachau« und erzählte ihm von den zwei Eiszeiten, blieb jedoch auch hier ohne Resonanz. Das Aggsbachien hat sich der kleine Spitzer aber gemerkt. Er wurde ein hoher Ministerialbeamter, der segensreich für die Wissenschaft wirkte und seinen Einfluß auch für das Museum geltend machte, in dem Bayer einst Abteilungsdirektor gewesen war.

In dieser Eigenschaft hielt Bayer guten Kontakt mit der Landbevölkerung, tarockierte auch in den Dorfwirtshäusern und erhielt dabei so manchen Hinweis auf neue Fundstellen. Er blieb ein rastloser, eifersüchtiger Ausgräber, in stetem Kampf mit Raubgräbern um Funde und mit der Kollegenschaft um sein Erstlingsrecht als Entdecker. 1931 starb er unvermutet und sehr rasch an Krebs. Nach seinem Tod wurde an seinem Geburtshaus in Hollabrunn in Niederösterreich eine Gedenktafel angebracht. Später widmete man ihm noch einen Stein an einer seiner Grabungsstellen in Wien/Mauer (Antonshöhe) und ein Denkmal mit Porträtbronze in der Wachau unweit von Spitz. Szombathy suchte 1916 um Versetzung in den Ruhestand an. Seinem Gesuch wurde entsprochen. Von seinem Kaiser erhielt er noch einen letzten Orden und die Genehmigung, seinen Nachfolger Bayer bis Kriegsende zu vertreten. Als Pensionist bekam er den Hofratstitel. Der Rang eines Hofrats in seiner aktiven Zeit war für ihn unerreichbar. Er hatte kein Doktorat und wurde auch nicht Abteilungsdirektor. Szombathy blieb seinem Amte und der Wissenschaft bis ins hohe Alter verbunden. Er hat, wie es in einer Würdigung seiner Leistungen aus Anlaß seines 90. Geburtstags hieß, »stets mit der größten Selbstlosigkeit und an jedem Platze, an den man ihn stellte, gedient«. Wenige Monate später in diesem Jahr 1943 ist er gestorben.

Literatur

W. Biemel, Martin Heidegger. Reinbek bei Hamburg 1973.
H. Delporte, L'image de la femme dans 1'art préhistorique. Paris 1979.
F. Felgenhauer, Willendorf in der Wachau. Monographie der Paläolithfundstellen I-VII. Mittlg. d. Prähist. Komm. Öst. Ak. Wiss. VIII-IX, 1956-59.
B. Frenzel, Die Umwelt des Menschen im Eiszeitalter. Quartär 35/36, 1985, 7ff.
H.-G. Gadamer, Wahrheit und Methode. 4. A., Tübingen 1975.
A. Gehlen, Anthropologische Forschung. Reinbek bei Hamburg 1968.
A. Gehlen, Die ethische Tragweite der Verhaltensforschung. In: Philosphische Anthropologie heute. München 1972.
M. Heidegger, Der Ursprung des Kunstwerks. Mit einer Einführung von H.-G. Gadamer. Stuttgart 1978.
W. Helck, Die Seevölker in den ägyptischen Quellen. Jahresbericht d. Inst. f. Vorgesch. d. Univ. Frankfurt a. Main 1976, 7 ff.
M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 2. A., Wien 1915.
F. Jakob, Das Spiel der Möglichkeiten. München 1983.
W. Perpeet, Heideggers Kunstlehre. Jahrbuch f. Ästh. u. allg. Kunstwiss. 8, 1963, 158 ff.
M. Scheler, Die Stellung des Menschen im Kosmos. 6. Ausgabe, Bern/München 1962.

Wissenschaftstheorie und Methode

Typologie und typologische Methode

Wenn wir typologisch arbeiten, gehen wir von Merkmalen aus, die eine Mehrheit von Einzelerscheinungen als spezifisch übereinstimmend erkennen lassen. Wir suchen dabei nicht Merkmale, die der Gesamtheit, von der wir ausgehen, zukommen (jeder Sessel hat eine Sitzfläche), noch solche, durch die sich jedes Individuum vom anderen unterscheidet (dem Sessel fehlt ein Bein, er ist neu bezogen), sondern solche, durch die, über die logisch-begriffliche hinaus, eine besondere Gemeinsamkeit hervortritt (Ohrensessel des Biedermeier).
Diese Besonderheiten liegen demnach nicht von vornherein mit der gattungsmäßigen Bestimmung fest, vielmehr schwankt ihre Auswahl je nach dem Zweck, der mit der Hervorhebung des Gemeinsamen verfolgt wird (französischer Berufsboxer; wenn wir den Franzosen herausstellen wollen, werden wir von der Boxernase und den verdickten Brauenbögen als zufällig absehen und dafür etwa Ernährungsweise, Kleidung und Manieren ins Auge fassen. Amerikanischer Wagen – Auto vom Baujahr 1957).

Eigenschaften, die wir in diesem Rahmen durch Vergleich als immer wiederkehrend beobachten, bezeichnen wir als typisch, die ideale oder reale Repräsentation dieser Eigenschaften als Typus. Der Typus kann nach Umfang, Ableitung und wissenschaftlichem Ziel verschieden bewertet werden. Wir benutzen ihn, um an Einzelphänomenen zusätzliche Einsichten zu gewinnen oder um Einheiten unterscheidend abzugrenzen.

Der Typus kann rein formal, ohne inhaltlichen Bezug durch Hervorhebung gemeinsamer Merkmale konstituiert werden (Merkmalskomplex: alle geometrischen Figuren in einer Ebene mit rotem Rand).

Die Hervorhebung der Merkmale kann an sich schon einen realen Zusammenhang herstellen (Degen; visueller Typus). Der Typus fällt mit einem einsichtigen Sachverhalt zusammen.

Der Typus kann aus einem bekannten Sachverhalt abgeleitet werden, der auf andere Weise als Einheit begründet ist. Er ist dann entweder an allen Exemplaren der Vergleichseinheit (voll oder zum Teil) verwirklicht (Perserteppiche), oder nur an einigen (mehr oder minder ausgeprägt) vorzufinden (es gibt Boxer mit sanften Gesichtszügen).

Endlich kann der Typus durch Hervorhebung gemeinsamer Merkmale gewonnen und einem nicht näher bekannten Sachverhalt zugeordnet werden. Dabei wird unterstellt, daß der (formale) Merkmalskomplex ebensolche Einsichten vermitteln kann, als ob er bei voller Kenntnis dieses Sachverhalts aus ihm (inhaltlich überprüfbar) abgeleitet wäre.

Der nur durch Merkmalsübereinstimmung ohne Bezug auf einen Sachverhalt gewonnene Typus ist unverbindlich. Fehler können bei seiner Aufstellung nicht gemacht werden, sondern nur bei seiner Be-

Archaeologia Austriaca Band 23, 1958, S. 104-108

wertung. Steht ein bekannter Sachverhalt als Vergleichseinheit zur Verfügung, ist der Vorgang ebenfalls unbedenklich, da die typischen Merkmale einfach konstatiert werden können. Ist das jedoch nicht der Fall, sind Irrtümer möglich. Es kann sein, daß die typischen Merkmale nicht den ganzen Sachverhalt umfassen (das Atypische in der Vergleichseinheit). Außerdem kommt es vor, daß innerhalb der typologisch aufzugliedernden Masse fließende Übergänge bestehen, oder die Merkmale einander am einzelnen Objekt überschneiden. In dieser Lage ist der Beobachter unter Umständen gezwungen, einer Merkmalskonstellation eine typologische Bedeutung beizumessen, die dem Realzusammenhang nicht angemessen ist.

Die urgeschichtliche Typologie verfährt in der zuletzt angegebenen Weise. Sie stellt an Hand von immer wiederkehrenden Eigenheiten an urzeitlichen Funden Merkmalskomplexe auf, die zu unbekannten historischen Vorgängen oder Zuständen in Beziehung gesetzt werden.

Die Befassung mit der (äußeren) Beschaffenheit bringt die urgeschichtliche Typologie in das Begriffsfeld der Morphologie; sie darf aber nicht ohne weiters mit allen Bedeutungen, die die verschiedenen Forschungsbereiche diesem Begriff unterlegen, in Deckung gebracht werden. Darum darf man auch Typologie nicht mit Morphologie übersetzen, darunter Wesenserkenntnis zu verstehen und diese wiederum auf die Bestimmung der Funktion zu beschränken. Urgeschichtliche Typologie ist ein Forschungsbereich, der auf Grundlage der Beschaffenheit verfährt, wie die Stratigraphie nach der Lagerung im Boden und die Statistik nach der Vergesellschaftung der Funde.

Die Grenzen des Verfahrens ergeben sich aus den schon erwähnten Umständen. Bei absoluter Gleichheit und absoluter Ungleichheit gibt es keine typologische (nach der Beschaffenheit urteilende) Erkenntnis. Aber auch innerhalb dieser Grenzen zeigen sich Unsicherheitsfaktoren. Der Merkmalskomplex kann umfänglicher oder kleiner sein als der von ihm bezeichnete reale Sachverhalt (hier die historische Einheit). Der Merkmalskomplex ist rein typologisch richtig, läßt aber keine, über ihn hinausweisenden Schlüsse zu. Ferner kommt es vor, daß das Material in seiner typologischen Zusammensetzung nicht eindeutig ist. Dann urteilen wir nach der subjektiven Intensität der Ähnlichkeitsassoziation, wodurch es auch zu fehlerhaften Zuordnungen kommen kann.

Der typologische Aspekt hat in der Urgeschichtsforschung noch einen zweiten Anwendungsbereich, nämlich, die relative zeitliche Abfolge der Objekte festzustellen. Das Verfahren wurde von O. Montelius ausdrücklich als „typologische Methode“ bezeichnet und beruht darauf, daß man aus graduellen Veränderungen der Beschaffenheit (nach den „inneren Kriterien“) chronologische Folgerungen ziehen kann. Auch hier arbeiten wir mit Typen, allerdings unter anderem Blickwinkel. Die Merkmale, die wir als typisch anerkennen, beurteilen wir nicht im Hinblick auf die Häufigkeit, sondern relativ zur Gesamtbeschaffenheit des Gegenstandes.

Die Schwierigkeiten bei Anwendung der typologischen Methode leiten sich ebenfalls von den anfangs erwähnten Umständen her. Bei absoluter Ungleichheit ist auf diesem Wege keine Zeitbestimmung zu ermitteln. Einander völlig unähnliche Objekte sind wohl faktisch in einem bestimmten zeitlichen Verhältnis zueinander entstanden. Das ist aber auf Grund der Beschaffenheit allein nicht zu erkennen. Ebenso verhält es sich, wenn Typen durch längere Zeiträume hindurch immer gleich hergestellt werden. Es gibt „typologisch unempfindliche“ Gegenstände.

Voraussetzung für die Bildung typologischer Serien ist die stetige Veränderung des Typus, d. h. die Vorform muß in der folgenden Bildung noch erkennbar sein. Stetige Veränderung heiße aber nicht, daß immer das gleiche Merkmal einer kontinuierlichen Umbildung ausgesetzt ist. Es

komme vielmehr nicht selten vor, daß die Merkmale wechseln, auf die wir unser Urteil stützen. Bisweilen gibt es sogar qualitativ inkonsequente Reihen, d. h. eine Gruppe von Objekten ist ganz gleich, bis auf ein Merkmal, das wiederum bei allen verschieden ist. Neben solchen extremen Fällen begegnen uns auch weniger ausgeprägte, bei denen die Gegenstände wohl nur geringe Abweichungen aufweisen, diese aber keine Richtung erkennen lassen. Bei solchen Gelegenheiten muß man andere Methoden, etwa die stratigraphische, zu Hilfe nehmen. Die Kennzeichen einer auf diesem Weg erschlossenen Reihe nehmen wir unbedenklich als typologische Merkmale für andere Vorkommnisse dieser Art an. Die Serie ist dann nicht (rein) typologisch gewonnen, sondern aus dem Ablauf hergestellt. Wenn keinerlei andere Hilfsmittel vorliegen und wir gezwungen sind, nur mit qualitativen Eigenheiten zu arbeiten, müssen wir uns wiederum auf das wechselnde Ähnlichkeitsverhältnis verlassen. Die Unsicherheit des Vorgangs ist offensichtlich. Wenn das für den chronologischen Typus konstitutive Merkmal am Objekt wechselt, steht der Beobachter vor der Wahl, welcher Eigenschaft er den Vorrang geben soll. Die Folge, für die er sich entscheidet, ist nach einer Seite immer etwas willkürlich gewählt; sie kann nur als Ordnungsbehelf gelten. Das wußte auch schon O. Montelius, der seine Methode durch Stratigraphie und Fundstatistik sehr sorgfältig absicherte.

Nichtsdestoweniger hat das Verfahren so großen Eindruck gemacht, daß es als Typologie überhaupt verstanden wurde; eine unzulässige Begriffsverengung, von der allerdings nun nicht mehr zu entscheiden ist, wie weit man sie dem Schöpfer der Methode selbst anzulasten hat.

Von entscheidendem Einfluß auf die Wirksamkeit der Methode war der Entwicklungsgedanke, den O. Montelius selbst an die Materie heranbrachte, sicher ohne sich die Konsequenzen klar gemacht zu haben. O. Montelius hatte übrigens, als er von „demselben Gesetz der Entwicklung... welches für die übrige Natur gilt“ schrieb, nur den Umstand im Auge, daß es, ebenso wie die Natur keine Sprünge macht, auch im Kulturleben keine grundsätzlichen Neuschöpfungen gibt. (Es gibt sie natürlich doch, sonst wüßten wir nichts von atypischen Objekten. Die Hypothese von Vorformen aus vergänglichem Material deckt nicht alle Fälle ab.)

Darauf nahm man jedoch nicht sonderlich Bedacht. Bis in die jüngste Zeit wurde Werkzeugmetaphysik getrieben, um dem Gedanken seine Volkstümlichkeit zu bewahren. Die typologische Methode wurde, mit dem Anspruch Typologie schlechthin zu sein, zur umfassenden Lehre von der Entstehung und Verbreitung der Formen und galt für berechtigt, eine Erklärung des Geschehens in der Urzeit zu geben.

Der Gedanke von der konsequenten örtlichen Weiterentwicklung der Typen, wie ihn der Grabungsbefund nahelegt, bedurfte keiner Ergänzung und ließ auch keine zu. Wie aus Fossilien auf Arten, so wollte man aus typologischen Komplexen auf menschliche Kollektive schließen. Der Kulturmechanismus war entdeckt.

Auch im Bereich des menschlichen Wirkens hat das Wort Entwicklung seinen Platz. Wir sprechen von der Entwicklung eines Gedankens, einer Handlung, einer Maschine usw. Es läßt sich jedoch nicht übersehen, daß der Begriff, je nach Anwendung auf Natur oder Kultur, recht unterschiedliche Sachverhalte umfaßt. In der Natur geht eines aus dem anderen hervor als indifferente Fortsetzung oder Weiterbildung. In der Sphäre der Kultur tritt jede Schöpfung mit einem bestimmten Sinngehalt zu den vorhandenen, als Wiederholung und Ergänzung wie auch als Weiterführung und Widerlegung. Der Mensch bewertet seine Werke. Hier suchen wir motiviertes Handeln zu verstehen, dort beobachten wir bewußtloses Werden.

Am besten veranschaulicht man sich den Unterschied, wenn man sich die Vorgänge in ihrem Verhältnis zum Raum vor-

stellt. Die Glieder der natürlichen Entwicklung sind räumlich aneinander gebunden. Der Nachkomme ist, zumindest im Augenblick der Geburt, in der gleichen Umgebung wie seine Eltern, und auch eine neue Art befindet sich bei der Entstehung an der Stelle der Vorform. Dagegen kann ein Gedanke oder ein Gerät an einem Ort entstanden, an einem andern übernommen, an einem dritten ergänzt und in einiger Entfernung davon wieder entscheidend verbessert worden sein. Überall geht indessen die Entwicklung weiter, häufig durch die Erfahrungen von anderen Stellen angeregt. Hier spielt der Fremdeinfluß, die Beziehung, eine gewichtige Rolle. Als Ursache für eine solche Weiterbildung kommen alle Zufälligkeiten historischer Konstellationen in Frage. Deshalb sprechen wir von historischer Entwicklung. Die Folge von Gegenständen, Zuständen oder Begebenheiten kann nur im nachhinein konstatiert werden; sie verläuft nicht in den Bahnen naturgesetzlicher Kausalität.

Daher können wir nicht einfach typologische Serien als Ausdruck einer in sich ruhenden Werktradition bewerten und dürfen nicht gleich von Merkmalskontinuität auf Bevölkerungskontinuität schließen. Mit Einflüssen (Erfahrungsaustausch, Nachahmung, Einfuhr) ist immer zu rechnen; oft können wir sie auch typologisch herausstellen. Ist das nicht möglich, heißt das nicht, daß keiner vorliege, besonders nicht in Gebieten mit ungefähr gleichem Kulturbesitz. Auch aus Geräten verschiedener Herkunft läßt sich eine einwandfreie typologische Serie bilden.

Es gibt also keine („natürliche“) typologische Entwicklung neben der historischen. Es gibt nur ein typologisches Verfahren, historischen Entwicklungen nachzugehen, was freilich nicht immer zu eindeutigen Ergebnissen führen wird. Deshalb wird man im Zweifelsfalle am besten die typologische Methode auf die Chronologie beschränken, für die sie auch erdacht wurde.

Das urgeschichtliche Fundgut gibt uns die Möglichkeit, typologische Räume und typologische Reihen zu bilden. Um zu erfahren, ob sie wirklich historische Zustände oder Vorgänge wiedergeben, bedürfen beide der Verifizierung durch andere Methoden. Tatsächlich kommt es in der Forschungspraxis kaum noch vor, daß rein typologisch vorgegangen wird. Das zeigt sich zum Teil auch in dem Bedeutungswandel, dem der Begriff Typologie in der Urgeschichtsforschung mehrfach unterworfen war. Der Terminus steht für Ansehen, Beschreibung, Vergleich, Serienbildung, Entwicklungsgeschichte usw. Stark verbreitet hat sich, als Folge der engen Verbindung aller Methoden zur Materialbehandlung, die Bedeutung der allgemeinen Objektkunde. Typologisch in diesem Sinn ist fast gleichbedeutend (mit Ausnahme der Grabungstätigkeit) mit archäologisch, d. h. die Altertumsforschung auf Grundlage der Bodenfunde betreffend. Die allgemeine Objektkunde umfaßt alle zu ihrem Zweck tauglichen Mittel, ist also weit mehr als reine Typologie.

Die methodischen Engen dieser Typologie sind indes bekannt und damit nicht mehr so bedeutungsvoll. Die tieferen Konsequenzen der Überbewertung der Typologie treffen die historische Konzeption von der Urzeit. Die Typologie als Theorie der Kulturentwicklung wurde Geschichtsersatz. Bei nüchterner Betrachtung zeigt sich jedoch, daß unsere Quellen nur ein Netz von Indizien ergeben, aber noch keinen Beweis, und daß aus dem formalen Zusammenhang unseres Materials nicht unmittelbar eine eindeutige ereignisgeschichtliche Aussage folgt. Dazu bedarf es noch eines weiteren Gedankenschrittes. Unreflektierte Interpretation der Funde muß nicht immer falsch sein, sie ist aber in jedem Fall unwissenschaftlich.

Danksagung:

Der Aufsatz wurde mit Unterstützung der Wenner Gren-Foundation, New-York, hergestellt, wofür nochmals gedankt sei.

Urzeit und Geschichte

Die Grundlagen für die Urgeschichtswissenschaft im heutigen Sinn wurden zur Hauptsache im 19. Jahrhundert geschaffen[1]. Die das Jahrhundert prägenden geistigen Strömungen der Romantik und des Evolutionismus sind für die weitere Entwicklung der Erforschung der Vorzeit maßgeblich geworden[2]. Angeregt vom Ideengut der Französischen Revolution und dem Erlebnis der Freiheitskriege, wandte sich in der Romantik das Interesse der Geschichte des eigenen Volkes zu. Die Völker wurden als naturgegebene Individuen betrachtet, die sich nach eigenen Gesetzen organisch entwickeln. Die Urzeit, in der man die Art des Volkes noch unverfälscht erhalten glaubte, übte deshalb eine starke Anziehungskraft auf die Geister aus. Man suchte Zugang zum Bewußtsein des Menschen, als er noch ganz aus der Natur lebte, zur Jugendzeit des Volkes als den Wurzeln des eigenen Seins; die prähistorischen Funde wurden zu „vaterländischen Altertümern". Die Beschäftigung mit der bodenständigen Vergangenheit unter Einschluß der Urgeschichte fand ihren sichtbaren Niederschlag in der Gründung von landeskundlichen Vereinen und Landesmuseen[3], äußerte sich aber auch literarisch[4] und trug noch Früchte, als die romantische Bewegung auch in Österreich (wo die Spätromantik bekanntlich ihren Höhepunkt erlebte und in einigen Ausläufern die Mitte des Jahrhunderts erreichte) längst erloschen war. Die Forschungen eines F. Simony im Dachsteingebiet und sein Interesse an den Grabungen in Hallstatt[5] sind sichtlich von romantischem Geist erfüllt. Allerdings zeigte man, zumindest was die Prähistorie anlangt, wenig Neigung zur Entwicklung adäquater Verfahren, sondern beschränkte sich darauf, die Bodenfunde durch die Berichte der antiken Schriftsteller zu interpretieren und gelangte damit auf kurzem Weg zur geschichtlichen Aussage. Da man in der Auslegung nur zu oft recht willkürlich verfuhr, kam es nun, im Zeitalter des aufblühenden Nationalismus, zu heftigen und mehr patriotisch als sachlich motivierten

1) E. Wahle, Geschichte der prähistorischen Forschung. Anthropos 45, 1950, S. 497 ff. und 46, 1951, S. 49 ff.
2) W. Angeli, Die prähistorische Forschung in Österreich und ihr Verhältnis zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Z otchłani wieków 35, 1969, S. 272 ff. (poln.).
3) F. Heger, Unsere Landesmuseen. Außerordentl. Beil. Monatsbl. wiss. Club in Wien 14, 1892, S. 73 ff.
4) Beispiele s. R. Pittioni, Bibliographie zur Urgeschichte Österreichs. Linz 1931.
5) F. Simony, Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung. Wien 1851, Beilage zu den Sb. phil.-hist. Kl. Akad. Wiss. Wien 4, 1850.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien
Band 100, 1970, S. 116-128

Kontroversen über Rang und Art der stummen Zeugen aus früher Vergangenheit[6]. Wenn also das damals weitverbreitete historische Interesse und der Versuch zur Ausweitung des Geschichtsbildes durch Deutung der Bodenfunde für den Werdegang der Prähistorie sicher sehr förderlich waren, so ist doch nicht zu übersehen, daß die Hinwendung zur Vorzeit eher von Patriotismus und Schwärmerei als von systematischer Forschung getragen war: „Sanft und groß ist der Vorzeit Gang: Ein heiliger Schleier deckt sie für den Ungeweihten; aber dessen Seele das Schicksal aus dem sanften Rieseln des Quell erschuf, sieht sie in göttlicher Schöne mit dem magischen Spiegel“[7].

Es leuchtet ein, daß diese Einstellung wenig Anreiz zu methodischer Besinnung bot. Die romantische Sicht der Altertümer wurde später denn auch herb kritisiert: „Wenn wir erwägen, wie die alten Museen entstanden sind, so können wir sagen, sie sind Kinder jener culturellen Erscheinung, die man mit dem Namen der Romantik bezeichnet. Dieses Land war eines der ersten, welches nach den napoleonischen Kriegen an die Arbeit gegangen ist, die Alterthümer, die Merkwürdigkeiten der einzelnen Provinzen zu sammeln. Die Idee war eine patriotische, die Fremdherrschaft hat auf die Hochhaltung des Einheimischen aufmerksam gemacht und mehr wie in einem anderen Lande erwachte hier der Geist der Altertümelei. Dieser Geist durchhauchte auch die übrigen Gebiete, er ist lebendig geblieben, er hat auch das historische Gebiet berührt zu einer Zeit, als ein anderer Geist, der der Wissenschaftlichkeit, kaum Wurzel schlug, und das war gefährlich, denn Romantik in der Wissenschaft ist die Wurzel des Verderbens für letztere. Die Landmuseen erwuchsen aber eben aus diesem Geiste einer spielenden unwissenschaftlichen Antiquitäten-Liebhaberei“[8]. Der Autor dieser Meinung sprach über die Organisation der Landesmuseen und tat das ganz vom Standpunkt der Kulturwissenschaft. Mit aller Deutlichkeit zeigen jedoch seine Äußerungen – sie fielen 1885 –, daß nun eine andere wissenschaftliche Gesinnung herrschte.

Inzwischen hatte sich nämlich ein tiefgreifender Wandel im europäischen Denken vollzogen. Aus England und Frankreich waren schon seit dem 18. Jahrhundert immer wieder Meldungen gekommen, wonach Steinwerkzeuge zusammen mit Knochen ausgestorbener Tiere gefunden worden sein sollten. In Deutschland machte der Pfarrer J. F. Esper 1774 die gleiche Beobachtung. Die geistige Wende, die mit Linné und Lamarck eingesetzt hatte, zeigte nun ihre Auswirkung auch auf die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts. Im Jahre 1846 legte Boucher de Perthes nach zehnjähriger Forschung in den Schottern der Somme den Beweis für das diluviale Alter der Menschheit vor unter dem Titel „Antiquités Celtiques et antediluviennes“, und 1856 wurde der Neandertaler gefunden. Mit dem Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“ im Jahre 1859 kann der Prozeß als abgeschlossen gelten[9]. Nun suchte man die Erscheinungen unserer Welt unter dem

6) Vgl. K. Böhner im Vorwort zum Neudruck 1969 von W. u. L. Lindenschmit, Das germanische Totenlager bei Selzen. Mainz 1848. – F. Garscha, Heinrich Schreiber und die oberrheinische Frühgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert. In: Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft. Festschr. zum 60. Geburtstag von Ernst Wahle. Heidelberg 1950.

7) Novalis Schriften, Hg. Paul Kluckhohn, Bd. 2, S. 92.

8) Stenographische Aufnahme der III. Conservatoren und Correspondenten-Conferenz. Wien 1885, S. 81 (Dr. Ilg).

9) M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen I. Wien 1909, S. 363 ff. – J. Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter. Wien 1927, S. 3 ff. – O. Menghin, Die prähistorische Archäologie. – Handbuch der Archäologie, I. Textband, München 1939, S. 57 ff. – E. Wahle, a. a. O. – K. J. Narr u. R. v. Uslar, J. C. Fuhlrott und der Neandertaler. In: Der Neandertaler und seine Umwelt. BJ Beih. 5, 1956, S. 9 ff.

Gesichtspunkt der naturgesetzliehen Entwicklung zu verstehen. Für den Evolutionismus, der fortan die Geister beherrschte, war nicht der vielfältig verwobene Gang der Geschichte das Hauptthema; der Mensch als Gattung und seine Stellung in der Natur standen im Vordergrund des Interesses. Man forschte nach der gesetzmäßigen Aufwärtsentwicklung der menschlichen Leibesbeschaffenheit und der Kultur auf der ganzen Erde und über alle Zeiten. Unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung wurden auch die Bodenfunde in eine streng systematische Ordnung gebracht. Vor allem der Paläolithforschung war dieses geistige Klima förderlich, wo Typologie und Stratigraphie in gegenseitiger Bestätigung die Phasen des Fortschritts unmittelbar wiederzugeben schienen. Die Altsteinzeitforschung hat ja auch tatsächlich in diesen Jahrzehnten ihre große Zeit erlebt. Später fand man allerdings heraus, daß der evolutionistische Aspekt zwar nicht notwendig falsch (niemand kann eine Entwicklung von der Steinzeit zur Neuzeit leugnen), aber doch vielfach unergiebig sei, denn es gibt doch manches seit dem langen Bestehen des Menschengeschlechts, was sich der Erklärung als Aufwärtsentwicklung entzieht, und gerade diesen Phänomenen wendet sich das historische Interesse zu.

Das Schaffen des für die gesamte spätere prähistorische Forschung richtungweisenden Schweden O. Montelius wird sowohl vom naturalistischen Entwicklungsdenken wie auch von der romantischen Tradition bestimmt. Er, der Schöpfer der evolutionistischen „typologischen Methode“, war sicher ganz ein Kind seiner Zeit, aber ebenso ein Sohn des skandinavischen Nordens, wo der Sinn für die „vaterländischen Altertümer“ immer lebendig geblieben war. Er suchte den Anschluß des reinlich in Stufen geschiedenen Materials an die historische Vergangenheit herzustellen. Da er eine kontinuierliche Entwicklung von der Eisenzeit bis zur Steinzeit feststellen konnte und die Funde als „typologische Abkömmlinge“ der jeweils vorhergehenden Periode erkannte, sah er sich zu dem Schluß berechtigt: „Unsere germanischen Vorfahren sind schon im Steinalter eingewandert“[10].

Dieses Verfahren erhob G. Kossinna[11] zum allgemeingültigen Prinzip und erklärte: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen.“ Die Behauptung operiert mit zwei unklaren Begriffen. Der Begriff „Volk“ ist variabel; so sind die Österreicher immer in anderer Weise ein Volk gewesen als etwa die Franzosen. Also, mit welcher Art ethnischer Gemeinschaft deckt sich die Kulturprovinz, und welche Intensität müssen die typologischen Unterschiede der Formenkreise haben, damit wir erkennen, daß es sich, nun abgesehen von den jeweils anderen historischen Bedingungen der Ethnogenese, um ein Volk, einen Stamm oder eine Sippe handelt? Die „scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinz“ ist weitgehend eine Fiktion. Jeder Prähistoriker weiß, daß sich die Zusammensetzung des Fundmaterials in einem Gebiet je nach der Lage ändert und daß die Grenzen um eine Kulturprovinz nur zu oft konventionell, häufig unter Bedachtnahme auf geographische Gegebenheiten gezo-

10) O. Montelius, Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Archiv f. Anthropologie 17, 1888, S. 158.

11) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911. – G. Kossinna, Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung. Mannus 3, 1911, S. 127 ff. – G. Kossinna, Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode. Mannus 11/12, 1919/20, S. 396 ff. – Vgl. dazu E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Sb. Hdbg. Ak. Wiss. phil.-hist. Kl. 1940/41, 2. Abh., S. 56 ff. u. K. H. Jakob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1928, S. 198 ff.

gen werden. Endlich läßt sich der „tausendfach erprobte methodische Grundsatz, daß sich die Begriffe Volk und Kulturgruppe decken“, mit den Kulturgruppen selbst – *nemo iudex in causa sua* – nicht beweisen. Aus der überprüfbaren Aktualität hingegen haben wir Beispiele, daß es sich anders verhalten kann[12]. Ganz unzulässig ist es, aus gleichsinniger oder unterbrochener Formtradition auf Gleichheit oder Verschiedenheit der Bevölkerung zu schließen, als wäre typologische Kontinuität die Projektion eines biologischen Zusammenhangs.

Die „siedlungsarchäologische Methode“ Kossinnas ist auch sofort auf Widerstand gestoßen. Den nachhaltigsten Eindruck hat die Kritik E. Wahles hinterlassen[13]. Die These Kossinnas kann also nur in bescheidenerer Formulierung Anspruch auf Gültigkeit erheben: es gibt Fälle, in denen wir an bestimmten Eigenheiten der kulturellen Hinterlassenschaft ethnische Einheiten erkennen können[14]. Man darf aber die typologische Formensprache nicht für eine Interlinearversion der politisch-gesellschaftlichen Zustände halten.

Die unmethodischen Versuche der Romantik, die Funde geschichtlich zu deuten, wie auch die historisierte Typologie eines Kossinna blieben unbefriedigend. Nach Kossinna war man auch mit den Bestrebungen, die schriftlich nicht überlieferte Urzeit an die Geschichte anzuschließen, im allgemeinen weit zurückhaltender; ganz besonders nach dem Zweiten Weltkrieg zogen sich die Prähistoriker unter Ausklammerung historischer Fragen auf die perfekte Analyse archäologischer Tatbestände zurück. Die Urgeschichte wird seither mehr oder weniger unverbindlich zur Geschichte gerechnet, doch sieht man die Möglichkeit zur historischen Erkenntnis durch die Quellenlage eingeschränkt. Wie sehr, hängt von der Einschätzung der Methoden ab und davon, was jeweils unter „Geschichte“ verstanden wird. So ist für L. Franz die Urgeschichte genauso gut Geschichte wie die des Mittelalters[15]. Wir wissen nur weniger aus der Zeit, weil unsere Einsicht durch die besondere Quellenlage eingeengt wird. A. W. Brøgger warnt vor der Typologie, die zu falschen Schlüssen verführen kann[16] – „Geschichte wird nicht mit Hilfe von Archäologie geschaffen“ – und betont die Wichtigkeit kulturgeschichtlicher Fragestellung. Das archäologische Material, in Beziehung gesetzt zu den klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, bildet gerade auf diesem Gebiet den Schlüssel zum Verständnis der Vergangenheit und bietet zahlreiche Handhaben, um „nach und nach Geschichte in der Vorgeschichte zu gewinnen.“ Seine „Kulturgeschichte des norwegischen Altertums“ (Oslo 1926) ist nach diesen Grundsätzen geschrieben. Eine der eben skizzierten in vielem nahestehende Auffassung erweist sich bei P. Goessler schon durch den Titel seines Aufsatzes „Geschichte in der Vorgeschichte“[17]. Auch Goessler betont, daß die Vorgeschichte historischen Zielen dient. Auch aus den materiellen Spuren, die uns die Ausgrabungen liefern, kann man Geschichtliches herauslesen. „Die Denkmäler allein, typologisch betrachtet, sagen Wesentliches aus. Jedes Einzelstück ist, mit Ausnahmen natürlich, eine Individualität,

12) A. M. Tallgren, Sur la méthode de l’archéologie préhistorique. ESA 10, 1936, S. 16 ff.
13) E. Wahle, a. a. O. – Vgl. E. Sangmeister, Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18, 1967, S. 199 ff.
14) J. Bergmann, Ethnosoziologische Untersuchungen an Grab- und Hortfundgruppen der älteren Bronzezeit in Nordwestdeutschland. Germania 46, 1968, S. 224 ff.
15) L. Franz, Ist die Urgeschichtsforschung eine historische oder eine naturwissenschaftliche Disziplin? NaBl. dt. Vzt. 2, 1926, S. 59.
16) A. W. Brøgger, Vorgeschichte und Geschichte. Vorgesch. Jahrb. 3, 1928, S. 1 ff.
17) PZ 34/35, 1949/50, S. 5 ff.

also eine besondere Quelle mit historischer Zeugniskraft, eine Urkunde für sich". Die gleichen Möglichkeiten wie der archivalischen Geschichte billigt Goessler der Bodenforschung allerdings nicht zu. Archäologische Quellen können weiterhelfen, wo historische völlig oder fast ganz versagen; es gibt aber auch archäologische Fakten, die einer historischen Deutung unzugänglich sind und wo „die von Wahle geforderte Überwindung des typologischen Zeitalters der Prähistorie durch den Ruf nach dem geschichtlich wirksamen Menschen zum guten Teil Theorie" bleibt. Hier anzuschließen wäre noch der Germanist F. Maurer, nach dessen Meinung die archäologischen Funde erst zu befragen sind „weil und nachdem die übrigen Quellen die historischen Nachrichten und die Sprachwissenschaft nicht mehr ausreichen". Er hält es für die höchste Aufgabe der vorgeschichtlichen Archäologie, „Geschichte zu schreiben für eine Zeit, in der die schriftlichen Quellen ausfallen", muß allerdings unter dem Eindruck der kritischen Schrift Wahles zugestehen daß „für besondere und schwierige Umstände ... in der Tat noch viele offene Fragen" bleiben[18].

Für R. Pittioni umfaßt die Geschichte den gesamten Zeitraum menschlicher Tätigkeit vom ersten Menschen an bis heute. Ziel der Urgeschichte ist „die Erarbeitung der historischen Ganzheit im Sinne einer universalen Menschheitsgeschichte vor Erfindung der Schrift ebenso wie das Erfassen der historischen Ganzheit zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem kleineren oder größeren Kulturbereich"[19]. Allerdings kennt auch Pittioni die Beschränkungen der rein archäologischen Arbeitsweise und bemerkte schon vorher an anderer Stelle: „Die urgeschichtliche Archäologie arbeitet ... im wesentlichen mit äußeren Erscheinungen, deren Einteilung und gegenseitiges Verhältnis, ohne dabei besonders oft Gelegenheit zu haben, diesen äußeren Erscheinungsformen die innere Struktur der geistigen Kultur und deren gesamte Konzeption an die Seite stellen zu können"[20].

E. Wahle ist sich, wie seine kritische Akademieschrift[21] zeigt, der „Grenzen der frühgeschichtlichen Erkenntnis" wohl bewußt. Dennoch sieht er sein Ziel in der „geschichtlichen Durchdringung des Stoffes" oder doch jedenfalls in einer „möglichst lebensnahen Auffassung derjenigen historischen Vorgänge ... welche sich in dem Fundstoff andeuten"[22]. Das Streben nach Anschluß an die übrige Geschichte ist aber (noch) nicht immer von Erfolg begleitet. Wahle stellt den Begriff der „Urgeschichte" (für die ältesten, vorneolithischen Formen der Kultur) neben die Bezeichnung „Frühgeschichte", die sich empfiehlt, „indem das Bild der frühen Menschheit langsam an Leben gewinnt, das historische Ziel also in greifbare Nähe tritt"[23].

Von einer derart weiten Definition ausgehend – „das individuelle Geschehen aus freier Entscheidung" bildet für ihn „die Grundstruktur aller Geschichtlichkeit" – kann H. Kirchner die Urzeit der Geschichte anschließen[24]. Er verkennt jedoch

18) F. Maurer, Nordgermanen mit Alemannen. Straßburg 1943, S. 98 ff.
19) R. Pittioni, Prähistorie oder Urgeschichte? Anz. phil.-hist. Kl. Öst. Akad. Wiss. 1951, Nr. 20, S. 280. – Urzeitliche Kulturveränderungen als historisches Problem. Anz. phil.-hist. Kl. Öst. Akad. Wiss. 1952, Nr. 11, S. 163. – Urgeschichte und Völkerkunde. ArchA 14, 1954, S. 78.
20) R. Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur. Wien 1949, S. 6.
21) E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Sb. Hdbg. Ak. Wiss. phil.-hist. Kl. Jg. 1940/41, 2. Abh., Heidelberg 1941.
22) E. Wahle, Deutsche Vorzeit. Tübingen 1952, Vorwort z. 2. Aufl.
23) E. Wahle, Ur- und Frühgeschichte im mitteleuropäischen Raum. In: B. Gebhardt, Handbuch der Deutschen Geschichte. Stuttgart 1959, S. 1 ff.
24) H. Kirchner, Vorgeschichte als Geschichte. Die Welt als Geschichte 11, 1951, S. 83 ff.

dabei nicht, „daß der in aller Geschichte immer auch enthaltene, weil an keinen bestimmten ihrer Abschnitte gebundene Anteil des Ungeschichtlichen – nämlich all das Unbedeutende, Zufällige und Gleichgültige sowie die sie weithin bedingenden naturhaften Grundlagen von Rasse und Umwelt – in den ältesten Zeiten sicher ein größerer war denn später, als mit gesteigertem „Kräftekonnex" auch kleine Ursachen viel eher bedeutende Wirkungen haben, d. h. „Geschichte machen konnten." Später und nun mit mehr Bedachtnahme auf den Aspekt der Urgeschichte, unter dem sie sich dem Forscher in der archäologischen Praxis darbietet, bezeichnet W. Kirchner die Ur- und Frühgeschichte als „Zweig der Geschichtswissenschaft im weiteren Wortsinn", bei dem „die Eigenart ihres aus Bodenfunden und Bodendenkmalen bestehenden Quellenstoffs, worin der handelnde Mensch nur ausnahmsweise einmal als deutlicher erkennbares Individuum aus der sozialen Einheit, deren Teil er ist, hervortritt, ... namentlich für die älteren Abschnitte eine mehr geschichtsoziologische Betrachtungsweise" nahelegt[25]. Durch das deduktive Verfahren ist die Haltung K. J. Narrs der eben umrissenen verwandt. Die Urgeschichte ist ein Teil der allgemeinen Geschichte, insoferne sie ein Geschehen zum Gegenstand hat, das „in der freien Selbstverwirklichung und Entscheidung des menschlichen Geistes" wurzelt[26]. Die Ergründung des Geschehenszusammenhangs, der zur geschichtlichen Kultur führt, ist, wie Narr einschränkend bemerkt, „freilich weithin noch Programm"[27].

Deutlicher tritt Skepsis an den Möglichkeiten des Faches bei jenen Stellungnahmen zutage, deren Urheber mehr von Grabungsbefund und Objektanalyse ausgehen. „Jedem Deutungsversuch vorgeschichtlicher Funde (ist) eine Grenze gesetzt", betont R. v. Uslar. „Die vorgeschichtlichen Funde mit ihren Formenkreisen spiegeln ihnen eigene Verhältnisse wider, sie sind Gebilde sui generis ... Eine kausale Verknüpfung mit anderen, vielleicht sogar viel gewichtigeren Ereignissen etwa wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer, ethnischer Art sind nicht notwendig. ... Da die mit Hilfe der Typologie, Stratigraphie usw. geordneten Funde in die Tiefen der Zeit führen, ist die Vorgeschichtsforschung eine historische Disziplin, die in den ihr gegebenen Grenzen und Aspekten geschichtliches Geschehen aufdeckt"[28]. Die Altertümer, von denen ohnehin nur ein Bruchteil erhalten bleibt, „spiegeln die vorzeitlichen Verhältnisse nur schattenhaft wider", stellt W. Torbrügge fest[29], und J. Werner weist darauf hin, daß „die Erkenntnismöglichkeiten für historische Abläufe im Sinne der Geschichtsbetrachtung des Historikers ... jetzt allgemein noch skeptischer als früher beurteilt" werden[30]. Die Unsicherheit unseres Wissens um die Geschehnisse, die sich möglicherweise hinter unseren Kulturgruppen verbergen, wird u. a. von F. R. Hermann[31] und H. Ziegert[32] bedauert. Der der Urgeschichte nahestehende

25) H. Kirchner in: W. Bernsdorf u. F. Bülow (Hg.), Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1955, S. 585 ff. (Artikel Ur- und Frühgeschichte).
26) K. J. Narr, Abriß der Vorgeschichte. München 1957, S. 1.
27) K. J. Narr, Urgeschichte der Kultur. Stuttgart 1961, S. l f.
28) R. v. Uslar, Über den Nutzen spekulativer Betrachtung vorgeschichtlicher Funde. Jb. RGZM 2, 1955, S. 19.
29) W. Torbrügge, Vor- und Frühgeschichte in Stadt und Landkreis Rosenheim. Rosenheim 1952, S. 2.
30) J. Werner, Neue Wege vorgeschichtlicher Methodik? FF 28, 1954, S. 248. – Vgl. J. Werner, Zur Entstehung der Reihengräberzivilisation. Arch. Geogr. 1, 1950, S. 23 ff.; EAZ 9, 1968, S. 91.
31) F. R. Herrmann, Funde der Urnenfelderkultur in Mittel- u. Südhessen. RGF 27, 1966, S. 48.
32) H. Ziegert, Zur Chronologie und Gruppengliederung der westlichen Hügelgräberkultur. BBV 7, 1963, S. 46.

Althistoriker F. Schachermeyr sieht sich zur Erklärung veranlaßt[33], archäologisches (und auch sprachliches) Material könne „richtige Geschichtsquellen nie ersetzen und gestatte nur schematische Rahmenerkenntnisse ... So gesehen, werden unsere historischen Folgerungen immer zu einfach und damit irgendwie falsch sein". Ganz ähnlich äußert sich F. Matz[34]. In jüngster Vergangenheit hat E. Sangmeister das Thema behandelt[35] mit dem uns schon geläufigen Ergebnis, daß uns mit den Mitteln der Urgeschichtswissenschaft das Geschehen verschlossen bleibt. „Die Darstellung des einmaligen, so nicht wiederholbaren, individuellen Geschehens mit seinen nicht vertauschbaren Personen und Massen wird wohl nicht möglich werden. Damit wären die Quellen überfordert". Mit den so abgegrenzten Möglichkeiten kann die Urgeschichte aber offenbar nicht allen Ansprüchen genügen. K. Jaspers formulierte wohl auch die Meinung anderer, als er schrieb: „Die Vorgeschichte ist eine ungeheure Realität ... doch eine Realität, die wir im Grunde nicht kennen. ... Dieses Dunkel hat eine Anziehungskraft, die uns mit Recht lockt, – und bereitet uns ständig Enttäuschungen durch Nichtwissen."

Jaspers zog daraus den Schluß, daß die Vorgeschichte nicht rechtmäßig zur Geschichte im gültigen Wortsinn zu zählen sei[36]: „Geschichte reicht so weit zurück wie sprachlich dokumentierte Überlieferungen. Es ist, als ob wir Boden gewinnen, wo ein Wort zu uns dringt. Alle wortlosen Artefakte aus vorgeschichtlichen Ausgrabungen bleiben in ihrer Stummheit ohne Leben. Erst ein sprachliches Werk ermöglicht, den Menschen, seine Innerlichkeit, seine Stimmung, seine Antriebe leibhaftig zu fühlen. Sprachliche dokumentarische Überlieferung reicht nirgends weiter als bis 3000 v. Chr. zurück. Die Geschichte dauert also etwa 5000 Jahre. Die Vorgeschichte ist wohl objektiv ein Strom von Veränderungen, aber geistig insofern noch keine Geschichte, als Geschichte nur ist, wo auch ein Wissen von Geschichte, wo Überlieferung, Dokumentation, Bewußtsein der Herkunft und des gegenwärtigen Geschehens ist. Es ist ein Vorurteil, daß, wo die Überlieferung fehle, doch die Sache selbst – die Geschichte – gewesen sein könne, oder gar notwendig gewesen sei. Geschichte ist die jeweils für den Menschen helle Vergangenheit, der Raum der Aneignung von Vergangenem, ist Bewußtsein der Herkunft. Vorgeschichte ist die zwar faktisch begründende, aber nicht gewußte Vergangenheit."

Hier begegnen wir wieder einer skeptischen Haltung, aber mit gänzlich anderer Begründung als vorhin. Jaspers stellt nicht nur die Möglichkeit des historischen Erkennens vor Einsetzen der sprachlichen Überlieferung in Frage, er schließt die Urzeit objektiv, als Vorgang, von der Geschichte aus. Damit steht er keineswegs allein. Schon Ed. Meyer vermißte bei prähistorischen Zuständen „die von den Bedingungen des Moments abhängige Einzelgestaltung, welche erst das Wesen des geschichtlichen Lebens ausmacht."[37] Auf den „Mangel an selbständiger schöpferischer Kraft" führte es der große Althistoriker zurück, „daß die Völker Europas vor der Römerzeit keine Geschichte haben"[38]. Der Ethnograph F. Ratzel, der demgegenüber die Anerkennung der gesamten Menschheit als gleichberechtigten Gegen-

33) F. Schachermeyr, Die ältesten Kulturen Griechenlands. Stuttgart 1955, S. 18 f.
34) „Der Leser ist darauf vorbereitet keine wirkliche Geschichte ... hier zu finden, weil der Zustand der Quellen es nicht erlaubt." F. Matz, Kreta, Mykene, Troja. Stuttgart 1956, S. 103.
35) E. Sangmeister, Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18, 1967, S. 244.
36) K. Jaspers, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. Zürich 1949, S. 48 ff.
37) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, 2. A., I/2, Stuttgart 1909, S. 54.
38) Ed. Meyer, a. a. O., S. 750.

stand der Geschichte gewahrt wissen wollte[39], wurde von G. Seeliger darauf verwiesen, daß der tatsächliche Verlauf der Geschichte keineswegs das Bild einer gleichmäßigen Entwicklung geboten habe und daß es demgemäß Abstufungen des historischen Interesses gäbe[40]. Die primitiven Zustände bis zu den Metallzeiten waren für Ed. Meyer Gegenstand der Anthropologie und nicht der Geschichte. Diese Auffassung hat er wohl gelegentlich etwas gemildert[41], aber nie ganz verlassen. Weit härter vertrat M. Hoernes die anthropologische Linie. Schon das Zugeständnis Ed. Meyers, der Versuch, die urgeschichtlichen Altertümer mit der geschichtlichen Überlieferung in Verbindung zu bringen, sei eine historische Aufgabe, forderte den Prähistoriker Hoernes zu stellenweise recht herber Kritik heraus[42]. Für M.Hoernes ist „der vorgeschichtliche Mensch ... ein Wesen anderer Art als der geschichtliche Mensch ... . Die Prähistorie findet ihre homogene Fortsetzung nicht in der eigentlichen Geschichte, sondern im Leben der äußerlich untergeordneten, von den Geschichtsquellen unberücksichtigten ... Teilen der Bevölkerung unserer Erde und dadurch ihren Anschluß an die Ethnologie. Aus diesem einzigen, aber auch unumstößlichen Grunde bleibt sie für immerdar Teil nicht der Geschichte, sondern der Anthropologie[43]."

In neuerer Zeit haben – um noch drei prominente Beispiele herauszugreifen – J. Vogt, W. F. Otto und H. Freyer ähnliche Auffassungen vertreten. J. Vogt empfindet es als „eigenartige Zielsetzung, aus Vorgeschichte Geschichte zu machen", also „den schriftlosen Denkmälern dieselbe Erkenntnis abzugewinnen wie den Schriftquellen". Die Erfindung der Schrift ist epochebildend im Leben der Völker. Erst wenn die Völker die mit der Schrift verbundene höhere Form des historischen Bewußtseins erreicht haben, „werden sie Gegenstand der Geschichte als Wissenschaft". Der Urgeschichte weist Vogt die Aufgabe zu, die Kindheitsstufe der Menschheit zu erforschen, gesteht ihr allerdings zu, daß sie mit Hilfe schriftlicher Zeugnisse schriftlose Kulturen erfolgreich aufgehellt hat[44]. Analog dazu müssen nach der Meinung von W. F. Otto[45] die Völker erst eine gewisse Reife erreicht haben (wofür die Schrift, wenn nicht Ursache, so doch sicheres Anzeichen ist), bevor sie zur Geschichte fähig sind. Voraussetzung für die Geschichtsschreibung ist, daß überhaupt Geschichte geschah, und das war eben nicht bei allen Völkern der Fall. H. Freyer sieht im Vordergrund der prähistorischen Forschung die systematische Tätigkeit. Auf die durch diese aufgeworfene Frage nach der geschichtlichen Wirklichkeit gibt es jedoch keine Antwort. Die Gründe dafür vermutet Freyer in der Sache selbst. Geschichtlichkeit ist in der Vorzeit – vielleicht – nicht nur nicht erkennbar, sondern nicht vorhanden. Jedenfalls ist der Konnex der wirkenden Kräfte nicht überschaubar; eine Geschichte der Vorzeit ist unmöglich[46]. „Vielleicht ist", sagt Freyer (in Weiterführung des Hegelschen Ge-

39) F. Ratzel, Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive. Hist. Zs. NF. 37, 1904, S. 13.
40) G. Seeliger, Geschichte und Völkerkunde. Hist. Vierteljahrschr. 8, 1905, S. 118 f.
41) Ed. Meyer, Alte Geschichte und Prähistorie. ZfE 41, 1909, S. 283 ff.
42) M. Hoernes, Geschichte und Vorgeschichte. Intern. Wochenschr. f. Wiss. Kunst u. Techn. 4, 1910, Spalte 865 ff.
43) M. Hoernes, Ein Wort über „prähistorische Archäologie". Globus 68, 1895, S. 326.
44) J. Vogt, „Geschichte und Vorgeschichte", Histor. Jahrbuch 62/9, 1949, S. 1 ff.; zit. n. Orbis, Ausgewählte Schriften zur Geschichte des Altertums, Freiburg, Basel, Wien 1960, S. 327 ff. – Vgl. H. Kirchner, Vorgeschichte als Geschichte. Die Welt als Geschichte 11, 1951, S. 83 ff.
45) W. F. Otto, Einleitung zu: Herodot, Historien. Kröner Band 224, Stuttgart 1955, S. XVII.
46) H. Freyer, Weltgeschichte Europas. 2. A. Stuttgart 1954, S. 118 f.

dankens von den Begebenheiten, die sich „ohne Geschichte nur zugetragen“ haben), „Tatsächlichkeit, Einmaligkeit, Geschichtlichkeit ein bestimmter, sehr später Aggregatzustand des Geschehens auf der Erde, und erst in ihm tritt auf, was wir Tat und Entscheidung, ja sogar was wir Vorgang, Ereignis, Wirkung nennen.“

In diametralem Gegensatz zu diesen Gedankengängen steht die Behauptung, die gesamte Menschheit habe grundsätzlich und jederzeit an der Geschichte teil. So umfaßt nach einheitlicher Meinung der materialistischen Historiker die Geschichte die Menschheit in ihrer Totalität. „Geschichte und Entwicklung gibt es überall und zu jeder Zeit, wo Menschen leben und wirken.“ Davon ausgeschlossene, unhistorische Völker gibt es nicht[47]. Eine Unterscheidung von Vorgeschichte und Geschichte ist daher abzulehnen[48]. Auf dem Boden des historischen Materialismus, „derjenigen Auffassung des Weltgeschichtsverlaufs, die die sachliche Ursache und die entscheidende Bewegungskraft aller wichtigen geschichtlichen Ereignisse sieht in der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft, in den Veränderungen der Produktions- und Austauschweise, in der daraus entspringenden Spaltung der Gesellschaft in verschiedene Klassen und in den Kämpfen dieser Klassen unter sich[49]“, besteht kein Grund, einen Unterschied zwischen Geschichte und Urgeschichte zu machen. „Die Veränderungen, auf die die Archäologen sich zu stützen pflegen, (entsprechen) tatsächlich den Veränderungen in den Produktivkräften, im wirtschaftlichen Gefüge und in der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie in den schriftlichen Urkunden berichtet und von der realistischen Geschichtsschreibung als grundlegend angesehen werden. In der Tat kann die Archäologie durchgreifende Veränderungen in der menschlichen Wirtschaft und in den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen aufspüren und hat es bereits mit Erfolg getan. Diese Veränderungen sind in ihrer Art denjenigen ähnlich, die von der realistischen Geschichtsauffassung als die Triebkräfte historischen Wandels angesehen werden[50].“ Die Archäologie hat daher „als Teil der Geschichtswissenschaft ... trotz besonders gearteter Quellen die gleichen Aufgaben und Forschungsziele wie die Geschichtswissenschaft[51]“. Sie bestehen in der „Erforschung und Aufdeckung der Gesetze der Produktion, der Entwicklungsgesetze der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse, der ökonomischen Entwicklungsgesetze der Gesellschaft[52]“. Diese Auffassung von den Zielen der Urgeschichtsforschung und den Möglichkeiten ihrer Verfahren wird auch von F. Schlette[53] geteilt: „Die eigentliche Grundlage und das Wesen der Geschichte kann bereits durch die Auswertung unserer Quellen erfaßt werden.“

Die zweite Gruppe von Vertretern der Meinung, wonach Geschichte einfach mit menschlicher Existenz gleichzusetzen ist, finden wir im Umkreis der kulturhistorischen Völkerkunde. W. Koppers, der diesen Standpunkt besonders nach-

47) I. Sellnow, Zum Problem von Lokal- und Universalgeschichte in der völkerkundlichen Methodik. EAZ 2, 1961, S. 129.
48) W. Sellnow, Zur Kritik der bürgerlichen Ideologien im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland über die Entstehung von Gesellschaft, Staat und Recht (Referat). EAZ 2, 1961, S. 140.
49) F. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. 13. A., Berlin 1966, S. 32.
50) V. G. Childe, Der Mensch schafft sich selbst. Dresden 1959, S. 16.
51) K. H. Otto, Archäologische Kulturen und die Erforschung der konkreten Geschichte von Stämmen und Völkerschaften. EAZ 1, 1953, S. 1.
52) J. W. Stalin, Über dialektischen und historischen Materialismus. Berlin 1946, S. 28; zit. n. K. H. Otto, a. a. O.
53) F. Schlette, Zur Arbeitsweise der Urgeschichtswissenschaft. Wiss. Zs. Univ. Halle 1, 1951/52, ges. u. sprachwiss. Reihe 1, S. 83 ff.

drücklich vertreten hat[54], stellt im Anschluß an E. Bernheim fest, daß es unhistorische Völker nicht gebe[55]. Koppers sieht also kein Hindernis, Ethnologie und Prähistorie der Geschichte im landläufigen Sinn anzuschließen[56]. Zwar ist den beiden Wissenschaften die Ereignisgeschichte aus Mangel an schriftlichen Quellen verschlossen oder doch so gut wie unzugänglich, und deswegen bezeichnet sich der historisch arbeitende Ethnologe als „Kulturhistoriker". „Im Grunde steht dann hier natürlich kulturhistorisch doch für historisch überhaupt[57]."

Die Ergebnisse der kulturhistorischen Ethnologie versuchte O. Menghin für die Urgeschichte nutzbar zu machen. Wie schon der Titel seines Hauptwerks anzeigt, besteht für ihn kein Unterschied zwischen Urgeschichte und Geschichte. Die Urgeschichte bildet „den ersten zeitlichen Abschnitt der Universalgeschichte und damit zugleich den unentbehrlichen Grundstein aller historischen Einsicht". Unser Wissen von der Urzeit – das sich übrigens nicht allein auf die Archäologie stützen darf, sondern durch Ethnologie, Volkskunde, Linguistik u. a. ergänzt werden muß[58] – bedarf der Historisierung. Als den Weg dazu hat O. Menghin die Kulturkreisforschung vorgeschlagen und auch beschritten[59]. Unter Anwendung der Lehren der kulturhistorischen Schule der Völkerkunde schrieb er seine „Weltgeschichte der Steinzeit".

Die historische Völkerkunde ist in Opposition zum spekulativen Evolutionismus eines Morgan entstanden. Es ist aber nicht zu verkennen, daß das Kulturkreisschema selbst eine modifizierte evolutionistische Konstruktion darstellt[60], in der vom Menschen nur insoweit die Rede ist, als er als stummer Funktionär seiner Kultur die Stufen seiner vorgeschriebenen Bahn erklettert. So ist auch das Ergebnis von Menghins Hauptwerk ein Stammbaum früher Kultur, das den prätentiösen Titel „Weltgeschichte" keinesfalls verdient. Die Rechtfertigung für die Wahl des Namens ist wohl in der etwas gewaltsamen Logik zu suchen: wo Mensch, da Geschichte, und da wir nicht mehr von ihm in Erfahrung bringen können, nennen wir das wenige, das wir haben – nämlich die erhaltenen Reste seines materiellen Besitzes in systematischer Ordnung –, „Geschichte". Dieser Gedankengang ist es, der Prähistoriker und kulturhistorische Völkerkundler in die erstaunliche und zweifellos nicht von allen erwünschte Nachbarschaft zum Lager der Marxisten bringt. Dort hält man das Stufengerüst der typologischen Veränderungen im Rahmen des Dreiperiodensystems für eine Bestätigung der eigenen materialistischen Auffassung, wonach die ökonomischen Gegebenheiten den Gang der Dinge bestimmen. Freilich haben wir damit ebensowenig Geschichte in der Hand wie beim Kulturkreisschema. Der Mensch ist nur der Exponent eines universellen und unaufhaltsamen Prozesses. Als solcher ist er auswechselbar, das Ergebnis wäre mit der Hälfte der Menschheit, auch anderer Sprache und anderen Aussehens, dasselbe.

---

54) W. Koppers, Das Bild der Vorgeschichte bei Jaspers. Saeculum 2, 1951, S. 46 ff. – Der historische Gedanke in Ethnologie und Prähistorie. In: Kultur und Sprache. Wiener Beitr. z. Kulturgesch. u. Linguistik 9, 1952, S. 11 ff. – Der historische Gedanke in Ethnologie und Religionswissenschaft. Christus und die Religionen der Erde. Bd. 1, S. 79 ff.

55) W. Koppers, Der historische Grundcharakter der Völkerkunde. Studium Generale 7, 1954, S. 135.

58) W. Koppers, Ethnologie und Prähistorie in ihrem Verhältnis zur Geschichtswissenschaft. Anz. phil.-hist. Kl. Öst. Akad. Wiss. 25, 1951, S. 400 f.

57) A. a. 0. – Studium Generale, a. a. 0., S. 137.

58) O. Menghin, Urgeschichtliche Grundfragen. In: Historia Mundi 1, 1952, S. 234 f.

59) O. Menghin, Die Ergebnisse der urgeschichtlichen Kulturkreislehre. Neue Jahrbücher f. Wiss. u. Jugendbild. 11, 1935, S. 71 ff.

60) Was O. Menghin nicht entgangen ist. Vgl. Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931, S. 6 ff.

Die übereinstimmend weite Definition des Begriffs „Geschichte“ hat natürlich bei den beiden eben zitierten Richtungen verschiedene Voraussetzungen. Wenn nach Auffassung des historischen Materialismus „das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens“[61] ist und die Geschichte auf die immer und überall wirksamen ökonomischen Gesetze reduziert wird, kann sie nicht anders sein als allgegenwärtig. Auf der anderen Seite versteht die historische Ethnologenschule die Fähigkeit zur Geschichte als anthropologischen Wertfaktor (wobei bei ihren prominenten geistlichen Vertretern der Gedanke von Gotteskindschaft und Heilsgeschichte hereinspielen mag), die – „das Menschsein kann man nicht teilen“[62] – jedem Menschen eigen ist.

Zur theoretischen Begründung dieser Position wird immer wieder E. Bernheim[63] herangezogen, der die gleichmacherischen Tendenzen der Geschichtswissenschaft seiner Zeit vertrat, die den historischen Bestrebungen der Völkerkunde natürlich sehr gelegen kamen. Die positivistische Historiographie verzichtet auf jeden Versuch, eine Gesamtstruktur, einen übergreifenden Sinn in der Geschichte aufzufinden, da man darin ein Abgleiten in die Geschichtsmetaphysik romantischer Prägung hätte sehen können. Die umfänglichen Geschichtsdarstellungen, die seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts entstanden, enthalten sich der Wertung und sind bemüht, alle Tatbestände gleichmäßig zu erfassen. „Weltgeschichte ist die Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit“, lautet einer der Leitsätze in dem von H. F. Helmolt seit 1890 herausgegebenen Geschichtswerk, und demgemäß ist darin Urgeschichte, Völkerkunde und Geschichte, nach Kontinenten geordnet (beginnend mit Amerika!), verarbeitet. „ ... Im Positivismus des 19. Jahrhunderts (sollte) allen Menschen gleiches Recht werden. Geschichte ist, wo Menschen leben ... Überall auf der Erde fand sie statt. Negerkämpfe im Sudan lagen auf gleichem historischen Niveau mit Marathon und Salamis, ja waren vielleicht durch Massen an Menschenaufgebot bedeutender[64].“

Bernheim ist allerdings nicht immer ganz sinngemäß ausgelegt worden[65]. Wenn er sich gegen die „beschränkende Anschauung“ wendet[66], die „gewisse Zeiten und Völker als unhistorische gänzlich von der wissenschaftlichen Betrachtung ausschließen will“ und weiter schreibt: „Es gibt keine absolut unhistorischen Völker, meinen wir, die Konjunktur der Entwicklung kann plötzlich oder allmählich alles ändern“ –, dann heißt das, daß der Mensch virtuell zur Geschichte fähig ist, daß aber auch nach Auffassung Bernheims nicht immer und überall Geschichte war.

Bernheim wußte selbstverständlich auch um die Pflicht des Historikers zur wertenden Auswahl[67]. Nicht alles, was jemals geschah, ist auch Geschichte, lautet die vertraute Formulierung. Es begeben

61) F. Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. 7. A., Berlin 1964, S. 8.
62) W. Koppers, Saeculum 2, 1951, S. 50.
63) E. Bernheim, Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1908.
64) K. Jaspers, a. a. O., S. 16.
65) Die bei Koppers mehrfach zusammenhängend zitierten Sätze: „Unhistorische Völker gibt es nicht“ und „ .. . die Identität unserer Menschennatur ist das Grundaxiom jeder historischen Erkenntnis. Denn . . . gäbe es oder hätte es je gegeben ein Volk . . . das in anderer Logik dächte als wir, ... so würde uns die Geschichte desselben noch unzugänglicher sein, als die Begebenheiten in einem Bienenstock“ stehen bei Bernheim an verschiedenen Stellen. Die Beweisführung durch Vermengung disparater Begriffe (als ob Geschichte durch Logik begründet wäre) kann also Bernheim nicht angelastet werden.
66) E. Bernheim, a. a. 0., S. 46 f.
67) A. a. O., S. 5 ff. – Vgl. A. Meister, Grundzüge der historischen Methode. In: Grundriß der Geschichtswissenschaft, Leipzig 1913.

sich viele Dinge in der Welt, die unterhalb der Interessenschwelle des Historikers liegen. Die unübersehbare Zahl der Einzelvorgänge macht ihre totale Reproduktion unmöglich; außerdem sind sie gedanklich nicht zu bewältigen. Die Wahl der Fakten ist allerdings nicht frei, sie müssen vielmehr so ausgewählt werden, daß sie sich zu einer sinnvollen Aussage verbinden lassen. Die Folge von Tatsachen nimmt erst dann die Gestalt von „Geschichte“ an, „wenn ein sie alle verknüpfender Zusammenhang hervortritt“[68]. Das logische Medium historischen Erkennens ist der Bericht, der die aus den Quellen geschöpften Sachverhalte in sinnvolle Beziehung zueinander setzt und ihnen dadurch zugleich ihren historischen Stellenwert verleiht. „Die klärende Überlegung, die Vernunft, besteht hier in einer Erzählung. Gegenüber der reinen physikalisch mathematischen Vernunft gibt es also eine erzählende Vernunft. Um etwas – persönlich oder kollektiv – Menschliches zu verstehen, muß man eine Geschichte erzählen[69].“

Andererseits muß natürlich eine hinreichende Anzahl von sicher bezeugten Tatsachen zur Verfügung stehen, die sich zu einem sinnvollen Zusammenhang vereinen lassen. Was wir nicht wissen, ist bloße Vergangenheit. „Wir meinen mit dem Wort Geschichte die Summe dessen, was im Laufe der Zeit geschehen ist, soweit irgend unser Wissen davon reicht.“[70] Diesen paradoxen Tatbestand – er besagt, daß es eine vom erkennenden Historiker unabhängige Geschichte nicht gibt – weigern sich manche anzuerkennen. „Es geht nicht an“, schrieb O. Spengler[71], „Geschichte in dem Augenblick beginnen zu lassen, wo wir etwas von ihr wissen“. Spengler hat mit dem eben zitierten Versuch selbst ein Beispiel dafür erbracht, was herauskommt, wenn man die Lücken in der Überlieferung mit intuitiven Einsichten ausfüllt. Es trifft sicher zu, daß aus der Tiefe der Jahrtausende nur wenig zu uns gedrungen ist. Aber wir können, weil sich ohne unsere Kenntnis Ungeheures zugetragen haben mag, die Geschichte nicht zu einer Sammlung von Ahnungen und Gerüchten werden lassen. Der Ansturm der Seevölker auf Ägypten ist eine historische Tatsache, Megalithen und Urnenfelder sind archäologische Tatsachen, die megalithische Mission und die militärische Expansion der Urnenfelderleute sind nicht einmal Theorien, sondern lediglich Vermutungen unter mehreren möglichen. O. Spengler rettete seinen Standpunkt, indem er seine Geschichtsschreibung zur „schöpferischen Dichtung“ erklärte[72].

Die jeder historischen Arbeit auferlegten Beschränkungen machen sich begreiflicherweise in nur archäologisch zugänglichen Zeiten und Räumen besonders bemerkbar. Die Archäologie kann eben nicht unmittelbar geschichtliche Begebenheiten und Zustände vermitteln. Der Historiker hat durch eigene oder fremde Beobachtungen und Beschreibungen Zugang zu den Vorgängen, der Prähistoriker muß aus den Bodendenkmälern auf etwaige Ereignisse schließen, wobei er der wahrscheinlichsten Lösung den Vorzug zu geben gezwungen ist, obwohl er aus der Aktualität weiß, daß sich Geschichte keineswegs immer nach Vernunftgründen vollzieht, sondern daß oft das Unwahrscheinliche, ja das Widersinnige geschieht. Die Empirie des Prähistorikers reicht nicht so weit wie die des archivalischen Historikers. Die Tatsachen, über die der Prähistoriker unmittelbar verfügt, sind Fundtatsachen, und wenn er

68) Th. Litt, Die Wiedererweckung des geschichtlichen Bewußtseins. Heidelberg 1956, S. 199 f.
69) J. Ortega y Gasset, Geschichte als System, 2. Aufl. Stuttgart 1952, S. 67.
70) J. G. Droysen, Historik. Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. Hg. R. Hübner, München und Berlin 1937, S. 6.
71) O. Spengler, Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Die Welt als Geschichte, 1, 1935, S. 36.
72) A. a. O., S. 37.

eine über diese hinausweisende Aussage machen will, beruht sie auf Deutungen und Schlüssen.

Wir wissen einfach zu wenig etwa von den Menschen des Paläolithikums und des Neolithikums, um hier mit Berechtigung den Ausdruck „Geschichte“ anwenden zu können. Eine Gruppe unbekannter Größe von Menschen unbekannten Aussehens durchzog ein Gebiet von unbekannter Ausdehnung in einer Zeit von unbekannter Dauer. Die Unsicherheit unseres Wissens auch um einfachste Fragen ist von der Fachforschung auch schon registriert worden, jedoch ohne daß man daraus die Konsequenzen gezogen hätte. K. J. Narr schrieb ganz offen von der „Fragwürdigkeit einer nur an den Formen der Steinwerkzeugmanufaktur orientierten ‚Kulturgliederung‘[73]“ und das in einem Buch, das zu einem guten Teil der Aufklärung über die in Zweifel gezogene Materie gewidmet ist. In der Tat sind „Faustkeilkultur“ und „Moustérien“ systematische Begriffe, Bezeichnungen für nach rein formalen (und sogar in dieser Hinsicht anfechtbaren) Grundsätzen aufgestellte Fundeinheiten. Was sie in der ehemaligen Wirklichkeit bedeutet haben, bleibt dunkel[74]. Abgesehen von dieser unlösbaren Schwierigkeit auf der Erkenntnisseite, scheint für die Steinzeit nach den vorliegenden Erfahrungen die Ansicht von der Ungeschichtlichkeit primitiver Verhältnisse zuzutreffen. Was ist schon zu erwarten an Betätigungen von den frühen Menschen, als daß sie zwischen Geburt und Tod ihrer Erhaltung oblagen. Sie lebten ihren Tag, Wesen ewiger Gegenwart. Es ist einfach zu wenig, was an schöpferischer Aktivität auf eine der steinzeitlichen Epochen kommt, um auch nur einen Traum von Geschichte zu gestatten. Jahrzehntausende hat sich die Welt nur durch Klimaschwankungen geändert. Für die quartären Anfänge menschlichen Seins sind wirklich naturwissenschaftliche Betrachtungsweise und Entwicklungsdenken (mit Vorrang von physischer Anthropologie und Geologie vor der Artefakttypologie) eher zielführend. Natürlich hatte auch damals jedes menschliche Individuum sein Schicksal. Aber das ist ein anthropologischer Sachverhalt. Geschichte ist nicht die Summe von jedermanns Geschicken.

Man muß das nicht unbedingt negativ sehen. Geschichtlichkeit ist im Hinblick auf die Berufung des Menschen zur Wertverwirklichung eine indifferente Eigenschaft. Unter dem pessimistischen Aspekt der letzten Jahrzehnte gesehen: viele wären mit weniger Geschichte glücklicher und besser geworden.

Auf der anderen Seite haben die mit der Leistungsfähigkeit der Urgeschichtsforschung Unzufriedenen offensichtlich immer nur die urtümlichsten Verhältnisse vor Augen. (Ein Fehler, dem auch der Prähistoriker Hoernes erlegen ist, zweifellos aus Versehen, denn er wollte doch wohl kaum seine „Hallstattperiode“ in die Ethnologie münden lassen.) Dabei wird übersehen, daß das Fach „Urgeschichte“ dem Stoff, den Methoden und der Zielsetzung nach keineswegs einheitlich ist. Die Latèneperiode kann genausoviel Geschichtlichkeit beanspruchen wie die frühdynastischen Epochen Ägyptens und Vorderasiens. Die Hallstattkultur wird sich kaum in diesem Maß geschichtlich aufschließen lassen, aber man kann nun, im Besitz von Völkernamen und mit dem Wissen um die Geschichte der Mittelmeerländer, wenigstens in historischen Formen denken. Für

73) K. J. Narr, Kultur, Umwelt und Leiblichkeit des Eiszeitmenschen. Stuttgart 1963, S. 92.
74) F. Felgenhauer, Probleme der gegenwärtigen Altsteinzeitforschung. Beiträge Österreichs zur Erforschung der Vergangenheit und Kulturgeschichte der Menschheit (Symposion Wartenstein 1958). Wien 1959, S. 18. – K. J. Narr, Faustkeil, Handspitze und Schaber. In: Zur Ur- und Frühgeschichte Nordwestdeutschlands (Fschr. K. H. Jacob-Friesen), Hildesheim 1956, S. 33.

den Rest der vorchristlichen Jahrtausende in Europa haben wir als unmittelbare Quellen (zu deren Ausdeutung man natürlich auf andere Wissensgebiete übergreifen kann) nur Bodenfunde zur Verfügung. Manche Prähistoriker, darunter O. Menghin und K. H. Otto, haben in richtiger Einschätzung dieser heuristischen Enge die Forderung nach Mitarbeit anderer Disziplinen aufgestellt (bis zur Psychologie hat man das Programm erstreckt); dabei ist es geblieben. Es gibt kaum Anhaltspunkte für die Nachbarfächer, und die prähistorische Archäologie ist auf weite Strecken mit ihren Grabungsbefunden allein. In die Bronzezeit kommt noch bisweilen ein Lichtschimmer aus dem Orient, zur Steinzeit herrscht volle historische Dunkelheit.

Es besteht aber überhaupt kein Grund, die Arbeit an der prähistorischen Archäologie Europas, auf die viel Gelehrtenfleiß verwendet wurde und deren Erfolg feststeht, nur deshalb geringer zu schätzen, weil sie in eigener Sache nicht zur einwandfreien geschichtlichen Aussage vordringen kann. Andere Fächer, wie die klassische Archäologie und die Volkskunde, die teilweise oder ausschließlich mit Realien arbeiten, haben nicht nur nicht den Ehrgeiz, es der in vollem Umfang zur Verfügung stehenden Geschichte gleichzutun, sie distanzieren sich sogar davon als Wissensgebiet mit eigenen Zielen und Methoden. Ausgerechnet die prähistorische Archäologie mit absoluter Berichtsleere neben sich soll die volle historische Erhellung ihrer ungeheuren Zeiträume leisten können.

Als Ausweg aus dem Dilemma hat man der prähistorischen Archäologie die Kulturgeschichte als erreichbares Ziel gewiesen. Die Lösung ist zulässig, sie führt allerdings zu einem ziemlich dürftigen Ergebnis. Kulturgeschichte, wenn sie über die Beschreibung der Kulturgüter hinaus zur geschichtlichen Aussage fähig sein soll, kann ohne Geschehnishintergrund nicht bestehen. Eine Kulturgeschichte des Erdöls ohne Kenntnis von J. D. Rockefeller, vom Gran-Chaco-Krieg, von Shell und Esso, Ölscheichs, Suezkanal und Tankerflotten bleibt Geologie, und eine Kulturgeschichte des Tees, die von Chinesen, dem britischen Imperium und dem Aufstand von Boston nichts weiß, ist Botanik. Im Grunde führt die Aneinanderreihung kultureller Errungenschaften in zeitlicher Folge zurück zum Entwicklungsschema, zu einem Stammbaum menschlicher Fertigkeiten. Die Aufstellung von fiktiven „Kulturprovinzen“, die im Verhältnis der „Beziehung“ zueinander stehen, kann nicht darüber hinaushelfen, da Gegenstand wie Vorgang eingestandenermaßen historisch gänzlich unverbindlich, also sinnleer sind. Die Einsicht, daß Lengyel die Trichterbecherkultur beeinflußt und daß die Badener Kultur zwei Komponenten hat, sagt nur dem etwas, der die Spielregeln beherrscht.

Nun zwingt uns aber nichts, die historische Zielsetzung auch dort zu verfolgen, wo sie uns durch die Quellenlage verschlossen ist. Aus der wissenschaftlichen Tradition ist der prähistorischen Forschung ein Arbeitsfeld verblieben, auf dem sie unersetzlich ist und wo sie auch ihr legitimes Erkenntnisziel vorfindet. Im Rahmen der Anthropologie hat die Urgeschichtsforschung ihre wissenschaftliche Fassung erhalten und ihre ersten sicheren Ergebnisse erzielt. Freilich ist die damalige Richtung mit dem Weltbild des 19. Jahrhunderts inzwischen obsolet geworden. Wenn wir aber die Bezeichnung „anthropologisch“ der naturalistischen Sinnerfüllung entkleiden, unter der sie etwa ein Hoernes noch gebrauchte, und darunter das auf das Wesen der Menschen Bezügliche verstehen, soweit es auf dem Wege einer empirischen Wissenschaft erreichbar ist, haben wir auch für die historisch nicht näher bestimmbaren Tatbestände einen angemessenen Bezugspunkt gefunden. Auf diesem Gebiet wird man auch die nachbarliche Hilfe der Völkerkunde und Volkskunde wieder mehr zu

schätzen wissen. Wir wollen erfahren, wie der Mensch lebte, wie weit er an die Grenzen bewohnbarer Gebiete vordrang, was an handwerklichen Fähigkeiten, Fertigkeiten, Bräuchen und religiösen Vorstellungen vorliegt. Die hier angeschnittenen Sachverhalte können unter dem kulturhistorischen Aspekt nicht angemessen verstanden werden, weil der Geschehniszusammenhang fehlt, in den sie einst als Ursache, Wirkung oder Begleiterscheinung eingebettet waren. Wenn wir eine prähistorische Goldarbeit betrachten, geschieht das zunächst unter der unmittelbaren Einsicht, daß hier ein Mensch am Werk war. Wir wissen nicht, wie das Stück zustande kam, wissen nichts vom Schicksal des Bestellers, des Besitzers oder des Volkes, dem beide angehörten. Wir können auch nicht sagen, unter welchen Umständen der Goldfund an seinen Verwahrungsort kam, oder höchstens dunkle Vermutungen über unruhige Zeit hegen. Wir können aber mit Sicherheit konstatieren, daß der Mensch im Spätneolithikum oder in der Bronzezeit in der Lage war, Goldarbeiten in der durch den Fund bestimmten Art zu verfertigen, sowie Traditionen und Werkstattbeziehungen untersuchen. Das ist anthropologisch gedacht. Der Historiker erforscht Abläufe, wie er sie empirisch erfassen kann. Unter dem anthropologischen Gesichtspunkt sucht man das wesentlich Menschliche, sei es in typischen Verhaltensweisen, sei es an den Grenzen menschlicher Fähigkeit. „Der Deutungswert der ethnographischen Tatsachen liegt also in erster Linie auf kulturtheoretischem, soziologischem, psychologischem und kulturanthropologischem Gebiet. Sie machen uns bekannt mit der Vielfalt ‚menschenmöglicher' Gestaltungen des gesellschaftlichen, rechtlichen und religiösen Lebens[75]." Diese Gedanken lassen sich ohne weiters auch auf prähistorische Verhältnisse anwenden. Die Arbeitsweise der Urgeschichtswissenschaft wird dadurch nicht berührt, man darf sie nur nicht als Historiographie verstehen wollen. Das soll nun aber auch wieder nicht heißen, daß von der Bronzezeit an alle Bindungen zur Geschichte gelöst werden müssen. Im Gegenteil, die Urgeschichte liefert der allgemeinen Geschichte fundamentale und unersetzliche Einsichten. Wenn auch z. B. eine Geschichte der Steinzeit unmöglich ist, so ist doch die Steinzeit als solche im Rahmen des gesamten Geschichtsverlaufs unbestreitbar ein historisches Phänomen.

---

75) W. E. Mühlmann, Die Ethnologie und die Geschichte. In: Homo Creator, Wiesbaden 1962, S. 278.

Zum Kulturbegriff in der Urgeschichtswissenschaft

Zeit seines Wirkens als Forscher und Lehrer hat sich der Jubilar auch mit der Theorie des Faches beschäftigt, was in seinen Schriften deutlich zutage tritt (siehe Literaturverzeichnis unter PITTIONI). Auch in seinen Vorlesungen war immer wieder Grundsätzliches eingeflochten, wobei ihm besonders an der sachgerechten Gliederung des Fundstoffs, vor allem also an der Definition von Begriffen wie „Kultur", „Gruppe" und „Typus" gelegen war. Das ist der Anlaß für die folgende Studie.

Ungefähr zur gleichen Zeit – und nur aus diesem zufälligen Anlaß zum Vergleich herangezogen – sind drei Arbeiten erschienen, die in ganz verschiedener Weise zum Thema Stellung beziehen und das sollte Grund zum Nachdenken sein. J. LÜNING (1972) hat dem „Kulturbegriff im Neolithikum" eine Studie gewidmet. Für ihn dient der „Begriff Kultur ... in der praktischen Neolithforschung zur Bezeichnung einer höheren Klassifikationseinheit in einem chronologischen Gliederungssystem. Er umfaßt innerhalb seines zeitlich-räumlichen Geltungsbereiches, der anhand der Keramik definiert wird, sämtliche erkennbaren Kulturerscheinungen ... Dieser Kulturbegriff eignet sich also für ganz bestimmte Aufgaben und nur für diese. Er gibt im Rahmen des heutigen Wissenstandes vollständige Auskunft über die zeitliche Gliederung des Fundstoffes. Er besagt wenig für seine räumliche Gliederung, und er leistet fast nichts für die kombinierte Betrachtung beider Aspekte, für eventuelle funktionelle Beziehungen zwischen den einzelnen Kulturelementen und -bereichen, für das Verhältnis zu politischen, sozialen, religiösen, militärischen, wirtschaftlichen und anderen Kategorien der neolithischen Menschen. Hierüber muß man sich im klaren sein, wenn man das Neolithikum unter anderen als chronologischen Aspekt betrachten will und sich dabei fälschlicherweise der Kulturen als scheinbar vorgegebener Größen bedient. Sie stellen nicht mehr als Teile eines chronologisch-terminologischen Systems dar und dürfen dabei keinesfalls überfordert werden."

Trägt bei Lüning der Kulturbegriff rein formalen Charakter, ist er für andere eine Realität. L. S. KLEJN (1971), der mit der Darstellung der Geschichte des Problems den Gegensatz zwischen der subjektiven und der objektiven Richtung anschaulich herausgearbeitet hat, bekennt sich zur Objektivität. Die archäologische Kultur ist zwar inhaltlich nicht näher bestimmbar – die Übereinstimmung z. B. mit einem Ethnos hält Klejn für überflüssig und kaum beweisbar –, sie ist aber dennoch eine objektive Größe. Die Einheit wird auf inter-

Festschrift für Richard Pittioni zum siebzigsten Geburtstag.
I Urgeschichte. Achaeologia Austriaca Beiheft 13, Wien 1976, 3-6

subjektiv-objektivem Weg durch die Übereinstimmung der Forschungsergebnisse bei der Materialanalyse gestiftet, die demnach auf objektiven Kriterien beruht. Klejn verweist auf die Fehler bei der Zusammenfassung von Materialgruppen, untersucht, welche Formen von Beziehungen im archäologischen Material existieren und gibt ein „Schema der logischen Struktur des Begriffs ‚Archäologische Kultur' ".

Optimistischer als Lüning betrachtet J. Bergmann (1972) im gleichen Band der Prähistorischen Zeitschrift das archäologische Material vom Standpunkt seines bronzezeitlichen Arbeitsgebiets. Er hält Kulturkreise – eine günstige Quellenlage vorausgesetzt – nicht nur für reale Größen, sondern auch für inhaltlich bestimmbar. Mit Hilfe einer Betrachtungsweise, die er als funktionalistisch verstanden wissen will, unternimmt er es, aus dem archäologischen Material politische Gruppen von Stammescharakter nachzuweisen. Darin sieht er das eigentliche Ziel der Forschung, sofern Vorgeschichte den Anspruch aufrechterhalten will, Geschichte zu sein. (Die Anhänger dieser Richtung, die sich auf eine lange Tradition berufen können, übersehen dabei freilich, daß das bloße Wissen von der Existenz einer ethnischen Einheit, selbst wenn wir sie mit Namen versehen können, noch keine Geschichte ausmacht.)

Mit diesen kurz skizzierten Arbeiten erfassen wir zugleich drei typische Standpunkte gegenüber Kulturen, die ausschließlich nach archäologischen Funden begrenzt wurden. „Kultur" kann eine rein systematische Einheit sein, sie kann aber auch als Realität verstanden werden, und zwar mit oder ohne einen bestimmten Inhalt. Die Objektivität wird durch sachgerechte Materialbehandlung gewährleistet, Klejn spricht sogar von „logischer Struktur". Die erste Position wird heute, allerdings meist unbewußt, vom Großteil der Prähistoriker eingenommen; sie ist freilich mit dem Verzicht verbunden, im archäologischen Material einen direkten Zugang zur Geschichte zu finden (Angeli 1970a). Selbst in der mit Informationen verhältnismäßig reich versehenen Hallstattperiode kann Kultur nicht mehr bedeuten, als eine Konstruktion (Angeli 1970b). Sie ist – nun auf das Neolithikum bezogen – „kein echtes historisches Gebilde, sondern eine Fiktion ... , welche von den Archäologen zum Zwecke der Annäherung an historische Erkenntnisse den Rang einer Ordnungsgröße erhalten hat. (Insoweit ist die archäologische Kultur durchaus ein reales Gebilde.) Im Hinblick auf ihre wissenschaftssystematische Funktion darf die archäologische Kultur nur als Mittel zum Zweck verwendet werden, sie ist also kein Endzweck der archäologischen Forschung" (Behrens 1973).

Die anthropologischen Einzelwissenschaften verwenden den Kulturbegriff in seinem weitesten Umfang. Er bedeutet, grob gesagt, alles vom Menschen Geschaffene. Daneben soll der Begriff in seinem von der archäologischen Forschung am häufigsten beanspruchten Sinn auch eine real existierende Gemeinschaft bezeichnen, die in allen Lebensbereichen durch die gleiche Einstellung zu den Dingen und durch gleiche Gepflogenheiten verbunden ist. Daß das nicht ohne weiters geht, zeigt schon ein Blick in die Aktualität, wenn etwa von österreichischer, deutscher, französischer oder europäischer Kultur die Rede ist. Vollends fragwürdig wird der gruppenscheidende Kulturbegriff in der Urgeschichte, wo er von erhaltenen Objekten – meist des täglichen Gebrauchs – abgeleitet ist. Zweifellos haben die Übereinstimmungen, die uns die Aufstellung von systematischen Fundeinheiten ermöglichen, ihre Ursachen. Es läßt sich aber keine Regel angeben, wofür so eine Einheit repräsentativ ist.

Nun läßt sich behaupten, das die Einheit stiftende Prinzip wäre genug. Das, was die systematische Ordnung ermöglichte, ist die Kultur, auch wenn sie nur in dem durch die Zufälligkeit der Erhaltungsbedingungen verbliebenen Ausschnitt sinnfällig wird. Das Verhältnis zum Menschen

ist grundsätzlich unerkennbar, aber auch unerheblich. Das Werden und Vergehen der Kulturen und ihre gegenseitige Beeinflussung machen bereits das Eigentliche der Urgeschichte aus.

Das Problem, wieweit man dem Standpunkt einer Urgeschichte ohne Menschen beitreten kann, soll hier unerörtert bleiben. Davor steht die Frage, ob man bei undefinierten Formaleinheiten nicht mit Disparatem hantiert. Besonders deutlich stellt sie sich vor den fast ausschließlich aus Steinen und Keramik gebildeten Kulturen und Gruppen der Steinzeiten. Vergleicht man diese mit denen der Eisenzeit, so zeigt sich, daß innerhalb der Urgeschichtsforschung verschiedene Sprachen gesprochen werden.

Vor der Entscheidung, ob urgeschichtliche Forschung in unverbindlicher Materialstatistik aufgehen soll oder ob das Verhältnis der archäologischen Kulturen mehr zu besagen hat als die Relation zwischen Beduine und Petunie muß der Versuch einer Anthropologie unserer urgeschichtlichen Vorfahren stehen, für die es durchaus Ansätze gibt.

Hat man den Vorzeitmenschen einst nur als Produkt der natürlichen Entwicklung gesehen mit der seinem Stadium zugemessenen Intelligenz, wurde er später zum ehrwürdigen Ahnherrn, klüger und edler als alles, was später die Zivilisation an verweichlichten Geschöpfen hervorbrachte. Wir sprechen nun von Bauern und Fürsten, von Reichtum und Handel, wissen aber auch, daß selbst der hehre Hallstätter Darmwürmer und Läuse zu erdulden hatte und haben höchst rezente Beobachtungen dafür, wie sich das Leben in den Lehmhütten unterentwickelter Gebiete abgespielt hat. Sobald von dieser Seite her die theoretischen Grundlagen formuliert sind, wird das Problem der Realität archäologischer Kulturen einiges von seinem Gewicht verloren haben.

Literatur

W. Angeli, Urzeit und Geschichte. MAG 100, 1970, 116 ff.

W. Angeli, Die Erforschung des Gräberfeldes von Hallstatt und der Hallstattkultur". In: Krieger und Salzherren, Mainz 1970, 24.

H. Behrens, Die Jungsteinzeit im Mittelelbe-Saale-Gebiet. Berlin 1973, 18.

J. Bergmann, Ethnos und Kulturkreis. PZ 47, 1972, 105 ff.

L. S. Klejn, Was ist eine archäologische Kultur? EAZ 12, 1971, 321 ff.

J. Lüning, Zum Kulturbegriff im Neolithikum. Prähist. Zeitschrift 47, 1972, 145 ff.

R. Pittioni, „Evolution“ und „Revolution“, Bemerkungen über den Kulturablauf der Urzeit. Monumenta Serica 7, 1941, 393-413.

R. Pittioni, Historischer Ablauf und urgeschichtliche Terminologie. Österr. Akad. . Wissensch. Anzeiger phil. hist. Klasse 1950, 57-70.

R. Pittioni, Urzeitliche Kulturveränderungen als historisches Problem. Österr. Akad. d. Wissensch. Anzeiger phil. hist. Klasse 1952, 161-173.

R. Pittioni, Urgeschichte und Völkerkunde. Arch. Austriaca 14, 1954, 78-83.

R. Pittioni, Vom geistigen Menschenbild der Urzeit. Wien 1952.

R. Pittioni, Das Grundkeramikum, eine Spiritualmodifikation. Österr. Akad. d. Wissensch. Anzeiger phil. hist. Klasse 1955, 6-13.

R. Pittioni, Die Geschichtlichkeit des urgeschichtlichen Menschen. Wissenschaft und Weltbild 17, 1964, 125-133.

R. Pittioni, Bemerkungen zu einer „Theorie der schriftlosen Geschichte“. Anthropos 64/64, 1968/69, 7-15.

Zur Logik von ethnologischer Kulturhistorie und Urgeschichte

Zusammenfassung

Die kulturhistorische Ethnologie im Sinne von W. Schmidt sieht den Geschichtsverlauf letztlich von der Natur her bestimmt. Umwelt und Klima determinieren Wirtschaft und Gesellschaft, während diese wieder auf Charaktereigenschaften und Verhalten der Menschen gestaltend einwirken. Obwohl in ausdrücklicher Opposition dazu entstanden, stellt die „Kulturkreislehre" eine differenziert-evolutionistische Weiterführung des generellen Evolutionismus eines Morgan dar, von dem sie auch gewisse Grundsätze und Begriffe übernommen hat (vergleichende Methode, beschränkte Zahl und Konservatismus der Kulturphänomene u. a.).

Der Urgeschichte liegt demgegenüber die Vorstellung einer immanenten Entwicklung zugrunde, nachdem sich die ursprünglich angenommene Abhängigkeit von der biologischen Entwicklung des Menschen spätestens vom Jungpaläolithikum an als haltlos erwiesen hat. Im Bestreben, sich der Geschichtsschreibung anzunähern, werden den wie bei der Kulturkreislehre quantitativ aufgefaßten Kulturen, d.h. den lokalen Spielarten in den verschiedenen Stadien der Entwicklung, nicht näher definierte Ethnien unterlegt, die man sich nach immer denselben Prinzipien gebildet vorstellt. Da von den fiktiven Einheitsethnien allein ausgesagt werden kann, was im archäologischen Material liegt, treten sie nur als Exponenten eines universellen Zivilisationsprozesses in Erscheinung, der sich nach eigener Gesetzlichkeit vollzieht. Für die rein archäologische Urgeschichtsforschung bleibt der pragmatische, aus individuellen Tatsachen hervorgehende Kultur- und Geschichtsverlauf ebenso außerhalb des Blickfeldes wie bei der Kulturkreislehre.

* * *

Völkerkunde und Urgeschichte haben eine lange gemeinsame Geschichte hinter sich. Beide haben zu ihrer Konstituierung als Wissenschaften entscheidende Impulse aus dem naturalistischen Denken des 19. Jahrhunderts erfahren, gemeinsam wurden sie in den Anthropologischen Gesellschaften betrieben, beide haben ihre Abkehr von Evolutionismus durch eine Wendung zur historischen Fragestellung vollzogen. Mit diesem Schritt war zugleich die Trennung eingeleitet; die Fächer gin-

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 111, 1981, S. 1-5

QUELLE

gen fortan ihre eigenen Wege. Verbindend blieb das Forschungsobjekt, die frühen und urtümlichen Kulturen.

Die „Kulturkreislehre“ aus der Sicht von P. W. Schmidt ist im Ansatz idealistisch (Handeln des Menschen wohl „in den Bahnen gewisser Motive“, aber grundsätzlich freier Wille; die Welt steht göttlichem Wirken offen). Die Ethnologie hat „die Entwicklung des Geistes und der durch den Geist geleiteten äußeren Tätigkeit des Menschen im Völkerleben zum Gegenstande“. Die weitere Durchführung der Lehre ist jedoch naturalistisch gefärbt (Grenzen des freien Willens in der Veranlagung; Determinanten der Kulturentwicklung: geografische Lage, Klima, natürliche Umgebung, Kumulation großer Menschenmassen, Verkehrswege).

W. Schmidt geht davon aus, daß es nur eine beschränkte Zahl von Kulturmodellen gibt. Ihre Schöpfungen werden durch Übertragung (Kontakt, Nachahmung, Wanderung) verbreitet, haben lange Lebensdauer und waren noch in jüngster Vergangenheit bei rezenten Naturvölkern zu beobachten. Die Verteilung der Kulturformen ist nicht regellos; es lassen sich ständig wiederkehrende Objektivationen beobachten, die als konstitutive Merkmale aufgefaßt werden (Kulturelemente). Gleichartige und typische Merkmalskombinationen werden nach methodischer Prüfung (Kulturelemente aus möglichst allen Kulturbereichen, Form- und Quantitätskriterium) unter der Annahme eines inneren Zusammenhanges zu einem Kulturkreis vereinigt. Auf die Kulturkreise der Urstufe mit Jagd- und Sammelwirtschaft folgen die drei Kulturkreise der Primärkulturen: der vaterrechtlich-totemistische (höhere Jagd, hochstehende Kunstübung, Handwerk, Handel, Grundlage zur späteren Stadtkultur), der mutterrechtlich-agrarische (Grabstock- und Hackbau, Individualeigentum der Frau an Grund und Boden, Töpferei, Flechten, Weben, Grundlage der Dorfkultur) und der Kulturkreis der Hirtennomaden (Zucht von Herdentieren, patriarchale Großfamilie, soziale Abstufung, Scheu vor körperlicher Arbeit; die sozialen und geographischen Bedingungen der Steppe begünstigen die Entwicklung von Fähigkeiten zur Begründung von Großreichen).

Die Primärkulturen vollzogen den Schritt von der Sammel- zur Produktionswirtschaft. Das geschah in drei verschiedenen Richtungen „... an dazu besonders geeigneten Stellen der Erde selbständig in weitgehender Isolierung voneinander“. Es gestalteten sich eigene Kulturkreise, „deren jeder eine eigene Kultur mit nur ihr eigentümlicher Wirtschaft, sozialer Gliederung, Lebens- und Kunststil, Denkweise und Religion hervorbrachte. Mit jeder dieser drei Kulturen gelangte sicherlich wenigstens in der ersten Zeit auch eine besondere Rasse zur Ausbildung“.

Die Urkulturkreise, „der vaterrechtlich-totemistische der höheren Jäger und der mutterrechtliche der primitiven Hackbauer verbreiteten sich während des ganzen Paläolithikums teils unvermischt, teils in mannigfachen Vermischungen miteinander langsam“ über die Welt. „In politischer Hinsicht war die Entwicklung nicht über kleinere Stadt und Dorfstaaten hinausgegangen; wo der totemistisch-vaterrechtliche und der agrarisch mutterrechtliche Kulturkreis sich verbanden, dort entstanden Städte mit einer Landgemarkung im Umkreis. Es kam dann wohl auch dazu, daß eine dieser Städte die anderen überragte und so einen gewissen Einfluß auf die übrigen ausübte. Solchergestalt waren die kleinen Staaten beschaffen, die zuerst im Euphrat-Tigrisland und an den Ufern des Nils sich bildeten“. Als die Hirtenvölker, die sich während des ganzen Paläolithikums durch natürliche Schranken von den anderen getrennt entwickelt hatten, sich „in Bewegung setzten zu ihren Wanderungen, kamen sie mit diesen kleinen Staatsgebilden in Berührung und nötigten sie zu Großstaaten zusammen, die allein sie zu überschauen und zu regieren die seelische Begabung erworben hatten ... “.

Im Grunde ist das der Entwurf einer frühen Weltgeschichte unter Verwendung ethnographischen Materials. Die Bildung und Verbreitung der Kulturkreise werden als geordneter, weltumspannender Prozeß aufgefaßt (Schmidt – Koppers 1924 und Schmidt 1946-1949).

Demgegenüber scheint die Urgeschichte frei von einer Theorie des historischen Gesamtverlaufs rein induktiv den kulturgeschichtlichen Erscheinungen in zeitlicher Ordnung nachzugehen. Sie kennt viele Fundgruppen und Formenkreise, die einander nach verhältnismäßig kurzer Dauer ablösen. Ihre Zahl ist nicht beschränkt; durch Grabungen und Neuordnungen entstehen laufend neue. Diese Formengruppen betrachtet die Prähistorie nicht als lokalen Effekt autonomer Werkentwicklung, sondern als Niederschlag von Vorgängen, als historisch relevante Größen. Die Vorstellung ist nur sinnvoll unter der Voraussetzung, daß die Schöpfer der Denkmäler, die sich uns nach Form und Vergesellschaftung als zusammengehörig zu erkennen geben, in eben diesen von uns gestifteten Fundeinheiten zur Gänze, differenziert und abgrenzbar zum Ausdruck kommen. Die Prähistoriker streben daher nach ethnischer Fixierung. Die Fundgruppe wird entweder offen mit einem Ethnos gleichgesetzt oder es geschieht unausgesprochen auf dem Umweg über den archäologischen Kulturbegriff (Sangmeister 1967), der zwar nur eine Umwandlung des Formenkreises mit quantitativer Argumentation (Häufigkeit und Dichte der Fundkombinationen in einem begrenzten Gebiet) darstellt, aber mit objektiven Funktionen ausgestattet ist (Entstehung, Ausdehnung, Verfall, Aufnahme von Kontakten). Aus der rein formalen Zuordnung zu einem (unbestimmten) Ethnos leitet man die logische Berechtigung ab, die Formenkreise auf einer Begriffsebene miteinander in Beziehung zu setzen.

Nun ist aber das Ethnos ein variables Sozialgebilde (Mühlmann 1964: 56 f.). Das bringt schon die ursprüngliche Weisheit des Wortes in der Herkunftssprache zum Ausdruck, wonach „*Ethnos*“ Volk, Stamm, Nation, Schar, Haufe, Klasse, Sippe und Geschlecht bedeuten kann. K. Wernhart faßt Ethnos als Rahmenbegriff auf (Wernhart 1979). Die Ethnosbildung vollzog sich im Laufe der Jahrtausende immer wieder, aber der Vorgang läßt sich nicht auf stets gültige Prinzipien reduzieren (Baumann 1954; Wenskus 1961: 113 ff.; Girtler 1981). Es handelt sich eben um historische, d.h. nicht regelhaft erfaßbare Prozesse, was mit sich bringt, daß sich die Kultursphären (wie etwa Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Gesellschaft, Brauchtum, Sprache, Recht, Moral, Wirtschaft, Ergologie und Technologie) nicht ethnosspezifisch zur Deckung bringen lassen (Wenskus 1961: 124 ff.; Sangmeister 1967: 240). Da Kulturbereiche und Ethnos in je verschiedener Konstellation historische Realität gewinnen, kann nicht von einem auf das andere geschlossen werden. Kultur als historische Größe ist nur im lebendigen Vollzug durch das Ethnos zu erfassen. Die Völkerkunde hat das in Opposition zur Kulturkreislehre zum Grundsatz erhoben (Wernhart 1979: 177; Girtler 1981).

Die Urgeschichte muß sich bei Auswertung ihres Materials der Tatsache bewußt bleiben, daß sie kein lebendiges Kollektiv vor sich hat und daß kein Kulturbereich, am allerwenigsten der materielle, als ausschließliche Funktion einer bestimmten Art von Ethnos gelten kann. Die Annahme einer festen Korrelation zwischen materieller Kultur und Ethnos führt manche Autoren in die Versuchung, die Interpretation eines Fundes mit der Sicherheit eines historischen Berichtes vorzutragen: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich“ (beim Fund von Vettersfelde) „um die Ausstattung einer bedeutenden Persönlichkeit unter den Angreifern (Skythen) gehandelt hat. Diesen Fund betrachte ich als eine Beute, die in allernächster Umgebung einem Getöteten oder Verwundeten (wahrscheinlich einem der Führer) abgenommen und nachträglich in der Lausitzer Siedlung

verwahrt wurde. Die Existenz eines fremden Grabes schließe ich aus, denn im skythischen Milieu wurden die verstorbenen Stammesangehörigen, insbesondere bedeutende Persönlichkeiten, niemals in fremder Erde bestattet. Auch schließe ich aus, daß es sich um ein Geschenk für einen Lausitzer Machthaber gehandelt haben könnte, desgleichen die Annahme, daß diese Gegenstände zur Ausstattung einer bedeutenderen Persönlichkeit der thrakischen Welt gehörten" (Bukowski 1977: 260).

„Das ist", könnte auf gleicher methodischer Basis ein Andersgesinnter sagen, „zweifellos unrichtig. Wahr ist vielmehr, daß ein skythischer Herr auf Besuch bei seiner Tochter, nachdem er beim Gastmahl des Schwiegersohnes von Kriegstaten erzählt und dazu auch wie ein Held getrunken hatte, nächtens unter der Last eines schwerbeleibten Mahrs auf seiner Brust das Leben auskeuchte. Die bedrängten Verhältnisse schlossen die Überführung in die Heimat, aber auch ein anständiges skythisches Begräbnis am Ort aus; weder Knecht noch Mundschenk oder Roß, nicht einmal eines seiner Weiber hätte man beilegen können. Da zudem der nächtliche Würger nur zu deutlich seine Male auf dem entstellten Antlitz hinterlassen hatte, entschloß man sich, den Leichnam zu verbrennen und die Asche den Winden zu lassen. Die reiche Ausstattung aber wurde zur beliebigen Verfügung des Besitzers der Erde überantwortet".

Auch ausführliche Vergleiche mit überlieferter Geschichte können zur Verifizierung einer Materialinterpretation nichts beitragen. Daß das Reich Gottes einem Senfkorn gleicht, stärkt nur die Überzeugung derer, denen das Gottesreich bereits Gewißheit ist. Manche Archäologen sind aber mit ihrem Material so vertraut, daß sie ihre Fund-Sachen schon für Tat-Sachen halten (Pittioni 1977; Eibner 1980; Pauli 1975: 199, Amulettglaube: Schluß aus kulturmorphologischen Theorien. Über die Amulette gerät das anschauliche Zeitgemälde aus dem 16. und 17. Jahrhundert Europas, „dessen direkte Übertragung ... nicht statthaft ist", wieder unter die Beweismittel der Theorie für die Ursachen einer Krise des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. – Pauli 1978: 475 f. u. 1980 – einer Theorie übrigens, von der man sich, weil glänzend dargelegt, nur schwer wieder trennen wird). Zu einem aussagefähigen Sinngebilde wird der Fund erst durch die Deutung. Eine Deutung stammt jedoch nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem subjektiven Erleben: ihr können mit gleicher logischer Berechtigung andere subjektive Meinungen entgegengestellt werden. Die Geschichte, deren Darstellungsform von prähistorischer Seite angestrebt wird, ist eine empirische Wissenschaft und stützt sich, soweit angängig, auf überprüfbare Erfahrungen. Die Fundinterpretation hat ihren guten Platz in der archäologischen Analyse. Als Bestandteile von historischer Tatsachenverknüpfung kommen Deutungen, da stets ungewiß, nicht in Betracht.

Die Kulturkreislehre nach W. Schmidt betrachtet ihre aus rezenten Verhältnissen abgeleiteten idealen Kulturmodelle als Inhalt der Geschichte. Die Kultur wird von den Menschen getrennt gesehen. Determiniert nur durch Naturbedingungen tritt sie als selbständige Kraft auf. In einmal angenommener Form erfaßt sie ganz verschiedene Ethnien über lange Zeit und weite Räume. Der Mensch tritt nur als Exponent des die ganze Welt umfassenden Kulturprozesses auf, für den die Ethnien als individuelle, selbstgestaltete Gebilde (soweit sie nicht im Kulturkreisschema kanonisiert sind), belanglos bleiben. Die historische Relevanz der im Laufe von Jahrzehntausenden auftretenden Menschengruppen besteht in ihrer Zugehörigkeit zum Kulturkreis. Das System der Kulturkreise ist zugleich die Weltgeschichte.

Die Urgeschichte identifiziert ihre statistisch gewonnenen Materialeinheiten mit fiktiven Ethnien. Da wir von diesen positiv nichts weiter aussagen können, als

die aus den Funden abzuleitenden Eigenschaften, werden die Ethnien den Formenkreisen angepaßt; das System der Bodenfunde wird zu ihrer Geschichte. Die Ordnung der Materialien wird mit der Wirklichkeit gleichgesetzt, die Methode mit dem Vorgang verwechselt. Das Schicksal der prähistorischen Kulturen liegt bis zur Eisenzeit im Dreiperiodensystem beschlossen.

Die Völkerkunde steht der ethnologischen Weltgeschichte seit langem ablehnend gegenüber (Müller 1981; Wernhart 1981). Die Reformation durch die *Ethnohistorie* (Hirschberg 1977; 1981) läßt nur kritisch gesicherte empirische Daten gelten (Wernhart 1981: 234 ff.). Der Rückzug auf die positive Erfahrung bringt eine Beschränkung auf Einzeluntersuchungen mit sich. Dieser will K. Wernhart (1977) mit einem „Konzept einer Kulturgeschichte" begegnen, was zu einer fruchtbaren Diskussion unter den anthropologischen Disziplinen führen wird.

Der Urgeschichte ist es aus Mangel an anderen Zugängen zur Vergangenheit nicht möglich, ihre Arbeitsweise grundsätzlich zu ändern. Die Ethnohistorie hat das Ethnos leibhaftig vor sich und bleibt mit der Quellensequenz empirisch am Gegenstand ihrer Forschung. Die prähistorische Archäologie kann aus eigener Kraft nicht zu geschichtlichen Einsichten im vollen Sinne des Wortes gelangen (Wenskus 1961: 113 ff.; Angeli 1970 und 1978). Wenn die Urgeschichte archäologisch auf Geschichtskörper schließt, verfällt sie zwangsläufig in die Beziehungsforschung (archäologische Typen und ethnologische Kulturelemente sind nach Bildung und Anwendung identische Begriffe), die, wie bei der kulturhistorischen Völkerkunde, zu leeren Systemeinheiten führt. Wo jedoch Anhaltspunkte zur Tatsachenverknüpfung gegeben sind wie in Frühgeschichte und Landeskunde, können prähistorische Befunde sehr wohl zur Geschichte beitragen. Schließlich kann die Urgeschichte die großen Schritte der Zivilisation mit allen ihren Verzweigungen im wirtschaftlich-technischen Bereich durch die Jahrtausende verfolgen, wie auch durch verfeinerte Grabungsmethoden immer wieder neue und unbekannte Züge menschlichen Gehabens ausfindig machen (Sangmeister 1967: 244), was ihr als anthropologische Disziplin eine unersetzliche Funktion unter den Geisteswissenschaften sichert.

Literatur

Angeli, Wilhelm, 1978: Besprechung von H. Kühn, Geschichte der Vorgeschichtsforschung. MAGW 108: 207 ff.

— 1970: Urzeit und Geschichte. MAGW 100: 116 ff.

Baumann, Hermann, 1954: Ethnologische Feldforschung und kulturhistorische Ethnologie. Studium Generale 7: 151 ff. – Zit. aus: Schmitz, C. A. (Hrsg.): Historische Völkerkunde. Frankfurt/M. 1967.

Bukowski, Zbigniew, 1977: Bemerkungen zum Charakter der sog. skythischen Funde im Grenzgebiet von ČSSR, DDR und Polen. Arbeits- u. Forschungsber. z. sächs. Bodendenkmalpflege 22: 247 ff.

Eibner, Clemens, 1980: Die Mehrfachbestattung aus einer Grube unter dem urnenfelderzeitlichen Wall in Stillfried an der March, NÖ. Fschgn in Stillfried 4: 107 ff.

Girtler, Roland, 1981: „Ethnos" und soziale Gruppe. Ungedr. Ms.

Hirschberg, Walter, 1977: Die „Wiener Arbeitsgemeinschaft für afrikanische Kulturgeschichte" (WAFAK) in den Jahren 1930-1932. Wiener ethnohist. Blätter 13.

— 1981: Ethnohistorie und Urgeschichte. Im Druck f. Fschr. Hampl, ArchA 1982.

Mühlmann, Wilhelm, Erich, 1964: Rassen, Ethnien, Kulturen. Moderne Ethnologie. Soziologische Texte, Bd. 24, Berlin. Zit. n. Wernhart 1979.

Müller, Klaus, E., 1981: Grundzüge des ethnologischen Historismus. In: Schmied-Kowarzik, W. u. J. Stagl (Hrsg.), Grundfragen der Ethnologie. Berlin.

Pauli, Ludwig, 1975: Keltischer Volksglaube. München.

— 1978: Der Dürrnberg bei Hallein III. München.

— 1980: Das keltische Mitteleuropa vom 6. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. In: Die Kelten in Mitteleuropa. Katalog der Salzburger Landesausstellung in Hallein.

Pittioni, Richard, 1977: Bemerkungen zur religionshistorischen Interpretation des Verwahrfunds von Letniza, Bezirk Loveč, Bulgarien. Sb. phil.-hist. Kl. Öst. Ak. Wiss. 321. Bd.

Sangmeister, Edward, 1967: Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18.

Schmidt, Wilhelm, 1946-1949: Rassen und Völker in Vorgeschichte und Geschichte des Abendlandes. 3 Bde., Luzern.

Schmidt, Wilhelm und W. Koppers, 1924: Völker und Kulturen. Regensburg.

Wenskus, Reinhard, 1961: Stammesbildung und Verfassung. Köln.

Wernhart, Karl, 1977: Konzept einer Kulturgeschichte. MAGW 107: 259 ff.

— 1979: „Ethnosnotiz“. Bemerkungen und Überlegungen zu einem Zentralbegriff der anthropologischen Disziplinen. MAGW 109: 173 ff.

— 1981: Kulturgeschichte und Ethnohistorie als Strukturgeschichte. In: Schmied-Kowarzik, W. u. J. Stagl (Hrsg.), Grundfragen der Ethnologie. Berlin.

Der ethnologische Ethnosbegriff und seine Anwendung in der Prähistorie

Zusammenfassung

Ethnien haben sich im Lauf der Geschichte aus verschiedenen Gründen gebildet und wieder aufgelöst – ein Vorgang, dessen Wiederholung zu erwarten ist, ohne daß man im voraus sagen könnte, wie es im einzelnen dazu kommt. Das Phänomen des ethnischen Zusammenhaltes wird manifest als bewußtes, geschichtlich bedingtes Verhältnis einer Menge von Menschen zu gewissen Zügen der Kultur, die als verbindend erlebt werden. Der Ablauf des Prozesses unterliegt keiner festen Regel. Demgemäß sind Umfang des Ethnos und Intensität des Gruppenbewußtseins sehr variabel. Der Begriff des Ethnos ist also nicht nach konstanten Merkmalen zu bestimmen.

Für die prähistorische Archäologie folgt daraus, daß sich zwischen ihren durch Fundstatistik und Intuition begrenzten Materialgruppen und einer wie auch immer gebildeten Art von sozialer Einheit eine feste Relation nicht herstellen läßt.

Summary

In the course of history ethnic units used to come into being and to pass away again. This is a process brought forth by various reasons. The repetition of it can, therefore, be expected but the way it would take and how it would develop in particulars is not predictable. The phenomenon of ethnic coherence becomes manifest as a historically grown and consciously felt affinity of a group of human individuals to certain culture traits that are experienced by them as mutually connecting ties. The course of this process, however, does not seem being commanded by strict rules. Thus the extensity of the ethnos and the intensity of group consciousness are rather variable magnitudes. The concept of what is „ethnos“, could, after all, not find a definition that follows constant characteristics.

The consequence resulting for prehistoric archaeology is that between its material groupings gained by and restricted to statistics and intuitive interpretation on one hand, and a socially comprehendable entity of any kind on the other, no reliable relation can be established.

* * *

Als Ethnos kann nach W. Hirschberg „eine Menschengruppe mit gemeinsamer Abstammung, Stammesüberlieferung und einem „Wir-Bewußtsein“ angesehen werden. Als zusätzliche Kriterien nennt Höfer Sprache, Rechts-, Siedlungs-, Religions- und/oder Kultgemeinschaft, einheitliche materielle Kultur u.a.m., die jedoch ihrer

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 121, 1991, S. 189-202

QUELLE

jeweiligen Veränderungsmöglichkeiten (innerer und äußerer Kulturwandel) wegen allein nicht zur Feststellung und Benennung einer bestimmten ethnischen Einheit (‚Ethnos') herangezogen werden dürfen. Das Selbstverständnis eines ‚Ethnos' wird daher weitgehend von einer Art seelischer Einstimmigkeit mit den Gruppenmitgliedern und einer mehr oder weniger starken Ablehnung der Fremdethnien bestimmt." Diese Charakteristik trifft am ehesten bei „marginalen, kulturell homogenen Menschengruppen" zu. „Der Begriff ‚Ethnos' entspricht am ehesten dem deutschen Terminus ‚Stamm' ... Ethnos (ist) die kleinere Einheit, die dem ‚Volk' als der großen, geschichtlich und kulturell entwickelten Einheit gegenübergestellt wird." Als Stamm wird ein loser Verband sprachlich und kulturell verwandter Gruppen verstanden, „die eine gemeinsame Herkunft, oder der Glaube an eine solche verbindet, und deren Mitglieder sich im Habitus (Tracht, Tatauierung) von Nicht-Stammesmitgliedern unterscheiden". W. Hirschberg folgt hier den betreffenden Artikeln in dem von ihm herausgegebenen Nachschlagewerk (Hirschberg 1988).

E. W. Müller entwickelt seine Meinung nach kritischem Vergleich der Auffassungen, die andere wichtige Autoren zum Thema geäußert haben. Sie sind im Grunde nicht sehr verschieden. Als Merkmale werden genannt: Gemeinsamkeit der Herkunft oder der Glaube an gemeinsame Abstammung, zahlreiche Verwandtschaftszusammenhänge, Endogamie, gemeinsame Geschichte, gleiche Sprache, Kulturgemeinschaft oder ähnlicher kultureller Komplex, Gemeinschaftsgefühl beruhend auf gleicher Sitte, Wir-Gefühl, ethnisches Selbstbewußtsein. Nach Prüfung der Ansichten stellt E. W. Müller zusammenfassend fest: „Nicht die gemeinsame Kultur, nicht die gemeinsame Abstammung machen die Volkszugehörigkeit aus, sondern der Glaube an eine einheitliche Kultur, der Glaube an eine gemeinsame Abstammung sind die Grundlage des Ethnos" (S. 250). Damit kommt er Hirschberg nahe, für den letztlich eine „Art seelischer Einstimmigkeit" Menschen zu einem Ethnos verbindet. Bei Hirschberg allerdings zählt das Volk nicht mehr als Ethnos. Anders als der überwiegende Teil der von ihm herangezogenen Autoren verwendet E. W. Müller (nicht ganz konsequent) „Volk" und „Ethnos" als gleichbedeutend, ohne auf das gegenseitige Verhältnis näher einzugehen.

Übereinstimmend mit W. Hirschberg entspricht für Daim (1982) der Begriff „Ethnos" am ehesten dem deutschen Terminus „Stamm", allerdings mit anderer Begründung. Für F. Daim ist „Ethnos" zum Unterschied vom abstrakten völkerkundlichen Gebrauch vor allem ein historischer Begriff, der „in der Geschichtswissenschaft und Archäologie im Sinn der spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen verwendet werden" sollte. Die Forderung besteht, obwohl ihm bewußt ist, daß Gewißheit über ethnisches Selbstverständnis im Grunde nur von den Menschen selbst zu erlangen ist, daß die Alten Autoren in dieser Hinsicht vor den gleichen Problemen standen wie wir und daß die Alten, ihrem „Denken in gentilen Kategorien entsprechend", bei der ethnischen Zuweisung keineswegs mit den Skrupeln der rezenten Forschung belastet waren. Zur begrifflichen Erfassung von „Fremdvölkern in der frühen Kaiserzeit" bemerkt Timpe (1986, 33 f.): „Terminologisch können nun die verschiedenen Ebenen nicht voneinander unterschieden werden, Iberer, Kelten, Skythen, Thraker können ἔθνς, φύλον gens heißen, einzelne iberische Stämme aber auch ... Umgekehrt gibt es die berüchtigte terminologische Variation der ethnischen Bezeichnungen (civitas, populus, gens, natio). Dieses Wortfeld ist nur historisch zu erklären, nicht bedeutungsmäßig aufzugliedern ... Es wird auch nirgendwo versucht, theoretisch zu bestimmen, was ein ἔθνς ‚eigentlich' ist, ob also Sprache oder Selbstbewußtsein oder politische Organisation das letztlich Entscheidende sei ...

Topoi der jonischen und herodoteischen Völkerbeschreibung (leben) fort, die ja auch nicht systematisch gedachte Kategorien, sondern Gesichtspunkte der praktischen Beobachtung waren.“ Auch F. Daim hält dafür (S. 61), „daß eine glatte Formel, eine prägnante Definition für die Bedeutung des Begriffes in der Spätantike und im Frühmittelalter unmöglich ist, da die verschiedenen Quellen die ethnischen Einheiten von verschiedenen Seiten beleuchten, mit den Ethnika die unterschiedlichsten kulturellen Kriterien ... verbinden“.

Als mögliche Kriterien für den Betrachter bis zum Frühmittelalter behandelt F. Daim im Anschluß an R. Wenskus u. a. Gruppenbewußtsein, Abkunft, Konnubium, Sprache, Lebensform, Tracht, Kampfesweise, Religion und Totenbrauchtum. Die Merkmale sind allerdings „in ihrer jeweiligen Bedeutung stark veränderlich. Einzelne Kriterien können nicht zur Feststellung einer ethnischen Einheit herangezogen werden.“ „Selbst Kennzeichen ... wie das Gruppenbewußtsein bedürfen einer Relativierung, wenn man an die Quellen herangeht“ (S. 58, 62 und 63). Das, weil das Wir-Gefühl keineswegs in allen Schichten gleichmäßig ausgeprägt ist und sich vielfach nur die politisch Handelnden, die Großen, als die eigentlichen Träger der ethnischen Tradition und Repräsentation des Stammes herausstellen. F. Daim stützt sich weitgehend auf R. Wenskus, den er mehrfach zitiert, so auch auf S. 62 mit der prinzipiellen Aussage: „Alle Versuche, die ethnische Gruppierung allein auf Grund objektiv feststellbarer Merkmale, politischer Verbände, sprachlicher und kultureller Zusammenhänge usw. grundsätzlich festzulegen, führen zu Widersprüchen und ungerechtfertigten Konstruktionen. Das ethnische Bewußtsein einer Gruppe und ihre Selbstabgrenzung kann allein das Kriterium für ihre jeweilige, vielleicht wechselnde Zugehörigkeit sein. Obwohl sich dieses Bewußtsein nach sprachlichen, religiösen u.a. orientieren kann, folgt es letztlich eigener Gesetzlichkeit.“

R.Wenskus (1961, 2. A. 1977) entwickelt seinen Ethnosbegriff am Beispiel der germanischen Stämme. Als „Aspekte des Stammesbegriffs“ erörtert er den Stamm als Abstammungs-, Heirats-, Friedens-, Rechts-, Siedlungs-, Traditions-, Sprach- und Kulturgemeinschaft, ferner als politische Gemeinschaft und als Teil eines Volkes, sowie noch die Bedeutung von Gautyp und Rasse. Ein Hauptkriterium ethnischen Denkens ist für R. Wenskus das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung. Der Stamm, jedenfalls jener der abendländischen Geschichte, ist ein „echtes Ethnos, für das der Abstammungsglaube konstitutiv ist“. Der Begriff „Stamm“ erscheint deshalb nur für ethnische Einheiten angebracht, nicht für politische. Ganz allgemein gesehen, kann die Stammesbildung, selbst wenn Gruppen gesellschaftlich, wirtschaftlich und kulturell schon eng verflochten sind, erst dann als abgeschlossen gelten, wenn sich das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung eingestellt hat. Auch wenn Gruppen sich gegen fremde Lebensformen kulturell betont absetzen – bei einem wirklichen Ethnos muß ein ausgeprägtes Wir-Bewußtsein vorhanden sein, das sich „gewöhnlich in der Form des Glaubens an die gemeinsame Abstammung äußert“. Das Gemeinschaftsbewußtsein der staatlich ungeeinten Griechen des Altertums beruhte nicht allein auf dem Kontrasterlebnis zu fremder Kultur, sondern auch darauf, „daß sich die Griechen zu einem echten Ethnos entwickelten, das auch durch einen gemeinsamen Abstammungsglauben verbunden war“ (S. 51, 90, 94).

Das erweckt den Eindruck, „ethnisch“ wäre bei R. Wenskus nahezu gleichbedeutend mit „abstammungsbewußt“. Doch der scheinbar vorrangige Faktor Abstammung, gleichgültig ob faktisch oder fiktiv, erweist sich nicht als konstante Größe, sondern fallweise als abhängig von äußeren Umständen. Die Vorstellung vom Stamm als einer natürlich gewachsenen Seinsform weist R. Wenskus als irrig zurück und warnt vor der Ansicht, der

Stamm hätte keine unmittelbare Beziehung zu politischen Daseinsformen. Im Gegenteil: politische Verbände haben außerordentliche Bedeutung für die Bildung ethnischer Gemeinschaften. Die germanische Siedlungsgemeinschaft hat primär politischen Charakter, sie entwickelte sich in vor- und frühgeschichtlicher Zeit schnell auch zu einem Ethnos. Überhaupt geht die Ethnosbildung „gewöhnlich nicht von einem gemeinsamen Kulturbesitz aus, sondern von sozialen und politischen Schicksalen und den daraus erwachsenden Traditionen ... Es ist die politische Geschichte, die normalerweise den Anstoß zur Ausbildung des Stammesbewußtseins gibt." Politisches Sonderbewußtsein und reale politische Interessen gehen vor Sprache, Sitte und Art. Diese Interessen sind aber nicht Sache der Gesamtheit. Zusammengehörigkeitsgefühl herrscht nur über kleine Räume, in überschaubaren Gemeinschaften. Ein alles umfassendes Stammesbewußtsein ist auch für R. Wenskus nach ethnographischen Erfahrungen kaum vorauszusetzen. Vielmehr sind nur die Großen die Bewahrer der ethnischen Tradition, ihnen bedeutet die ethnische Herkunft etwas. Sie sind die Repräsentanten des Volkes „in dem Sinn, daß sie es selbst verkörpern". Was, wie schon F. Daim bemerkte, das sich auf die Abstammung stützende Wir-Gefühl als ausschlaggebendes ethnisches Merkmal einigermaßen relativiert. Eine hervorragend gemeinschaftsstiftende Rolle ist von der Abstammung, sei sie nun als Legende durchschaut oder nicht, in Verbänden, die, wie von den Langobarden überliefert, ihre Zahl durch mehr oder minder freiwillige Proselyten zu vermehren pflegten, ohnehin nicht zu erwarten. „Es sind wesentlich politische Ereignisse und Unternehmungen, die in der Mehrzahl der Fälle die Voraussetzung der Stammesbildungen schaffen. Die neue politische Gemeinschaft bildet alsbald ein Zusammengehörigkeitsgefühl aus, das die ... beschriebenen Kennzeichen ethnischen Bewußtseins hervorruft" (Wenskus 1961, 45, 52, 66, 87, 93, 299). Zu Ereignissen dieser Art ist auch der Wechsel der ethnischen Selbstzuordnung zu zählen, nach Unterwerfung etwa, aber auch, um durch Anschluß an eine politisch und kulturell überlegene Formation an deren Macht und Ansehen teilzuhaben.

In der gegenseitigen Bedingtheit von ererbtem Selbstverständnis und äußerem Geschehen, von Gewachsenem und Gemachtem, sieht, R. Wenskus folgend, H. Wolfram in seinem „Entwurf einer historischen Ethnographie am Beispiel der Goten" (Wolfram 1979, 448 ff.) die Grundzüge von Bildung und Bestand des Ethnos: „Die Gleichung: Volk = Heer stellt das Leben auf und macht damit die Etymologie aller Begriffe zunichte, die wie Gens, Genus, Genealogia, Natio, die Vorstellung einer biologischen Abstammungsgemeinschaft enthalten. Barbarische Völker sind jedoch stets gemischt; ihre Entstehung ist, obwohl es bis heute den Quellen immer wieder nachgeschrieben wird, keine Sache des ‚Blutes', sondern der Verfassung. Dies bedeutet zunächst nicht viel mehr als das Zusammenfassen und Zusammenhalten derjenigen heterogenen Gruppen, die ein Barbarenheer ausmachen. Anführer und Repräsentanten von ‚bekannten' Sippen, das heißt von solchen Familien, die ihre Herkunft von Göttern ableiten und ihr Charisma in entsprechenden Erfolgen beweisen können, bilden die ‚Traditionskerne', um die sich die Stammesbildung vollzieht. Wer sich dazu bekennt, sei es, daß er hineingeboren oder durch Aufnahme zum Bekenntnis zugelassen wird, ist Teil der Gens, Angehöriger einer Abstammungsgemeinschaft aus Überlieferung."

Das Ergebnis aus dem Wechselspiel ethnogener Kräfte, im Vorstehenden reduziert auf Abstammung und Verfassung, hat R. Girtler noch entschlossener als Sache des menschlichen Handelns ausgelegt. In seiner Position wird die Rolle des Intentionalen in den Vordergrund gerückt.

Man habe von den handelnden Individuen auszugehen. Dinge, Vorgänge und

Handlungsweisen erhalten für eine Anzahl von Individuen eine bestimmte Bedeutung, sie werden ihnen zu Symbolen. R. Girtler erwähnt Schwirrholz, Rosenkranz, Briefmarkensammeln und Fachsprachen als Beispiele. „Dieses typisch menschliche Symbolschaffen bezieht sich auf alle Dinge, Ereignisse, Handlungen, es äußert sich in Techniken, Gesetzen, Bräuchen, Werkzeugen, Gebrauchsartikeln, Schmuckstücken, Zauberartikeln usw.“ Dieselbe Sinnzuschreibung, das gleiche Symbolverständnis verbindet Individuen zu einer Gruppe. Dabei kann das Individuum mehreren Symbolwelten und Normensystemen verpflichtet sein. „Eine solche vom Individuum ausgehende Betrachtungsweise hat den Vorteil, der Vielfalt von sozialen bzw. kulturellen Beziehungen, in die die Individuen gerade in komplexen Gesellschaften eingehüllt sind, unproblematisch nachgehen zu können ... Mit einer solchen Betrachtungsweise verringert sich auch die Relevanz von Termini wie „ethnische“ Einheit o. Ä. ... Denn jede solcher Gruppen hat für das Individuum eine gewisse Bedeutung, denn jede ist für sein Handeln in einer gewissen Weise mehr oder weniger bestimmend ... Die Einheit, die gemeiniglich als „Ethnos“ verstanden wird, unterscheidet sich demnach nur graduell von anderen sozialen Gruppen.“

Diese Ansicht entwickelt R. Girtler in entschiedener Opposition zur Vorstellung von „Volk“ (oder „Ethnos“) als organischer menschlicher Einheit, „die als eine Ganzheit – also als eine Kategorie, die eine einheitliche, auf alle Mitglieder bezogene Kultur hat – definiert wurde“. In diesem kategorialen Sinn werden „Volk“ und „Ethnos“ von ihm synonym verstanden, wobei er die Überzeugung vertritt, daß es „so etwas wie ein Volk mit einer einheitlichen Kultur grundsätzlich nicht gibt.“ Es empfiehlt sich, als zusammengehörige soziale Gruppe „jene Mehrheit an Individuen zu begreifen, die zu einer bestimmten Zeit gemeinsame Symbole und gemeinsame Normensysteme“ aufweist. Das Ethnos ist nur ein Fall einer solchen sozialen Gruppe, aber als Begriff „nicht ohne weiteres in den Griff zu bekommen“ (Girtler 1982, 44, 52, 53, 54, 56).

Mit einer sozialen Gruppe relativiert R. Girtler das Ethnos, indem er auf die unübersehbaren Möglichkeiten des Menschen zur Kongregation verweist. Er gibt ihr den Vorzug, weil sie aktuell und rational zu beschreiben ist. Seine soziale Gruppe ist Menschenwerk, von der Subkultur und dem Kegelklub bis zu Kirche und Staat. Sie beruht auf Entschluß und Handlung des autonomen Individuums. Girtlers Begriff der sozialen Gruppe hat einen weiten Umfang; „Ethnos“ geht darin jedoch nicht ganz auf. Denn das reine, einfache Individuum, den Menschen schlechthin, gibt es nicht. Von einem „Bild des Menschen, von dem homo philosophicus her, der nie ein Kind war und gleichsam als Erwachsener auf die Welt kam, ... abgeschlossen und ganz für sich existiert, ist es schwer, allen jenen Tatsachen Bedeutung zuzuschreiben, die darauf hinweisen, daß Individuen von klein auf in Interdependenz mit anderen leben ...“ (Elias 1976, XLVIII f.). „Vorgeschichtlich und geschichtlich erscheint uns der Mensch überall im Zustand der Gesellung. Die Familie, die Sippe, der Stamm sind soziale Mächte, aus denen das Individuum von jeher herausgeboren und von denen es gebildet wurde“ (Jellinek 1911, 43). Der Mensch ist immer schon sozial präformiert, und das vor allem durch das Ethnos. Voreltern und Muttersprache kann man sich nicht aussuchen, und mit der Sprache oder den Sprachen der Kindheit sind schon bestimmte Einstellungen und Denkweisen vorgegeben, sozusagen über Generationen durch die Luft vererbt.

Die soziale Gruppe im Sinne Girtlers setzt sich aus handelnden Individuen zusammen, „die zu einer bestimmten Zeit gemeinsame Symbole und gemeinsame Normensysteme besitzen“. Zugehörigkeit zu anderen ist wahlfrei möglich. Girtler nennt als Beispiele Philatelistenrunden,

Jagdklubs, Studentenverbindungen und politische Parteien. Die Individuen legen Zentrum und Grenzen ihrer Vergesellung fest, wie auch den Rang unter anderen Sozialgebilden. Die so verstandene soziale Gruppe erwächst aus dem Bezug auf einen Teilaspekt der Kultur. Ihre Existenz liegt in einem Ausschnitt aus der gesamten Lebenswelt beschlossen.

Das Ethnos dagegen beruht nicht allein auf Symbolschaffen und Sinnzuweisung, es ist nicht nur aus dem Sozialprozeß der psychischen Wechselwirkung von Individuen hervorgegangen, sondern in ihm sind auch Natur und Geschichte, Vererbung und Tradition wirksam. Wernhart (1979, 178) schreibt der Endogamie eine gewichtige Rolle zu. Ein Ethnos kann nicht zu beliebiger Zeit an beliebiger Stelle entstehen. In ihm sind auch Unbewußtes und Unverfügbares mächtig; ein unentwirrbares Miteinander und Gegeneinander von sozial bedingten Absichten, Meinungen, Emotionen und Entscheidungen findet hier seinen Austragungsort. Im Gegensatz zu anderen Gruppen, die aus einem freien Entschluß hervorgehen, ist das Ethnos für den einzelnen Schicksal. Jeder, der sich, gleichgültig aus welchen Motiven, einer sozialen Gruppe im Sinne Girtlers anschließt (Verein) oder anschließen muß (Militär), ist jedenfalls vorher schon Angehöriger eines Ethnos.

Unterscheidet sich also der ethnische Verband nicht „nur graduell von anderen sozialen Gruppen“, so haben doch die Zweifel Girtlers an seiner Objektivität einige Berechtigung. So wenig es den „homo clausus“ (N. Elias), die „geschlossene Person“ gibt, so wenig gibt es die „geschlossene Gesellschaft Ethnos/Volk“ als eigenmächtige Wesenheit und Grundbedingung des menschlichen Zusammenlebens, in der das Einzelwesen lediglich als Exempel einer vorgeformten Daseinsart auftritt. Was ein Ethnos ausmacht, hat immer wieder andere Voraussetzungen. Für die Unterschiedlichkeit der Eigenschaften gibt es keinen Gradmesser. Oft beruhen ethnische Grenzen auf Differenzen, die man anderswo nicht als gravierend empfindet. „Ein klares Beispiel von Spaltung des Volkstums bei einheitlicher Sprache und gleichartiger rassischer Zusammensetzung bieten die Kroaten und Serben. Die Idiome dieser beiden Völker sind untereinander weit weniger verschieden als etwa zwei deutsche Dialekte. Und trotzdem besteht zwischen Kroaten und Serben eine Kluft des Volkstums, die Staatskunst bisher vergeblich zu überbrücken versucht hat. Die Ursache dieses Tatbestandes ist so gut wie ausschließlich auf religiös-kulturellem Gebiete zu suchen. Kulturverschiedenheit kann also die Kraft des sprachlichen Bandes aufheben“ (Menghin 1934, 129). In den 60 Jahren seither hat sich die Kluft noch vertieft. Das liegt aber zum wenigsten an der Einstellung zu Kultur und Glauben. Kulturelle und religiöse Unterschiede sind aus sich heraus noch keine Gegensätze. Sie sind in jedem großen Volk anzutreffen und rufen keineswegs überall Zwistigkeiten und Spaltungstendenzen hervor. Auf religiösem Gebiet herrscht, zumindest in Europa, Gleichgültigkeit vor. Kreuzzüge fänden keine Teilnehmer, Ketzerprozesse keine Richter. Erst bei widersprechenden Interessen, aus Anlässen, die bisweilen nur von einer Minderheit wahrgenommen werden, treten potentielle Differenzen als ethnisch signifikant in das Bewußtsein der Allgemeinheit, setzen sich Unterschiede in Konflikte um. Gründe für den Gegensatz findet man jeweils in seinen früheren Austragungen – wie Capulet und Montague.

Sprache und ausgeübte Kultur werden in der politischen Praxis (etwa bei der Regelung von Ansprüchen ethnischer Minderheiten) als objektive Merkmale anerkannt. Objektiv ist in einem solchen Fall jedoch nur die Aussage der Betroffenen. Durch ihr bloßes Vorhandensein sind Kultur und Sprache nicht notwendig konstitutive Elemente eines Ethnos. Sprache deckt sich nicht immer mit der ethnischen Selbstidentifizierung. Es gibt Volksgruppen, die sich zu einem Ethnos anderer

Sprache zählen, solche, die die Sprache des Gebietes, in dem sie siedeln, besser beherrschen, als die des Ethnos, zu dem sie sich bekennen. Auch verbürgt gleiche Sprache keineswegs immer ein einigendes Wir-Gefühl. In einem sprachlich einheitlichen Raum können mehrere Gruppen mit eigener ethnischer Identität leben. Über längere Dauer zeigt sich das Verhältnis von Ethnos und Sprache als variabel und abhängig vom Bewußtsein. „Das Tadshikische ist – von Teheran aus gesehen – ein etwas archaisches Persisch. Bis Ende des 19. Jahrhunderts war es in ganz Turkestan die Bildungssprache der Oberschichten gewesen, während Mittel- und Unterschichten außerhalb des heutigen Tadshikistan überwiegend turksprachig waren. Die sprachlichen Differenzen markierten keine nationalen Gegensätze im modernen Sinne. Die Nationalität wechselte häufig, wie in allen sprachlich gemischten Gebieten, in denen sie kein primäres Unterscheidungskriterium war. So konnten Personen, die sich selbst als Tadshiken bezeichneten, Nachkommen haben, die sich als Usbeken bezeichneten und umgekehrt“ (Stölting 1990, 181 f.).

Analog kann man auch das Verhältnis von Ethnos zu Religion (Missionierung, Aufklärung), Lebensart (Kolonisierung), Brauchtum (Tourismus) usw. sehen. Auch die Tracht, häufig als ethnospezifisch hervorgehoben, ist ja nicht Ursache, sondern äußeres Zeichen eines bestehenden Gruppenbewußtseins. Zur Beachtung der „Tatsache, daß ein Volk nur zum kleineren Teil aus sich allein eine stammeseigene Kultur erbaut, vielmehr fast stets in fortdauerndem Kontakt mit den Nachbargruppen und im Rahmen eines großen, überethnischen Kulturzusammenhangs“, mahnt H. Baumann (1967, 149). „Das Konzept einer einheitlichen Kultur ... ist eine der problematischen Grundlagen der Ethnologie ... Kulturen variieren kontinuierlich im Raum, selbst wenn es an politischen und sprachlichen Grenzen schärfere Übergänge geben mag. ... Es ist außerdem zu fragen, was einheitliche Kultur bedeutet: Vieles variiert in einer Gemeinschaft, vieles ist bei verschiedenen Gemeinschaften gleich“ (E. W. Müller 1989, 250). Ganz ähnlich W. Hirschberg, der W. Rudolph zitiert mit dem Hinweis, daß „nicht nur einzelne Kulturbestandteile, sondern auch ganze Kulturbereiche bei verschiedenen Menschengruppen ähnlich bis identisch“ sein können. Hirschberg denkt dabei an Begriffe wie „Kulturareal“ oder „Kulturprovinz“, also an „begrenzte geographische Gebiete ... in denen einander ähnliche (ethnische) Kulturen verschiedener Ethnien eine synchrone Darstellung gefunden haben ...“ (Hirschberg 1988/89, 12).

Nicht Kultur als solche, sondern bestimmte Züge werden angenommen. An der Anerkennung des als eigen Geschätzten und der Distanz zum Fremdartig-Ungemäßen versteht man sich als gleichgestimmt. Insofern sie Gegenstand des kollektiven Bewußtseins ist, stellt auch die Abstammung ein Stück Kultur dar. Nicht die Geschlechterfolge aus einer Wurzel hat die ethnische Einheit hervorgebracht – die Abkunft jedes ihrer Angehörigen bis zum gemeinsamen Ursprung in fernster Vergangenheit läßt sich nicht verfolgen (und es gäbe, die Möglichkeit dazu einmal angenommen, wohl auch überraschende Einsichten) –, sondern die Einheit pflegt getreulich den Glauben daran als überliefertes Bildungsgut.

Hier liegt scheinbar ein Zirkel vor. Einerseits muß eine Gruppe da sein, die Eigenschaften annimmt, andererseits wird sie aber durch eben diese Eigenschaften erst als Gruppe existent. Ethnische Bildungen sind indessen tatsächlich immer schon vorhanden, nur eben in jeweils anderer Gestalt. „Die Vorstellung eines Nebeneinanders gleichrangiger ethnischer Größen erweist sich als Trugbild. Nicht nur, daß Gruppen verschiedener ethnischer Integrationsstufen gleichzeitig existieren, nein, auch neue Stammesgruppierungen überschneiden vielfach ältere ... Stammesbildung, -umformung und -auflösung (ist)

in ständigem Fluß“ (Wenskus 1961, 81). Der Anfang dieses Prozesses liegt weit zurück. „Es besteht kein Zweifel, daß die Gefühle der Friedlichkeit, der Solidarität, der Treue und des Einstehens füreinander ihren prähistorischen ursprünglichen Ort in der Binnenmoral der Sippe oder Großfamilie haben. Hier liegt das Organisationszentrum dieser Bindungen. Wir wissen, daß die Menschen seit vielen Jahrtausenden in übersehbaren Gruppen einander persönlich bekannter Mitglieder gelebt haben, und wer nicht in eine solche Großfamilie gehörte, war ein Fremder und potentieller Feind. Innerhalb dieser Sippen mußten die Bindungskräfte der Sympathiebereitschaft, Friedlichkeit und Wechselhilfe in überzeugender Weise einen biologischen Stabilitäts- und Überlebenswert haben“ (Gehlen 1972, 112).

Die Phänomene, mit denen wir Ethnisches beschreiben, kommen also lediglich als Funktionen eines immanenten Wir-Bewußtseins zur Geltung. Dieses Bewußtsein kann sich aber auch in Abhängigkeit von äußeren, politischen Vorgängen einstellen. Oft hat der Druck der Mächtigen oder der Verhältnisse ungleichartige Verbände in Formationen gezwungen, die dann im Lauf der Zeit doch zu einer von allen getragenen Einheit zusammenschmolzen. Politische Vereinigung mit den darauf folgenden Schicksalen kann ethnische Solidarität hervorbringen, auch über genetische und sprachliche Unterschiede hinweg. Andererseits ist das Gruppenbewußtsein nicht immer und bei allen gleichmäßig ausgeprägt. Wesensübereinstimmung kann angenommen oder abgelehnt werden, Wechsel der ethnischen Identität kommt vor. Traditionen und Verbandsgrundsätze können bei einer Minderheit aufgehoben sein, die dann in ihrem Sinn die Gesamtheit repräsentiert.

Die Umschreibung des Ethnischen erschöpft sich nicht in der Aufzählung von Kennzeichen. Die Merkmale sind nicht so vorhanden, wie der einzelne eine Nase und zwei Ohren hat. Ethnische Eigenschaften sind abhängig vom geschichtlichen Bewußtsein einer Gruppe und erhalten von diesem Rang und Bedeutung, sind also simultan wie sukzessiv variabel und im Zeitlauf vergänglich.

Das Ungegenständliche und Inkonstante des Ethnosbegriffs kommt schon in Hegels Konzeption des Volksgeistes zum Ausdruck. Zwar sind ihm die Völker „Existenzen für sich, – wir haben es hier nicht mit dem Geiste an sich zu tun –, als solche haben sie ein natürliches Dasein. Sie sind Nationen, und insofern ist ihr Prinzip ein natürliches; und weil die Prinzipien unterschieden sind, so sind auch die Völker natürlich unterschieden“ (Hegel 1830, 189). Die natürlichen Prinzipien sind indes ihrerseits Schöpfungen des Weltgeistes: „Weil die Geschichte die Gestaltung des Geistes in Form des Geschehens, der unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit ist, so sind die Stufen der Entwicklung als unmittelbare natürliche Prinzipien vorhanden, und diese, weil sie natürlicher sind, sind als eine Vielheit auseinander, somit ferner so, daß einem Volke eines derselben zukommt, – seine geographische und anthropologische Existenz“ (Hegel 1821, 139). „Das Vernünftige ist das an und für sich Seiende, wodurch alles seinen Wert hat. Es gibt sich verschiedene Gestalten; in keiner ist es deutlicher Zweck als in der, wie der Geist sich in den vielförmigen Gestalten, die wir Völker nennen, selbst expliziert und manifestiert“ (Hegel 1830, 150).

„Der Geist eines Volkes ist also zu betrachten als die Entwicklung des Prinzips, das in die Form eines dunklen Triebes eingehüllt ist, der sich herausarbeitet, sich objektiv zu machen strebt“ (Hegel 1830, 190). Die Existenz eines Volkes erweist sich dabei nicht als Grund, sondern als Folge von Geschichte und Kultur: „Dies Prinzip ist in sich sehr reich und entfaltet sich mannigfach; denn der Geist ist lebendig und wirkend, und es ist ihm um das Produkt seiner selbst zu tun. Er allein ist es, der in allen Taten und Richtungen des Vol-

kes sich hervortreibt, der sich zu seiner Verwirklichung, zum Selbstgenusse und Selbsterfassen bringt. Seine Entfaltung sind Religion, Wissenschaft, Künste, Schicksale, Begebenheiten. Dieses, nicht die Naturbestimmtheit des Volkes (wie die Ableitung des Wortes natio von nasci nahelegen könnte) geben dem Volke seinen Charakter" (Hegel a.a.O.). Die Völker in ihrem natürlichen Dasein stellen also nicht das elementare Grundgerüst im Gang der Dinge dar. Auch wenn man die metaphysische Lenkung beiseite läßt – Hegels Völker – „die vielförmigen Gestalten, die wir Völker nennen" – erweisen sich zuerst als Produkte und dann erst als Faktoren im Strom der Ereignisse; sie sind als wirkend Bewirktes im stets sich neu verflechtenden Weltgeschehen aufgehoben. „So sehen wir den Geist in der Geschichte sich nach einer unerschöpflichen Menge von Seiten ergehen, sich darin genießen und befriedigen. Aber seine Arbeit hat doch nur das eine Resultat, seine Tätigkeit aufs neue zu vermehren und sich aufs neue aufzuzehren. Stets tritt ihm jede seiner Schöpfungen, in der er sich befriedigt hat, als neuer Stoff entgegen, der ihm Aufforderung ist, ihn zu verarbeiten. Was seine Bildung ist, wird zum Material, an dem seine Arbeit ihn zu neuer Bildung erhebt" (Hegel 1830, 157).

Ethnien sind historische Größen, immer im Werden und Vergehen begriffen, was sich allerdings auf den ersten Blick nicht zeigt, weil sich die Prozesse über Generationen hinziehen, so daß der Eindruck entstehen konnte, es wäre immer alles so gewesen und die Völker wären mit der ihnen je eigentümlichen Kultur nebeneinander natürlich aufgewachsen als gottgewollte Spielsteine der Geschichte. Das Ethnos ist jedoch kein auf Dauer vorgegebenes Ganzes, kein in allen Teilen homogener Kollektivkörper, sondern dem Wandel unterworfen. Wernhart (1979, 177) erklärt, daß „ein reziprokes Verhältnis ... besteht. Der Mensch prägt die soziokulturellen Äußerungen, ebenso wird er von ihnen geprägt und kann sich dadurch auch wieder verändern." Ethnien sind Ergebnisse der Geschichte, und das bedeutet: jedes ist individuell geworden, keines ist dem anderen gleich, keines ist unveränderlich, keines unvergänglich. Sabiner, Etrusker, Veneter, Liburner, Skythen, Iberer, Pikten, Gallier, Skordisker, Odrysen, Daker, Goten, Langobarden, Sarmaten, Awaren, Anten, Sklavinen, Kumanen usw. – sie alle sind in geschichtlich überschaubarer Zeit von europäischem Boden verschwunden und leben doch mit ihren Genen in der rezenten Bevölkerung des Abendlandes weiter, die sich inzwischen nur mehrfach neu konstituiert hat und sich anderer Idiome bedient. „Nach dem allgemeinen Lauf der Dinge erlöschen die Charaktere der Völker allmählich; ihr Gepräge nützt sich ab und sie werden in den Tiegel der Zeit geworfen, in welchem sie zur toten Masse herabsinken, oder zu einer neuen Ausprägung sich läutern" (Herder 1784-91, 427).

Für W. Hirschberg ist Ethnos am ehesten ein Stamm im Sinne einer überschaubaren Intimgruppe, in der die „seelische Einstimmigkeit" noch praktisch wirksam ist. F. Daim gibt ebenfalls der Gleichung Ethnos = Stamm den Vorzug unter Berufung auf historische Zeugnisse und eingeschränkt auf alteuropäische Verhältnisse. E. W. Müller benützt „Volk" umfassend wie „Ethnos", analog dem synonymen Gebrauch von „Ethnologie" und „Völkerkunde". R. Girtler verwirft Ethnos/Volk als hypostasierte Gestalt des Sozialen, welche die in ihr vereinten Individuen spezifisch prägt und als natürliche Untergliederung der menschlichen Gattung für alle Zeit Bestand hat. R. Wenskus beschreibt das Ethnische von historisch faßbaren Stämmen aus. Aus seinen Darlegungen geht nicht hervor, daß der Begriff „Ethnos" das Volk ausschließt. Einerseits können politische Gebilde Vorstufe des ethnischen Gefühls sein, andererseits waren die Griechen des Altertums, politisch uneins, dennoch ein „echtes Ethnos", und ein ethnischer Prozeß führte zu einem deutschen Volksbewußt-

sein, das „schon vor der Entstehung des deutschen Reiches irgendwie vorhanden“ war (a.a.O. 86 und 94). Politische Vorgänge und ein auf gewisse Eigenschaften bezogenes Wir-Bewußtsein als ethnogene Hauptfaktoren angenommen, sind Volk und Nation auch als Ethnos qualifizierbar.

Der Sprachgebrauch kennt mehrere Bedeutungen von „Volk“, von denen vor allem zwei hier von Belang sind (vgl. die betr. Stichwörter in: Pierer, Universal-Lexikon 1864. – Meyers Kleines Konversations-Lexikon 1908 ff. – Der große Herder 1952 ff. – W. Bernsdorf und F. Bülow, Wörterbuch der Soziologie 1955 – Duden 1961 und 1976 ff. – Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 1854 (1984) – Meyers enzyklopädisches Lexikon 1971 ff.). Das Staatsvolk (= Nation) bestimmt sich, unabhängig von seiner Zusammensetzung, allein aus politisch-territorialer Sicht. Zugehörig sind alle, die sich dazu bekennen. Das Volk ohne staatliche Organisation, die „Kulturnation“, konstituiert sich nach einer Kombination gemeinsamer Merkmale wie Sprache, Abstammung, Geschichte, Religion, Kultur, Mentalität usw., die als je eigentümliche Auszeichnung empfunden wird (Kultur- und Wesensgemeinschaft). Entscheidend sind jedoch nicht die objektiv vorhandenen Eigenschaften, sondern es ist die Reflexion auf ihre gemeinschaftsbildende Charakteristik, die Überzeugung, daß man eben dadurch zu einer Einheit verbunden ist und sich von anderen unterscheidet. Diese Umschreibung entspricht durchaus den völkerkundlichen Kriterien für das Ethnos. Der aktuelle Sprachgebrauch verbindet „Ethnos“ sogar eher mit einem Volk. Bei Berichten von ethnischen Konflikten sind selten Stammesfehden, sondern vorwiegend Auseinandersetzungen unter Völkern gemeint. Zum Unterschied von dem wissenschaftlichen Terminus „Ethnos“ ist das historisch mehrfach festgelegte Wort „Volk“ als Oberbegriff nicht tauglich. Ein Stamm, ein Klan, eine Kaste ist ein Ethnos, aber eben kein Volk. Das Volk als Kultur- und Wesensgemeinschaft ohne Eigenstaatlichkeit, wie es im 19. und 20. Jahrhundert in Mittel- und Osteuropa zum Problem wurde und nachdrücklich zur Beachtung zwang, kann jedoch das empirische Modell für den Fachausdruck „Ethnos“ darstellen, der vermöge seiner Abstraktheit weitere Geltung hat.

Meinungsverschiedenheiten über den Umfang des Ethnosbegriffs rühren von der unterschiedlichen Auslegung des Wir-Bewußtseins her. Für die hier von W. Hirschberg repräsentierte Position bedeutet Wir-Bewußtsein praktisch vollzogene Verbundenheit von jedem mit jedem („seelische Einstimmigkeit“), was nur in kleinen Gruppen möglich ist. Für sie kann man sich an dem vor über 100 Jahren von F. Tönnies konzipierten Begriff der „Gemeinschaft“ orientieren. Die so verstandene Gemeinschaft beruht auf „Formen des Wollens, also der Bejahung und der Verneinung, die im Gefühl (der Neigung, dem Instinkt) ihre Wurzel haben, durch die Übung, also als Gewohnheit sich befestigen und als Glaube oder Vertrauen sich vollenden“ (F. Tönnies 1887, zit. n. v. Wiese 1967, 122). Demgegenüber ist ein das ganze, nicht mehr überschaubare Kollektiv „Volk“ in sich begreifendes Wir-Gefühl eher privativ begründet, nämlich durch die Zuversicht des einzelnen, daß man ihm, soweit er Mitgliedschaft im größeren Verbande zu beanspruchen hat, auch außerhalb der engeren „Gemeinschaft“ nicht als Fremdem begegnen wird. Eine positive Regung kann es nicht sein. Vertrauen und Neigung zu den Nächsten aufzubringen, ist schon in der „Gemeinschaft“ schwierig genug, geschweige denn zu Leuten, die man (gottlob) nie gesehen hat. Diese Art Gefühl der Zusammengehörigkeit unbekannterweise kann gleichwohl intensiv erlebt werden und sogar Selbstwert erhalten (Nationalismus).

Ob auch die Nation, das Staatsvolk, durch den Ethnosbegriff abgedeckt wird, ist von Fall zu Fall und wohl auch nach Ermessen zu entscheiden. Das Ethnos, wie

bisher verstanden, ist aus sich heraus, durch ihm Innewohnendes, gebildet, für die Nation ist der politische Wille zur im Recht verankerten Einheit konstitutiv, auch über (wesens-)ethnische Unterschiede hinweg. Anstelle der sprachlich-kulturell erfahrenen Wesensgleichheit steht bei ihr das Bekenntnis zur staatlichen Vereinigung. Doch läßt sich eine Nation als Ethnos auffassen, wenn man den kollektiven Willen zur politischen Einheit als Wir-Bewußtsein anerkennt und ihn als allein ausschlaggebendes Argument betrachtet. Mehrfaches, verschieden motiviertes Wir Gefühl in ein und derselben Brust ist durchaus vereinbar, z.B. bei einem Bürger eines polyethnischen Staates. Bei dieser Auffassung ist, wie man sieht, ein Doppelsinn von „ethnisch" hinzunehmen. Daß Ethnos mit Nation vereinbar ist, erwies sich bei den US-Amerikanern und zeigt sich jetzt noch deutlicher, weil sozusagen unter Laborbedingungen, am Beispiel der Israelis. Nichts ist zur Zeit ihnen allen gemeinsam, nicht die Abstammung, nicht die Sprache, nicht die Religion, weder körperliche Beschaffenheit noch kulturelle Tradition. Ein ausgeprägtes ethnisches Selbstbewußtsein ist ihnen aber wohl nicht abzusprechen. Wenn nun ein Bewußtsein, eine Idee, sei es als Gefühl der Verbundenheit durch Wesensübereinstimmung, sei es als politischer Wille, den ethnischen Kennzeichen vorgeordnet ist, verlieren diese an definitorischem Gewicht. Keines hat einen festen Platz, keines kann Dauer oder Allgemeinheit beanspruchen, keines gilt absolut. Mit „Ethnos" haben wir einen Universalbegriff – Wernhart (1979, 177) spricht von einem Rahmenbegriff – vor uns, der allein das einer Kategorie von sozialen Gebilden gemeinsame Wesen bestimmt, das sie von anderen gesellschaftlichen Formationen (bürgerliche Gesellschaft, Verein, Armee) unterscheidet. Ethnisch wesentlich ist das spontane, durch Bezug auf eine freie Kombination als kollektiv aufgefaßter Eigenschaften mannigfach motivierte und durch Gewöhnung gefestigte Bewußtsein vorgegebener, schicksalhafter Zusammengehörigkeit in menschlichen Gesellungen, die in der Dialektik von Gegebenem und Geschehenem, von Gewordenem und Gewolltem, von Leben und Werk, von Natur und Geschichte ihre je individuelle Gestaltung erfahren. Darüber hinaus sagt der Begriff nichts aus, weil die in dieser Weise als ethnisch verstandenen Verbände, insofern ihre weiteren Kennzeichen in Abhängigkeit von geschichtlichen wie zufälligen Faktoren stehen, untereinander verschieden und sukzessiv wie simultan variabel sind. Veränderliches läßt sich nicht endgültig beschreiben, d.h. „Ethnos" bleibt in Bezug auf andere als essentielle Merkmale offen und ist nicht auf eine bestimmte Sozialgestalt festzulegen. Die Inhalte, nach denen sich ein ethnisches Bewußtsein bildet, sind nicht stets dieselben, sie unterliegen der Annahme und Verwerfung, der Umbildung und Ergänzung. Das Verhältnis von Subjektivem und Objektivem, von Mensch und Werk, das das Ethnos ausmacht, läßt sich nicht in Regeln fassen, was bedeutet, daß man nicht von dem einen auf das andere schließen kann.

F. Daim, R. Girtler, W. Hirschberg und K. Wernhart haben mehr oder weniger eingehend auch die prähistorisch-archäologische Problematik in ihre Überlegungen miteinbezogen und R. Wenskus hat ihr ein ganzes Kapitel gewidmet. Die Urgeschichtsforschung geht von der dinglichen Hinterlassenschaft menschlichen Wirkens aus. Will sie nicht vor einem Fundchaos oder einer Kuriositätensammlung stehenbleiben, kann sie nicht darauf verzichten, aus ihrem Material Einheiten zu bilden. Was die Relation der Einheiten zu ihrer gesellschaftlichen Grundlage betrifft, enthält man sich vielfach des Urteils – sei es durch Vieldeutigkeit der Benennung, sei es durch Verzicht auf eine Bestimmung überhaupt. Dennoch wird ihnen Realität beigemessen (unter Berufung auf L. S. Klejn: Fischer 1987, 184). Was aber heißt Realität der archäologischen Kultur, wenn man nicht wissen kann, was dahintersteckt? Werden inhaltlich unbestimmte

Einheiten mit Anspruch auf Realitätsbezug aufgestellt, ist nicht abzusehen, wieweit man mit Disparatem operiert. Oder sollen sie Realität für sich sein, ohne über sich hinauszuweisen? Bilden sie ein System der sich fortzeugenden menschlichen Werke, in denen der Mensch lediglich als ausführendes Organ einer immanenten Strebedynamik des Schaffens fungiert, als Sozialwesen also unerheblich ist? Diese asketische Konsequenz wurde in der Regel nicht bis zum Ende durchgedacht; vorherrschend blieb die Vorstellung, daß den archäologischen Einheiten ebenso abgegrenzte selbständige Menschengruppen entsprechen. So etwas wie ein prästabilierter Volksgeist ist da vorausgesetzt, der sich exakt im Umfange einer statistisch ermittelten Fundprovinz und nur in dieser manifestiert. Den archäologischen Systemgrößen mutete man Aktivitäten zu: sie entstanden, breiteten sich aus, unterhielten Beziehungen, wurden überlagert und vergingen wieder. Ein ihnen inkorporiertes ethnisches Gebilde war, wenn auch nur selten ausdrücklich genannt, so doch häufig mitgedacht. „Wenn sich also die Grenzen (der archäologischen Einheit) von Zeit zu Zeit veränderten, muß das seine Gründe gehabt haben. Gebietsverlust – der Druck feindlicher Nachbarn – ist dabei ebenso zu beobachten wie die Ausdehnung, z.B. Angriff auf andere Völker ... Funde, die außerhalb der Grenzen zutage kamen ... können Belege von Handelsbeziehungen oder persönlichen Verbindungen sein.“ „Die Beziehungen des Volks der inkrustierten Keramik zu seinen Nachbarn läßt sich anfangs mit einem Wort charakterisieren: Feindschaft“ (Bóna 1975, 15 und 226).

So rückhaltlos wurde allerdings nur selten von divinatorischer Begabung Gebrauch gemacht. Meist übte man Urteilsenthaltung, doch fehlte es nicht an Stimmen, die unter Hinweis auf ethnographische und historische Daten, aber auch auf die aktuelle Gegenwart, zur Wahrung der Grenzen der archäologischen Erkenntnismöglichkeiten mahnten (Tallgren 1936; Wahle 1940/41). Offenbar bestand bis in die jüngste Vergangenheit Anlaß, jenen Einsichten erneut Geltung zu verschaffen. Das „sich ständig wandelnde System stabiler, werdender und vergehender ethnischer Einheiten mit rein vorgeschichtlichen Methoden zu erfassen, dürfte weiterhin ein vergebliches Bemühen bleiben“ (Wenskus 1961, 138). Daß es „unmöglich ist, soziale Bezüge und Institutionen, Verhaltensweisen und Glauben aus materiellen Objekten allein zu erschließen“, meint ein Althistoriker in anderem Zusammenhang wiederholen zu sollen (Finnley 1976, 42). Die „Gebiete, in denen diese Völker (Italiker) historisch nachweisbar sind, stimmen keineswegs immer mit archäologisch-prähistorisch definierten Kulturgruppen überein“ (Beinhauer 1986, 140). „Stabilität der materiellen Kultur gewährleistet nicht unter allen Umständen eine Konstanz der ethnischen Identität, wie umgekehrt auch Brüche in der Entwicklung der materiellen Kultur nicht zwangsläufig mit ethnischen Veränderungen einhergehen“ (Ament 1986, 251). „Wie allgemein bekannt, sind anthropologischer Typ, materielle und geistige Kultur sowie Sprache unterschiedliche Größen, die sich nur teilweise miteinander zur Deckung bringen lassen“ (Häusler 1989, 262). „Eine absolute Gewißheit über den ethnischen Charakter einer untersuchten Menschengruppe wird der Historiker höchst selten, der Archäologe hingegen nie haben“ (Daim 1982, 64). Unter ungleich günstigeren Bedingungen ist man auch in der Völkerkunde zur Ansicht gelangt: „Ethnos muß jedesmal neu definiert werden ... eine rein soziologische oder eine rein kulturologische Definition halten wir für zu eingeschränkt“ (Wernhart 1979, 178).

Die Ursache für die Verteilung der Überreste aus schriftloser Vergangenheit, nach der wir uns jetzt das Bild von Kulturgruppen machen, ist uns unbekannt. Daß es immer dieselbe war, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aus-

zuschließen. Der Schluß auf ein Ethnos für jede Kulturgruppe ist der kürzeste, er reicht über ein bloßes Vermuten nicht hinaus. „Wer glaubt, Deutung und psychologische Introspektion an die Stelle wissenschaftlicher Analyse stellen zu können, der setzt sich über die entscheidende Grundlage aller wissenschaftlichen Erkenntnis, nämlich ihre Objektivität und Nachprüfbarkeit hinweg“ (Jonas 1969, 41). Wir müssen die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß eine ethnische Gemeinschaft mehrere Kultureinheiten umfaßt, daß mehrere sich eine Kultur teilen oder daß in Gebieten mit schwankenden ethnischen Grenzen und gering ausgeprägtem Wir-Bewußtsein überhaupt keine Relation zwischen dem materiellen Besitz und seinen Nutznießern bestand. Mit anderen Worten: das Verhältnis von Mensch und Werk, die Art der Ausrichtung auf einzelne Züge der Kultur, die dem Gruppenbewußtsein Inhalt gibt, geht aus der archäologischen Konstruktion der Kulturgruppe nicht hervor (vgl. Wenskus 1961, 96 „Wertwelt“, 137 „Wertordnung“; Girtler 1982, 54 f. „Wertvorstellungen“). Entsprechendes hat die Völkerkunde in dem auf J. V. Bromlej zurückgehenden Begriff der „ethnographischen Gemeinschaft“. „Damit sind Einheiten gemeint, die der Ethnograph aufgrund ethnographischer Kriterien entdeckt. Es sind also keine Gruppen mit Wirgefühl ... Ethnographische Gemeinschaften gibt es sowohl als Teile eines Ethnos (ethnographische Gruppen) als auch als mehrere Ethne umfassende historisch-ethnographische Gebiete. Klar ist, daß ... ethnographische Gemeinschaften keine Ethne sind; es handelt sich um Klassifikationen von Ethnologen, Reisenden, Kolonialbeamten und Missionaren ...“ (E. W. Müller 1989, 246).

Prähistorische Forschung ist kaum vorstellbar ohne ihre Formenkreise und Kulturprovinzen. Zu welcher Erkenntnis führen aber archäologisch-systematische Ordnungen? Die Frage scheint nun abgetan; sie wurde allerdings nicht beantwortet, sondern umgangen. Eine veränderte Sicht der Forschungsziele bahnt sich an. Der Fortschritt in der Altersbestimmung hat altbewährte Systeme gestürzt. In prähistorischen Instituten arbeiten Botaniker und Zoologen, Chemiker und Physiker. Die Typologie, die Kunst der Dinganspracheund des Stilvergleichs, die Sachverwandtschaften ermittelt und Beziehungen stiftet, verliert zusehends an Bedeutung. Der Formenkreis, die zeitlich und räumlich abgrenzbare Kultur als „Geltungsbereich traditionsbildender Kräfte“ (Sangmeister 1967, 200 ff.), ist eine formale Größe, dient nur noch als Ordnungsbehelf (Angeli 1970, 127 und 1976, 3 ff.; Lüning 1972, 145 ff.; Behrens 1973, 18).

Die ethnische Interpretation wird „von vielen für die eigentlich prähistorische Zeit ... abgelehnt“. Die „beängstigend wuchernde Spezialisierung“ (Narr 1990, 297 und 304) wird bedauert; sie hat zwar das Gute, vor der Versuchung zu bewahren, in archäologisch-systematischen Ordnungen den erstarrten Wellenschlag des Weltgeschehens zu erkennen, steht aber andererseits der anthropologischen Sichtweise entgegen, die den Bedingungen prähistorischer Erkenntnis angemessen erscheint (Angeli 1970, 127; Narr 1990, 305). Die Wendung zur Anthropologie darf sich allerdings nicht auf den Vergleich mit völkerkundlichen Verhältnissen beschränken. Sicher werden bei der Auslegung von Grabungsbefunden bewußt oder unbewußt Modelle aus der Ethnographie aller Kontinente zur Veranschaulichung herangezogen. Solche Vergleiche haben aber keine Beweiskraft (so auch Fischer 1987, 186). Die Analogie ist ein unentbehrlicher Behelf der Forschung, führt aber in den historischen Geisteswissenschaften nur zu Wahrscheinlichkeiten. „Was ihr bleibt, ist die Erhellung quellenkritisch belegter historischer Fakten, der Vergleich ist Mittel, nicht Selbstzweck“ (Rothacker 1948, 99). Nur mit Annahmen, Deutungen und Meinungen kann man nicht zu wissenschaftlicher Einsicht gelangen. Wenn man mit Anleihen aus dem rezenten und subrezenten

Völkerleben die Zahl urgeschichtlicher Mutmaßungen vermehrt und diese dann als Beitrag zur Kulturanthropologie ausgibt, wird damit ein Erkenntniszuwachs nur erschlichen. Ihren Beitrag zur Kulturanthropologie können Geschichte, Theologie, Rechtswissenschaft, Soziologie, Orientalistik, Ägyptologie, Völkerkunde usw. selbst und ohne prähistorische Umschweife erbringen – freilich nur für die ihnen zugängliche Zeitspanne. Ihre eigene Epoche muß die prähistorische Archäologie aus ihren eigenen Quellen und mit eigenen Mitteln erhellen, und sie hat sich in neuerer Zeit auch eine wachsende Zahl von Möglichkeiten dazu erschlossen. Während man den Beziehungen unter den archäologischen Einheiten, wie z.B. dem bedauerlichen, aber offenbar folgenlosen Konflikt der inkrustierten Keramik mit ihren Nachbarn, nicht mehr so viel Aufmerksamkeit schenkt, richtet sich das Interesse eines guten Teils der jetzt tätigen Forschergeneration und der Gesellschaft, der sie entstammt, auf objektgenaue Zeitbestimmung und die Klärung vorhistorischer Lebensverhältnisse, wofür eine hochentwickelte Grabungs- und Präparationstechnik die Handhaben bietet. Über die Säulen der klassischen Typologie, die vier Fundkategorien Stein, Knochen, Ton und Metall hinaus, ist man daran, über kaum noch wahrnehmbare Spuren im Boden in interdisziplinärer Zusammenarbeit in den gelebten Ur-Alltag vorzudringen. Jahrzehntelange Forschung hat schon Früchte getragen; aus unserer näheren Umgebung sei nur an die Feuchtbodenforschung im schweizerisch-süddeutsch-österreichischen Raum, an das Hallstätter Salzbergwerk und an Hochdorf erinnert. Daß bisweilen auch der Zufall ganz erheblich zur Erweiterung unseres Wissens beiträgt, zeigt das Hervorkommen einer Neolithmumie aus dem Tiroler Gletschereis. Mehr als einzelne lückenhafte Lebensbilder werden die Forschungen allerdings vorerst nicht bringen. Für Kulturanthropologie in des Wortes voller Bedeutung fehlen die Voraussetzungen. Ohne Sprache, Gesellschaftsordnung, Brauchtum, Rechtswesen, Moral – kurz ohne den tragenden Geist, werden Spannung und Einklang der einzelnen Kulturzweige untereinander und mit der Kultur in ihrer Gesamtheit nicht faßbar. Was in Reichweite der Archäologie liegt, sind die Mittel und Methoden, die je zur äußeren Gestaltung des Daseins angewendet wurden, sind Daten zu den Anfängen und Frühformen von Kunst, Wirtschaft, Kleidung, Bewaffnung, Ernährung, Gerät, Technik, Bergbau usw. Davon profitieren nicht nur die systematischen Geisteswissenschaften. Die Zielvorstellung, die Teilbereiche der materiellen Kultur in ihrer Ausbreitung und gegenseitigen Bedingtheit zu verfolgen, ist nicht grundsätzlich unerfüllbar. Auch aus dem fragmentarischen Nachlaß des Bodens lassen sich Sinnzusammenhänge ohne Subjekte bilden und einige Antworten auf die anthropologische Frage finden, was Menschen möglich ist. Freilich sind auch auf diesem Feld noch Geduld und hermeneutische Disziplin vonnöten. „Die in der Regel bescheidenen Überreste, mit denen es die prähistorische Archäologie zu tun hat, gewinnen ihre Würde erst unter dem Aspekt, daß sie Führer in das Dunkel sonst unerforschlicher Zeiten sind ... Die Ratio der prähistorischen Archäologie liegt in ihrem Vermögen, entlang der Achse der Zeit und jenseits der schriftlichen Überlieferung menschliche Zeichen aufzufinden, zu ordnen und zu geregelten Bildern und Abläufen zu verdichten ... Von einem unerfüllbaren historischen und ethnographischen Anspruch wird auf die antiquarische Realität zurückgesetzt“ (mit Hinweis auf R. Pittioni Fischer 1987, 190 und 194 f.). Sie kann nicht zeigen, „wie es eigentlich gewesen“, wohl aber, was es schon gegeben hat.

Literatur

Ament, H. (1986): Die Ethnogenese der Germanen. In: W. Bernhard u. A. Kandler-Pals-

son, Ethnogenese europäischer Völker. Stuttgart.
Angeli, W. (1970): Urzeit und Geschichte. MAGW 100, 116 ff.
— (1976): Zum Kulturbegriff in der Urgeschichtswissenschaft. Archaeologia Austriaca Beih. 13, 3 ff.
Baumann, H. (1967): Ethnologische Feldforschung und kulturhistorische Ethnologie. In: C. A. Schmitz (Hrsg.), Historische Völkerkunde. Frankfurt a. M.
Behrens, H. (1973): Die Jungsteinzeit im Mittelelbe-Saale-Gebiet. Berlin.
Beinhauer, K. W. (1986): Die Ethnogenese der Italiker. In: W. Bernhard u. A. Kandler-Palsson, Ethnogenese europäischer Völker. Stuttgart.
Bóna, I. (1975): Die mittlere Bronzezeit Ungarns und ihre südöstlichen Beziehungen. Arch. Hung. 49.
Daim, F. (1982): Gedanken zum Ethnosbegriff. MAGW 112, 58 ff.
Elias, N. (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt a. M.
Finley. M. J. (1976): Archäologie und Geschichte. Antike Welt 7, 39 ff.
Fischer, U. (1987): Zur Ratio der prähistorischen Archäologie. Germania 65, 175 ff.
Gehlen, A. (1972): Die ethische Tragweite der Verhaltensforschung. In: Philosophische Anthropologie heute. München.
Girtler, R. (1982): „Ethnos“, „Volk“ und soziale Gruppe. MAGW 112, 42 ff.
Häusler, A. (1989): ZfA 23 (Rez. Kilian).
Hegel, G. W. F. (1821): Grundlinien der Philosophie des Rechts. Berlin.
— (1830): Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Begonnen Nov. 1830 in Berlin. Zit. n. F. Bülow, Hegel. Gesellschaft. Staat. Geschichte. Leipzig o. J.
Herder, J. G. (1784-91): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Textausgabe nach der Ausgabe von Suphan 1877-1913, Wiesbaden o. J.
Hirschberg, W. (Hrsg. 1988): Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin.
— (1988/89): Ethnos: Kultur. MAGW 118/119, 9 ff.
Jellinek, G. (1911): Adam in der Staatslehre. In: Ausgewählte Schriften und Reden. Berlin.
Jonas, F. (1969): Geschichte der Soziologie IV. Reinbek.
Lüning, J. (1972): Zum Kulturbegriff im Neolithikum. PZ 47, 145 ff.
Menghin, O. (1934): Geist und Blut. Wien.
Müller, E. W. (1989): Der Begriff „Volk“ in der Ethnologie. Saeculum 40, 3/4, 237 ff.
Narr, K. J. (1990): Nach der nationalen Vorgeschichte. In: Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten. Hrsg. W. Prinz und P. Weingart. Frankfurt a. M.
Rothacker, E. (1948): Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. Bonn.
Sangmeister, E. (1967): Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18, 200 ff.
Stölting, E. (1990): Eine Weltmacht zerbricht. Nationalitäten und Religionen in der UdSSR. Frankfurt a. M.
Tallgren, A. M. (1936): Sur la méthode de l’archéologique préhistorique. ESA 10, 16 ff.
Timpe, D. (1986): Ethnologische Begriffsbildung in der Antike. In: Germanenprobleme in heutiger Sicht. Berlin.
Wahle, E. (1941): Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. SB. Hdbg. Ak. Wiss. phil.-hist. Kl. 1940/41, 2. Abh.
Wenskus, R. (1961, 2. A. 1977): Stammesbildung und Verfassung. Köln.
Wernhart, K. (1979): „Ethnosnotiz“. Bemerkungen und Überlegungen zu einem Zentralbegriff der anthropologischen Disziplinen. MAGW 109, 173 ff.
Wiese, L. v. (1967): Soziologie. Berlin.
Wolfram, H. (1979): Geschichte der Goten. München.

Der Gegenstand der Urgeschichte

Zusammenfassung

Die Urzeit läßt sich weder als Geschichte noch als Folge von nach Gesetzen ablaufenden Prozessen darstellen. Aus rein archäologischen Quellen gehen Sachverhalte weder der einen noch der anderen Art hervor.

Summary

Prehistory can neither be described as history nor as the sequal of regular processes. Facts corresponding either to the one or to the other pattern cannot be reveiled by purely archaeological sources.

* * *

Ungeachtet aller gescheiterten Versuche, die Urgeschichte als vorliegenden Zusammenhang objektiver Tatsachen darzustellen, betrachtet man verbreitet die prähistorische Archäologie als Fortsetzung der Historik mit anderen Mitteln. Man geht so vor, als hätte man es mit einem feststehenden Gesamtgegenstand zu tun, von dem man nur die Hüllen entfernen müsse, um dessen Teile dann Zug um Zug in Büchern zusammensetzen zu können. Die Vorstellung von der Geschichte als ein für allemal vorhandenes und – da bereits unerreichbar vergangen – unveränderliches Reich objektiver Tatsachen, ist indes längst aufgegeben. Die Fakten sind nicht unmittelbar zugänglich; sie sind überliefert und damit schon gedanklich präformiert. Auch eine Sachquelle als stummer Zeuge wird historisches Denkmal erst durch Interpretation. Man hat sich damit abzufinden, daß die Positivität des Geschehenen Sinnerfüllung von mehreren Standpunkten aus zuläßt. Die Fakten selbst können ihren Charakter wechseln, nämlich durch spätere Konsequenzen, die ja zur Zeit der Tat nicht abzusehen sind. Sie erscheinen aber auch in anderem Licht, je nachdem wie man sie aufeinander wie auch auf Gegenwart und Zukunft bezieht. Diese Erkenntnis ist verbunden mit dem Verzicht auf ein Konzept der Geschichte als Totalität, als ein vollendetes oder wenigstens vollendbares Ganzes.

Frühe Einsicht in diesen Sachverhalt fand A. Weber (1951, 11 ff.) bei Schillers

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 123/124, 1993/1994, S. 13-26

Antrittsrede in Jena 1789 (womit dieser allerdings auch in Deutschland nicht allein stand; vgl. IGGERS 1978, 24): Die „lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechtes hinauf... (kann) ganz und vollzählig überschauen ... nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt ... Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben".

Die Möglichkeit der Wiederholung und Aufzeichnung alles Geschehens dieser Welt gesetzt: sie ergäbe keine Geschichte. Was wir uns als Geschichte vergegenwärtigen, ist das Resultat der Fragen, die wir an den unübersehbaren Datenfluß richten. Die von A. WEBER (1951, 14) selbst gestellte Frage war die nach dem „Struktur- und Bewegungsprinzip des als wesentlich betrachteten geschichtlichen Stoffes" mit dem Ziel einer Lehre vom kultursoziologischen Innenaufbau der Geschichte. Die Bekanntschaft mit dem historisch Wesentlichen ergibt sich freilich nicht so selbstverständlich, wie es nach den vorstehenden Zitaten den Anschein haben könnte. Historisches Forschen hat zirkelhaften Charakter. Was wesentlich ist, ergibt sich aus dem Zusammenhang der Fakten, dieser wird aber erst in Abhängigkeit von der Fragestellung des Historikers gewonnen.

Grundsätzlich haben die Tatsachen nichts an sich, was sie zu historischen macht. „In jedem Augenblick treten Ereignisse aller Art ein, denn unsere Welt ist eine Welt des Werdens. Es ist fruchtlos zu glauben, manche dieser Ereignisse seien besonderer Natur, seien ‚historisch' und aus ihnen setze sich ‚die' Geschichte zusammen... Dieselbe ‚Tatsache' kann auf einem bestimmten Weg tiefere Ursache sein, auf einem anderen nur Zwischenfall oder Detail... Die Ereignisse sind keine Dinge, keine festen Gegenstände oder Substanzen; vielmehr sind sie das Resultat unserer Zerlegung und Einteilung der Wirklichkeit. ... Die Ereignisse haben keine natürliche Einheit. ... Der Historiker greift das Ergebnis aus den Zeugnissen und Dokumenten in der Form heraus, wie er es existieren lassen will" (VEYNE 1990, 35, 40, 41).

„Jeder Historiker weiß, daß er bei der Arbeit ... in einem kontinuierlichen Prozeß die Fakten seiner Interpretation und seine Interpretation den Fakten anpaßt. ... Die Rekonstruktion der Vergangenheit im Geist des Historikers hängt von der empirischen Evidenz ab. Aber sie selbst ist kein empirischer Prozeß und kann nicht in einer bloßen Aufzählung der Fakten bestehen. Ganz im Gegenteil, der Prozeß der Rekonstruktion bestimmt Auswahl und Interpretation der Fakten" (CARR 1963, 29 u. 22). Etwas vereinfacht läßt sich historische Arbeit so beschreiben: „Die geschichtswissenschaftliche Forschung ist notwendig standortgebunden. Der Historiker tritt an das unendlich mannigfaltige Datenmaterial mit einem bestimmten Erkenntnisinteresse heran, selektiert den zu untersuchenden Bereich und wählt dafür zweckmäßig erscheinende Theorien und Methoden.

Durch seinen ordnenden Eingriff konstituiert er jenen Teilbereich vergangener Wirklichkeit als historischen Gegenstand. Trotz dieses subjektiven Ausgangspunktes sind seine Resultate wissenschaftlich begründbar. Zunächst setzt ihm das historische Material einen Widerstand entgegen; es läßt zwar eine Reihe verschiedener, aber nicht beliebig viele kausale Verknüpfungen zu und zwingt während des Forschungsprozesses zu beständiger Überprüfung der Fragestellung. Sodann wird das Forschungsergebnis der Kritik der Gelehrtenrepublik ausgesetzt. ... Das auf diese Weise kritisch anerkannte Resultat ist intersubjektiv gültig. Eine andere Art von ‚Objektivität' ist mit den Mitteln der Wissenschaft nicht zu erreichen" (KITTSTEINER 1977, 159 f.).

Geschichte aufzulösen in Objekt und Subjekt, in festliegende Vergangenheit und distanzierten Referenten, ist also nicht möglich. Endgültig und absolut kann auch das kritische Urteil der „Gelehrtenrepublik“ nicht sein. Schranken werden ihm durch die personelle Zusammensetzung und vor allem durch den Lauf der Zeit gesetzt. Jeder ist eingenommen von dem, was er im Laufe seines Lebens erfahren hat, „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. (Ob mit Einverständnis oder in Auflehnung spielt dabei gar keine so große Rolle. Der Oppositionelle hat mit seinem Widersacher die Hauptsache gemein: das Thema). Kein menschliches Gehirn kann alles Erfahrbare erfahren, alles Denkbare denken. Ob in Position oder Negation – niemand kann sich den Tendenzen seiner Epoche entziehen. Den Stoff seiner Erfahrung nimmt jeder aus seiner Welt in seiner Zeit. Aber auch die „Sachzwänge“ des historischen Materials gelten nur bedingt. Die Fakten selbst zwingen zu fortlaufender Revision, insofern neue Begebenheiten und Zustände früheren Vorkommnissen eine andere Bedeutung verleihen. Nietzsches Verurteilung des „historischen Virtuosen der Gegenwart“, der „zu ewiger Subjektlosigkeit oder, wie man sagt, Objektivität ausgeblasen ...“ und „zum nachtönenden Passivum geworden ...“ ist, wird durch die jetzt als notwendig zur Kenntnis genommenen Voraussetzungen geschichtlichen Erkennens einigermaßen relativiert.

Der historische Gegenstand, ob wie früher noch weitgehend der Intuition anheimgestellt, oder nun mit mehr System durch ordnenden Eingriff konstituiert – er ist Sache des Betrachters, er steht nicht fest. „Geschichte ist ein fortwährender Prozeß der Wechselwirkung zwischen dem Historiker und seinen Fakten, ein unendlicher Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit“ (Carr 1963, 30). Dieses zirkelhafte Verhältnis läßt den Historiker im Umgang mit seinen Quellen keineswegs frei. Geschichte ist nicht Spielfeld beliebiger Meinungen, nicht Sache ungezügelter Subjektivität. Sie ist methodische Suche nach einem Hergang, das stets von neuem anzusetzende Forschen danach, wie es kam, und in diesem Amt unersetzbar und unanfechtbar. Denn auch widersprüchliche Ergebnisse heben sich nicht gegenseitig auf, sondern bringen weitere Aspekte des nämlichen Falles zum Vorschein und fordern zu weiterer Betrachtung und auch zu Entscheidung heraus. Historik dient nicht dem ästhetischen Vergnügen; sie ist Umwie Ausbildung und als solche Basis und Motiv für Denken und Handeln, also letztlich einem anthropologischen Prinzip verpflichtet.

In die Gefahr, zum passiven Nachtöner zu werden, gerät der Prähistoriker kaum. Er hat nichts nachzutönen. Dem Historiker treten die Quellen schon als Sachverhalte entgegen. Sie sind schon an sich sinnträchtig und erhalten, kritisch geprüft, je nach Erkenntnisziel Rang und Bedeutung von historischen Fakten. (Natürlich sagen uns Kataster, Urbare, Grabinschriften, Matrikeln usw. zunächst auch nicht viel mehr als Fibeln und Scherben. Wie diese werden sie erst zur historischen Quelle, wenn sie einen schon bekannten Sachverhalt ergänzen, bestätigen oder widerlegen.) Der Prähistoriker hat es jedoch grundsätzlich nicht mit Aussagen, sondern mit Objekten zu tun, die er durch Interpretation als Spur eines Sachverhalts zu deuten trachtet. Sinn und Aussagefähigkeit werden ihnen erst durch den Betrachter zugeschrieben. Als Grundlage dafür bot sich ehedem wie von selbst das System der prähistorischen Funde an. Dieses setzt sich aus räumlich und zeitlich begrenzten Fundprovinzen, sogenannten „Kulturen“, zusammen, die man ohne weiters als untrüglichen dauerhaften Nachweis von nach denselben oder doch verwandten Prinzipien organisierten gesellschaftlichen Einheiten auffaßte, so daß man sie zueinander ins Verhältnis setzen konnte. Die „Kulturen“ sind nach dieser Vorstellung durch spontane Übereinkunft ent-

standen. Ihr Zusammenhalt im Verband mit Ausrichtung zu gleichartiger Gestaltung ist aus der Hinterlassenschaft für die spätere kongeniale Betrachtung, unterstützt durch die Beobachtung der Fundsituation, unmittelbar einsichtig. Diese archäologisch formierten Kulturen können sonach auch gewisse Funktionen ausüben: sie entstehen, breiten sich aus, beeinflussen sich, treten in Beziehung zueinander und vergehen dann wieder. Es ist das die unreflektierte, „historisierende" Auffassung der archäologischen Interpretation, die letzten Endes durch Montelius ihre wissenschaftlichen Weihen erhielt (Montelius 1888, 151 ff.). Einspruch gegen dieses Konzept mit seinem sinnleeren Begriffsapparat von „Einfluß" und „Beziehung", dessen Nebelhaftigkeit durch ergänzende Termini wie „Infiltration" und „Diffusion" oder „Migration" nur noch verdüstert wurde, gab es seit je. Er verhallte ungehört, hauptsächlich deswegen, weil die Mühen der meisten Prähistoriker der praktisch-analythischen Tätigkeit gewidmet sind. Ein guter Teil der mitteleuropäischen Forscher ist bis zum heutigen Tag von der Reinecke-Exegese in Anspruch genommen.

Erst im letzten Drittel des nun ausgehenden Jahrhunderts formierte sich in Großbritannien und in den USA eine reformatorische Bewegung, die sich allerdings, wie es bei solchen nur auf Widerspruch aufgebauten Strömungen ohne Oberhaupt zu gehen pflegt, sogleich in Sekten aufspaltete. Gemeinsam ist ihnen die naturalistische Weltsicht. Dieser Standpunkt soll hier formelhaft damit umschrieben werden, daß das Objekt dem Subjekt vorgeordnet ist. Das ist ungenau, für unsere Zwecke aber ausreichend (ausführlicher über weltanschauliche Haltungen in der wissenschaftlichen Praxis Rothacker 1948, 38 ff.). Bei der Frage, ob der Braten mundgerecht oder zu zäh geraten ist, wird der Naturalist von der Qualität des Schlachtviehs ausgehen, der Idealist von der eigenen Kaufähigkeit.

Für die Opposition hat sich die Bezeichnung „New Archaeology" eingebürgert (dazu Bayard 1978; Eggert 1978; Wolfram 1986). Nach ihren Grundsätzen soll die Prähistorie vornehmlich als gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Prozeß begriffen werden, wobei das Interesse bevorzugt dem Aufstieg zur Hochkultur gilt. Als ausschlaggebend für einen solchen Wandel betrachtet Renfrew die Ablösung der auf Selbstversorgung eingestellten Bauernwirtschaft durch Aufgabenteilung, Produktkonzentration und handwerkliche Spezialisierung, die ihrerseits von der Organisation des Güterumlaufs unmittelbar abhängig sind. Eine mögliche Verlaufskette wird am Beispiel der ägäischen Bronzezeit demonstriert: Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion – Bevölkerungswachstum – Spezialisierung der Erzeugnisse – Austauschmechanismus – Redistribution – gesellschaftliche Differenzierung – hierarchische Ordnung – Reichtum – daraus rückwirkend wieder positiver Einfluß auf die Produktion. Die Subsysteme der Kultur stehen in wechselseitiger Abhängigkeit, insofern könne das ägäische Beispiel weitere Geltung beanspruchen (Renfrew 1972, 3, 15, 480 ff.; 1973, 112 ff.; Wolfram 1986, 35 f.)

Vorher hatte Renfrew die Urbanisierung der Ägäis in erster Linie auf den Handel zurückgeführt, der als Korrelat zum raschen Wachstum der Metallurgie aufblühte. Städtisches Leben entwickelte sich hier unter lokalen Bedingungen ohne auffällige Fremdeinflüsse, ohne nennenswerte Bevölkerungszunahme und ohne besonderen Grad politischer Zentralisierung: der Handel ist Quelle des Wohlstands, er regt die Produktion an und ruft neue Bedürfnisse hervor. Vermehrter Einsatz quantitativer Verfahren sollte die Rolle des Handels im Kulturprozeß verdeutlichen (Renfrew 1969, 158 ff.).

Demgegenüber ist nach den Erfahrungen von Smith (1969, 164) die Bevölkerungsdichte doch von einigem Belang für den zivilisatorischen Fortschritt; sowohl

Urbanisierung wie auch Handel gebe es nicht ohne Oberschicht und zentrale Organisation (Bhattacharya 1969, 162; Binford 1969, 163; Steward 1969, 165). Auch sind gewisse archäologische Spuren, die als Kennzeichen der Urbanisierung gelten können, ohne Außenhandel nicht denkbar (Smith 1969, 164). Auch wenn sie nicht meßbar sind, könne man folgenreiche Fremdverbindungen, selbst über weite Strecken nicht ausschließen. Fernhandel aus dem Umkreis der Hochkulturen ist mehrfach attestiert (Baity 1969, 161 f.). So entstand nach Auffassung von Sherratt das städtische Leben in der Ägäis nicht autonom, sondern vorerst durch Kontakte mit dem Alten Orient und erhielt erst später durch lokale Vorgänge sein eigenes Gepräge. In seiner eigenen Sicht der universalgeschichtlichen Entwicklung stehen aber die edaphischen und orographischen Voraussetzungen im Vordergrund. Der kontinuierliche Aufstieg Europas ist seit der Urzeit durch Klima und Landschaft vorgezeichnet (Sherratt 1980, 409 ff.). Der Fortschritt in Gesellschaftsordnung und Technik kann durch verschiedene Faktoren ausgelöst werden (Sherratt 1980, 411). Die kausale Priorität eines dieser Faktoren vor allen anderen herauszustellen, hält man für abwegig (Steward 1969, 165; Wilmeth 1969, 166), eine Einstellung, die auch bei Renfrew (1972, 479; 1973, 112 ff.) Eindruck hinterließ.

Daß die Autoren untereinander uneins und manche von ihnen auch mit sich selbst nicht immer einer Meinung sind, hat einen einsichtigen Grund. Keines der Phänomene des gesellschaftlichen Lebens, die, so wie oben dargestellt, eine sich selbst fortzeugende Verlaufskette bilden sollen, ist die jeweils unzweifelhaft zureichende oder gar unerläßliche Bedingung für das folgende. So hat jede der zitierten Auffassungen gleiches Recht. Strukturierende Betrachtungsweise kann angewandt werden, um ein umfangreiches Wissen von Zuständen und Geschehnissen zu ordnen und überschaubar zu machen. In der Prähistorie fehlt die empirische Grundlage; die von den zitierten Autoren zur Erklärung eingesetzten Prinzipien stehen als abstrakte Begriffe für sich. Wenn Zusammenhänge gesehen werden von Handel, Verkehr, Handwerk, Produktion, Wohlstand, Bevölkerungskumulation und Sozialstruktur, von jedem zu jedem, nur in jeweils verschiedener Anordnung, ist das nicht ein Ergebnis von Beobachtung vor Ort, sondern es wurden Vorgänge in archäologische Verhältnisse hineingesehen, die sich, nachweislich zwar, aber eben irgendwann und anderswo zugetragen haben.

Es ist auch sehr die Frage, in welchem Umfang die verwendeten historischen Allgemeinbegriffe zutreffen. Sie sind ja ebenfalls nicht aus beobachteten Vorgängen abgeleitet, sondern beruhen auf unserer Auslegung von Fundbildern. Ob es sich bei dem, was man im archäologischen Niederschlag des Bodens als Handwerk identifizieren zu können glaubt, tatsächlich um erprobte Erzeugung nach den Regeln eines Berufsstands handelt oder um Fertigung unabhängiger, begabter Bastler, die nach Gutdünken aus Gefälligkeit oder gegen beliebige Vergütung ihren Bekanntenkreis mit den Proben ihres Talents versorgten, hat viel zu tun mit dem ja auch nicht gerade mit unwiderleglichen Beweismitteln in die Darstellung eingeführten Phänomen des blühenden Handels, dem enge und ursächliche Verknüpfung mit dem Handwerk nachgesagt wird. Mit angemessener Zurückhaltung beurteilt aus dem Umkreis der New Archaelogy Nash die materiellen Überreste. Sie sind nicht repräsentativ. Keine nur archäologisch bezeugte Gemeinschaft kann so beschrieben werden, wie eine noch funktionierende. Das Leben im Vollzug, Sprache, Sozialstruktur, Organisation der Produktion und der Güterverteilung sind verloren (Nash 1980, 43).

Keinem Archäologen ist dieser Mangel fremd, weshalb man trachtet, der Interpretation eine objektive Basis durch quantitative Verfahren zu verschaffen. Renfrew legte dafür mit dem Obsidianhandel ein

Beispiel vor. Daß die Menge eines Gebrauchsgutes sich mit der Entfernung vom Ursprungsort vermindert, ist indes kein unbedingt zuverlässiger Indikator für Handelstätigkeit, auch nicht in der weiten Definition, die Renfrew bevorzugt. Der Verbrauch von Klaubholz nur für den Eigenbedarf ist auch in Waldnähe am höchsten. Umgekehrt sind große Mengen von Pilzen und Beeren weitab vom Ursprungsort eher ein Indiz für Handel als dagegen. Ernsthaftere Einwände bringt Bhattacharya vor. Transportmittel und Erschließung der Verkehrsstrecken betreffen die Selbstversorgung gleichermaßen wie die Weitergabe von Gütern. Die archäologisch noch erkennbare Menge eines Gutes ist ebenso von der Dauer der Besiedlung abhängig wie von der Zahl der Verbraucher; diese ist aber weitgehend Sache der bloßen Schätzung (so auch Renfrew 1973, 116). Schließlich ist die Fluktuation der Bevölkerung im Umkreis der Versorgungszone keineswegs auszuschließen (Bhattacharya 1969, 162).

Die Sicherheit der Regressionsanalyse wächst offenbar mit der Annäherung an hochkulturliche Zustände. Für die Verteilung von Funden im Raum kommt eine Mehrzahl von Kausalfaktoren in Betracht, die für uns kaum im einzelnen zu eruieren sind – eine Einsicht, der sich auch Renfrew nicht verschloß (Wolfram 1986, 62 ff.).

Der Schluß von der Grabausstattung auf die soziale Einstufung einer Person hat auch seine Unsicherheiten. Da ist die Witwe des Mächtigen, die standesgemäß dem Verblichenen alles mitgibt, was ihm im Leben teuer war. Nicht zu vergessen das Kebsweib. Dann ist da die Bestattung des Armen, wofür die Hinterbliebenen alles opfern, jeden Aufwand treiben und sich selbst in Armut stürzen, um dem Dahingegangenen im Tode zu geben, was ihm im Leben versagt war: Reichtum und Ansehen. Letzte Ehre – alle Ehre. Und dann ist da noch das Sterben des reichen Mannes, dessen Wagen und Rüstung und alle bewegliche Habe die Schwiegersöhne und weitere Sippschaft unter sich aufteilen und nichts auf das Unterirdisch-Unsichtbare verschwenden wollen. Wenigstens das Messer? – eine begründete Frage, bedenkt man die hinderliche Zahnlosigkeit. Auch nicht, für die Grube ist Brei gut genug. In dem Töpfchen ohne Henkel. Natürlich, niemand von uns ist dabeigewesen. Aber man kennt die Welt, und was man so nennt: den Menschen. Die Lebenserfahrung vermittelt uns Einsicht in die Vielzahl der Möglichkeiten, die einem endgültigen Urteil im Wege steht (dazu sachlich: Meyer-Orlac 1982, bes. 59 ff.; Wolfram 1986, 81, 95). Es gibt nichts, was es nicht gäbe (altes Ethnologenwort).

Rein archäologische Erkenntnis beruht auf den nachträglich, meist im Boden aufgefundenen Überresten aus einer Vergangenheit, von der keine sprachliche Überlieferung berichtet. Nur diese Funde sind der direkten Beobachtung zugänglich, nur von ihnen können wir Protokollsätze abgeben (diese Keramik ist in dieser Zeit in jenem Gebiet verbreitet). Zu dem, was wir wissen wollen, über Zustände und Begebenheiten der urzeitlichen Lebenswelt, geben sie nicht unmittelbar Auskunft. Die Dinge verraten uns nicht selbst, was sie in ihre Lage gebracht hat. Wir müssen darauf schließen.

Man hat die Tätigkeit des Archäologen mit der des Kriminalisten verglichen – nicht ganz zutreffend. Kein Kriminalbeamter wird ohne Anlaß etwa in einem Park und in den umliegenden Lokalen Fußspuren, Zigarettenreste und Fingerabdrücke untersuchen. Er würde nur zu bloßen Existenzialurteilen kommen: hier war jemand, die Zigarette ist aus dem Ausland. Wenn der Kriminalist Spuren aufnimmt, liegt etwas vor. Seine Beweisaufnahme und seine Folgerungen müssen durch einen Fall determiniert sein. So rätselhaft es sich auch darstellen mag, ein Ende hat der Kommissar schon in der Hand.

Für den Archäologen ist nichts der Fall. Aus einer unübersehbaren und unstrukturierten Menge potentieller Hinweise

lassen sich auch keine Schlüsse ziehen. (Hin und wieder mag dergleichen noch vorkommen. Man hat einen schönen Fund und fühlt sich bemüßigt, etwas dazu zu sagen. In der Regel ist es irgend etwas. Stumme Zeugen sind vielseitig verwendbar.) Um den Folgerungen Richtung zu geben, setzen wir also einen Fall, und zwar einen solchen, von dem mit Gründen anzunehmen ist, daß seine späten Spuren im Boden so beschaffen sein können, wie der von uns thematisierte archäologische Befund.

Einfach durch Sammeln von Daten gelangt man nicht zu einem eindeutigen Schluß. Schon Comte stellte klar, daß jede positive Theorie zunächst auf Beobachtung beruhen muß. Aber es sei „ebenso wahr, daß unser Geist Theorie nötig hat, um überhaupt Beobachtungen machen zu können“ (nach Kempski 1971, 17). Eine Einsicht, die später Popper besonders betonte. „Bevor wir Daten sammeln können, muß unser Interesse an *Daten einer bestimmten Art* geweckt sein: das *Problem* kommt stets zuerst . ... Ich glaube nicht, daß wir je induktive Verallgemeinerungen in dem Sinne aufstellen, daß wir mit Beobachtungen beginnen und unsere Theorien aus ihnen abzuleiten versuchen. Meiner Ansicht nach ist das Vorurteil, daß wir so vorgehen, eine Art optischer Täuschung; in keinem Stadium der wissenschaftlichen Entwicklung beginnen wir unsere Forschungsarbeit, ohne daß wir so etwas wie eine Theorie haben, etwa eine Hypotheses oder ein Vorurteil oder ein Problem ..., das auf irgendeine Weise unsere Beobachtungen *leitet* und uns dabei hilft, unter den unzähligen Objekten der Beobachtung die auszuwählen, die von Interesse sein können“ (Popper 1965, 95 f. u. 105 f.). Was wir uns als begründeten Sachverhalt für den archäologischen Befund vorstellen, darf selbstverständlich nicht von uns selbst ausgedacht sein, wie die Zustände in Liliput oder Lagado. Wir suchen im bezeugten Verhalten aller Zeiten und Völker nach passenden Mustern.

So hat man z.B. aus keramischen Spielarten, die sich nach Technik und Verzierung statistisch zu Gruppen zusammenfassen ließen, darauf geschlossen, daß Eheleute ihren Wohnsitz bei der Sippe der Frau nehmen. Die Sitte ist rezent im Untersuchungsgebiet verbreitet, auch wird dort die Töpferei von den Frauen ausgeübt, die ihre Praktiken mit Musterkatalog von Generation zu Generation an die Töchter weitergeben. Der Schluß hat unter diesen Umständen einige Wahrscheinlichkeit für sich, der Gedankengang ist jedoch nicht unbedingt zwingend. Es besteht keine notwendige Verknüpfung zwischen keramischen Gruppen und den zur Erklärung herangezogenen sozialen Gepflogenheiten. Das archäologische Bild wäre das gleiche, wenn die keramischen Rezepte auf anderen Wegen und nach anderen Sitten weitergegeben worden wären. Die Funde sagen zu allem ja. Zur Stützung jeder möglichen Annahme sind zusätzliche Argumente nötig.

Als leitende Hypothese diente hier eine Analogie aus dem rezenten Völkerleben. Der Schluß nach Analogie bringt grundsätzlich nur Wahrscheinlichkeitsbeweise. Die Wahrscheinlichkeit ist abhängig von Art und Zahl der übereinstimmenden Merkmale. Aus der Gleichheit mehrerer Merkmale wird auf Gleichheit überhaupt geschlossen. Im vorliegenden Beispiel erlaubt also die Verteilung keramischer Spielarten, obwohl gruppenweise kennzeichnend für bestimmte Wohnstätten und Grabanlagen, keinen bündigen Schluß auf vollständige Identität des Sozialverhaltens von prähistorischer und rezenter Population. Abgesehen davon scheint in dem Fall schon die Modellvorstellung, die postnuptiale Residenz betreffend, fehl am Platz zu sein. Eggert bemerkt denn auch, daß sich ein so gestelltes Problem „mit archäologischen Mitteln allein nicht lösen läßt“, indem er zugleich eine besser begründete Analyse der Grabungsdaten vorlegt (Zitate und Kritik Eggert 1978, 59 ff.).

Archäologische Quellen geben keine individuellen Einzelheiten preis, ihre Betrachtung allein, sei sie immerhin kritisch und systematisch vollzogen, gestattet es nicht, einfach Bericht zu erstatten, wie etwas kam, wie eins nach dem andern, eins aus dem andern folgte, so daß wir uns einen Vorgang begreiflich machen können. Während uns die historische Überlieferung immer schon als Sinngebilde zur Kenntnis gelangt, erhält der archäologische Befund seinen Sinn erst nachträglich von außen, durch unsere Interpretation. Will man dann die Befunde in verständliche Zusammenhänge bringen, bleibt der Einbildungskraft noch beträchtlicher Spielraum. Um diesen tunlichst einzuschränken, wurde gefordert, archäologische Aussagen als Fall allgemeiner Gesetze deduktiv abzusichern. Den Standpunkt vertrat Binford bei der Kritik eines Aufsatzes über den Zusammenbruch der Maya-Kultur im südlichen Tiefland (Zitate bei Eggert 1978, 62 ff.; wissenschaftstheoretische Voraussetzungen nach Hempel ebd. 30 ff.; Acham 1974, 160 ff.: „Popper-Hempel-Schema“).

Für Binford ist die These zurückzuweisen, eine Invasion habe den Kulturwandel herbeigeführt, weil sie nicht aus allgemeingültigen Gesetzen abzuleiten ist. Beim Versuch, allgemeine Gesetze über die Wirkung von Invasionen auf die Kultur ausfindig zu machen, läßt uns die Geschichte freilich im Stich, sie liefert uns allzuviele widersprüchliche Exempel. Schon der Begriff „Invasion“ hat eine nach oben offene Anzahl von Sinnerfüllungen, und jede von ihnen kann regellos die unterschiedlichsten Konsequenzen für die Kultur haben, was ja auch Binford nicht entging. Aber auch wenn wir das außer acht lassen, fehlt für die Deduktion die Basis.

Um ein Phänomen deduktiv zu erklären (hier den Kulturverfall), müssen wir zunächst von unbestritten als richtig anerkannten Sätzen ausgehen können, die besagen, daß eine bestimmte Voraussetzung eine bestimmte Folge nach sich zieht. Dazu müssen wir aber auch feststellen können, daß diese bestimmte Voraussetzung auch eingetreten ist (vgl. Popper 1965, 96 f.). Angenommen nun, die von Binford gewünschte Aussage gilt: wenn Invasion, dann Kulturverfall, müßten wir deduzierend hinzufügen können: Hier fand eine Invasion statt, also Kulturverfall. Das wäre offensichtlich ein Zirkel, denn wir hätten damit das zu Beweisende als Argument eingesetzt. Wir können nur von dem uns vorliegenden Phänomen des Kulturwandels auf eine Invasion schließen. Dieser Schluß ist freilich nicht zwingend, da ja im gewählten Beispiel nur die Invasion als Bedingung des Kulturverfalls gilt, nicht aber umgekehrt. Es bleiben auch andere Ursachen offen (zu den deduktiven und reduktiven Schlußverfahren Bocheński 1954, 75 f. u. 100 ff.). Binfords Anspruch ist unerfüllbar. Hempels Lehre traf auf unvorbereitete Seelen. Die Invasionshypothese ist nicht deshalb unzulänglich, weil sie sich nicht auf allgemeine Gesetze stützen kann. Sie ist nicht einmal unwahrscheinlich; sie ist nur nicht die einzig mögliche (Eggert 1978, 67).

Der Schluß von einem Phänomen auf seine Bedingung ist, auch wenn das Verhältnis bereits anerkannt ist, nicht stringent, weil er andere Voraussetzungen nicht ausschließt. Um eine so gewonnene Hypothese zu erhärten, trachtet man systematisch mit ihr in Einklang stehende Beobachtungen zu sammeln. Man sieht zu, was noch eintreten müßte, wenn die Annahme zutrifft. Werden die Erwartungen erfüllt, gilt sie als bestätigt. Sollten sich Feststellungen ergeben, die mit der Hypothese unvereinbar sind, muß sie revidiert werden. Das Verfahren ist hypothetisch-deduktiv. Obwohl rein logisch nicht gültig, wenden es die empirischen Wissenschaften allgemein und erfolgreich an (Bocheński 1954, 101; Popper 1965, 102 ff.; Eggert 1978, 30 ff.).

Die prähistorisch-archäologische Forschung geht ebenfalls nach diesem Schema vor. Aus Funden soll auf einen Sachverhalt

geschlossen werden. Man bildet sich davon spontan eine Vorstellung, die aber, mangels Evidenz, der Überprüfung bedarf. Dieser Vorgang wurde als modellhaftes Denken enger umschrieben (Wolfram 1986, 25 ff.). Aussagen nach archäologischen Quellen sollen durch Zusammenhalt mit gegenwärtig nachvollziehbaren Tatsachen erhärtet werden. Auf mancherlei Wegen sieht man zu, ob es so geht (Orme 1973, 486). Der gebräuchlichste Modus dafür ist der schon beschriebene, daß man nämlich aus der Geschichte aller Epochen und Kontinente beglaubigte Zustände oder Begebenheiten heraussucht, die eine Fundsituation, wie sie in Frage steht, hinterlassen haben oder hinterlassen könnten (Wolfram 1986, 77 ff.). Dabei, aber auch bei der Analyse durch statistische Verfahren, besteht nun allerdings häufig die Gefahr, daß die Hypothese durch Tatsachen bestätigt wird, „von denen sich bei näherer Prüfung herausstellt, daß sie im Lichte eben der Theorien ausgesucht wurden, die sie prüfen sollen“ (Popper 1965, 87). Nach Vergleich und Analyse setzen manche Forscher die Aussagefähigkeit ihrer archäologischen Indizien so hoch an, daß sie diesen letztlich unversehens die Beweiskraft eines empirischen Faktums beimessen. Mit den Worten von Friedrich Nietzsche: „Sie stellen sich ... als ob sie ihre ... Meinungen durch die Selbstentwicklung einer kalten, reinen, göttlich unbekümmerten Dialektik entdeckt und erreicht hätten ... während im Grunde ... ein Einfall ... zumeist ein abstrakt gemachter und durchgesiebter Herzenswunsch von ihnen mit hinterher gesuchten Gründen verteidigt wird – sie sind ... verschmitzte Fürsprecher ihrer Vorurteile ...“ Für solche ist die Auseinandersetzung mit den Fundumständen schon eine Sachverhaltsdarstellung (Bayard 1978, 87). Die Einbildungskraft verwandelt das Fundbild in ein lebendiges Geschehen (Wolfram 1986, 34, 100), und mit einem Mal ist aus der zu beweisenden These der Beweisgrund zu ihrer eigenen Erklärung geworden, der Zirkel ist vollzogen.

Die Tragfähigkeit einer Hypothese erweist sich in einem Prozeß der Überprüfung an Tatsachen. Daß sie mit vielen Tatsachen übereinstimmt, ist für Popper noch keine endgültige Bestätigung. Sie kann „nur dann als bewährt bezeichnet werden ..., wenn man keine sie widerlegenden Tatsachen finden kann, nicht aber, wenn man Tatsachen findet, die sie stützen“ (Popper 1965, 87 f. Anm. 69). Letzten Endes bewährt sich eine Hypothese im Bereich der empirischen Wissenschaften durch ihre Brauchbarkeit. Durch Versuch und Irrtum gelangt man zur jeweils erreichbaren Wahrheit (Popper 1965, 69). Diese letzte Prüfungsinstanz kann für die Urgeschichte nicht wirksam werden. Erfolgreicher Versuch und Irrtum sind im vorzeitlichen Dunkel nicht zu unterscheiden.

Die New Archaeology hat sich um neue Verfahren bemüht, ihre Anwendung dargestellt und auch die Ziele angegeben, die sie damit verfolgt. Ihren Vertretern ist das Verdienst anzurechnen, sich von den Versuchen entschieden distanziert zu haben, Formengruppen als historische Individualitäten aufzufassen und aus sinnleeren Gebilden archäologischer Systematik eine Art Geschichte herauszulesen. Die historisierende Archäologie operiert mit hypostasierten Fundkarten, denen ein bewegtes Eigenleben zugemutet wird. Fundprovinzen entstehen, breiten sich aus, gehen Beziehungen ein und üben Einflüsse aus. Gemeinsam ist ihnen das Schicksal, spätestens am Ende einer der großen Perioden des Systems unmotiviert und konsequenzlos im Nichts zu versinken. „Doch was dem Abgrund kühn entstiegen ... Zum Abgrund muß es doch zurück“.

Für die westlichen Reformer ist die Urgeschichte ein an sich Vorliegendes, sie glauben an ein unverrückbares, gesetzmäßig ablaufendes, objektives Sein des je Vorgefallenen. Gemäß der naturalistischen Orientierung trachtet man Geschehenes und Zuständliches aus positiv feststehenden und letzten Endes auch geschichtstranszendenten Fakten (Umwelt, Klima,

Technik, Population) zu erklären (Bayard 1978, 70, 75; Wolfram 1986, 29). Die Zahl der angenommenen Ursachen ist dabei recht beschränkt. Je nachdem, wie die Prioritäten unter ihnen gesetzt wurden, rufen sie bestimmte typische Wirkungen hervor: sie bilden Prozesse, worunter die „unter den Komponenten eines Systems oder zwischen Systemkomponenten und der Umwelt wirksamen dynamischen Beziehungen (Ursachen und Wirkungen)“ zu verstehen sind (Binford, zit. n. Bayard 1978, 80). Die Verlaufsgesetze werden auf dem Weg der Verallgemeinerung aus der Geschichte ermittelt. Die prähistorische Vergangenheit ist als das Insgesamt typischer, zweckmäßiger, ökologisch, technisch und wirtschaftlich bedingter Prozesse zu durchschauen und darzustellen (Wolfram 1986, 35, 102). Mehr zu erkennen ist nicht möglich, aber auch gar nicht erwünscht. Das Ideal der New Archaeology ist Comtes *„histoire sans noms“*.

In diesem Sinne wurden in einer Reihe von Arbeiten prozeßhafte Veränderungen beschrieben, mit Vorzug zu den Anfängen der produzierenden Wirtschaft und weiter in den Bereich der Hochkultur, alle mit dem Anspruch, allgemeingültige Züge des Soziokulturellen freigelegt zu haben. Die Mechanismen zwischen Produktivität, Güterverteilung und Zentralmacht in der Maya-Kultur werden „systemtheoretisch“ interpretiert (Rathje, zit. b. Eggert 1978, 81 ff.). Mc Adams unternimmt es, die Entwicklung von egalitären Dorfgemeinschaften über die Herausbildung von Eliten bis zur dynastischen Machtausübung in den frühen Staatswesen von Mesopotamien und Mesoamerika als regelhaften Wachstumsprozeß zu beschreiben. Der soziokulturelle Wandel vollzieht sich in der Wechselbeziehung von Gesellschaft und Umwelt als kontinuierlicher adaptiver Prozeß. Verschiedenheiten von Ort zu Ort sind nur Varianten eines einzigen Grundmusters (Eggert 1978, 129 ff.). Sanders und Price entwerfen ein anderes Bild der mittelamerikanischen Kulturentwicklung, indem sie das anhand ethnologischer Beobachtungen erstellte Schema des Aufstiegs von der Horde über Stamm und Häuptlingstum bis zum Staat als Prozeßverlauf von universaler Geltung auf prähistorische Verhältnisse übertragen (Eggert 1978, 133 f.). Kultur, biologische Gegebenheiten und Umwelt sind ursächlich miteinander verknüpft. Erster Kausalfaktor ist das Bevölkerungswachstum, dem als Folge Wettbewerb und Zusammenarbeit an die Seite treten. Binford, befaßt mit dem Übergang zu produzierender Wirtschaft, verlegt die Ursprünge grundsätzlich in Gebiete mit unterschiedlich organisierten Wildbeutergruppen. Bevölkerungswachstum und Expansion von seiten der einen und die damit verbundene Beschränkung des Lebensraums in der Nachbarschaft habe zur Umstellung bei der Vorsorge für den Lebensunterhalt genötigt. Der Autor nennt das einen „materialistischen, systemischen Forschungsansatz“ (Eggert 1978, 104).

Eine ausschlaggebende Rolle auf dem Weg zur Hochkultur wird von den Autoren Sanders und Price, abgesehen von dem Aufkommen begleitender Marktmechanismen, dem Bewässerungsfeldbau beigemessen, insofern dieser durch Steigerung der agrarischen Produktion die Bevölkerungsakkumulation begünstigt und diese wieder dem Gesellschaftsprozeß bis zur Entstehung staatlicher Organisationsformen wirksame Impulse verleiht (Eggert 1978, 139 f.). Das im Gegensatz zu Adams (Eggert 1978, 131 f.), der den Primat des Sozialen betont und, wenn er auch der wirtschaftlichen Komponente einen gewissen Einfluß zugesteht, Bewässerungsfeldbau und Bevölkerungsdruck als Sozialfaktoren nicht gelten läßt. Meinungsverschiedenheiten dieser Art über die Motoren der gesellschaftlichen Entwicklung wurden vorwegnehmend bei der Diskussion um Renfrew und Sherratt bereits skizziert.

Durch die naturalistische Denkweise, die Phänomene der Lebenswelt relationsgesetzlich aufeinander zu beziehen, erhält die Urgeschichte einen soziologischen

Aspekt, sie soll zur theoretischen Wissenschaft werden. Man stellt ein lineares Kausalverhältnis von einem Kulturphänomen zum andern her. Ein einzelner Faktor wird absolut gesetzt und gilt als der vor anderen wirksame.

Der archäologischen Erkenntnis zufolge erwächst daraus kein allzu großer Gewinn. Von den angenommenen sozialwissenschaftlichen Generalisationen, die prähistorisches Geschehen erklären sollen, zieht, je nach Autor, jede ihre eigene Bahn. Offenbar muß man doch jedem Verlauf seine individuelle Kausalität zubilligen. Wie gezeigt, können Analogien aus Ethnologie und Geschichte eben nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit bringen (Wolfram 1986, 92), abhängig von Art und Zahl der sachlichen Übereinstimmungen. Sie können illustrieren, nicht beweisen. Zwar hat man erhebliche Anstrengungen unternommen, durch Einführung von in anderen Disziplinen bewährten Methoden, vor allem durch quantitative Verfahren, die archäologische Interpretation in die Nähe von Erfahrungswissen zu bringen (Wolfram 1986, 26, 40 ff.). Man hat gezählt und gewogen und auch von elektronischen Hilfsmitteln ausgedehnten Gebrauch gemacht. Daraus erwuchs die Zuversicht, in den Funden lesen zu können wie in einem Buch. Doch für sichere Einsicht in Prozeßhaftes bedarf es direkter Beobachtung. Die materielle Hinterlassenschaft allein gibt weder Vorgänge noch ihre Ursachen preis. Archäologische Protokollsätze gibt es nur von Sachen, nicht von Sachverhalten. Für die lebensweltliche Vergangenheit kann keine noch so eingehende Beschreibung, keine noch so exakte Analyse, kein noch so gelungenes Experiment endgültig bestätigen, daß etwas, was gegenwärtig zweifellos so ist, auch ehedem tatsächlich so verlief. Vor diesem Hintergrund wirkt die computergestützte Attitüde naturalistisch-positivistischer Unbestechlichkeit etwas blaß. Mene tekel upharsin.

Daß sich die Urgeschichte im Ganzen und auch in einzelnen Teilen als Zivilisationsprozeß darstellen läßt, ist nicht den eigenen Methoden, sondern den Nachbarwissenschaften anzurechnen. Die Tatsache der Domestikation ist eine naturwissenschaftliche Erkenntnis an Knochen und Samen, und sie wurde, auf biologische Fakten gestützt, auch naturwissenschaftlich formuliert. Zoologen und Botaniker sagen uns, welche genetischen Eigenschaften bestimmte Arten zur Domestikation besonders geeignet erscheinen lassen, sie kennen günstige Standorte und Wachstumsbedingungen und sie wissen auch einiges über den natürlichen Verlauf dieses Prozesses. Vom Archäologen hofft man etwas über den tätigen Anteil des Menschen an der Umstellung zur produzierenden Wirtschaft unter verschiedenen Umständen zu erfahren. Die Antwort ist bis jetzt Gegenstand der Spekulation. Binfords Meinung dazu ist ebenso wahrscheinlich wie die Geschichte von dem weisen Steinzeitweib, das, etwas hexenhaft veranlagt und angeregt durch eigene Fruchtbarkeit, auf den Gedanken kam, Samenkörner im Erdenschoß zu versenken und neun Monde zuzuwarten, welches Experiment noch vor der Zeit und so über die Maßen gut gelang, daß es von aller weiblichen Bekanntschaft im Umkreis nachgeahmt wurde und sich die Bevölkerung des Orients – für Renfrews Jünger eher die südenglische – alsbald von wogenden Getreidefeldern umgeben fand.

Die im „ökologisch-systemisch-materialistischen“ Ornat vorgebrachten Gedankengänge den universalen Prozeß zur Hochkultur betreffend sind keineswegs umwälzend; ihre Anfälligkeit für Gegenargumente ist seit langem bekannt. Vielfach hat man, mit Karl Kraus zu sprechen, alles bisher Übertroffene geboten. Schon im 18. Jahrhundert ging es darum, ob „alle menschlichen Handlungszusammenhänge und zumal die Integration einer Hochkultur von oben geplant und verwaltet werden müßten, eine Vorstellung, für die bis heute PLATONS ‚*Politeia*‘ das klassische Beispiel ist. Seit der Gründung des pharaoni-

schen Großreiches, der ägyptischen Wasserbaubürokratie, war es immer selbstverständlich gewesen, daß das Zusammenhandeln und Zusammenleben der Menschen einen Herrn voraussetzt, der diesem Handeln Gesetz und Ordnung gibt. Noch HOBBES hatte diese Vorstellung mit aller Schärfe vertreten, aber gegen ihn waren MONTESQUIEU, LOCKE und andere aufgetreten und hatten die Vorstellung eines Geistes der Gesetze, einer gesellschaftlichen Eigengesetzlichkeit entwickelt ...“ (Jonas 1968, 76). Bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hat es großangelegte Versuche gegeben, die Geschichte als Einheit zu erfassen, den inneren Bau des Geschichtsprozesses freizulegen. Die Denker gingen von Prinzipien aus, die sie durch Anwendung auf eine Fülle historischer Fakten als bestätigt erachteten (Darauf zielt die bereits zitierte kritische Bemerkung von Popper 1965, 87 ab). Die Prinzipien solcher ganzheitlich-gestalthafter Kulturgeschichte entstammen, wie teilweise auch einbekannt, der Intuition. Für die spätere Kritik ist Spenglers Werk „ein monumentales Beispiel historischer Dichtung“ und Toynbees umfassende Studie eine Theodizee (Barnes 1951, 123 u. 128).

Die Prozeß-Archäologie geht ebenfalls von einigen allgemeinen Grundsätzen aus, sie agiert aber auf einem Feld, wo kaum Anstalten zu ihrer Prüfung durch erwiesene Fakten getroffen werden können. Ihre Verfechter betrachten die berichtslose Frühzeit wie ein verschollenes Schauspiel, dessen Dramaturgie sie in anderen Stücken gelernt zu haben glauben. Dabei rücken sie seinem unbekannten Inhalt mit einer recht dürftigen Topik zu Leibe. Es sind die Naturgegebenheiten und damit die Wirtschaft, oder die Technik und damit die Wirtschaft, von der die Kopfzahl und damit die Gesellschaftsordnung, oder aber auch die Gesellschaftsordnung, von der die Wirtschaft und damit die Umwelt abhängen und so weiter oder auch umgekehrt. „Nur im Trüben der Prähistorie läßt sich mit diesen groben Angeln fischen“ (Troeltsch 1922 (1977), 433). Auch das nur mit zweifelhaftem Erfolg. Aus Schichten und Scherben gehen Qualität und Umfang der Phänomene nicht hervor; weder für die Begriffe noch für die sachgesetzlich ablaufenden Prozesse gibt es zureichende archäologische Deckung (Eggert 1978, 74, 80 „potenzierte Spekulation“ 85; Wolfram 1986, 100). Nichtsdestoweniger sehen sich manche als Begründer neuer Denkrichtungen oder wenigstens als Erneuerer solcher, die schon Eindruck hinterlassen haben, etwa als systemische Materialisten oder als Öko-Evolutionisten o.ä., woran mehr der Bekennermut zu rühmen ist als die Gedankentiefe. Freilich gibt es auch Stimmen, die das Feld nicht ganz dem Zwang der Verhältnisse überlassen wollen. Es sei ja doch der Mensch, der lenkend eingreife, der Mensch, der schließlich Entscheidungsfreiheit sein eigen nennen könne. Das ist sichtlich nur so dazugesagt. Denn in der Tat: wir kennen diesen Menschen nicht.

Was aber treibt uns, beladen mit unzulänglichen Argumenten offene Türen einzurennen? Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Gangarten im Lauf der Welt zu erkunden. Welches Echo findet der Ruf nach dem Gesetz bei Studium von Hatvan und Aunjetitz, von MBK und TBK und SOM? Unsere Frage ist doch zunächst die nach Möglichkeit und Grenzen archäologischer Erkenntnis.

„Der transzendentale Rahmen des positivistischen Geschichtsbegriffs ist die Theorie *vom wissenschaftlich-technischen Fortschritt*, der die Annahme einer Natur und Geschichte umfassenden *Gleichförmigkeit aller Erscheinungen zur Begründung und Rechtfertigung dient*. ... Aber die Geschichte konstituiert sich ... nicht dadurch zur Wissenschaft, daß Tatsachen mit unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nach gewissen methodologischen Regeln in Übereinstimmung gebracht und so erklärt werden, sondern dadurch, daß der Historiker die Tatsachen von dem, wie wir sie wissen, unterscheidet. Geschichte konstitu-

iert sich im *transzendentalen Rahmen des Wissens von ihr ...*" (mit Bezug auf Droysen Riedel 1971, 91 u. 89). In der Sprache des Historikers: „... Tatsachen (existieren) nicht in einer elementaren Form, wie etwa Sandkörner ... Anders gesagt, erklären heißt für den Historiker: ‚die Entwicklung einer Fabel zeigen, sie verständlich machen' ... Die Wahl der Fabel entscheidet souverän darüber, was kausal relevant ist und was nicht" (Veyne 1930, 35, 70, 126).

Prähistoriker gewinnen ihre Fabel, indem sie vergleichen. Nicht so sehr die einzelnen Fundstücke, sondern die sie umgebenden Verhältnisse mit lebensgeschichtlich bedeutsamen Zeugnissen. Dabei kann die Analogie nicht als Beweismittel eintreten; der Vergleich dient als hermeneutischer Behelf. Wir versuchen, das Vorgefundene im Rahmen eines Zustands oder eines Geschehens zu verstehen. Der Vergleich zeigt, was möglich ist; um eine Vorstellung vom ehedem gelebten Hintergrund einer Fundsituation mit einer beglaubigten Realität in Verbindung zu bringen, dafür steht uns die ganze Welt offen.

Daß die prähistorische Archäologie von ihren Grabungserfolgen abhängt, ist eine Binsenwahrheit, die gleichwohl mit einer bestimmten Akzentuierung in Erinnerung behalten werden muß. Moderne Bodenforschung ist nicht so sehr ein Unternehmen auf gut Fundglück mit schönen Typen, denen dann ja doch nur eine undurchsichtige Beziehung nachgesagt wird. Sie ist mehr an den mikroskopischen Begleitumständen interessiert. Die antiquarische Sammelleidenschaft muß zugunsten der Klärung der Lebensverhältnisse zurückstehen. Der treffliche Grundsatz ist wohl allgemein anerkannt, aber nicht so leicht zu befolgen. Es gibt organisatorische und finanzielle Hemmnisse, da man auf ausgedehnte Hilfe der Naturwissenschaften angewiesen ist. Wird er aber konsequent vernachlässigt, ist es sehr wohl auszudenken, daß dereinst Physiker, Botaniker und Zoologen nach einem Mameluckenaufstand die träumenden Typologen ersetzen. „Erkennen, historisches Erkennen ist Beziehen von jeweilig Ständigem in der Zeit aufeinander, von geschichtlichen Erscheinungen in einem Geschichtszusammenhang, einer ‚Geschichte'. Dieses beziehende Erkennen erweist sich ... mag es Beschreiben, Erklären, Verstehen oder auch Erzählen genannt werden ... als ein ‚Setzen', Zusammensetzen (Synthesis, Konstruktion), nicht zwar als willkürliches, sondern unter die Forderung empirischer Überprüfbarkeit gestelltes ... Schließlich ergibt sich die Einsicht darein, daß historisches Erkennen als Beziehen und Zusammensetzen offenbar durch alle partikulären und pluralen Konkretionen hindurch von dem Interesse an so etwas wie Zusammenhang, Kontinuität überhaupt bestimmt ist. ... Woraus her kommt das Interesse an Kontinuität selber?

Es kommt – wenn es historisch auftritt – offenbar her als mitgesetzt aus der meta-historischen ... Idee der umfassendsten Ganzheit, der Totalität ..., die als unendliches Regulativ für den Gang des endlich-konstruierenden Erkennens, Beziehens, Systematisierens fungiert ... Auf dieses fundamental-anthropologische Interesse an Ganzheit überhaupt wäre dann auch das Interesse an historischer Kontinuität und damit historischer Erkenntnis zurückzubeziehen" (Halder 1979, 119 f.).

Hier wird die Grenze zum Prähistorischen deutlich. Wir können nichts zusammensetzen. Nach rein archäologischen Quellen kann man weder den Hergang von Begebenheiten beschreiben, noch Prozesse aus abstrakten Gesetzen erklären. Wir können unsere Daten nicht als aufeinander bezogene Kontinuität verstehen, nicht in einen erkennbaren Sinnzusammenhang einordnen. Wir können keine Geschichte erzählen.

Unser fundamental-anthropologisches Interesse ist es, in das Reich jenseits jeder Erinnerung vorzudringen. Die Nachrichtenverbindung ist abgerissen, nur der Boden vermittelt uns da und dort in unter-

schiedlicher Deutlichkeit, wie der Mensch sein Dasein bewältigte. Wir sehen, daß er damit auch unsere Wege bereitet hat. Die Spur von seinen Erdentagen soll nicht untergehen. Wir wollen sie bewahren und so gut es uns gelingt Einsicht daraus gewinnen. Einer der Reformer fand die einprägsame Formel „... archaeology is archaeology is archaeology ...“ Das soll für uns bedeuten: Urgeschichte ist Archäologie mit anthropologischer Ausrichtung.

Literatur

Acham, K. (1974), Analytische Geschichtsphilosophie. Freiburg.

Baity, E. C. (1969), CA 10, 161 f.

Barnes, H. E. (1951), Soziologie der Geschichte, Wien.

Bayard, D. T. (1978), 15 Jahre „New archaeology“. Saeculum 29, 69 ff.

Bhattacharya, D. K. (1969), CA 10, 162

Binford, L. R. (1969), CA 10, 162 f.

Bocheński, J. M. (1954), Die zeitgenössischen Denkmethoden. München.

Carr, E. H. (1963), Was ist Geschichte? Stuttgart.

Eggert, M. K. H. (1978), Prähistorische Archäologie und Ethnologie. Studien zur amerikanischen New Archaeology. Prähist. Zeitschr. 53, 6 ff.

Halder, A. (1979), „Geschichte“ – im Schatten des toten Gottes? Saeculum 30, 114 ff.

Iggers, G. G. (1978), Neue Geschichtswissenschaft. München.

Jonas, F. (1968), Geschichte der Soziologie II. Reinbek.

Kempski, J. v. (1971), Zum Selbstverständnis des Positivismus. In: Positivismus im 19. Jahrhundert, Hg. J. Blühdorn und J. Ritter, Frankfurt/M.

Kittsteiner, H.-D. (1977), Objektivität und Totalität. In: Theorie der Geschichte. Beitr. z. Historik, Bd. 1, München.

Meyer-Orlac, R. (1982), Mensch und Tod. Archäologischer Befund – Grenzen der Interpretation. Hohenschäftlarn.

Montelius, O. (1888), Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Archiv f. Anthr. 17, 151 ff.

Nash, D. (1980), Historical archaeology. In: The Cambridge Encycl. of Arch., 43 ff.

Orme, B. J. (1973), P.P.S. 39, 485 ff.

Popper, K. R. (1965), Das Elend des Historizismus. Tübingen.

Renfrew, C. (1969), Trade and Culture Process in European Prehistory. CA 10, 151 ff.

Renfrew, C. (1972), The Emergence of Civilisation. London.

Renfrew, C. (1973), Before Civilisation. London.

Riedel, M. (1971), Positivismuskritik und Historismus. In: Positivismus im 19. Jahrhundert. Hg. J. Blühdorn und J. Ritter, Frankfurt/M.

Rothacker, E. (1948), Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. Bonn.

Sherratt, A. (1980), Interpretation and Synthesis – a personal view. In: The Cambridge Encycl. of Arch. 404 ff.

Smith, Ph. E. L. (1969), CA 10, 164.

Steward, J. H. (1969), CA, 10, 164 f.

Troeltsch, E. (1977), Der Historismus und seine Probleme. Aalen.

Veyne, P. (1990), Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist. Frankfurt/M.

Weber, A. (1951), Prinzipien der Geschichts- und Kultursoziologie. München.

Wilmeth, R. (1969), CA 10, 166.

Wolfram, S. (1986), Zur Theoriediskussion in der Prähistorischen Archäologie Großbritanniens. B.A.R. S 306.

Archäologisches Erkennen

Zusammenfassung

Prähistorische Ausgrabungen vermitteln mit unterschiedlichem Anspruch auf Objektivität Einsichten in die menschliche Lebenswelt der Vorzeit. Ihre Interpretation beruht auf Wahrscheinlichkeitsbeweisen nach Analogie. Die Einheiten des prähistorisch-archäologischen Systems sind Produkte des typologischen Unterscheidungsvermögens; Aussagen über Aktivitäten unter ihnen sind Leerformeln. Der Realitätsbezug der typologischen Systematik ist grundsätzlich unerweisbar. Thema der Urgeschichtsforschung ist die Vielfalt der Formen menschlicher Daseinsbewältigung, soweit Spuren davon aufzufinden sind.

Summary

Excavations convey insigths to prehistoric human life with varying claim to objectivity. Interpretation is based on proofs for the probability of facts obtained by analogies. Unities within the prehistoric archeological system are products of typological distinction; statements about interactions are empty formula. The reference of typological systematics to reality can basicly not be proved. Subject of prehistoric research is the variety of human ways of life as far as their traces can be found.

* * *

In den anthropologischen Einzelwissenschaften wird „Kultur“ als gegenständlicher Sachkomplex aufgefaßt, der sich in einzelne begrenzbare Bereiche aufteilen läßt: Gesellschaft, Wirtschaft, Technik, Handel, Verkehr, Religion, Kunst, Recht u.s.w. Auswahl und Begrenzung sind weitgehend vom Zweck der jeweiligen Untersuchung und von der persönlichen Einstellung bestimmt. Diese begriffliche Operation wird aus praktischen Gründen vorgenommen, sie ist für die vergleichende Betrachtung unumgänglich. Dabei hat man sich aber stets gegenwärtig zu halten, daß in der gelebten Wirklichkeit alles mit allem verbunden und jedes von jedem abhängig ist. Kultur als Religion, Sitte, Kunst und Technik vollzogen kann nur in der Gesellschaft gedeihen. Wie diese und im Verein mit ihr wirkt auch die Wirtschaft auf andere Bereiche zurück, beide, je nach Ausprägung, in anderer Weise. Die Art der Wirtschaft bringt Formen von gesellschaftlichen Gebilden, von Wohnung, Ernährung und Kleidung, also auch etwa von Mode und Tischsitten mit sich, die sich ihrerseits

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 127, 1997, S. 21-31

in gegenseitiger Abhängigkeit entwickeln und selbst wieder auf die Wirtschaft zurückwirken, so wie es auch bei Kunst, Rechtsauffassung, Religion u.s.w. der Fall ist. Keines der Phänomene, die wir isoliert betrachten, existiert nur aus sich und für sich, alle stehen wechselweise simultan und sukzessiv in gegenseitiger Beeinflussung. Sie üben ihre Funktion in je anderer struktureller Verbindung aus.

Die Mitbestimmung ökonomischer Motive „erstreckt sich (oft unbewußt) auf alle Kulturgebiete ohne Ausnahme bis in die feinsten Nuancierungen des ästhetischen und religiösen Empfindens hinein ... Kollektiv- und Massenerscheinungen ebenso wie ... individuelle literarische und künstlerische Leistungen sind durch sie mitbeeinflußt. ... Andererseits wirkt die Gesamtheit aller Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen einer historisch gegebenen Kultur auf die Gestaltung der materiellen Bedürfnisse, auf die Art ihrer Befriedigung, auf die Bildung der materiellen Interessengruppen und auf die Art ihrer Machtmittel ... ein". Das Spiel der Erscheinungen menschlicher Werke im wechselnden Gang der Geschichte zum je eigenartigen Zusammenhang der Kultur ist in seiner Totalität für uns unüberschaubar. Für Max Weber ist Kultur „ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens ... Transzendentale Voraussetzung jeder Kulturwissenschaft ist ... daß wir Kulturmenschen sind, begabt mit der Fähigkeit und dem Willen, bewußt zur Welt Stellung zu nehmen und ihr einen Sinn zu verleihen ... Welches immer der Inhalt der Stellungnahme sei, diese Erscheinungen haben für uns Kulturbedeutung, und auf dieser Bedeutung beruht allein ihr wissenschaftliches Interesse." „Endlos wälzt sich der Strom des unermeßlichen Geschehens der Ewigkeit entgegen. Immer neu und immer anders gefärbt bilden sich die Kulturprobleme, welche die Menschen bewegen, flüssig bleibt damit der Umkreis dessen, was aus jenem stets gleich unendlichen Strom des Individuellen Sinn und Bedeutung für uns erhält, «historisches Individuum» wird" (Weber 1988, 163, 180 f., 184).

Bei Georg Simmel, auf den sich Max Weber neben Heinrich Rickert ausdrücklich beruft, ist Ergänzendes zu finden: „Der tatsächliche Anblick des Lebens bildet eine Wirrnis von Interessenreihen, die durch das Bewußtsein, durch die Machtverhältnisse, durch die äußere Erscheinung hin verlaufen wie die Fäden in einem Gewebe ... Hier ist alles in Wirklichkeit untrennbar verflochten: Wirtschaft und Religion, Staatsverfassung und individuelles Leben, Kunst und Recht, Wissenschaft und Eheformen – und damit entsteht, was wir Geschichte nennen ... Jene gegenseitige Einwirkung aller historischen Faktoren ... ist uns zu durchschauen versagt. Während sie allein die wirkliche Geschichtseinheit ausmacht, kommt jedes uns mögliche, einheitliche Bild des Gesamtgeschehens nur durch konstruierende Einseitigkeit zustande ... Eine Wissenschaft von der Totalität des Geschehens ist nicht nur wegen ihrer nicht zu bewältigenden Quantität ausgeschlossen, sondern weil es ihr an einem Gesichtspunkt fehlen würde, den unser Erkennen braucht, um ein Bild, das ihm genüge, zu formen, an einer Kategorie, unter der die Elemente zusammengehören und die bestimmte derselben mit einer bestimmten Forderung ergreifen muß. Es gibt kein Erkennen überhaupt, sondern immer nur eines, das durch qualitativ determinierte, also unvermeidlich einseitige Einheitsbegriffe geleitet und zusammengehalten wird; einem schlechthin allgemeinen Erkenntniszweck würde die spezifische Kraft mangeln, irgendwelche Wirklichkeitselemente zu erfassen" (Simmel 1922, 209 f., 215 f., 67 f.).

Seinen Anteil an dem Chaos der empirischen Wirklichkeit sieht der prähistorische Archäologe als Masse von Fundgegenständen, versehen mit mehr oder weniger eingehenden Lagebeschreibungen. Begrif-

fe, um sie überschaubar und der Erkenntnis nutzbar zu machen, gewinnt er durch Verallgemeinerung in der Typologie. Der prähistorische Typus ist nicht der statistische Typus als Repräsentant des Durchschnitts aller Objekte der gleichen Kategorie und auch nicht der Typus als vollkommenes Muster, wie ihn die Zoologen aufstellen. Die prähistorische Typologie stützt sich auf bestimmte ausgewählte Merkmale, die ihre Objekte voneinander unterscheidbar machen. Typen im Sinne der prähistorischen Archäologie werden im Hinblick auf ihre distinktive Funktion gebildet. Übereinstimmung der in dieser Hinsicht als wesentlich erkannten Merkmale in der Anlage (gänzliche Identität ist nicht erforderlich) stiftet Zusammengehörigkeit. Mit Hilfe von Typen wird eine Mehrzahl Objekte aus verschiedenen Lebensbereichen als zeitliche oder räumliche Einheit abgegrenzt („Stufe“, „Gruppe“, „Kultur“). Der Einteilungsgrund muß nicht bei allen Teilen der Einheit als Charakteristikum in Erscheinung treten. Für den Rest ergibt sich der Anschluß an eine Gruppe durch wiederholte Vergesellschaftung mit den leitenden Typen. Der archäologischen Gruppe liegt also ein idealtypisches Schema zugrunde, nach dem alle ihm entsprechenden Fundposten als zusammengehörig bestimmt werden. Deckungsgleichheit mit dem Schema kommt kaum vor, wird auch nicht verlangt. Die Zusammensetzung eines Fundkomplexes nach Zahl und Verhältnis seiner dem Schema mehr oder weniger entsprechenden Objekte zueinander wird nun zum unterscheidenden Merkmal.

Was ein Objekt zum Typus oder eine Vielheit von Fundobjekten zur typologischen Einheit macht, ist nicht unmittelbar evident. Es muß sich erst im Zusammenhalt mit anderen Daten (z.B. Verbreitung, Begleitfunde, wiederholtes Vorkommen, Funktion, Siedlungsform, Bestattungsbrauch) als relevant erweisen. Dann stellt sich noch die Frage, ob kleinräumige, u.U. auch diachrone Fundgruppen, die, jede für sich, ausgeprägte Charakteristika aufweisen, in mehreren Belangen jedoch untereinander gleich sind, oder eine mit einer anderen und diese wieder mit einer dritten und vierten in je anderen Merkmalen übereinstimmen, als Glieder einer größeren Einheit zu betrachten sind oder als selbständig gelten können. Einen Maßstab für den Grad des Unterschieds in der kulturellen Durchstilisierung archäologischer Hinterlassenschaften gibt es nicht. Wiederholtes Auftreten und typologische, d.h. distinktive Verwertbarkeit sind in der Regel für die Wahl gruppenstiftender Elemente bestimmend. Es kann durchaus arbiträr sein, ob eine Grenze generell nach Leitformen oder einem Verzierungsprinzip zu ziehen ist oder ob die Produkte dieser Formprinzipien je nach abweichender Ausführung noch einer feineren Gliederung zu unterwerfen sind und in Verbindung mit Begleitfunden und Traditionen der Fertigung ein hinlängliches Motiv für die Bildung mehrerer gleichrangiger Gruppen darstellen. Es herrscht eine gewisse Freiheit im Urteil, ob man es mit stilistischen Variationen innerhalb einer Gruppe oder mit regional eigenständigen Typengemeinschaften zu tun hat. Heute würde man kaum das karpato-alpine Vorfeld mediterraner Hochkultur als Einheit im Umfang der Hallstattkultur konstituieren. Archäologische Gruppenbildung unterliegt grundsätzlicher Kontingenz; sie ist weder aus Gesetzen abzuleiten, noch an der Realität zu überprüfen.

So entsteht durch Generalisieren das stets unvollendete System der prähistorischen Archäologie, das jedem Fundstück seinen Platz anweist. Drei Perioden mit drei Steinzeiten und drei Metallzeiten werden manifest in zahllosen Objekten, die, unter Einschluß der zur Typisierung geeigneten Siedlungs-, Haus- und Bestattungsformen, den Bestand vieler größerer und kleinerer Einheiten – Kulturen, Gruppen, Stufen, Phasen, Typen – bilden. Als besonders geeignet zur Systematisierung erweisen sich die Bronzefunde, die sich sozusa-

gen in Familien, Gattungen und Arten einteilen lassen, und auch, soweit für praktischen Gebrauch bestimmt, Weiterentwicklung zu erkennen geben. Der Ausbau des Systems nimmt seit je den Löwenanteil prähistorischer Forschung in Anspruch. Immer noch werden Neufunde zugeteilt, Gruppen und Untergruppen, Stufen und Unterstufen anders definiert oder umgebildet. Die archäologische Materie den Interessenten darzubieten, geordnet nach dem neuesten Stand oder nach eigener Ansicht, ist auch das Hauptstück der akademischen Lehre und eine günstige Gelegenheit für sammeleifrige Dilettanten, sich unter die Wissenschaftstreibenden einzureihen. Klärung der chronologischen Verhältnisse ist in jedem Fall unerläßliche Voraussetzung. In zunehmendem Maß baut man daher auf naturwissenschaftliche Verfahren, die, nach Meinung vieler, der kulturhistorischen Betrachtung erst einen festen Grund geben soll. Andere geben dem Formenvergleich, gestützt auf Stratigraphie, den Vorzug. Sie halten die Resultate davon für ein präzises geisteswissenschaftliches Gedankengebäude, das dem Verständnis funktionaler Zusammenhänge näherbringt.

Zweifel an der Zuverlässigkeit des Verfahrens haben ihre Gründe. Die Stufentrennung beruht bekanntlich nicht auf einer Bestandsaufnahme aller erreichbaren Funde, diese durchwegs außerarchäologisch absolut datiert, mit denen man nach Maßgabe der zeitlichen Konzentration und Verringerung ihres Auftretens, im Wissen von vor- und nachlaufenden Exemplaren, Zeitabschnitte konventionell festlegt. Man folgert vielmehr, nur ausnahmsweise gestützt auf naturwissenschaftliche Datierungen, ausgehend von vergleichbaren Fundkonstellationen, auf Gleichzeitigkeit der sie repräsentierenden Typen im ganzen Verbreitungsgebiet. Der Analogieschluß von charakteristischen, um unverrückbare Leitfunde versammelten Typenkombinationen auf die Zeitstellung von in weniger klarem Verband oder einzeln angetroffenen Funden eröffnet angesichts der individuell unterschiedlichen Verwendungsdauer der Objekte dem Streit der Meinungen einigen Spielraum. So wurde der Gedanke geäußert, daß eine „Stufe“ nicht ausschließlich den unter dem Zwang des Zeitlaufs veränderten Zustand der Habe bezeichnen muß, sondern bisweilen auch als eigenes „Ausstattungsmuster“ ihren im Schema vor- und nachgeordneten Materialeinheiten als teilweise gleichzeitig an die Seite gestellt werden könnte. Eine gewisse Schwankungsbreite den Inhalt und die Stellung der Stufen zueinander betreffend ist systemimmanent, was schon daraus erhellt, daß gut 100 Jahre Arbeit an der relativen Chronologie stets neue und nie unwidersprochene Ergebnisse gezeitigt haben. „Selbstverständlich ist es im Belieben eines Autors, sich – unabhängig von welchen Erwägungen auch immer – bestimmter Chronologieschemata zu bedienen“, wie ein erfahrener Rezensent bei einer seiner Kritiken unbefangen bemerkte. Auch davon abgesehen leistet das System nicht das, was der Forscher eigentlich wissen will, sofern er sich nicht mit bloßer Sachkenntnis begnügt. Er sieht Verschiedenheit wie auch Veränderung und will die Ursachen dafür ergründen; er sucht den Vorgang. Dazu stellt er das typologisch aufbereitete Material als ein Geflecht von Relationen dar.

Stilkritische Untersuchungen sind die schon selbstverständliche und kaum noch als solche wahrgenommene Grundlage archäologischen Vorgehens. Besonders ertragreich an hervorragenden Einzelstücken, erbringen sie Argumente für Herkunft und Entstehungszeit. Ihre Beweiskraft ist begreiflicherweise höher, wenn sich Vergleichsstücke aus dem Bereich der Hochkulturen beibringen lassen. Bei Objekten, die in großen Mengen und dazu in vielfältigen Abwandlungen vorkommen, wie Nadeln, Fibeln, Gefäße, Trensen, Waffen, interessieren die Gesamtverbreitung, das Auftreten und Verschwinden an verschiedenen Stellen, die Ausbildung von

Varianten und das Verhältnis dieser untereinander und zu Funden anderer Art. Zur Deutung der Ausbreitung bestimmter Formen hat man die Wahl zwischen Infiltration, Kontakt, Ideenübertragung und Weitergabe von Fachwissen. Seltene Prunkstücke werden auch als Freundschaftsgaben unter Potentaten angesprochen. Die Streuung von Objekten, vollständig festgehalten nach Zahl und Entfernung von einem Zentrum, gibt Hinweise auf die Mobilität der Benutzer, etwa von Frauen, die nach Brauch und Herkommen eine stets gleichbleibende Kombination von Schmuckstücken anlegen. (Einzelne Stücke könnten sich auch auf andere Weise verbreitet haben). Aus Schmuckformen lassen sich unter Beobachtung typologischer Feinheiten auch Provinzen mit je eigenen Trachten zusammenstellen. Diese können als äußeres Kennzeichen eines Gemeinschaftsbewußtseins angesehen werden. Bei der räumlichen Verlagerung komplexer archäologischer Einheiten oder ihrer Ablösung durch eine andere in der folgenden Zeitstufe wird Zuwanderung, Überschichtung oder Kulturwandel, autonom oder heteronom, mit oder ohne Änderung der Sozialstruktur, in Betracht gezogen. Ausgangsbasis für weiträumige Vergleiche ist die Analyse einzelner, exakt ausgegrabener Siedlungen. Dauer oder Abbruch der Besiedlung, Aufbau und Verfall von Befestigungen, Änderung der Bestattungsart, Anlage neuer Begräbnisstätten, das alles im Verhältnis zur Entwicklung der örtlichen materiellen Hinterlassenschaft oder auch der benachbarten Siedlungsplätze beobachtet, liegt zur Interpretation vor. Bei einer Abfolge vieler, auch stratigraphisch untermauerter Besiedlungshorizonte in verhältnismäßig kurzer Zeit steht man vor der Frage, ob man Anzeichen emsigen Erneuerungsstrebens oder erzwungenen Wiederaufbaus nach wiederholten Verwüstungen vor sich hat.

Steht das Verhältnis der Funde und Fundarten sowohl zueinander als auch zu ihrer Lage im Boden und ihrer geographischen Verbreitung im Vordergrund des Interesses, tritt, wie man sieht, der formale Aspekt zugunsten eines inhaltlichen zurück. Bei Rohstoffen und den daraus gefertigten Produkten, wie Gesteinen, Mineralien, Muscheln, Metallen, Salz, Bernstein, Keramik u.s.w., gilt es Ursprungsort, Bedarf, Entfernung, Importware u.a.m. als Daten eines rationalen Handlungszusammenhangs ins Kalkül zu ziehen. Es werden Überlegungen angestellt, die direkt auf die funktionierende Kulturwirklichkeit abzielen. Der Gedanke an Handel liegt nahe. Andere Gegebenheiten, die unmittelbar, allein durch ihr Vorhandensein Einzelheiten der Lebenswelt sinnfällig machen, sind Pollen, Samen, Knochen, Spuren von Bergbau und Verhüttung, bildliche Darstellungen, Kultstätten, unverweste Leichen in Moor und Eis, aber auch begleitende Umstände wie Bodenbeschaffenheit, Lage einer Siedlung, Siedlungsdichte, Konstruktion der Häuser, Verteilung der Abfälle u.a.m. Auf diesem Feld hat die Archäologie der Urzeit dank hochentwickelter Grabungs- und Präparationsmethoden, wirkungsvoll unterstützt durch Naturwissenschaften, ihre Fortschrittte zu verzeichnen. Direkte Einblicke in Leben und Arbeit vermitteln auch Gebrauchsgegenstände, Waffen und Gerät von der Nadel bis zu Bauwerken, vom Beil bis zu Wagen und Schiffen, sofern man ihren funktionalen Aspekt heraushebt. Besondere Aufmerksamkeit erregen allein durch ihre Ausmaße sichtbare oder sichtbar gemachte Denkmäler wie Megalithbauten und Kreisgrabenanlagen.

Die Beisetzung der Toten läßt dauerhafte Konventionen erkennen. Man bemerkt regelmäßige Zusammenhänge zwischen der Lage der Toten, ihrem Geschlecht und der Zeitstufe im jeweiligen Kulturmilieu. Auch der Ausgestaltung der Grabstätte gilt Aufmerksamkeit, zunächst im Hinblick auf die Beigaben in Relation zum kulturellen Umfeld, dann auch hinsichtlich der Größe, des inneren Ausbaus,

der Einrichtung und der Zahl der Belegungen, um einige der häufigsten Vergleichskriterien zu nennen. Der Unterschied zwischen Flach- und Hügelgrab dürfte neueren Erkenntnissen zufolge nicht auf Grundsätze, sondern auf den Fleiß der Hinterbliebenen und die spätere Erhaltung zurückgehen. Alteuropa war, so ein kenntnisreicher Autor, eine „Grabhügellandschaft“. Die Differenzen bei Größe, Bauweise und Inhalt bandkeramischer Häuser ließen schon für frühe Verhältnisse Gedanken an soziale Ungleichheit aufkommen. Zu diesem Thema findet sich reichlich Stoff bei Analysen der Gräber in späteren Perioden. In kupferzeitlichen Friedhöfen scheinen die Beigaben zwar verbreitet für eine egalitäre Gesellschaft zu sprechen, mit „Herrschaft der alten Männer“, doch will man auch schon Anzeichen für eine hierarchische Gliederung gefunden haben. Eine reiche Ausstattung mit Edelmetall und Würdezeichen in den Gräbern wird mit prominenten Familien und sakraler Herrschaft in Verbindung gebracht. Aber auch nur auffällige Keramik (Glockenbecher) hat man gelegentlich als Indiz für gesellschaftliche Sonderstellung und „Hierarchisierung“ in Anspruch genommen. Waffen im Grab werden für eine besondere Auszeichnung gehalten. Man denkt an einen Ausweis der Kastenzugehörigkeit, wenn nicht sogar an Machtattribute der Führungsschicht, was durch den augenscheinlichen Prunk mancher Bestattungen bestätigt erscheint. Die großen Grabanlagen der Eisenzeit mit luxuriösen Importgütern und Zeremonialwagen verweisen auf einen gehobenen Lebensstil, begleitet von der Übernahme exotischer Festbräuche. Befunde dieser Art erweckten die Vorstellung von einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft mit privilegierten Schichten, sogar in Gestalt von Adelshäusern. Daran schließt sich gleich die Frage, ob eine schon bestehende Aristokratie sich exklusiv Zugang zu fremden Lebensgütern verschaffte oder ob die gesellschaftliche Prominenz überhaupt erst durch den Handel mit jenen Waren entstand. Man hat auch bemerkt, daß der „fürstliche“ Rang nur archäologisch definiert ist.

Nicht selten muß die Beurteilung eines Fundbilds unentschieden bleiben, nicht nur wegen der subjektiv gefärbten Bewertung der Argumente durch die einzelnen Forscher, sondern auch, weil eine archäologische Oberfläche objektiv verschiedene Sachverhalte deckt. Fremdexemplare in der Fundverteilung werden bevorzugt auf Handel zurückgeführt. Ob nun aber wirklich Handelsbeziehungen im eigentlichen Sinn unterhalten wurden, läßt sich von den allein erhaltenen Sachrelikten nicht ohne weiters ablesen; andere Ursachen sind nicht auszuschließen. „Deshalb bezeichnet etwa die methodische Schwierigkeit, im archäologischen Befund Handelsgut als solches von Beute oder Mitgift zu unterscheiden, eine echte Erkenntnisgrenze“, wie der Verfasser der Einleitung in einem Bericht über Kolloquien zu dem Thema bemerkte. In Höhensiedlungen kann man Rückzugsorte für unruhige Zeiten, Fluchtaufenthalte, Repräsentationsbauten, Schutzsiedlungen, Herrenburgen, Weideposten oder auch Fürstensitze sehen. Der Sinn der Kreisgrabenanlagen läßt sich für die einen nur spekulativ erörtern, für andere ist der kultische Zweck mit Bezug zu den Gestirnen offenkundig, für wieder andere ist er dadurch gegeben, daß sich die Gemeinschaft dort versammelte, um sich an vom Alltag abgehobener Stätte ihre Identität bewußt zu machen und sich der bestehenden Ordnung zu versichern. Während manche hinter den verschiedenen Typen von Megalithgräbern gleich verschiedene Ethnien vermuten wollen, sagen andere, niemand könne wissen, wie es zur Errichtung dieser Monumente über so weite Strecken gekommen und was ihre Bedeutung wirklich gewesen ist. Die Frage nach dem Sinn der Anlagen wird indes immer wieder aufgeworfen. Man hat der Megalithik praktische Funktionen als Markierung der Landschafts-

aufteilung oder als im Ritus sanktioniertes Instrumentarium für Betrachtungen über Himmel und Erde zugesprochen, dachte sie sich aber auch – das vor allem im Hinblick auf die (nicht im vollen Umfang zutreffende) Bindung an Kollektivbestattung – als Ausdruck der Ahnenverehrung oder Maßnahme zur Segregation der im Totenland Hinwesenden. Jede der Hypothesen ist durch rezente Versuche und Überlieferungen zu beglaubigen, was die oben zitierte skeptische Äußerung mitverursacht haben mag.

Eine unaufhebbare Unschärfe der archäologischen Sicht muß in Rechnung gestellt werden. Bei den aus Ton geformten menschlichen Darstellungen denkt man vorwiegend an Symbole aus der religiösen Sphäre. Sie könnten menschengestaltige Abbilder von Funktionsgottheiten sein. Dazu scheint nun schlecht zu passen, daß sie in großer Zahl vorkommen und als Fragmente in den Abfall gelangten. Eben dieser Umstand, daß sie stets zerbrochen angetroffen werden, läßt dann eine weitere Deutung, nämlich die als Substitutionsopfer zu. Ob dem Verbergen oder Versenken von Gegenständen sakraler oder profaner Charakter zuzuschreiben ist, kann man nicht immer klar unterscheiden. Ein einschlägiges Symposium gab Anlaß festzustellen, daß jeder seine Skepsis oder sein „notwendig vages Begriffsverständnis“ von «Opfer» und «Heiligtum» bestätigt finden und „unangefochten weiter anwenden“ könne. Als gemeinsamer Nenner für Opfer und Heiligtümer sei jedoch die «Kategorie der Wiederholung» bei Deponierungen allgemein anerkannt. Die Zusammensetzung der Objekte in Verbindung mit der Ortswahl gibt weitere Anhaltspunkte. Andauernde Wiederholung der Niederlegung oder eindeutiger Symbolgehalt des Verborgenen sind Kriterien für Opfer, gelten aber nicht exklusiv. Es kann auch einmalige Darbringungen materieller Werte in Gestalt von Gebrauchsgegenständen gegeben haben mit dem Motiv, das Unverfügbare zu beschwören. Die Möglichkeit, daß ein Fund in dieser Zusammensetzung aus profanen Gründen versteckt wurde, ist aber auch wieder nicht auszuschließen. Man muß sich damit abfinden, daß für gleich gehaltene Fundbilder ganz verschiedene reale Umstände zur Ursache haben können.

Das gilt in besonderem Maß für präsumptive Menschenopfer in Höhlen. Aus ihrer Bestandsaufnahme läßt sich kein Typus mit konstanten Merkmalen ableiten, der die Interpretation stützt. So gleich wie die Punkte auf der Verbreitungskarte, die bezeugen sollen, daß man hier und damals die alten Bräuche ehrte, sind die Verhältnisse in den Höhlen und Klüften nicht, und die wiederholte Verwendung des argumentesparenden Adverbs „zweifellos“ löst bei den treuen Lesern prähistorischer Zeitschriften erst recht Zweifel aus. Übrigens ist nur zu oft nicht einmal sicher, daß die Menschenknochen mit den datierbaren Schichten zeitlich übereinstimmen. Der Forderung, die bei einer Gelegenheit für viele Fälle erhoben wurde, nämlich den Befund einer Bestattung erst anzuerkennen, wenn er als solcher einwandfrei ausgewiesen sei, dieser Forderung ist schwer nachzukommen, sobald Wagenteile und goldene Halsreife, sonst gewöhnlich als Prärogativ verstorbener Angehöriger der Oberschicht klassifiziert, auch für rituell exekutierte Individuen in Anspruch genommen werden. Ob man die Bereitschaft der Bevölkerung (hier geht es hauptsächlich um die hallstattzeitliche), ihresgleichen hinzuopfern, nicht überschätzt? Nicht jeder Totschlag wurde in sakraler Stimmung begangen. Die Reste von Namenlosen, aufgefunden etwa nach strengem Winter in Wald und Feld, mußten ja auch geborgen werden (keinesfalls im eigenen Friedhof), und Körperteile zu exhumieren und an unterweltlich-sicherer Stelle zu verwahren, schränkte, wie Erfahrung lehrte, die lästige nächtliche Beweglichkeit hartnäckiger Wiedergänger erheblich ein. Auch von profanen Kannibalenmahlzeiten hat man vernommen. Menschenop-

fer sind aus Archäologie und Geschichte vieler Völker bezeugt, auch mit nachfolgender Bestattung in Höhlen. „Opfer“ ist kein Begriff, der für sich stehen kann; er braucht einen Bezug, also eine Adresse und einen Zweck. Aus dem uns Vorliegenden ist nichts dergleichen zu ermitteln, keiner kann sich ein Bild von den Vorgängen machen, und so fehlt uns in vielen Fällen die Handhabe, zwischen Opfer, Bestattung, Sekundärbestattung und Entsorgung zu unterscheiden.

„Sofern es sich um ein Verstehen *vergangener* Kulturen handeln soll, halten wir es größtenteils für Selbsttäuschung. Nicht nur, weil die Subjektivität des Interpreten einspielt; weit darüber hinaus wird man ja doch die eigene «natürliche» Antriebs- und Gefühlsorientierung, die ganze Basis der mitverpflichteten Emotionen und Ideen nicht los, weil man sie gar nicht voll ins Bewußtsein heben kann ... Das subjektive, anempfindende und insofern stets ästhetische «Verstehen» schöpfen wir aus der modernen Vielseitigkeit der bloßen Subjektivität und ihrer unendlichen Möglichkeiten an folgenlosen Vorstellungen ... Hier besteht nun die Gefahr, daß wir aus unserer eigenen Bewußtseinslage heraus uns mit einem «Verstehen» beruhigen, das der harten Fremdartigkeit eigentlich archaischer Verhaltensweisen nicht gewachsen sein kann, das aber zutraulich bei sich selbst verweilt“ (Gehlen 1964, 86, 87, 97). Der Mensch ist nur als Kulturwesen, und als solches hat er einen erstaunlichen Reichtum an – mitunter bizarr anmutenden – Vorstellungen, Ordnungen, Handlungsmustern und Daseinsgestaltungen hervorgebracht, auch auf engem Raum nebeneinander. Die Befangenheit in unserer Begriffswelt und die archäologische Unschärfe bringen es mit sich, daß unsere Interpretationen nur zu oft bloß sprachlicher Ausdruck bleiben. Welche Inhalte verbinden wir mit Wörtern wie „Beziehung“, „Fürst“, „arm“, „reich“, „kultisch“, „rituell“, „hierarchisch“, wenn sie zur Deutung der verschiedenen Fundverhältnisse herangezogen werden? Wofür Religion ehedem gut war, sagen wir mit einem Wort: Fruchtbarkeit, und damit kommen wir für ein paar tausend Jahre aus. Wir haben Grund zur Annahme, daß diese uns verlorene Welt bunt war wie die folgende und nur in unserer Darstellung glatt und gleichförmig in immerwährender Alltäglichkeit durch die Jahrtausende zieht. Daß wir als „schreckliche Vereinfacher“ an sie herantreten, läßt sich aber, wie die Dinge nun einmal liegen, nicht umgehen. Wir müssen uns dabei eben stets unserer doppelten Bedingtheit bewußt bleiben.

Bei der Auswertung von Grabinventaren gilt es als ausgemacht, daß man aus dem Reichtum an Beigaben etwas über die gesellschaftliche Stellung des Abgeschiedenen herauslesen kann. Diese Voraussetzung liegt nahe, muß aber nicht allgemein zutreffen; Besitz an Gütern ist nicht immer mit sozialem Ansehen verbunden. Man macht sie aber nun einmal und überlegt, welcher Rang einem prunkvoll Bestatteten zukommen könnte: reicher Grundherr, Angehöriger des Kriegeradels, Mitglied einer mächtigen Dynastie oder gar regierender Fürst. Das kann ab und zu nicht allein mit dem funeralen Aufwand begründet werden, sondern auch, und überzeugender, durch äußere Abzeichen hohen Ranges, wie Szepter, Diadem und Halsreif. Welche Würde ist damit angezeigt? Ehrenvorrang ohne Privilegien, selbstherrliche despotische Macht durch Gewalt und Reichtum oder anerkannte, durch Rechtsgründe gestützte Herrschaft? Typus Sachem oder Typus Herzog? „Hierarchisierung“ soll nach Ansicht einiger schon im Neolithikum eingetreten sein. Konnte der Inhaber des großen Hauses oder besonderer, sichtlich nicht zum praktischen Gebrauch geeigneter Instrumente Gehorsam von den anderen einfordern? In seiner Eigenschaft als Häuptling, als Dorfältester oder als Familienvorstand? Einer Familie im alttestamentarischen, altrömischen oder rezent-europäischen Sinn? In jedem Fall wären Konsequenzen für die

Form der Bewirtschaftung, den ökonomischen Ertrag und seine Aufteilung zu erwarten. Die Kenntnis der Getreidesorten und der Anteile von Wild- und Haustierknochen hilft uns da nicht viel weiter. Gehörte alles allen oder nur einigen oder nur einem? Waren nur Sklaven zur Arbeit verpflichtet? War die Gesellschaft grundsätzlich egalitär mit Unterschieden im Besitz, nicht aber im Rang? Oder gab es da und dort schon ein Feudalsystem mit auf Lehensgütern sitzenden Vasallen und dienenden Ständen? Wie wurde der Ertrag der Bodenschätze, des Handels, der Landwirtschaft verwaltet? Durch neutrale Beamte, Günstlinge, Sklaven, nach dem Gutdünken der damit Befaßten, unter Mitsprache aller? So fragen kann man fort und fort, doch hat es wenig Sinn, denn bündige Antworten sind aus Fundgegenständen nicht herauszuholen.

In der Frühgeschichte (der so wie die germanischen auch die keltischen Jahrhunderte zuzurechnen sind) dienen die Bodenfunde als Bestätigung oder auch Ergänzung der unzureichenden Schriftquellen, in den klassischen Altertumswissenschaften schätzt man die „Realien“ als anschauliche Bereicherung humanistischer Bildung. Für die Urzeit sind sie ohne den sinnstiftenden Hintergrund überlieferten Wissens letzte Instanz, nur sie bilden die empirische Basis, sie allein sind das Medium des Vordringens in die traditionslose Vergangenheit. Sachüberreste, tote Dinge aus Natur und Menschenhand, sagen jedoch nicht unmittelbar etwas aus. Man muß ihnen Bedeutung geben, indem man sie in einen verständlichen Zusammenhang bringt. Man sucht also nicht nur festzustellen, was sie als Gegenstand an sich sind, sondern ob und wie sie über sich hinaus auf etwaige Zustände und Begebenheiten verweisen. Dazu zieht der Prähistoriker aus jeder Art von Geschichte (von Pol zu Pol verstanden) oder eigener Erfahrung (die er sich teilweise auch selbst im Experiment verschafft) Verhältnisse und Vorgänge heran, in denen ein materieller Anteil, vergleichbar einer Fundsituation, eine Rolle spielt. Bei einzelnen Objekten geschieht das meist unreflektiert. Den Zweck eines Hammers, eines Messers, eines Hauses oder eines Bergwerks kennen wir. Auch die Gegenüberstellung von relativ rezenten und urzeitlichen Wildbeutern wirkt überzeugend. Ihre Lebensweise kann, gleiche Umweltbedingungen vorausgesetzt, im großen und ganzen nicht sehr verschieden sein. Die Gleichung verliert an Sicherheit, je mehr individuelle Züge dem zur Erläuterung herangezogenen Vorbild eigen sind oder wenn überhaupt bestimmte Sachverhalte behauptet werden sollen. Ob in dem Prachtgrab ein regierender Fürst lag, läßt sich nicht so sicher sagen, und ob beim Leichenbegängnis die gesamte Bevölkerung einschließlich bezahlter Klageweiber trauernd Anteil nahm und ob man zur Feier des Tages einige vom letzten Kriegszug erübrigte Gefangene am Grab schlachtete, gar nicht. Nach einer Modellvorstellung wäre die Hallstattkultur letzten Endes infolge sozialer Konflikte zum Erliegen gekommen, nach einer anderen hätte der Zusammenbruch des einheimischen Sklavenhandels den Kulturwandel herbeigeführt. Beide bezeugen lebhaften Sinn für das historisch Mögliche, bleiben aber Spekulationen ohne zwingende Verbindung zwischen Fund und Vorgang, wie schon die einigermaßen widersprüchlichen Ausführungen erkennen lassen.

Die komparative Methode setzt voraus, daß man aus Gleichheit in Teilen auf Gleichheit überhaupt folgern darf. Die Interpretation prähistorischer Befunde stützt sich auf kanonische Erscheinungen menschlichen Zusammenlebens, aus denen Grundsätze abgeleitet werden wie: der Aufwand an Grabbeigaben entspricht dem gesellschaftlichen Rang. Reichtum ist gleichbedeutend mit Macht. Macht wird mit Herrschaftsinsignien demonstriert. In der Art der Gebrauchsgegenstände und in Eigenheiten der Tracht kommt Gruppenbewußtsein zum Ausdruck. Solche Grundsätze gelten jedoch nicht allgemein und

nicht unbedingt. Ob sie zutreffen, müßte in jedem Fall überprüft werden. Empirische Bestätigung liegt aber nun einmal nicht in Reichweite der Archäologie. Szepter, Halsreife und Diademe können gelegentlich auch als Zierde oder auch als Verdienst- und Ehrenzeichen gedient haben. Mächtige müssen nicht über Reichtümer verfügen, und Begüterte können gänzlich ohne Einfluß sein (z.B. David und Nabal). Sachbesitz ist kein zuverlässiger Indikator für Gruppenbildung. Das Verhältnis einer bestimmten Form materieller Kultur zu einer bestimmten Form menschlicher Gesellung, sei sie nun ethnisch, wirtschaftlich, politisch oder ideell begründet, läßt sich nicht ein für allemal festlegen. Eigenart der Alltagskultur, auf eine Volksgruppe beschränkt, ist ein möglicher Fall. Daß dieser aber nicht immer eintritt, ist aus Geschichte und Gegenwart bekannt. Es können sich fremd bis feindlich gegenüberstehende Verbände gerade bei Gebrauchsgütern einander angeglichen haben, während umgekehrt bei Gemeinschaften, die sich in allem gleich und eins fühlen, in eben diesem Belang sektionsweise Unterschiede zu bemerken sind.

Für den Prähistoriker kompliziert sich das Problem noch weiter dadurch, daß er nicht alles sieht. Die Zufälligkeit der Gruppenbildung im Material ist nicht nur subjektiv, durch die Einschätzung des Forschers, sondern auch objektiv begründet. Die „archäologische Kultur“ würde ganz anders aussehen, könnte man auch Textilmuster, Holzobjekte, Grundnahrungsmittel, Tätowierungen, kurz: die vergänglichen Dinge in größerem Umfang einbeziehen. Ein Schema aufzustellen: welche archäologische Einheit, nach welchem Prinzip konstruiert, in welchem Umfang das Gegenbild welcher sozialen Formation sein soll, hat man begreiflicherweise erst gar nicht erwogen. „Gruppe“ ist viel gesagt, wenn etwelche Leute bei keineswegs uneingeschränkter Wahlmöglichkeit im Gebrauch von Waffen, Schmuck und Hausrat ungefähr übereinstimmen. Was da und wie kompakt es zusammengehört, worauf die Zusammengehörigkeit beruht und wie diese zustandekam, bleibt unergründlich.

Um die typologischen Kulturen als Subjekte zu erhalten, hat man sie neutralisiert. Es werden Vorgänge geschildert, als hätte man sichere Kenntnis davon, sei aber verhalten, in prähistorischer Kodierung auszusagen. So wird erzählt, daß ein Bereich, der noch am Beginn der frühen Eisenzeit lebhafte Kontakte zum Hallstattkreis unterhalten hatte, gegen Ende des Zeitalters ziemlich radikalen Veränderungen unterworfen war. Auch wird vom gemeinsamen Schicksal der Mittelgebirgsländer berichtet, die in den Sog der hallstättischen Sachkultur gerieten und spätbronzezeitliche Traditionsketten zu sprengen versuchten und von Gruppen, die von Süddeutschland auf den nordostalpinen Hallstattstil einwirkten und so ein gänzlich neues kulturelles Bezugssystem entstehen ließen. Was immer an Geschehnissen damit angedeutet werden soll – ihr Nationale erhalten die Agenten der Darstellung ja doch als substanzialisierte Typengemeinschaften.

Die Wahrscheinlichkeit eines Schlusses nach Analogie hängt vom Grad der Übereinstimmung ab. Da die Prähistorie nur von materiellen Zeugnissen ausgeht, kann gänzliche Übereinstimmung mit einem der Erfahrung zugänglichen Sachverhalt nicht mit Gewißheit behauptet werden. Es bleibt bei einem schwankenden Grad von Wahrscheinlichkeit zwischen Tatsächlichkeit und Möglichkeit. Was für Inhalte aus der Vorzeit entdeckt werden, ist von der Art ihrer Überreste bedingt. Ihre Bedeutung, d.h. was sie von der Lebenswelt um sich anzeigen, wird über Begriffe, gewonnen aus empirisch faßbaren Gleichförmigkeiten der menschlichen Daseinsgestaltung, von außen erklärt. Urgeschichte ist die Gesamtheit der geltenden Erklärungen von prähistorischen Kulturrelikten.

„Die Kulturprobleme, welche die Menschen bewegen“ bilden sich immer neu; „was aus jenem stets gleich unendlichen

Strom des Individuellen Sinn und Bedeutung für uns erhält“, bleibt nach M. Weber „flüssig“. Was bedeutsam ist, hängt von der Fragestellung des Historikers ab. Seine Erkenntnisinteressen formen das Bild. Die „gegenseitige Einwirkung aller historischen Faktoren ... ist uns zu durchschauen versagt ... unser Erkennen braucht (eine) Kategorie, unter der die Elemente zusammengehören und die bestimmte derselben mit einer bestimmten Forderung ergreifen muß“ (G. Simmel).

Der Aufgabe des Historikers, einen endlichen Ausschnitt „aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens“ mit Sinn und Bedeutung zu bedenken (M. Weber), kann der Prähistoriker nicht nachkommen. Die Zustandsbilder der prähistorischen Vergangenheit sind nach Fremdvorlage von außen übernommen. Sie stehen isoliert da, haben keine innere Verbindung. Die historische Sicht der Dinge, in der das lebensweltliche Geschehen Grund und Sinn durch seine Stellung in einem Hergang erhält, ist dem Prähistoriker verwehrt. Er befindet über sein Material wie über ein Stück Natur. Alles, was er ausmachen kann, ist ihm gleich gut. Er kann nicht erzählen, wie etwas gekommen ist, nicht von einem Handlungszusammenhang berichten, der Zustände und Begebenheiten geschichtsimmanent, von ihnen selbst her verständlich macht. Unsere Vorstellungen von der Urzeit sind zusammenhanglos wie ein Traum.

Theoretische Besinnung in der Prähistorie konzentriert sich vornehmlich darauf zu erkunden, wie man Funde abfragt, bis man die Urgeschichte vom Anfang bis zum Ende erzählen kann. Die Frage, was erlaubt ist, was man noch behaupten kann, ohne das logische Gewissen zu suspendieren, wird im Eifer, der Welt kraft archäologischen Scharfsinns Unerhörtes kundzutun, nur zu oft unterdrückt. Daß Interpretationen nach Analogie nur zur Wahrscheinlichkeit vordringen, muß aber zur Kenntnis genommen werden. Damit ist auch der Weg zur historischen Berichterstattung verlegt. Ein Sachverhalt, der geschichtlich sein soll, muß Tatsächlichkeit beanspruchen können, was vorzeitlich nur in epochalen Dimensionen zutrifft. Will man, wozu bei manchen Prähistorikern ein gewisser Hang besteht, Annahmen und unverifizierbare Deutungen in gegenseitiger Abstützung zu einem Gesamtbild aneinanderfügen, entsteht eine (recht undramatische) Erzählung aus der Vorzeit.

Das verbreitete Interesse an den Frühformen der Kultur ist eine Tatsache. Die Ergebnisse prähistorischer Forschung sind aus unserem Bildungsgang nicht mehr wegzudenken. Die Anteilnahme an Ausgrabungen in aller Welt beschränkt sich nicht nur auf Fachkreise. Was aus der Erde geborgen wird, ist Entdeckung im ursprünglichen Sinn, Freilegung von Kostbarem und Lebensdienlichem, geschaffen und genützt vor langer Zeit in erstaunlicher Vielfalt. Die Aufschlüsse über Lebensweise und Fertigkeiten der prähistorischen Menschen, wie sie etwa die Forschungen zu Klima und Umwelt, Bergbau und Metallurgie, Landschaft und Siedlung erbringen, können auch an sich schon eine gewisse Objektivität beanspruchen. Das im Gegensatz zu Spekulationen über „Beziehungen“ zwischen typologischen Einheiten, zu deren realem Hintergrund damit nicht mehr gesagt ist, als man sieht: es gibt Gleiches und Ähnliches da wie dort (und zwar über Grenzen hinweg, die der scharfsichtige Typologe vorher selbst festgesetzt hat). Die Beziehungsforschung der Wiener kulturhistorischen Schule, aus der Ethnologie schon lange verbannt, hat im Prähistorischen ein dauerhaftes Asyl gefunden.

Eine Zufallsentdeckung wie die Tiroler Gletschermumie hat das positive prähistorische Wissen mehr bereichert als zehn typologische Gräberfeldanalysen. Da haben wir einen Menschen vor uns aus unvordenklicher Zeit, einen Menschen aus Fleisch und Blut, offenbar tragisch ums Leben gekommen. Doch er hält uns auf

Distanz was seine Person betrifft. Um ihn ist das Schweigen der Vorzeit. Er ist keine Gestalt in irgendeiner Geschichte. Er gibt uns nur Rätsel auf. Wie erwirbt einer mit Graspelerine seinen Lebensunterhalt? War er arm, reich oder wie jeder unter seinesgleichen? War sein letztes Gewand sein einziges? Das sind Fragen aus allgemein menschlichem, aus anthropologischem Interesse. Die anthropologische Perspektive begleitete schon die Anfänge der prähistorischen Archäologie und hatte damals einen klaren Sinn: sie hatte die Evolution zu bestätigen. Es war ein Gedankengang von bestechender Einfachheit. Am Ursprung stand der gelehrige Affe, Ende und Höhepunkt war die europäische Kultur des 19. Jahrhunderts. Was dazwischen lag, mußte man nur in der rechten Reihenfolge auf der Entwicklungslinie auffädeln. Das geht sich aber hinten und vorne nicht aus, wie man bald sah (ohne allerdings dem typologischen Denken gänzlich abzuschwören). Was heißt „anthropologisch" mit Bezug auf Kulturwissenschaft heute? Wie sich Archäologie anthropologisch verstehen läßt, soll uns einige Überlegung wert sein.

Literatur

Gehlen, A. (1964), Urmensch und Spätkultur. 2. Aufl. Frankfurt/M.und Bonn.

Simmel, G. (1922), Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie. 4. Aufl. München und Leipzig.

Weber, M. (1988), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Aufl., Tübingen.

Erklären und Verstehen – die Frage einer archäologischen Hermeneutik

Fritz Eckart Barth
zum 60. Geburtstag gewidmet.

Zusammenfassung

Verwendung und Bedeutungswandel der Termini „Erklären“ und „Verstehen“ werden von Droysen und Dilthey bis Heidegger und Gadamer mit Blickrichtung auf die Interpretationsmöglichkeiten in der prähistorischen Archäologie dargestellt.

Abstract

The use and semantic change of the terms „explain“ and „understand“ are being discussed from Droysen and Dilthey to Heidegger and Gadamer in view of interpretation possibilities in prehistoric archaeology.

I

„Analogisches Deuten statt Erklären und Verstehen“ – so faßt M. K. H. Eggert seine Überlegungen zur Interpretation prähistorischer Quellen in einem kürzlich erschienenen Aufsatz zusammen (Eggert 1998: 121). Damit tritt bei ihm „Deuten“ gleichberechtigt, oder wenigstens ergänzend, neben „Erklären“ und „Verstehen“, neben Begriffe also, die seit langem eine zentrale Stellung im geisteswissenschaftlichen Methodendenken einnehmen. P. Veyne, mit dem strengen Sinn von „erklären„ in den theoretischen Wissenschaften wohlvertraut, verwendet dennoch Erklären und Verstehen umgangssprachlich, also vertauschbar: „Erklären heißt für einen Historiker ‚die Entwicklung der Fabel zeigen, sie verständlich machen‘. Das also ist die historische Erklärung: etwas völlig Profanes und überhaupt nicht wissenschaftlich; wir werden ihr den Namen verstehen vorbehalten“ (Veyne 1990: 70). K.-G. Faber bezieht historisches Verstehen (ebenfalls gleichsinnig mit Erklären) auf intentiona-

Annalen des Naturhistorischen Museums Wien,
Band 101, Serie A, 1999, S. 1-22

QUELLE

les Handeln und Motive, die menschliches Verhalten verständlich machen. Es wird erzielt durch „Rekurs auf die eigene Lebenserfahrung, auf eigenes Handeln und Denken ...“ (Faber 1972: 131). Die Suche nach Analogem ist also kein Selbstzweck, sondern ein heuristischer Behelf im Rahmen des Erklärens oder Verstehens. Seine Schwächen sind offenkundig. „Wenn ein Historiker zur Begründung seiner Interpretation sich auf die Lektionen der Gegenwart oder einer anderen Geschichtsperiode beruft, so tut er das gewöhnlich, um seine Gedanken zu illustrieren und nicht, um sie zu beweisen. Zweifellos sagt ihm sein Feingefühl, daß die historische Induktion einem Logiker furchtbar unzulänglich erscheinen würde und Geschichte als armselige, mit Analogien arbeitende Disziplin“ (Veyne 1990: 114). Der Historiker konfrontiert „die zu verstehenden Handlungen mit der eigenen, durch mancherlei Wissen angereicherten Lebenserfahrung„ und ordnet ihnen „auf dem Weg der Analogie ihm plausibel erscheinende Intentionen“ zu. „Da diese Zuordnung gleichbedeutend mit der Auswahl aus einer größeren Zahl möglicher Verhaltensmaximen ist, kann sie nur Wahrscheinlichkeitssätze liefern.“ Nur das Tun selbst und seine Objektivationen menschlichen Handelns sind direkt als Zeichen gegeben und „jene Zeichen (Sprache, Gesten, Handlungen) und der Bestand menschlicher Intentionen oder Motive (sind) niemals ... unabänderlich aufeinander bezogen ...“ (Faber 1972: 143, 142).

Von hier aus ein erster Blick auf prähistorisches Gebiet. Auch hier ist die Mehrdeutigkeit der „Zeichen“ hinzunehmen, die überdies der Interpretation noch mehr Spielraum ins Ungefähr läßt, liegen doch dem prähistorischen Archäologen nicht eindeutige Zeichen menschlichen Handelns vor, sondern zufällige Überreste menschlichen Lebens, aus denen auf reale Zustände geschlossen werden muß. Aus Mangel an direkter Erfahrung ist die Urgeschichtswissenschaft jedoch ganz darauf angewiesen, sich mit Analogien ein Bild von ihrer Zeit zu machen. Streng genommen ist ja auch die Bestimmung eines Großteils der Fundstücke ein Schluß nach Analogie. Niemand hat prähistorische Waffen und Gerätschaften in originaler Funktion gesehen. Aber es gibt genügend zusätzliche Anhaltspunkte dafür, daß sie das sind, wofür wir sie schon der Form nach halten. Das Schlußverfahren wird gar nicht als solches wahrgenommen. Die Identifizierung ist evident, als wäre sie auf unmittelbare Zeugenschaft gegründet. Diese Sicherheit fehlt bei Schlüssen aus archäologischen Konstellationen auf Brauchtum, Religion, Sozialstruktur, ethnische Identität u.ä. Man muß sich dabei dessen bewußt sein, daß auch andere Lösungen möglich sind, ja daß der zutreffende Sachverhalt vielleicht gar nicht in Betracht gezogen wurde. Das kann logischerweise nicht anders sein; der Grad der Wahrscheinlichkeit hängt von der Zahl und der Qualität der Übereinstimmungen mit dem Modell ab. Seltsamerweise muß für fundgläubige Prähistoriker immer wieder darauf hingewiesen werden. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Terminologisch festgelegt wurden die Ausdrücke „erklären“ und „verstehen“ durch J. G. Droysen. „Nach den Objekten und nach der Natur des menschlichen Denkens sind die drei möglichen wissenschaftlichen Methoden: die (philosophisch oder theologisch) spekulative, die physikalische, die historische. Ihr Wesen ist: zu erkennen, zu erklären, zu verstehen“ (Droysen 1937: 330). Auch für W. Dilthey bedingt schon das Erfahrungsobjekt spezifische Modi seiner Erforschung. „Nun unterscheiden sich zunächst von den Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften dadurch, daß jene zu ihrem Gegenstande Tatsachen haben, welche im Bewußtsein als von außen, als Phänomene und einzeln gegeben auftreten, wogegen sie in diesen von innen, als Realität und als ein lebendiger Zusammenhang originaliter auftreten. Hieraus ergibt sich für die Naturwissenschaften, daß in ihnen durch ergänzende

Schlüsse, vermittels einer Verbindung von Hypothesen, ein Zusammenhang der Natur gegeben ist. Für die Geisteswissenschaften folgt dagegen, daß in ihnen der Zusammenhang des Seelenlebens als ein ursprünglich gegebener überall zugrunde liegt. Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir" (Dilthey 1990: 143 f.). Die verschiedenen Erkenntnisweisen machen dann den prinzipiellen Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft aus. „Denn das Verstehen dringt in die fremden Lebensäußerungen durch eine Transposition aus der Fülle eigener Erlebnisse. Natur, so sahen wir, ist ein Bestandteil der Geschichte nur in dem, was sie wirkt und wie auf sie gewirkt werden kann. Das eigentliche Reich der Geschichte ist zwar auch ein äußeres; doch die Töne, welche das Musikstück bilden, die Leinwand, auf der gemalt ist, der Gerichtssaal, in dem Recht gesprochen wird, das Gefängnis, in dem Strafe abgesessen wird, haben nur ihr Material in der Natur; jede geisteswissenschaftliche Operation dagegen, die mit solchen äußeren Tatbeständen vorgenommen wird, hat es allein mit dem Sinne und der Bedeutung zu tun, die sie durch das Wirken des Geistes erhalten haben; sie dient dem Verstehen, das diese Bedeutung, diesen Sinn in ihnen erfaßt" (Dilthey 1958: 118).

„Leben, Lebenserfahrung und Geisteswissenschaften stehen so in einem beständigen inneren Zusammenhang und Wechselverkehr. Nicht begriffliches Verfahren bildet die Grundlage der Geisteswissenschaften, sondern Innewerden eines psychischen Zustandes in seiner Ganzheit und Wiederfinden desselben im Nacherleben. Leben erfaßt hier Leben ..." (Ebd.: 136).

Für H. Rickert macht nicht schon der Stoff eine Wissenschaft zu einem methodologisch eigenständigen Bereich, vielmehr wird die Trennlinie zwischen den Disziplinen durch Interesse und Erkenntnisprogramm gezogen. Die Naturwissenschaft ist auf allgemeine Gesetze aus, die Historik hebt wertend das Besondere und Allgemeine hervor. Man kann jedoch sowohl geschichtlichen Stoff im Hinblick auf Gesetzmäßigkeiten aufarbeiten (Soziologie, ökonomische Geschichtsauffassung), als auch Bereiche der Natur geschichtlich darstellen (z.B. Geologie und Astronomie), und das auch wertend, wenn etwa das Evolutionsgeschehen unter dem Aspekt des Fortschritts betrachtet wird. „Die empirische Wirklichkeit ... wird Natur, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Allgemeine. Sie wird Geschichte, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Besondere und Individuelle„. Dementsprechend unterscheidet Rickert im Anschluß an W. Windelbands „nomothetische" und „idiographische" Methode (Straßburger Rektoratsrede 1894) das „generalisierende" und das „individualisierende" Verfahren als die „zwei Haupttendenzen aller wissenschaftlichen Arbeit". Erklären will er „nur für eine besondere Art des Begreifens" verwendet wissen. Eine naturwissenschaftliche Erklärung liegt erst dort vor, „wo es gelungen ist, einen Vorgang ... unter ein Naturgesetz von u n b e d i n g t allgemeiner Geltung„ zu bringen" (Rickert 1929: 257 f., 255, 408, 227, 266 f., 319 ff., 106). Rickerts Definition ist eng auf die Naturwissenschaften und den Gegensatz allgemein - individuell abgestimmt. Der logische Grundzug des Erklärens, das Prinzip der Ableitbarkeit, tritt darin aber besonders deutlich hervor: was erklärt werden soll, wird auf etwas außer ihm bezogen, es muß auf eine andere, logische oder reale Basis zurückzuführen sein. Schon J. St. Mill hatte das Prinzip des Erklärens als Unterordnung unter ein Allgemeines herausgestellt, allerdings mit Geltungsanspruch auch auf die Geisteswissenschaften, was Rickert eben bestritt (Rickert 1929: 179, 186).

Mills „System der deduktiven und induktiven Logik" verfolgte das Ziel einer methodologischen Vereinheitlichung aller Einzelwissenschaften. Mill verstand seine Logik als Lehre vom Beweisen, und zwar auf dem Weg aller in den Wissenschaften

gängigen Schlußverfahren, wobei er sich vornehmlich den induktiven Schlüssen zuwandte. Er suchte allgemeine Gesetze und Gesetzeshypothesen zu gewinnen durch Abstraktion von beobachteten Einzelfällen, durch Verallgemeinerung von „einige“ auf „alle“, eben durch Induktion. Diese Vorgangsweise erstreckte er im Sinne des Ideals einer methodologisch einheitlichen Wissenschaft auf Natur- und Sozialwissenschaften. Es gibt bei ihm keine methodologisch begründeten eigenständigen Bereiche wie bei Dilthey. Einsicht in den Gang der Dinge erfolgt demnach allein durch Erklärung (Zitate nach Hempel bei Eggert 1978: Anm. 56. – Zu den Millschen Methoden der Induktion: Bocheński 1954: 119 f.). K. Popper hat das Programm des Erklärens in leicht faßlicher Form dargestellt. Die vollständige kausale Erklärung eines bestimmten Ereignisses ergibt sich aus universalen Gesetzen sowie auch aus den Randbedingungen, durch die das gegenständliche Ereignis zum Fall jener Gesetze wird (Popper 1965: 96 f.). Abstrakt lautet das in Schopenhauers konziser Ausdrucksweise: „Was im Allgemeinen (als Regel) apodiktisch ist (ein Naturgesetz), ist in Bezug auf einen einzelnen Fall nur problematisch, weil erst die Bedingung eintreten muß, die den Fall unter die Regel setzt“ (Schopenhauer 1890: 595). Es ist das die Anwendung einer Schlußfigur der klassischen Logik. Die umfassenden Untersuchungen nach Popper von Hempel und Oppenheim hat schon M. K. H. Eggert für die Prähistorik aufbereitet (Eggert 1978: 30 ff. – s. auch Stegmüller 1967: 349 ff.). Für die Schule „des logischen Empirismus“ – so P. Veyne – „läuft jede Erklärung darauf hinaus, Ereignisse unter Gesetze zu subsumieren“ (Veyne 1990: 116). Diesen Grundsatz hatte als erster J. St. Mill vertreten und auch sein älterer Zeitgenosse A. Schopenhauer, der allerdings andere Folgerungen daraus zog. Man will auch die Geschichte nicht einfach als Verlauf des Geschehens hinnehmen, der nur zu beschreiben, aber nicht zu erklären ist. „Es ist nicht einzusehen, warum im Bereich der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung a priori unmöglich sein soll, was im Bereich der Naturwissenschaften bereits Wirklichkeit geworden ist“ (Acham 1974: 160).

Nun herrscht zwar weitgehende Übereinstimmung darüber, daß Regel und Gesetz auch bei der Arbeit des Historikers nicht beiseite bleiben können; nur die Rolle, die sie als Instrument der Historik spielen, wird aus unterschiedlichem Blickwinkel betrachtet. Für die materialistische Dialektik eines F. Engels stellte sich die Welt als ein Komplex von Prozessen dar, bewirkt durch zwei Reihen von Gesetzen: die der äußeren Welt und die des menschlichen Denkens. Hier herrscht ununterbrochene Veränderung, „in der bei aller scheinbaren Zufälligkeit und trotz aller momentanen Rückläufigkeit schließlich eine fortschreitende Entwicklung sich durchsetzt.“ Ist dieser Grundgedanke anerkannt, „hört die Forderung endgültiger Lösungen und ewiger Wahrheiten ein für allemal auf; man ist sich der notwendigen Beschränktheit aller gewonnenen Erkenntnis bewußt, ihrer Bedingtheit durch die Umstände, unter denen sie gewonnen wurde ...“ Man weiß, daß die „Gegensätze ... Identisch und Verschieden, Notwendig und Zufällig ... nur relative Gültigkeit haben, ... daß das behauptete Notwendige sich aus lauter Zufälligkeiten zusammensetzt und daß das angeblich Zufällige die Form ist, hinter der die Notwendigkeit sich birgt ...“ (Engels 1972: 126 f.).

Daß auch der Historiker nicht ohne Verallgemeinerungen auskommt, hat auch Rickert gewußt (Rickert 1929: 30 f., 319 f., 360 f.). „Wenn man meint, daß es in der Geschichtswissenschaft, welcher es eben um das Einmalige gehe, Generalisationen, Gesetze und Theorien unbeachtet bleiben könnten, so dürfte dabei nur deren explizite Erwähnung gemeint sein“ (Acham 1974: 153). Etwas differenzierter sieht P. Veyne die Sachlage. Der Historiker muß eben erst „die angemessene Erklärung finden,

eine Lücke stopfen ...“ und das „Ausfüllen der Lücken geschieht nur zu einem geringen Teil bewußt, nämlich durch Theorien und Hypothesen. Zu einem sehr viel größeren Teil geschieht es unbewußt, weil es sich um Selbstverständlichkeiten handelt...„ Die Kette der Ereignisse ist nicht vorhersehbar, „und zwar deshalb nicht, weil das System nicht geschlossen ist: immer wieder tauchen neue Daten auf.“ Die Ursache existiert nur durch die „Fabel“, das „Stück Leben, das sich der Historiker ... herausgreift und in dem die Tatsachen ihre objektiven Zusammenhänge und ihre relative Bedeutung haben.“ Ohne die Fabel, zu der sie gehört, ist eine Tatsache nichts. Die Kausalität der lebensweltlichen Erfahrung ist nicht konstant– eine Ursache bringt nicht immer dieselbe Wirkung hervor. Die Geschichte „kennt nur singuläre Fälle von Kausalität, die sich nicht als Regel aufstellen lassen.“ Geschichte nach Art der Naturwissenschaft zu behandeln ist nicht unmöglich. Doch der „Preis dafür wäre: Was wir gewöhnlich als Ereignis sehen, würde sich dann in eine Myriade verschiedener Abstraktionen aufsplittern.“ Beide Perspektiven würden nur dann zusammenfallen, wenn die „Chemie so weit wäre, einen Koch zu ersetzen“ (Veyne 1990: 104 f., 117, 36 f., 181, 119, 170, 168). Die Funktion des „Kochs“ wissen indes die Analytiker der Geschichtsphilosophie durchaus zu schätzen: Der Historiker befaßt sich auch mit Generalisierungen, Hypothesen und Theorien, aber nicht als Ziel seiner Forschungen, „sondern weil sie ihm helfen, partikuläre Daten zum Zwecke der Rekonstruktion historischer Fakten oder auch partikuläre Fakten zum Zwecke der Rekonstruktion komplexer historischer Tatsachen zu erhellen ... Denn Daten werden erst zu Fakten im Lichte ihrer Beziehung zu irgendeiner Hypothese“ (Acham 1974: 57 f.). Empirische Begriffe und Aussagen fügen sich nicht von selbst zu Erkenntnissen zusammen. Wir müssen „so etwas wie eine Theorie haben, etwa eine Hypothese oder ein Vorurteil oder ein Problem ... das auf irgendeine Weise unsere Beobachtungen l e i t e t und uns dabei hilft, unter den unzähligen Objekten der Beobachtung die auszuwählen, die von Interesse sein können“ (Popper 1965: 106). Dasselbe ist gemeint, wenn bei dem Historiker Veyne von „Fabel“ die Rede ist. „Eine ‚verstehende‘ Schau von Strukturen und ‚erklärende‘ Erfassung ihrer Entwicklung sind nicht zu trennen“ (Acham 1974: 278).

Der Historiker wird auf das Wort „erklären“, nur weil es terminologisch vorbelastet ist, nicht verzichten. P. Veyne bringt als Muster für den in der Historik durchaus üblichen umgangssprachlichen Gebrauch den Satz: „Ich erkläre Ihnen einmal, was passiert ist, dann werden Sie es schon verstehen“. Eine kabarettistische Paraphrase dazu: „Er kann schon Spaß verstehen – wenn man ihn ihm vorher erklärt“. Bei diesem Vorgang wird aber das Verständnis durch Erklärung im engeren Sinn erzielt – zwar nicht durch Berufung auf Naturgesetze, aber durch Verweis auf Anderes, Bekanntes, durch Ableitung von Feststehendem. Dem zunächst Verständnislosen kommt die Erleuchtung also nicht durch unmittelbares „Verstehen“ als spontane Einsicht in einen Zusammenhang, als Erfassen des Sinnes. Dieses, das eigentliche Verstehen, ist von Veyne bei seinem Gebrauch von „Erklären“ sonst auch immer mitgedacht: „Die historische Erklärung ist nur die Klarheit, die eine ausreichend dokumentierte Erzählung aufweist... Historische Erklärungen verweisen nicht auf einen Grund, durch den ein Ereignis intellegibel wird, sondern sind der Sinn, den der Historiker der Erzählung verleiht“ (Veyne 1990: 70, 72).

Dilthey wollte mit seiner Verstehenslehre den Grund zu einer gegenüber den Naturwissenschaften selbständigen Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften legen. Er wollte den Eingang in die Realität der geschichtlichen Welt finden, „ihre Gültigkeit ... begründen, die objektive Erkenntnis derselben ... sichern“ (Dilthey 1990: 4). Für seinen älteren Zeit-

genossen Schopenhauer war ja Geschichte bekanntlich keine Wissenschaft, sondern ein bloßes Wissen: „Die eigentlich klassifizierenden Wissenschaften ... haben die meiste Subordination; hingegen hat Geschichte eigentlich gar keine ... daher Geschichte, genau genommen, zwar ein Wissen, aber keine Wissenschaft ist“ (Schopenhauer 1890: 106). Bei dem Aufschwung, den die historischen Wissenschaften gerade in dieser Zeit nahmen, konnte es damit nicht sein Bewenden haben. Die Methodologie der Geschichte wurde über Dilthey hinaus zum Thema der Philosophie, so auch für einen Denker wie G. Simmel: Die Formen, in die die Historik methodisch ihren Stoff bringt, sind, da ja Geschichte als Wissenschaft nicht die identische Reproduktion des Geschehens ist, „etwas im transzendentalen Sinn Subjektives“. Die Zusammenhänge mit ihren psychologischen Hintergründen, die der Historiker in seinem Material herstellt, finden ihre letzte Bestätigung darin, daß wir sie verstehen. „Was aber bedeutet dieses Verstehen, und was sind seine Bedingungen? – Die erste derselben ist offenbar, daß jene Bewußtseinsakte in uns nachgebildet werden ...“ Ein direktes Nachbilden gibt es aber nur, „wo es sich um theoretische Denkinhalte handelt, ... die ... sachliche Inhalte in logischer Form jedem gleichmäßig darbieten“. Man versteht also „nicht den Sprechenden, sondern das Gesprochene“. Sofern wir jedoch das Motiv einer Äußerung erfassen, verstehen wir nicht nur den Sachgehalt, sondern auch den Sprechenden, und diese Art des Verstehens „kommt gegenüber historischen Persönlichkeiten in Frage“. Die betreffenden Bewußtseinsakte unterliegen jedoch, da von einem „Ich gelöst und einem anderen Ich aufgepfropft“, einer psychologischen Umbildung. „Eine eigentliche Abspiegelung, ein unmittelbares, aus der Wesensgleichheit folgendes Verständnis wäre Gedankenlesen und Telepathie oder setzte eine prästabilierte Harmonie voraus ... Dieses Empfinden dessen, was ich doch eigentlich nicht empfinde, dieses Nachbilden einer Subjektivität, das doch wieder nur in einer Subjektivität möglich ist, die aber zugleich jener objektiv gegenübersteht – das ist das Rätsel des historischen Erkennens, dessen Lösung man bisher noch kaum unseren logischen und psychologischen Kategorien abzugewinnen versucht hat“. Nur einen ersten Versuch, „das psychologisch-erkenntnistheoretische Problem des geschichtlichen Verständnisses zu lösen“, nennt denn auch Simmel seine Gedanken zur Objektivierung individueller Seelenvorgänge. „Es gibt eben Fälle, in denen das rein seelische Verbundensein von Vorstellungen denselben Objektivitätscharakter, dieselbe innerlich notwendige und deshalb übersinguläre Gültigkeit besitzt, wie es bei den unmittelbar auf Erkenntnis gerichteten Vorstellungen der logische, sachliche Zusammenhang ihrer Inhalte aufweist“. Ein Beispiel wäre, nach dem Vorgang Diltheys, die Intersubjektivität des Urteils vor dem großen Kunstwerk. Simmels Darlegungen sind wohl auch ein Zugeständnis an die große Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die umfassende Quellenkenntnis mit selbstsicherer künstlerischer Einfühlung verband (Simmel 1922: 34 ff., 37 f., 40 f., 43, 53).

Abkehr, aber teilweise auch Übernahme von Diltheys Gedankenwelt findet sich ebenso bei H. Rickert. Weil „Verstehen“ mit den Eckpunkten Nacherleben – Sinnverstehen nicht eindeutig ist, will Rickert den Terminus „Geisteswissenschaften“, unter dem die verstehende Methode auch als psychologisierendes Nachempfinden ausgelegt werden kann, mit präziserem Inhalt durch „Kulturwissenschaften“ ersetzt wissen: „... reale Kultur gibt es dort allein, wo es auch wertbezogene oder historisch-teleologische Entwicklung gibt oder gegeben hat ...“ Die Einheit im geschichtlichen Stoff beruht auf seinem Sinn, und es liegt am sinnhaften Charakter des historischen Materials, daß seine naturwissenschaftliche Erklärung versagt. Allerdings dürfe man „den Begriff des Verstehens

selbst nicht so bilden, daß er nur auf das Erfassen eines logischen oder theoretischen Sinngehaltes paßt“. Jedoch: „Mag das Nacherleben mit dem Verstehen noch so eng faktisch verbunden sein – beide müssen trotzdem begrifflich auseinandergehalten werden, da Sinnverständnis und Wirklichkeitsauffassung nie identisch sind“ (Rickert 1929: 522, 561, 582, 583).

Für Th. Schieder steht der Aspekt der praktischen Forschung im Vordergrund. Der Historiker muß „Sinneinheiten schöpferisch ausfindig machen“. Schieder tritt der Meinung entgegen, daß „geschichtliches Verstehen auf die dem verstehenden Subjekt per analogiam zugänglichen Gehalte eingeschränkt wird. Jeder Historiker greift aber mit dem Willen zum historischen Verstehen ... über die für ihn subjektiv verfügbare Erfahrungswelt ... hinaus: Er muß die Fähigkeit zum Transzendieren des verstehenden Subjekts in ungewöhnlichem Maße besitzen“ (Schieder 1965: 38, 41). Verstehen ist hier als Leistung, als Ausübung einer Fähigkeit aufgefaßt. Andererseits unterliegt das Verständnis nicht nur der Spontaneität, dem freien Zugriff des Subjekts. Verstehen hat seine objektiven Bedingungen, hat auch Eigenständigkeit. „Das nicht zu Beziehende, Einzugliedernde, zu Verknüpfende, das schlechthin Folgenlose ergibt keinen Sinn... Durch die Einordnungsmöglichkeit in einen Verweisungs- und damit Bewandtniszusammenhang wird dem Bewußtsein erst etwas als etwas bewußt, wird ihm etwas verstehbar. Verstehen ist Sinnverstehen, und dieses hat seine Grenzen am Bezugslosen“ (Perpeet 1968: 83). Die objektive Seite des Verstehens, ihre Eigendynamik, wird durch E. Rothackers Verweis auf die Lebenspraxis offenbar. Manches versteht sich von selbst. Es ist, erklärt Rothacker, „bedenklich von ‚prälogischem Denken‘ zu sprechen. Am greifbarsten ist alles Sprechen vom Logos gelenkt. Die Konsequenz, mit der auch prähistorische und primitive Menschen Werkzeuge und Waffen herstellen, Hütten und Boote bauen, ist aber nicht minder eindrucksvoll ... Auch ihre Lebensgestaltung, Sitte und Brauch haben einen Logos, der sich ebenso wie die Wirklichkeitserdeutung auch auf das Handeln erstreckt. Auch die Ordnungen des Lebens haben, noch ehe sie reflektiert, sprachlich formuliert und durchdacht sind, einen folgerichtigen Sinn“ (Rothacker 1966: 43). Damit finden wir uns im Umfeld von Martin Heidegger.

II

Das Verstehen hat bei Heidegger nicht die Bedeutung des sich zu eigen Machens, des Begreifens eines anderen Sinnes wie bei Dilthey. Es ist keine autonome Leistung der erkennenden Subjektivität. Verstehen ist für Heidegger ein Existenzial, ein Strukturmoment des menschlichen Daseins. Sein „Verstehen“ hat keinen abgrenzbaren Gegenstand. Es bezieht sich als Entwurf auf das faktische Dasein, das, sich selbst überantwortet, sich zum eigenen Sein als einer Möglichkeit seiner selbst verhält: „Das Dasein ist ... dadurch ontisch ausgezeichnet, daß es diesem Seienden in seinem Sein um dieses Sein selbst geht. Zu dieser Seinsverfassung des Daseins gehört aber dann, daß es in seinem Sein zu diesem Sein ein Seinsverhältnis hat. Und dies wiederum besagt: Dasein versteht sich in irgendeiner Weise und Ausdrücklichkeit in seinem Sein ...“.

„Das Sein selbst, zu dem das Dasein sich so oder so verhalten kann und immer irgendwie verhält, nennen wir Existenz ...“. „Das Dasein versteht sich selbst immer aus seiner Existenz, einer Möglichkeit seiner selbst, es selbst oder nicht es selbst zu sein. Diese Möglichkeit hat das Dasein entweder selbst gewählt oder es ist in sie hineingeraten oder je schon darin aufgewachsen“.

Verstehen heißt in diesem Zusammenhang also nicht soviel wie etwas verstehen zum Unterschied von Erklären oder sich

auf eine bestimmte Aufgabe zu verstehen. „Das im Verstehen als Existenzial Gekonnte ist kein Was, sondern das Sein als Existieren. Im Verstehen liegt existenzial die Seinsart des Daseins als Sein-können“.

„Warum dringt das Verstehen nach allen wesenhaften Dimensionen des in ihm Erschließbaren immer in die Möglichkeiten? Weil das Verstehen an ihm selbst die existenziale Struktur hat, die wir den Entwurf nennen“. Verstehen ist für Heidegger ein „Grundmodus des Seins des Daseins“. Das menschliche Dasein findet sich mit Voraussetzungen und Bedingungen als Umwelt vor, die es annehmen muß, angefangen von Zeit und Ort der Herkunft und ererbten Anlagen bis zu seiner „Befindlichkeit“, – das „Bekannteste und Alltäglichste: die Stimmung, das Gestimmtsein“. Die genaue Meinung des Denkers wieder im Original: „Diesen in seinem Woher und Wohin verhüllten, aber an ihm selbst um so unverhüllter erschlossenen Seinscharakter des Daseins, dieses ‚Daß es ist‘ nennen wir die Geworfenheit dieses Seienden in sein Da, so zwar, daß es als In-der-Welt-sein das Da ist. Der Ausdruck der Geworfenheit soll die Faktizität der Überantwortung andeuten“.

„In der Weise der Gestimmtheit ‚sieht‘ das Dasein Möglichkeiten, aus denen her es ist. Im entwerfenden Erschließen solcher Möglichkeiten ist es je schon gestimmt. Der Entwurf des eigensten Seinkönnens ist dem Faktum der Geworfenheit in das Da überantwortet“. Die existenzielle Verfassung des Seins des Da ist „geworfener Entwurf“ (Heidegger 1972: 12, 143, 145, 134, 135, 148).

Das Verstehen ist auch in H.-G. Gadamers Hermeneutik „Entwurf“, allerdings nicht in „Sorge“ um die Zukunft des Daseins, sondern in Richtung auf die Vergangenheit als Überlieferung. „Geworfenheit“ erscheint bei ihm in einer dem Gegenstand angepaßten Abwandlung als „wirkungsgeschichtliches Bewußtsein“. Geschichte ist nicht nur vorgängiges Geschehen, sie ist in uns, übt Macht aus. „Wenn wir ... eine historische Erscheinung zu verstehen suchen, unterliegen wir immer bereits den Wirkungen der Wirkungsgeschichte. Sie bestimmt im voraus, was sich uns als fragwürdig und als Gegenstand der Erforschung zeigt ... Der historische Objektivismus, indem er sich auf seine kritische Methodik beruft, verdeckt die wirkungsgeschichtliche Verflechtung, in der das historische Bewußtsein selber steht“. Das wirkungsgeschichtliche Moment ist in allem Verstehen von Überlieferung, „auch wo die Methodik der modernen historischen Wissenschaften Platz gegriffen hat und das geschichtlich Gewordene, geschichtlich Überlieferte zum ‚Objekt‘ macht, das es ‚festzustellen‘ gilt ...“. Wir sind durch unsere Vergangenheit und aus ihr, über das hinaus, was uns davon bewußt ist. „Das wirkungsgeschichtliche Bewußtsein ist in einem so radikalen Sinn endlich, daß unser im Ganzen unserer Geschicke gewirktes Sein sein Wissen von sich wesensmäßig überragt“ (Gadamer 1975: 284, XXI f.).

Bei Historikern von Profession erwecken solche Gedankengänge grundsätzliche Bedenken. Geschichtsforschung bedeutet ihnen Streben nach größtmöglicher Objektivität, gewährleistet durch die historische Methode. So kritisiert K.-G. Faber, daß die geschichtliche Besinnung unausweichlich dem wirkungsgeschichtlichen Bewußtsein unterliegen soll. Er setzt auf rationales methodisches Vorgehen. Historische Hermeneutik ist für ihn Sinnverstehen menschlicher Handlungen. „Die Wissenschaftlichkeit der Historie steht und fällt mit der Anerkennung der Tatsache, daß die dem Historiker zur Verfügung stehende Überlieferung – die Quellen – einen riesigen Komplex von objektivierbaren Überresten menschlichen Tuns in der Vergangenheit darstellt und als solche auch die den Handlungen zugrundeliegenden Intentionen enthält“. „Weil Geschichte die Schöpfung der Menschen ist, verlangt sie nach einer Erklärung durch die Motive, die Wertvorstellungen, die Bedeutungsannahmen, kurz durch die Intentionen, von de-

nen sich die Menschen bei ihrem Handeln haben leiten lassen. Eine solche Erklärung heißt ‚Verstehen'" (Faber 1972: 118, 110, 115, 112). Faber nimmt die Einsicht in die Endlichkeit alles menschlichen Forschens nicht in dem von Gadamer herausgestellten Sinn hin, „daß unser im Ganzen unserer Geschicke gewirktes Sein sein Wissen von sich wesensmäßig überragt". Faber bestreitet nicht die Bedingtheit des Verstehens, glaubt aber mit Hilfe historischer Kritik über sie hinausdenken zu können. Er ist damit ein Vertreter jenes Historismus, der sich kraft seiner Methodik der Situationsgebundenheit überlegen weiß. Auf der Basis eigener Lebenserfahrung wertet der Geschichtsforscher unter Ausschaltung eigener Wertvorstellungen nach kritischer Sichtung die verfügbaren Quellen aus und macht sie, abgesichert durch Methode, zum Gegenstand objektiver Einsicht in den Gang der Ereignisse. Die Kenntnis des historischen Umfelds über den vorliegenden Gegenstand hinaus befähigt ihn dabei zu stetiger Kontrolle seiner Ergebnisse.

Als praktisches Beispiel, wie sich der Historiker der objektiven Wahrheit nähert, indem er Verstehen mit Methode verbindet, wählt Faber die Analyse der Vorgänge, die über den Thesenanschlag Luthers überliefert sind. Dabei geht es ihm „allein um das Verständnis des Verhalten Luthers um den 31. Oktober 1517 als intentionales Handeln, das heißt um die Frage nach den Motiven, die dieses Verhaltens verständlich machen, ihm einen Sinn geben". Das Ergebnis: Wenn Luther seine 95 Thesen am Tor der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen hat (was heute nicht mehr als erwiesen gilt), wäre er „damit einem bei akademischen Disputationen üblichen Brauch gefolgt" (Faber 1972: 129 ff.). Überliefert sind seine gleichlautenden Briefe an den Erzbischof Kardinal Albrecht von Mainz und den Bischof Kardinal Albrecht von Brandenburg mit der Bitte, die Ablaßpraxis zu steuern. Zum Beleg, daß Ablaß die wahre Buße nicht ersetzen kann, fügte er 95 „Streitsätze" bei. Luther argumentierte als Theologe und Seelsorger. Der Gedanke an Häresie kam ihm gar nicht in den Sinn; erst durch das Verhalten der Hierarchie wurde er in den Bruch mit der Kirche gedrängt. Eine Provokation der gläubigen Menge war nicht beabsichtigt und unter Theologen zunächst auch nicht allgemein als eine solche empfunden, beauftragte doch beim Generalkapitel der Augustinereremiten im April 1518 in Heidelberg „der Generalvikar Johann von Staupitz den Distriktsvikar für Thüringen Martin Luther, seinen Meisterschüler und Nachfolger auf dem Lehrstuhl für biblische Theologie an der jungen Universität Wittenberg" mit der feierlichen Disputation, bei der allerdings die Ablaßfrage nur unausgesprochen im Hintergrund stand (Scheible 1996: 175). Die theologische Sicht vom Anlaß und Ablauf der Ereignisse um den Wittenberger Thesenanschlag stimmt mit der historischen überein. „Luther ... wollte nichts sein als das, wozu er den Auftrag hatte: Doktor der Heiligen Schrift ... Luther war weder Ideologe noch Pragmatiker; er hatte keine Kirchenreform und erst recht nicht die Gründung einer neuen Kirche beabsichtigt. Es ist ergreifend zu sehen, wie er von seiner zentralen Erkenntnis aus absichtslos zu den einzelnen Konsequenzen kam, die sich dann so umwälzend auf das Kirchenwesen auswirkten, – er konnte sagen: wie ein geblendeter Gaul sei er Schritt für Schritt geführt worden" (Gollwitzer 1955: 13).

Ist das endgültige Erkenntnis, die ganze, einzige Wahrheit? „Die Luthersche Reformation war in ihrer ganzen Breite die Entrüstung der Einfalt gegen etwas ‚Vielfältiges', um vorsichtig zu reden, ein grobes, biederes Mißverständnis, an dem viel zu verzeihen ist – man begriff den Ausdruck der siegreichen Kirche nicht und sah nur Korruption, man mißverstand die vornehme Skepsis, jenen Luxus von Skepsis und Toleranz, welche sich jede siegreiche, selbstgewisse Macht gestattet... Man übersieht heute gut genug, wie

Luther in allen kardinalen Fragen der Macht verhängnisvoll kurz, oberflächlich, unvorsichtig angelegt war, vor allem als Mann aus dem Volke, dem alle Erbschaft einer herrschenden Kaste, aller Instinkt für Macht abging: so daß sein Werk, sein Wille zur Wiederherstellung jenes Römer-Werks, ohne daß er es wollte und wußte, nur der Anfang eines Zerstörungswerkes wurde. Er dröselte auf, er riß zusammen, mit ehrlichem Ingrimme, wo die alte Spinne am sorgsamsten und längsten gewoben hatte. Er lieferte die heiligen Bücher an jedermann aus – damit gerieten sie endlich in die Hände der Philologen, das heißt der Vernichter jedes Glaubens, der auf Büchern ruht ... ‚Jedermann sein eigner Priester' – hinter solchen Formeln und ihrer bäuerlichen Verschlagenheit versteckte sich bei Luther der abgründliche Haß auf den ‚höheren Menschen' und die Herrschaft des ‚höheren Menschen', wie ihn die Kirche konzipiert hatte – er zerschlug ein Ideal, das er nicht zu erreichen wußte, während er die Entartung dieses Ideals zu bekämpfen und zu verabscheuen schien. Tatsächlich stieß er, der unmögliche Mönch, die Herrschaft der homines religiosi von sich; er machte also gerade das selbst innerhalb der kirchlichen Gesellschafts-Ordnung, was er in Hinsicht auf die bürgerliche Ordnung so unduldsam bekämpfte – einen ‚Bauernaufstand'" (Nietzsche 1980: 230 f.).

Faber sucht im Fluß der Überlieferung, einem „riesigen Komplex von objektivierbaren Überresten menschlichen Tuns", Halt beim intentionalen Handeln. Geschichte als Schöpfung des Menschen ist aus den Motiven der Handelnden zu verstehen, und streng genommen wird man „nur eine solche Erklärung menschlichen Handelns aus den ihm zugrundeliegenden bewußten oder unbewußten Motiven heraus als historisches Verstehen bezeichnen". Das Verstehen vollzieht sich als „Rekurs auf die eigene Lebenserfahrung, auf eigenes Handeln und Denken". Die ersten Verstehensakte sind Entwürfe, was an Motiven in Frage kommt. Diese Entwürfe müssen überprüft werden. „Die Kontrolle erfolgt durch Wissen, und zwar durch Wissen darüber, was dem Menschen nicht nur heute, sondern auch in der Vergangenheit, unter den gegenwärtigen wie unter früheren selbst geschaffenen oder vorgefundenen Bedingungen möglich war oder ist". So sucht die Geschichtswissenschaft „sich der objektiven Wahrheit durch die Verbindung von Verstehen und Methode zu nähern". Das demonstrierte Faber am Beispiel der Ereignisse von 1517 um Martin Luther. Dieser beschritt, wie die unvoreingenommene Prüfung der Quellen ergibt, korrekt den Amtsweg. Die Ablaßfrage war für ihn zunächst eine kircheninterne Sache, sein Anliegen war theologisch motiviert. „Es ist schwer vorstellbar, daß die historische Interpretation von Luthers Verhalten um den 31. Oktober 1517 als ein primär von religiösen Antrieben geleitetes Handeln durch weitere Informationen in einer für die Geschichtswissenschaft relevanten Weise verändert werden kann". Psychoanalytische Untersuchungen könnten allerdings die bewußten Motive des Reformators noch weiter aufklären (Faber 1972: 131, 133, 218, 144).

Läßt sich das Überlieferungsgeschehen am Wissen um die Beweggründe intentionalen Handelns zum Stehen bringen, ein Geschehen, das ja Thema und Interesse der Forschung erst hervortreten läßt, und „in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln" (Gadamer 1975)? Ist allein, indem man Handlungen auf plausible Motive zurückführt, das Verstehen der Geschichte zu begründen? – der Geschichte, die sich als „endloser Strom des unermeßlichen Geschehens der Ewigkeit" entgegenwälzt? „Immer neu und immer anders gefärbt bilden sich die Kulturprobleme, welche die Menschen bewegen, flüssig bleibt damit der Umkreis dessen, was aus jenem stets gleich unendlichen Strom des Individuellen Sinn und Bedeutung für uns erhält, ‚historisches Individuum' wird" (Weber 1988: 184). Ist

Nietzsches Lutherbild hinfällig, weil „unkontrolliertes“ Ergebnis privater Voreinge- nommenheit, von seiner persönlichen Sicht der Dinge diktiert?

Geschichte, erklärt allein aus den Motiven und Intentionen der Handelnden ergäbe ein schütteres Gespinst mit vielen Lücken, es brächte einen trügerisch klaren Durchblick, in dem auch ein gescheitertes Vorhaben als zielgerechte Ausführung stehen kann. Zur Geschichte werden nicht zuletzt auch das Zufällige, Widersinnige, Unbegreifliche, die „Pläne, die verfehlt zurückgefallen auf der Erfinder Haupt“. Geschichte ist Menschenwerk, aber auch Menschenschicksal. Friedrich Engels schrieb an Karl Marx: „Wie passen Leute wie wir, die wir offizielle Stellungen fliehen wie die Pest, in eine ‚Partei‘? Was soll uns, die wir auf die Popularität spucken, die wir an uns selbst irre werden, wenn wir populär zu werden anfangen, eine ‚Partei‘, das heißt, eine Bande von Eseln, die auf uns schwört, weil sie uns für ihresgleichen hält?“ (Kaltenbrunner 1970). Ob er Popularität wünschte oder nicht – Engels hat Partei ergriffen, er hat parteienstiftend gewirkt, und in Parteien wird sein Andenken bewahrt – freilich im Wandel der Zeiten immer auf andere Weise. Die Frage: Wer war dieser Engels? wird neue Antworten finden, solange sie gestellt wird. In Martin Luther war der Bergmannssohn, dem der Vergleich mit dem geblendeten Gaul nahelag, der gelehrte Professor, der seiner wissenschaftlichen Überzeugung Geltung verschaffen wollte und der asketische Mönch, der dem Anruf durch Gottes Wort verpflichtet war. Alles in allem war er ein Mann, hingestellt an den Beginn eines Jahrhunderts der Umwälzung, dessen historisches Antlitz er noch prägen sollte. Individuum est ineffabile. Was das Werk bedeutet, das aus 95 Thesen erwuchs, konnte man hundert Jahre nach ihm noch nicht absehen, wie man auch heute kein abschließendes Urteil darüber hat, weil es immer ein Anderes ist, und man wird auch in hundert Jahren keine endgültige Aussage und in anderer Weise treffen können, außer dieser: geworfener Entwurf.

K.-G. Faber will sich mit dem nachdrücklichen Verweis auf die historische Methode gegen den Anschein verwahren, Geschichtsforschung wäre im Grunde ein „Haschen nach dem Wind“. Seine Distanz zu Gadamer, der ja auf seinem Weg gleichfalls für die Anerkennung des Wahrheitsanspruchs der Geisteswissenschaften eintritt, ist aber gar nicht so groß, wie er annimmt. Aus Fabers Sicht bewegt sich die Geschichtswissenschaft in einem „Zirkel vorläufiger historischer Urteile ... ‚Wissenschaftliche Tragfähigkeit‘ heißt in der Historie, wie die Reflexion auf das Verstehen ergab, nicht absolute Evidenz, sondern begründete Wahrscheinlichkeit“ (Faber 1972: 172 f.). Bei seiner Arbeit als Historiker ist auch Faber von dem Wissen begleitet, daß Geschichtliches immer neu verfaßt werden muß – tut er es doch selbst. Auch ist er sich dessen bewußt, daß der Rekurs auf die eigene Lebenserfahrung nur die Wahrscheinlichkeit des Analogieschlusses hat. Das Vermögen der Subjektivität zu verstehen hat seine Grenze an der eigenen Geschichtlichkeit, die anzuerkennen ist. Die Verbindung des Verstehens mit der historischen Kritik soll jedoch davor bewahren, „in völligen Relativismus zu verfallen“. Es besteht zwar die Gefahr, „daß den Handlungen der Vergangenheit die Vorstellungen und Motive der Gegenwart des Historikers unterschoben werden. Dieser Gefahr kann jedoch nur entgangen werden, indem die Perspektive des Verstehenden mit Hilfe rationaler Methoden, durch den Vergleich, durch die Analogie, durch die Ermittlung des Kontextes der zu verstehenden Handlungen, kurz: durch Distanzierung und Objektivierung der Epoche relativiert wird, um deren Verständnis es geht.“

„Schließlich wird das historische Verstehen auch dadurch nicht entwertet, daß das dabei eingesetzte und methodisch verfremdete Wissen um die Möglichkeiten menschlichen Handelns in der Vergangen-

heit wie jedes Wissen überhaupt immer nur vorläufig ist, hypothetisch, nicht abgeschlossen, geschichtlich. In der Geschichtlichkeit des Verstehens liegt die Möglichkeit des wissenschaftlichen Fortschritts begründet“ (Faber 1972: 135, 141 f.). Den entscheidenden Schritt aus der Nähe des Relativismus, den Schritt nämlich, der Geschichte als die umfassende Totalität dem Handeln der Menschen im Weltgeschehen wie auch dem Methodenbewußtsein des Historikers voranstellt, hat Faber nicht getan. Gadamer demonstriert das Verstehen am Beispiel der Begegnung mit dem Kunstwerk.

Sein „Leitfaden der ontologischen Explikation“ des Kunstwerks ist das Spiel. Diesen Gedanken kann man sich zu eigen machen, wenn man sich an Ereignisse in Theater oder Konzertsaal erinnert: es wird gespielt. Der ursprüngliche Sinn von Spiel ist der mediale Sinn. Spiel meint nicht das Verhalten eines Subjekts, „sondern die Seinsweise des Kunstwerks selbst ... Das ‚Subjekt‘ der Erfahrung der Kunst ... ist nicht die Subjektivität dessen, der sie erfährt, sondern das Kunstwerk selbst. Eben das ist der Punkt, an dem die Seinsweise des Spiels bedeutsam wird“. Die Entgegenstellung eines ästhetischen Bewußtseins und eines Gegenstands wird der Sachlage nicht gerecht. „Das Spiel ist es, was den Spieler im Banne hält, was ihn ins Spiel verstrickt“ (Gadamer 1975: 97 ff., 102). Gadamers „Verstehen“ ist also, wie er immer wieder betont, keine Methode. Es herrscht dabei nicht das Verhältnis Subjekt-Objekt. Als Verstehender ist man im Spiel, in einem Geschehen – man ist „im Bilde“. Wie Heidegger, der das Werk nicht „in die Rolle eines Erlebniserregers“ (Heidegger 1978: 77) herabgesetzt sehen wollte, erteilt auch Gadamer dem subjektiven Ästhetizismus eine Absage. Daß Kunstwerk Spiel ist, heißt, „daß es sein eigentliches Sein nicht ablösbar von seiner Darstellung hat und daß in der Darstellung die Einheit und Selbigkeit eines Gebildes herauskommt“. Auch das Bild ist ein Seinsvorgang, ein Kunstgeschehen, das in seiner ontologischen Struktur von Phänomenen, wie dem der Repräsentation erfaßbar wird. Das allgemeine Verhältnis, in der Darstellung eine Fortbestimmung ihrer Bedeutung zu erfahren, ist offenbar beim Bühnenspiel und in der Musik. „Jede Aufführung ist ein Ereignis, aber nicht ein Ereignis, das als ein eigenes dem dichterischen Werk gegenüber oder zur Seite träte – das Werk selbst ist es, das sich in dem Ereignis der Aufführung ereignet“. Das gilt auch für die statuarischen Künste. „Auch da ist es nicht so, daß das Werk ‚an sich‘ wäre und nur die Wirkung eine je andere ist – das Kunstwerk selbst ist es, was sich unter je veränderten Bedingungen anders darbietet. Der Betrachter von heute sieht nicht nur anders, er sieht auch anderes“.

Das Modell vom Verstehen in der Welt der Kunst ist auch in Gadamers historischer Hermeneutik wiederzufinden. Bei den Geisteswissenschaften „konstituiert sich ... Thema und Gegenstand der Forschung“ erst durch „die Motivation der Fragestellung ... Die geschichtliche Forschung ist mithin getragen von der geschichtlichen Bewegung, in der das Leben selbst steht und läßt sich nicht teleologisch von dem Gegenstand her begreifen, dem ihre Forschung gilt. Ein solcher Gegenstand an sich existiert offenbar überhaupt nicht ... Während der Gegenstand der Naturwissenschaften sich idealiter wohl bestimmen läßt als das, was von der vollendeten Naturerkenntnis erkannt wäre, ist es sinnlos, von einer vollendeten Geschichtserkenntnis zu sprechen ...“. Der endlich-geschichtliche Charakter des Verstehens ist das Grundmotiv in Gadamers Hermeneutik. „Daß die Struktur des Daseins geworfener Entwurf ist, daß das Dasein seinem eigenen Seinsvollzug nach Verstehen ist, das muß auch für den Verstehensvollzug gelten, der in den Geisteswissenschaften geschieht. Die allgemeine Struktur des Verstehens erreicht im historischen Verstehen ihre Konkretion, indem konkrete Bindungen von Sitte und Über-

lieferung und ihnen entsprechende Möglichkeiten der eigenen Zukunft im Verstehen selbst wirksam werden". „Unüberholbar liegt dem Dasein voraus, was all sein Entwerfen ermöglicht und begrenzt. Diese existenziale Struktur des Daseins muß ihre Ausprägung auch im Verstehen der geschichtlichen Überlieferung finden ..." (Gadamer 1975: 116, 140 f., 269, 249 f.).

Geschichte läßt sich nicht auf Funktionen und Formeln bringen. Die Überlieferung ist unerschöpflich, immer Neues tritt hervor aus vorher unbekannten oder auch aus denselben Quellen. Die Fakten, obwohl vergangen und daher vermeintlich unverrückbar, sie bleiben nicht, was sie waren. Ihr Verhältnis zueinander stellt sich je anders dar, und auch sie selbst können, ja müssen anders gesehen werden, je nach ihren eigenen Nachwirkungen oder auch nach dem, was auf sie und anderswo um sie herum ohne unmittelbaren Zusammenhang mit ihnen folgte. Das Vergangene gibt sich auf seine Weise wirkungsgeschichtlich zu erkennen, gibt seinerseits immer neue Fragen auf. Unzählige Fragen sind noch gar nicht gestellt oder nicht recht gestellt, Unübersehbares an Fragwürdigem wird noch aus der Überlieferung auftauchen. Das Geschehen ist produktiv. „Die Ausschöpfung des wahren Sinnes ..., der in einem Text oder einer künstlerischen Schöpfung gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluß, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozeß. Es werden nicht nur immer neue Fehlerquellen ausgeschaltet ... es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren". Wie vor den Werken der Kunst gilt auch hier: der spätere Betrachter „sieht nicht nur anders, er sieht auch anderes". So ist „nicht nur im Geschehen, sondern ebenso noch im Verstehen geschichtliche Bewegtheit zu erkennen. Das Verstehen ist selber nicht so sehr als eine Handlung der Subjektivität zu denken, sondern als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen, in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln. Die Erhellung der Situation, in der wir uns gegenüber der Überlieferung befinden, die wir zu verstehen haben ... d.h. die wirkungsgeschichtliche Reflexion ist nicht vollendbar, aber diese Unvollendbarkeit ist nicht ein Mangel an Reflexion, sondern liegt im Wesen des geschichtlichen Seins, das wir sind. Geschichtlich sein heißt, nie im Sichwissen aufgehen. Alles Sichwissen erhebt sich aus geschichtlicher Vorgegebenheit, die wir mit Hegel Substanz nennen, weil sie alles subjektive Meinen und Verhalten trägt und damit auch alle Möglichkeit, eine Überlieferung in ihrer geschichtlichen Andersheit zu verstehen, vorzeichnet und begrenzt". Wir müssen uns dessen bewußt sein, „daß nach uns andere immer anders verstehen werden. Gleichwohl ist es für unsere herme- neutische Erfahrung ebenso unzweifelhaft, daß es dasselbe Werk bleibt, dessen Sinnfülle sich im Wandel des Verstehens beweist, wie es dieselbe Geschichte ist, deren Bedeutung sich fortgesetzt weiterbestimmt" (Gadamer 1975: 282, 285 f., 355).

„Daß wirkungsgeschichtliches Bewußtsein mehr Sein als Bewußtsein ist, dies ist der Glücksfund der hermeneutischen Reflexion. Diese Reflexion bescheidet sich nicht nur, weil sie die Substanzialität nie restlos in Subjektivität auflösen kann, sondern empfindet gerade dies ihr Versagen als Positivum, denn nur weil sie immer ‚zu spät kommt', kann sie sich getragen wissen: ihre sich in dieser Verspätung zeigende Ohnmacht ist identisch mit der Macht der Vergangenheit, die mir voraus ist und mich solchermaßen zu umgreifen vermag. Die Reflexion weiß sich auf Grund dieser Zweideutigkeit abgesichert. Wieviel sie ihrer ursprünglichen Intention, der Bewußtmachung, gemäß auch von der Substanzialität aufzuheben vermag, sie kommt nie zu Ende. Damit ist ihre Arbeit als unendliche garantiert. Das Gespräch, das die Geschichte ist, findet keinen Abschluß" (Schulz 1972: 541).

III

Der Stoff der Prähistorie ist nicht wie das Kunstwerk, das sich immer anders darstellt, vom Betrachter je anders erfahren wird, und doch es selbst bleibt, auch nicht wie die geschichtliche Überlieferung, die sich in der gegenseitigen Vermittlung von Vergangenheit und Gegenwart, von Geworfenheit und Entwurf immerfort erneuert. Die Vorgänge der Vorzeit erhalten durch spätere Ereignisse nicht neue und andere Bedeutung. Was sich bewegt, ist der Fortschritt der Forschung. Die Urzeit ist abgeschlossene Vergangenheit, Gegenstand der Wissenschaft, die ihre Feststellungen trifft, wo sich die Möglichkeit dazu bietet. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit stützt sich der Prähistoriker auf Überreste, welche die Erde über alle geschichtlichen Epochen hin bewahrt hat. Auch Objekte können in Traditionen stehen, solche, die dem Gebrauch dienen, aber auch solche, die geistig-religiöse Inhalte verkörpern oder aus anderen Gründen auf Dauer erhalten zu bleiben bestimmt sind. Man muß sich nur an das erinnern, was als prähistorische Kunst auf uns gekommen ist. Es sind Quellen, Spuren vergessenen Denkens und Fühlens, sie bedeuten etwas. Die Frage ist nur, in welcher Hinsicht. Die Meinung, ein überliefertes Werk sei zu verstehen, indem man seine Bestimmung in der Ursprungszeit wiederherstellt, lehnt Gadamer ab. Verstehen als „zweite Schöpfung, die Reproduktion der ursprünglichen Produktion“, ist ein fragwürdiges Tun. „Am Ende ist eine solche Bestimmung der Hermeneutik nicht minder widersinnig wie alle Restitution und Restauration vergangenen Lebens. Wiederherstellung ursprünglicher Bedingungen ist, wie alle Restauration, angesichts der Geschichtlichkeit unseres Seins ein ohnmächtiges Beginnen. Das wiederhergestellte, aus der Entfremdung zurückgeholte Leben ist nicht das ursprüngliche“ (Gadamer 1975: 159). Das Kunstwerk hat seine Bestimmung nicht subjektiv von uns als unser Gegenstand, „der in uns irgendwelche Zustände bewirken soll“ (Heidegger 1978: 78). Es steht in sich, ist präsent als Darstellung und so immer in ein Geschehen eingebunden, in dem es die Fortbestimmung seiner Bedeutung erfährt. Wie schon zitiert: „... das Kunstwerk selbst ist es, was sich unter je veränderten Bedingungen je anders darbietet. Der Betrachter von heute sieht nicht nur anders, er sieht auch anderes“ (Gadamer 1975: 141). Dazu stellt Gadamer die weiterführende Frage: „Aber wo scheidet sich eigentlich Welt und Nachwelt? Wie geht das Ursprüngliche der Lebensbedeutsamkeit in die reflektierte Erfahrung der Bildungsbedeutsamkeit über? Mir scheint, ... daß es hier keine scharfen Grenzen gibt und daß die Bewegung des Verstehens sich nicht auf den Reflexionsgenuß einengen läßt, den die ästhetische Unterscheidung festlegt. Es sollte zugestanden werden, daß etwa ein antikes Götterbild, das nicht als Kunstwerk für einen ästhetischen Reflexionsgenuß im Tempel seine Aufstellung fand und heute in einem modernen Museum seine Aufstellung hat, die Welt der religiösen Erfahrung, der es entstammt, so wie es heute vor uns steht, enthält, und das hat die bedeutende Folge, daß diese seine Welt auch noch zu unserer Welt gehört. Es ist das hermeneutische Universum, das beide umfaßt“ (Gadamer 1975: XVIII f.).

Hier allerdings ist Kontinuität der Überlieferung mit im Spiel. Das Götterbild ist von Wissen begleitet, von Kennen und Wiedererkennen, weitergegeben durch die Sprache. Diese ist das Medium der hermeneutischen Erfahrung. Das ist nicht so aufzufassen, als wäre die Sprache nur Ausdrucksmittel für ein schon in einem innerlichen Akt Verstandenes. Die Sprache „ist nicht nur und nicht erstlich ein lautlicher und schriftlicher Ausdruck dessen, was mitgeteilt werden soll. Sie befördert das Offenbare und Verdeckte als so Gemeintes nicht nur erst in Wörtern und Sätzen wei-

ter, sondern die Sprache bringt das Seiende als ein Seiendes allererst ins Offene...".

„Indem die Sprache erstmals das Seiende nennt, bringt solches Nennen das Seiende erst zum Wort und zum Erscheinen. Dieses Nennen ernennt das Seiende zu seinem Sein aus diesem" (Heidegger 1978: 83 f.). Geschichtliche Überlieferung ist von Sprache getragen, die, selbst geschichtlichem Wirken unterworfen, Moment des Überlieferungsgeschehens wird. Das Wort hält fest, das Wort bewahrt, es schließt die Tiefe der Zeit auf, aus der die Überlieferung die jeweiligen Gegenwartshorizonte erreicht. Es ist selbst nicht Sache, verweist aber auf Sachliches, das so erst als unterscheidbarer Sachverhalt erscheint. Das Wort ist allem Begreifen vorgeordnet, ist Mittel und Grund aller Erfahrung: „Die Sprachlichkeit unserer Welterfahrung ist vorgängig gegenüber allem, das als seiend erkannt und ausgesprochen wird ... Was Gegenstand der Erkenntnis und der Aussage ist, ist ... immer schon vom Welthorizont der Sprache umschlossen". „Was zur Sprache kommt, ist zwar ein anderes, als das gesprochene Wort selbst. Aber das Wort ist nur Wort durch das, was in ihm zur Sprache kommt. Es ist in seinem eigenen sinnlichen Sein nur da, um sich in das Gesagte aufzuheben. Umgekehrt ist auch das, was zur Sprache kommt, kein sprachlos Vorgegebenes, sondern empfängt im Wort die Bestimmtheit seiner selbst" (Gadamer 1975: 426, 450).

Das Fehlen sprachlicher Überlieferung begründet die Existenz der prähistorischen Archäologie. Aber auch der Prähistoriker muß in sprachliche Form bringen, was er in seinem Material sieht. Mangels einer Nachrichtenverbindung zu den Ursprüngen hat sich eine Kunstsprache entwickelt. Die Bezeichnungen, mit denen die prähistorische Vergangenheit dargestellt wird, entstammen nicht der lebendigen, sich stets wirkungsgeschichtlich erneuernden Überlieferung, sie entstanden durch Setzung, es sind Termini. Mit „Typen", „Gruppen", „Stufen" und „Kulturen" schuffen sich die Prähistoriker eine eigene Welt, in die nur eindringen kann, der sich mit dieser Sprache vertraut gemacht hat. Hier fehlt das klärende Wort in der Weise des Berichts, das, vielfach reflektiert, an uns weitergegeben wurde. „Alle Welterfahrung des Menschen ist sprachlich vermittelt ... Alle Erfahrung vollzieht sich in beständiger kommunikativer Fortbildung unserer Welterkenntnis ...". Uns wird „... die kommunikativ erfahrene Welt selbst als eine offene Totalität beständig übergeben, ‚traditur' ..." (Gadamer 1974: Sp. 1071). Der Prähistoriker erfährt nur, was er aus seinem Stoff selbst herausliest. Es fehlt die „Resonanz" (Eggert 1998: 115). Urgeschichte ist vergessene Vergangenheit. „Unsere Unkenntnis der urgeschichtlichen Sprachen scheidet uns von der alten geistigen Kultur" (Fischer 1998: 140). Damit ist sie unserem Verständnis entrückt, sie ist das ganz Andere, ein Fremdes. Nach und nach setzt sich auch bei Stufendenkern und Gruppenbildnern die Einsicht durch, daß wir nicht nur forschend in Unbekanntes vordringen, sondern auch Unerkennbares annehmen müssen, daß uns manches rätselhaft bleiben wird. Der Anspruch des Urzeitlich-Fremden an uns, der letztlich die Stellung der Prähistorie als Wissenschaft legitimiert, ist nun, wohl nicht ganz zufällig, zum Thema geworden (Eggert 1998; Fischer 1989; Veit 1998). „Gäbe es eine Zeitmaschine, die uns in die Urgeschichte zurückbrächte, wir würden wohl einen Kulturschock sondergleichen erfahren". „Wir wären wohl sehr erstaunt, wenn wir erführen, was sich jeweils hinter dem archäologischen Fundbild an historischer und ideologischer Substanz verbarg" (Fischer 1998: 140, 143). Demnach muß man den archäologischen Kulturgruppen die Anerkennung als „gesellschaftliche Realität" wohl doch versagen. Wenn wir nicht wissen können, was dahintersteckt, ist auch ihr Sein als gesellschaftliche Realität nicht zu begründen. Real als „Kulturen" sind sie für uns, sie sind eine Schöpfung der Prähistoriker. Ob sie den ehema-

ligen Einwohnern überhaupt bewußt wurden, ist fraglich, es gab ja keine Fundkarten. Also: gesellschaftliche Realität kann sein, kann auch nicht sein.

Die Verhältnisse unter den „Kulturen“ und „Gruppen“ gelten nur in der Sprache der Prähistoriker und nur in der so geschaffenen Welt. Diese „Kulturen“ entstehen meist aus bescheidenen Anfängen, durchlaufen einige Stufen und erleben auch noch eine Blütezeit, deren drohender Verfall jedoch stufenweise abzusehen ist. Und siehe, eines Tages sind sie weg, wie im Erdboden versunken sozusagen, freilich auch von niemandem trauernd vermißt – weiß doch keiner, was uns da verlassen hat, und Nachwuchs ist, soweit man sehen kann, schon zur Stelle, er sieht nur etwas anders aus. Das volkstümliche Prinzip, sämtliche Fundeinheiten nach einem einzigen Modell gleichmacherisch zu erklären, wurde, nachdem auch für tief fundgläubige Typologen die Gefahr offenkundig geworden ist, Äpfel mit Birnen zu vergleichen, wohlweislich aufgegeben, und so bleiben die archäologischen Kulturen abstrakte Gebilde. Das macht sie für die Forschung keineswegs entbehrlich. Wenn auch unbestimmten Inhalts, sind sie doch die datierten Subjekte unserer Darstellung. Man darf sie nur nicht isoliert zu „Geschichtskörpern“ hypostasieren. Als ergänzendes Zeugnis für historische Vorgänge kann uns der archäologische Befund gut zustatten kommen. So ist „die südwärts gerichtete Wanderbewegung von Gruppen und Stämmen ‚germanischer‘ Herkunft archäologisch faßbar in Funden der Jasdorf-Kultur in fremder Umgebung“ (Timpe 1994: 35). A. Häusler nutzt den Vorteil, „nicht an die Grenzen einer bestimmten archäologischen Kultur gebunden zu sein“, indem er in einem Areal „etwa zwischen dem Kaspischen Meer im Südosten und der Nordsee im Nordwesten“ die dort festgestellten Fundeinheiten mit einem nach sprachwissenschaftlichen Daten anzunehmenden indogermanisch-dialektgeographischen Sprachkontinuum in Verbindung bringt, das seines Erachtens spätestens im Frühneolithikum bestanden haben muß (Häusler 1998: 35 f.). Also nicht: Jede Fundgruppe ein Dialekt. Damit behalten die archäologischen Kulturen ihren Sinn, ohne zu Entitäten hochstilisiert zu werden, denen man ethnische oder soziale oder ideologische oder ökonomische Zentrierungen unterlegt.

U. Veit wählte als Beispiel für den „Umgang mit dem Fremden„ die sog. „Venusstatuetten“, ein Beispiel, das uns auch als Gegenstück zu Gadamers antikem Götterbild zustatten kommt. Als mögliche Deutungen führt er unter Berufung auf K. J. Narr an: Fruchtbarkeitsidol, Muttergottheit, Herrin der Tiere, Schützerin der Wohnung, Stammutter, Ahnen- und Schutzgeistfigürchen. Die Aufzählung ließe sich noch um einiges verlängern, z.B. Platzhalterin, Geburtshelferin u.s.w. Der Eindruck, wir verfügten über einen der Länge der Liste entsprechenden Reichtum an Wissen, würde jedoch trügen. Wenn einer sagt, das ist ein Esel oder ein Pferd oder ein Ochse oder ein Maultier, dann weiß er eben nicht, was für ein Stück Zoologie er vor sich hat. So meint denn auch U. Veit, wieder mit Hinweis auf K. J. Narr, man müsse sich in der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie „mit einer ungefähren und schemenhaften Vorstellung begnügen, ohne ganz konkrete Bedeutungen und Funktionen erfassen und behaupten zu können“ (Veit 1998: 131). Das Beispiel bringt uns auf die Möglichkeiten des „analogischen Deutens“ zurück. „Deuten“ hat ein breites Spektrum an Sinn, das auch verschwommenes Meinen, Behaupten ohne Beweiskraft einschließt. Der Beiklang der Unsicherheit, überdeckt durch selbstbewußte Willkür in gewissen Aussagen über die Vorzeit wurde gelegentlich schon negativ vermerkt. „Nur rohe Zweckhaftigkeiten der Werkzeuge sind eindeutig zu erkennen, alles andere nicht. Wir hören darum von den Prähistorikern viel Hypothetisches. Sie deuten.“ (Jaspers 1949: 54). Um die Deutung von unkontrolliertem

Vermuten fernzuhalten, werden belegbare Sachverhalte gesucht, deren materieller Anteil sich mit dem archäologischen Befund deckt, oder doch mit ihm weitgehend übereinstimmt. Das Auffinden von Analogien ist das Mittel, um eine Annahme in den Bereich des schon empirisch Festgestellten zu rücken. Es wäre müßig, die Anwendung von Analogien in der Urgeschichtswissenschaft zu verteidigen. Die Prähistorie ist als Erfahrungswissenschaft in der mißlichen Lage, nicht in allen Belangen ihres Forschungsgebiets, aus dem man von ihr Aussagen erwartet, über originäre empirische Daten zu verfügen. Hier muß Fremderfahrung in Gestalt von Analogien einsetzen. Was als Fabel (Veyne), Hypothese oder Vorurteil (Popper, Acham) in Geschichte und Naturwissenschaft Auswahl und Bewertung der empirischen Daten zu einem Sinnganzen hinleitet, sind bei der Interpretation prähistorischer Befunde die Analogien, die schon vorgefertigt zur Auswahl stehen. Nach einem dieser Modelle werden Fundverhältnisse als Spuren von Zuständen und Begebenheiten frühen Lebens erklärt. Es geht also nicht darum, den Einsatz von Analogien als unumgänglich darzutun, sondern sich seiner logischen Bedingtheit bewußt zu bleiben. Analogie kann nur Wahrscheinlichkeit behaupten. Das ist nicht zu umgehen, und es müßte auch in der Darstellung zum Ausdruck kommen. Dagegen wurde und wird immer wieder verstoßen. Lieb gewordene Einfälle werden als gesicherte Resultate ausgegeben und stehen dann nach und nach nebeneinander in der Literatur, unvereinbar, unbeweisbar, unwiderlegt. Über ihre Geltung entscheidet nicht das Argument, sondern die Mehrheit ihrer Wiederkäuer. Dieses Spiel läßt sich bis auf die Anfänge urgeschichtlichen Forschens zurückverfolgen. Die „große historische Weisheit der Deutschen“ wirft ihre „Spekulation ... ganz besonders auf diese ‚Vorgeschichte‘ ...,weil sie da sicher zu sein glaubt vor den Eingriffen des ‚rohen Faktums‘ und zugleich, weil sie hier ihrem spekulierenden Triebe alle Zügel schießen lassen und Hypothesen zu Tausenden erzeugen und umstoßen kann“ (Marx – Engels 1972: 23). Gegenüber der Versuchung, die von Marx und Engels genannte Zahl auf die heutigen Beschäftigungsverhältnisse im Feld der Vorgeschichte hochzurechnen, wird man schon des Zeitaufwands wegen standhaft bleiben. Rezente Beispiele wilder Hypothesenbildung aus aller Welt auf dem Rücken stumm duldenden Fundguts sind u.a. einzusehen bei Häusler (1994; 1996; 1998; 1998a).

Glücklicherweise besteht die Urgeschichte nicht nur aus unbeweisbaren Hypothesen. Wir haben greifbare Belege prähistorischen Lebens, die schlüssige Erklärungen sehr wohl zulassen oder auch unmittelbar für sich selbst sprechen. Knochen und Pollen, Bergbau und Verhüttung, Werkzeug und Technik, Kleidung und Wohnung, Bestattungsart, Siedlungsform, Bodenbeschaffenheit – damit sind Themenkreise angesprochen, in denen sich bereits umfangreiches positives Wissen angesammelt hat (z.B. Aspöck & al. 1973; Barth 1976; 1984; 1992; 1992a; 1992b; 1995; 1998; Planck 1995; Schlichtherle 1995; 1997; Stöllner 1999; Strobel 1996). Auf diesen Gebieten herrscht nicht Spekulation, hier steht uns Erfahrung zur Seite. Die sachgerechte Auswertung von Quellen dieser Art – mehr davon anzuführen erübrigt sich wohl – kann sogar die Zuverlässigkeit schriftlicher oder bildhafter Überlieferung in Frage stellen. „Aus Caesar, Tacitus, Herodian oder Ammian wüßten wir nichts von dreischiffigen Hallenhäusern ... und die Reliefs der Marcus-Säule lassen den Zweifel aufkommen, ob die Hütten der Markomannen so aussahen (und wenn ja, welche), oder ob der Künstler sie sich nur typischerweise so vorstellte ... Die moderne Literatur über Haus und Hof der Germanen beruht deshalb mit gutem Grund auf archäologischen Erkenntnissen...“ (Timpe 1997: 260).

Der Prähistoriker hat niemanden vor sich, dessen Intentionen er nacherleben,

den er einfühlend verstehen könnte, und es ist für ihn wohl auch nicht ratsam, „mit dem Willen zum historischen Verstehen ... über die für ihn subjektiv verfügbare Erfahrungswelt“ hinauszugreifen (Schieder 1965: 41). Es tritt ihm auch kein Sinngehalt entgegen, mit dem er sich auseinanderzusetzen hätte. Die unsere Besinnung auf die Vergangenheit leitende, stetig sich selbst erneuernde Überlieferung im Medium der Sprache versiegt in der vorzeitlichen Stille. Der Form nach ist das analogische Deuten ein Erklären. Im Bereich von Ergologie und Technologie, wo, wie schon zu Beginn bemerkt, die Anwendung von Analogem uns gar nicht bewußt wird, beschränkt sich der Vorgang des Erklärens auf „Erläuterung“ oder „Explikation“ (Lenk 1972: Sp. 639). Das gilt auch für naturwissenschaftlich erschlossene Befunde. Ansonsten führen wir ein dem Sinn nach unerkanntes archäologisches Phänomen auf ein unserer Erfahrung zugängliches zurück – nicht als Fall eines Gesetzes, aber doch auf ein als Tatsache von allgemeiner Geltung anerkanntes, das dem archäologischen Befund vergleichbare Merkmale aufweist. Dazu gehören auch die Ergebnisse von Experimenten, die Sachverhalte als analoge Möglichkeit demonstrieren. Wieweit der Schluß überzeugt, hängt vom Grad der Übereinstimmung ab und von der Stringenz der Verbindung der Analogie mit dem archäologischen Material (Rekonstruktion von Häusern etc.). Mehr als hohe Wahrscheinlichkeit ist nicht zu erzielen. Schließlich herrscht bei der Suche nach Analogien Wahlfreiheit. Auch wenn wir 50 Deutungen für Venusstatuetten vorschlagen, ist nicht gesagt, daß eine davon zutreffen muß. Es kann sein, daß die eigentliche Bedeutung nicht einmal erwogen wurde. Vor Selbsttäuschung beim Verstehen vergangener Kulturen warnte (wie schon an anderer Stelle zitiert) A. Gehlen und vor der Gefahr, „daß wir aus unserer eigenen Bewußtseinslage heraus uns mit einem ‚Verstehen‘ beruhigen, das der harten Fremdartigkeit eigentlich archaischer Verhaltensweisen nicht gewachsen sein kann ...“ (Gehlen 1964: 86, 97). Das entspricht der schon oben angeführten Feststellung, daß das „wiederhergestellte, aus der Entfremdung zurückgeholte Leben ... nicht das ursprüngliche“ ist (Gadamer 1975: 159). Die prähistorische Archäologie kann nicht beschreiben, was vorging und wie sich etwas verhielt. Urgeschichte ist unsere Vorstellung von Zuständen und Begebenheiten gemäß den davon noch erhaltenen Spuren oder, wie schon einmal festgestellt, „die Gesamtheit der geltenden Erklärungen von prähistorischen Kulturrelikten“.

Zum Unterschied vom geschichtlichen Geschehen ist die Urzeit Gegenstand. Sie verändert sich nicht in wirkungsgeschichtlich sich stets erneuernder Überlieferung. Sie kann nur „objektivistisch“ betrachtet werden. Während die Antike, obwohl Jahrtausende zurückliegend, in Geistesleben und Politik bis heute nachwirkt, hat die Urzeit zur gegenwärtigen Situation keine erkennbare Verbindung. Sie ist abgeschlossen, von uns getrennt durch eine breite Kluft der Sprachlosigkeit. Auch kann der Prähistoriker weder aus bewährten Theorien deduzieren noch Zustände und Begebenheiten mit Erfahrungswissen wahrheitsgetreu beschreiben. Er spürt im Boden Unbekanntem nach, dem Fremden. Ob wir mit unseren zeitbedingten Denkmustern seinem Sinn auch immer gerecht werden können, ist eine Frage, der sich jeder Versuch der Interpretation stellen muß. Einst verbreitete Vorstellungen, wie die von glaubenseifrigen Megalithmissionaren, haben jetzt schon etwas Komisches. Für die Ausdeutung von Fundbildern ergaben sich im Lauf der Zeit wechselnde Schwerpunkte. Ging es früher mehr darum, Stämme und Völker in der Landschaft archäologisch dingfest zu machen, wobei man schon zufrieden war, wenn man einen namenlosen Verband aus dem Nichts mit Krug und Grab auf Wanderschaft schicken konnte, so stehen jetzt mehr die Besitzverhältnisse im Vordergrund. Ein aus selte-

nem Material kunstvoll verfertigtes Steinbeil hier, auffällige, reich verzierte Keramik da, und vielleicht noch ein im Grundriß größeres Haus – schon stellt sich der Gedanke ein: abgestufte Gesellschaft, „Hierarchisierung“, Standesunterschiede zwischen Begüterten und Besitzlosen schon in der Steinzeit. So gelingt es mutigen Vertretern einer freisinnig-gerechten Forschergeneration, mit einfachen Mitteln die Wurzeln der sozialen Ungerechtigkeit freizulegen.

Die Interpretation prähistorischer Hinterlassenschaft ist nicht durch Tradition vermittelt, sie findet in ihr keinen Halt. Sie hat nicht die Stütze der vom Ursprung an weitergereichten Überlieferung. Wenn wir uns in die Bereiche von Geist und Gesellschaft vorwagen, „schöpfen wir aus der modernen Vielseitigkeit der bloßen Subjektivität und ihrer unendlichen Möglichkeiten an folgenlosen Vorstellungen“ (Gehlen 1964: 87). Wir haben Kenntnis von Werken, nicht von Taten, von Gegenständen, nicht von Plan und Handlung. Die Spatenforschung hat sich eine eigene Welt geschaffen, die prähistorische Welt, die sich aus Fundsachen zusammensetzt und sich nur dem sachkundigen Auge erschließt. Aussagen über sie mit wissenschaftlichem Anspruch, die ja gesicherte, aufeinander bezogene Erkenntnisse anstreben, müssen mit einer angemessenen Zahl von Daten zu belegen sein. Auch Hypothesen sind keine bloßen Vermutungen, sie bedürfen vielmehr hinlänglicher Begründung. Es geht nicht an, gestützt auf zwei bis drei Beobachtungen, weitreichende Theorien ins Freie zu entlassen, die im unerreichbar Prähistorischen nicht zu widerlegen und schon gar nicht zu bestätigen sind. Was die Stellung der Prähistorie in der Wissenschaft begründet, ist: aus der vergessenen vorzeitlichen Vergangenheit ans Licht zu bringen, was davon geblieben ist, Verschollenes zu entdecken und zu klären, was sich erklären läßt. Das ist, den empirischen Gegebenheiten entsprechend, in erster Linie die Rekonstruktion urtümlicher Umstände der Lebensfristung. Sich des Urteils zu enthalten, steht dem Forscher immer frei.

Der kurze Aufsatz U. Fischers hat, wohl unbeabsichtigt, programmatischen Charakter erhalten. „Die Feuerbestattung steht heute neben der Erdbestattung, hat aber in der Urgeschichte ganze Perioden und Kulturen beherrscht. Daß überhaupt bestattet wurde, ist gar nicht selbstverständlich“. Andererseits dominieren die Ruhestätten der Toten die Landschaft und damit das tägliche Leben. Das Hügelgrab zeigt „eine Bindung an Verkehrswege und erlaubt so deren Festlegung in der Urgeschichte. Heute ist es nicht üblich, die Landstraßen mit Gräbern zu begleiten ... Hügelgräber und Megalithgräber bestimmten die urgeschichtliche Landschaft in einem Grade, den wir uns heute nicht mehr vorstellen können“. Der Sinn der für die Urzeit so charakteristischen Hockerbestattung ist schwer zu bestimmen. Offensichtlich ist, daß sie „eine verschiedene und sogar kulturspezifische Ausprägung“ aufweist (Fischer 1998: 142 – dazu mehrfach Häusler, z.B. 1992; 1994a; 1995; 1995a; 1998b).

Die hohen, reich ornamentierten Goldblechkegel sind nach Idee und Gestalt jedwedem unserer denkmöglichen Zwecke fremd. Sie werden neuerdings als Zeremonialhüte angesprochen (Fischer 1998: 141 mit Verweis auf Menghin 1997; – anders: Menghin – Schauer 1977: 17, 35 ff.), und so nehmen wir sie als exotischen Ornat hin, ohne in die Hintergründe von Entstehung und Verwendung eindringen zu können. Gräber, Erdwerke, Menhire, Ringwälle – die Urzeit hat kommentarlos gewaltige Denkmäler hinterlassen, deren ursprüngliche Bedeutung zu enträtseln nicht befriedigend gelungen ist. „Es gibt ganze Landschaften, wie das südliche Britannien, die voller unerklärlicher Strukturen stecken“ (unter Berufung auf Laing: Fischer 1998: 143).

Wir können nicht immer und zweifelsfrei entschlüsseln, was es mit den stum-

men Relikten der Vorzeit für eine Bewandtnis hatte, wozu sie geschaffen waren. Aber daß sie eine uns fremde Form der Lebensführung zweckdienlich ergänzten und daß sie, wenn wir an ihre monumentalen Zeugnisse denken, eine zentrale Rolle spielten, läßt sich erkennen. Dieses positive Wissen stellt uns die Aufgabe, die urzeitlichen Denkmäler als Phänomene zu anderen aus der Geschichte aller Völker vergleichend in ein Verhältnis zu setzen – nicht unter dem Zwang, eines aus dem anderen zu erklären, sondern zunächst, um uns von dem Reichtum ihrer Gestaltungen Rechenschaft abzulegen. Darin zeigt sich wohl Rätselhaftes, aber auch Vertrautes, das an spätere Epochen erfolgreich weitergegeben wurde. Der Gedanke, daß sich die Kultur stufenweise fortentwickelte und wir den Prozeß archäologisch nachvollziehen können, trägt nicht mehr. Die Welt der Urzeit ist, verstanden oder nicht, als eigene Welt anzuerkennen, so wie sie uns in ihren Zeugnissen erscheint: vielfältig und bunt. Diese Welt aus Bodendenkmälern ist ein würdiger Gegenstand unseres Fragens und Forschens. Daß dieses an Grenzen stößt, weiß jeder Prähistoriker. Restlose Aufklärung aller Fragen, die ein Fund aufwirft, ist ein utopisches Ziel. Dem Vorzeitlichen werden wir besser gerecht, wenn wir Unvergleichliches aus seinem Erbe in seiner Fremdheit vor uns stehen lassen, als es nach den Maßstäben unserer Tage umzudeuten. Daß nicht alles sich unserem menschlich-endlichen Verstehen eröffnet, ist keine neue Einsicht. Auch Unerklärtes und Unverstandenes ist Zeugnis menschlichen Strebens und Handelns und als solches Thema der Anthropologie.

Literatur

Acham, K. (1974): Analytische Geschichtsphilosophie. Freiburg/München.

Aspöck, H., Barth, F. E., Flamm, H. & Picher, O. (1973): Parasitäre Erkrankungen des Verdauungstraktes bei prähistorischen Bergleuten von Hallstatt und Hallein (Österreich). Mitt. Anthrop. Ges. in Wien 103: 41 ff.

Barth, F. E. (1976): Ein prähistorischer Salzbarren aus dem Salzbergwerk Hallstatt. Annalen Naturhist. Mus. Wien 80: 819 ff.

— (1984): Eine prähistorische Stempelzimmerung aus dem Salzberwerk Hallstatt. ArchA 68: 63 ff.

— (1992): Zu den Tragsäcken aus dem Salzbergwerk Hallstatt. ArchA 76: 121 ff.

— (1992a): Die Leibspeise der Hallstätter Bergleute. Bohnengeschichten: 56 ff. Hallstatt.

— (1992b): Prähistorisches Schuhwerk aus den Salzbergwerken Hallstatt und Dürrnberg/Hallein. Universitätsforschungen z. prähist. Archäol. 8: 25 ff.

— (1995): Die Wagenreste. Die Býčí skála-Höhle. Röm. Germ. Forsch. 54: 97 ff.

— (1998): Bronzezeitliche Salzgewinnung in Hallstatt. In: B. Hänsel (Hg.), Mensch und Umwelt in der Bronzezeit Europas: 123 ff. Kiel.

Bocheński, J. M. (1954): Die zeitgenössischen Denkmethoden. München.

Dilthey, W. (1958): Gesammelte Schriften VII, 2. Aufl. Stuttgart.

— (1990): Gesammelte Schriften V, 8. Aufl. Stuttgart.

Droysen, J. G. (1937): Historik. (Hg. R. Hübner). München u. Berlin.

Eggert, M. K. H. (1978): Prähistorische Archäologie und Ethnologie. Prähist. Zeitschrift 53: 6 ff.

— (1998): Archäologie und Analogie: Bemerkungen zu einer Wissenschaft vom Fremden. Mitt. Anthr. Ges. in Wien 128: 107 ff.

Engels, F. (1972): Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. In: Karl Marx/Friedrich Engels, Über Ludwig Feuerbach: 90 ff. Leipzig.

Faber, K.-G. (1972): Theorie der Geschichtswissenschaft. 2. Aufl. München.

Fischer, U. (1998): Von der Fremdheit in der Urgeschichte. Mitt. Anthrop. Ges. in Wien 128: 139 ff.

Gadamer, H.-G. (1974): Hermeneutik. In: J. Ritter (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt.

— (1975): Wahrheit und Methode. 4. Aufl. Tübingen.

Gehlen, A. (1964): Urmensch und Spätkultur. 2. Aufl. Frankfurt/M. u. Bonn.

Gollwitzer, H. (1955): Begegnung mit Luther. In: Luther (Auswahl K. G. Steck) Frankfurt u. Hamburg.
Häusler, A. (1992): Zum Verhältnis Ockergrabkultur und Schnurkeramik. Praehistorica XIX: 34 ff.
— Archäologische Zeugnisse für Pferd und Wagen in Ost- und Mitteleuropa. In: Die Indogermanen und das Pferd (Kolloquium Berlin 1992): 217 ff. Budapest.
— (1994a): Grab- und Bestattungssitten des Neolithikums und der frühen Bronzezeit in Mitteleuropa. Zeitschr. f. Archäol. 28: 23 ff.
— (1995): Die Entstehung des Äneolithikums und die nordpontischen Steppenkulturen. Germania 73: 41 ff.
— (1995a): Bestattungssitten des Neolithikums und Äneolithikums in Bulgarien und ihre Zusammenhänge in Mitteleuropa. Selecta Praehistorica. Beitr. z. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropas 7: 127 ff.
— (1996): Invasionen aus der nordpontischen Steppe nach Mitteleuropa im Neolithikum und in der Bronzezeit: Realität oder Phantasieprodukt? Archäologische Informationen 19: 75 ff.
— (1998): Zum Ursprung der Indogermanen. Archäologische, anthropologische und sprachwissenschaftliche Gesichtspunkte. Ethnologisch-Archäologische Zeitschrift 39: 1 ff.
— (1998a): Archäologie, das Indogermanenproblem und der Ursprung der Hellenen. In: Die Geschichte der hellenischen Sprache und Schrift (Tagung Ohlstadt 1996): 79 ff.
— (1998b): Struktur und Evolution der Bestattungssitten zwischen Wolga und Karpatenbecken vom Äneolithikum bis zur frühen Bronzezeit. Ein diachroner Vergleich. In: Das Karpatenbecken und die osteuropäische Steppe. Südosteuropa-Schriften, Bd. 20: 135 ff.
Heidegger, M. (1972): Sein und Zeit. 12. Aufl. Tübingen.
— (1978): Der Ursprung des Kunstwerks. Stuttgart.
Jaspers, K. (1949): Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. Zürich.
Kaltenbrunner, G. K. (1970): Wer war denn dieser Engels? DIE PRESSE, 28./29. Nov. 1970, S. III. Wien.
Lenk, H. (1972): Erklären, Erklärung. In: J. Ritter (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt.
Marx, K. & Engels, F. (1972): Feuerbach. Gegensatz von materialistischer und idealistischer Anschauung. In: Karl Marx/Friedrich Engels, Über Ludwig Feuerbach: 5 ff.
Menghin, W. (1997): Ein Hut aus Gold. Antike Welt 28: 261 ff.
Menghin, W. & Schauer, P. (1977): Magisches Gold. Katalog des Germanischen Nationalmuseums. Nürnberg.
Nietzsche, F. (1980): Werke, Bd 3. (Hg. K. Schlechta) München-Wien.
Perpeet, W. (1968): Erich Rothacker. Bonn.
Planck, D. (1995) (Hg.): Siedlungsarchäologie im Alpenvorland III. Forschungen z. Vor- u. Frühgesch. in Baden-Württemberg 46.
Popper, K. R: (1965): Das Elend des Historizismus. Tübingen.
Rickert, H. (1929): Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 5. Aufl. Tübingen.
Rothacker, E. (1966): Zur Genealogie des menschlichen Bewußtseins. Bonn.
Scheible, H. (1996): Vom Stieropfer zur Ökumene. In: E. Mittler (Hg.), Heidelberg. Geschichte und Gestalt: 172 ff. Heidelberg.
Schieder, Th. (1965): Geschichte als Wissenschaft. München-Wien.
Schlichtherle, H. (1995): Bemerkungen zur Siedlungsstruktur der Feuchtbodensiedlungen im südwestdeutschen Alpenvorland. In: A. Aspes (Hg.), Modelli Insediativi (Symposium Settlement Patterns): 251 ff. Verona.
— (Hg.) (1997): Pfahlbauten rund um die Alpen. Archäologie in Deutschland. Sonderheft. Stuttgart.
Schopenhauer, A. (o.J./1890): Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. I. Leipzig.
Schulz, W. (1972): Philosophie in der veränderten Welt. Pfullingen.
Simmel, G. (1922): Die Probleme der Geschichtsphilosophie. 4. Aufl. München-Leipzig.
Stegmüller, W. (1967): Wissenschaftstheorie. In: Das Fischer Lexikon. Philosophie. Frankfurt/M.
Stöllner, Th. (1999): Der prähistorische Salzbergbau am Dürrnberg bei Hallein. Dürrnberg Forschungen Bd. 1. Marburg-Salzburg.

Strobel, M. (1996): Frühneolithische Siedlungsstrukturen am Federseed – die Stationen Taubried I und Alleshausen-Hartöschle. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 10: 67 ff.
Timpe, D. (1994): Kimberntradition und Kimbernmythos. In: B. P. Scardigli (Hg.), Germani in Italia. Consiglio naz. delle richerche: 23 ff. Roma.
— (1997): Hausen und Häuser der Nordbarbaren in den Augen der mediterranen Kulturwelt. In: Haus und Hof in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Gedenkschrift für Herbert Jankuhn: 255 ff. Göttingen.
Veit, U. (1998): Der Archäologe und das Fremde: Zur Erkenntnisstruktur der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien 128: 125 ff.
Veyne, P. (1990): Geschichtsschreibung – und was sie nicht ist. Frankfurt/M.
Weber, M. (1998): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Aufl. Tübingen.

Hypothese und Theorie in der Prähistorik

Zusammenfassung

Über Möglichkeiten und Ertrag der Bildung von Hypothese und Theorie auf Grund prähistorischer Quellen wird kurz referiert.

Summary

The article deals with the possibilities and yield from the formation of hypothesis and theory on the basis of prehistoric sources.

* * *

G. Mante hat auf den unreflektierten Gebrauch des Terminus „Theorie“ hingewiesen (Mante 1998, 595), der sich in der prähistorischen Archäologie eingebürgert hat, in der volkstümlichen Art: Theorie ist, was nicht Praxis ist.

„Theoros heißt bekanntlich der Teilnehmer an einer Festgesandtschaft ... Der Theoros ist also der Zuschauer im eigentlichen Sinn des Wortes ... Theoria ist aber nicht primär als ein Verhalten der Subjektivität zu denken, als eine Selbstbestimmung des Subjekts, sondern von dem her, was es anschaut“ (Gadamer 1975, 118). Ausgehend von der ursprünglich sakralen Bedeutung erhält „Theorie“ den Sinn von Schau, Anschauung, Betrachtung, Ansicht, Einsicht. Zum Unterschied von der bloßen unmittelbaren Empirie wird Theorie zur verbindenden und erklärenden Zusammenschau von Tatsachen.

In diesem Sinne werden Theorien auch verbreitet in den Naturwissenschaften gebildet. Die erste Stufe dabei sind die der Erfahrung unmittelbar zugänglichen Feststellungen (Protokollaussagen: Beobachtungen an Wetterstationen, an Kranken, Ausgrabungsbefunde etc.). Werden die Protokollaussagen durch einen möglichen Zusammenhang erklärt, aus dem sie abzuleiten sind, bilden sie Hypothesen. Läßt sich eine Hypothese bestätigen (Verifikation), wird sie zum naturwissenschaftlichen Gesetz. „Nachdem man die Hypothese, die zur Erklärung der Protokollaussagen dienen soll, gebildet hat, werden aus dieser Hypothese noch nicht bestehende Protokollaussagen abgeleitet, d.h. Aussagen, die wohl die Form der Protokollaussagen haben und deren Wahrheitsgehalt auch technisch feststellbar ist, aber bis dahin noch nicht festgestellt wurde. Man führt nun die

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 132, 2002, S. 149-152

zu ihrer Feststellung notwendigen Operationen durch, d.h. man nimmt die einschlägigen Experimente oder sonstigen Beobachtungen vor, um eine Konfirmation bzw. Falsifikation zu erhalten. Erweisen sich die aus der Hypothese abgeleiteten Aussagen als wahr, dann gilt die Hypothese als bestätigt und wird unter Umständen zum Gesetz ... Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Hypothesen für die Leitung der Beobachtung und also für die Bildung der Protokollaussagen sehr wichtig sind. Ohne sie würde man in den meisten Fällen nicht wissen, was man eigentlich sucht; sie geben der Beobachtung eine bestimmte Richtung.

Danach geht man zu einer Erklärung der Gesetze selbst über. Dies geschieht, indem eine dritte Stufe von Aussagen gebildet wird, aus welchen die genannten Gesetze ableitbar sind. Wenn diese Aussagen genügend allgemein sind und viele Gesetze erklären, werden sie im allgemeinen ‚Theorien' genannt ..." (Bocheński 1954, 106 f.). Eine Theorie wäre demnach die vereinheitlichende Zusammenfassung von auf Erfahrung beruhenden Hypothesen und Gesetzen.

Ein Gesetz ist nicht als Selbstvollzug von Seiendem, sondern unsere Feststellung. „Gesetz" ist also die formelhafte Bezeichnung für den gleichbleibenden, wiederholten Verlauf von Einzelfällen, für das konstante Verhältnis von Phänomenen. Ein Geschehen heißt gesetzmäßig, nicht weil es durch ein Gesetz ausgelöst wird, sondern weil es einem Gesetz gemäß vor sich geht. „Kein Gesetz bestimmt, daß es Gesetze überhaupt und diese bestimmten Gesetze geben müsse ... Erst wenn Naturgesetze sind, können wir auf Grund ihrer etwas beweisen, deshalb sie aber selber nicht – gerade wie die bürgerlichen Grundgesetze nicht selbst etwas Legales sind, sondern erst die Handlungen, die unter Voraussetzung ihrer erfolgen. Die Existenz der Naturgesetze ist also etwas bloß Wirkliches, aus Gesetzen nicht zu Begreifendes, oder wie wir sagen können: eine historische Tatsache" (Simmel 1922, 130 f.).

Zum Unterschied vom sich zyklisch wiederholenden Naturgeschehen ist das Wesen der Kultur fortwährender Wandel, dessen Hervorbringungen sich nicht sachgetreu wiederholen, weswegen sich für das Menschenwerk nicht Gesetze nach dem Muster der Naturwissenschaft aufstellen lassen. Dennoch sind Theorien auf Grund archäologischer Quellen nicht ausgeschlossen. Eine solche steckt z.B. im Drei-Perioden-System. Zwar gilt sie nicht für die ganze Welt, und auch auf ihrem Gebiet läßt sich die Folge Stein-, Bronze- und Eisenzeit, da sie nur einmal zu beobachten ist, nicht als Gesetz formulieren. Da aber über zwei Jahrhunderte kein Forschungsresultat bekannt geworden ist, das sie widerlegt hätte, kann sie als apagogisch erschlossene Theorie gelten. Ein Vorbild dafür wäre die Evolutionstheorie, die als Beschreibung eines einmaligen historischen Vorgangs nicht als Einsicht in Gesetze auftreten kann, als Theorie aber unangefochten bleibt, bis dagegen sprechende Tatsachen auftreten. Sie ist „kein Begründendes, sondern ein Begründetes" (G. Simmel).

Gesetze von der in den Naturwissenschaften bewährten Art aufzustellen, liegt nicht im Bereich der Möglichkeiten der Historiographie, da Geschichte als irreversibler Vorgang sich nicht wiederholt und auch experimentell nicht beliebig oft reproduzierbar ist. Das muß nicht heißen, daß es regellos zuging; es ist eine alte Frage, ob nicht Gesetze nur für uns im unsteten Geschehen nicht zu erkennen sind, da man ein Gesetz nur das nennen kann, was für unsere endliche Erfahrung immer und überall so war und voraussichtlich auf Dauer so sein wird. Gesetze zu erkennen ist auch nicht das vorrangige Interesse der Geschichtsschreibung. Ziel ist nicht die Verallgemeinerung, sondern das Individuelle, das in seiner einmaligen Kausalität erklärt werden soll.

Allein, Archäologie ist nicht Geschichte. Sie findet ihre Aussagen durch Generalisierung. Die Beobachtung wiederholten Vorkommens von Befunden führt zur Annahme, daß diese nicht nur zufällig sind, sondern in einem Handlungszusammenhang stehen. Daran, entweder an der Beschaffenheit der Objekte selbst oder an dem Verhältnis einer Vielzahl von Funden zueinander, kann die Hypothesenbildung ansetzen. F. Siegmund und A. Zimmermann haben eine umfassende Topik der Untersuchungsgegenstände prähistorischen Forschens zusammengestellt, geordnet nach körperlichen, sozialen und geistigen Bedürfnissen mit Ernährung, Fortpflanzung, Identifikation und Abgrenzung sowie Verständnis der Weltordnung (Siegmund – Zimmermann 2000). Mit Vorzug behandelte Gebiete für theoretische Ansätze sind überregionaler Handel, soziale Schichtung sowie Grund und Art des Zusammenschlusses von Menschen zu über den Familienverband hinausreichenden Gruppen.

Die Streuung von bestimmten Fundgattungen eigener Qualität von einem Ballungszentrum aus erweckt Aufmerksamkeit. Wir erklären das Phänomen mit einer Hypothese: Handel. Diese leitet die Auswahl und Analyse der Funde. Womit die Ware abgeglichen wurde, gibt der Boden nicht preis. Die Fundgegenstände selbst können nicht aussagen, was mit ihnen geschah, und es besteht die Gefahr, „daß sie im Lichte eben der Theorien ausgesucht wurden, die sie prüfen sollen“ (Popper 1965, 87). Die fraglichen Objekte können durch Raub oder Diebstahl, als Kriegsbeute, Tribut, Geschenk oder mit dem Heiratsgut an ihre Stelle gelangt sein. Zwar kann als sicher gelten, daß in der Urzeit allenthalben Handel getrieben wurde. Eine archäologisch abzuleitende Regel, die den einzelnen Fund schlüssig als Handelsware ausweist, gibt es aber nicht. Wir bleiben im Hypothetischen stecken.

Für besonders aufwendige Bestattungen hat sich die Bezeichnung „Fürstengrab“ eingebürgert. Mehrere Hypothesen sind zulässig, für wen eines errichtet wurde. War es der charismatische Herrscher aus einer rechtmäßigen Dynastie, ein warlord oder etwa ein Handelsherr, der durch Geschäfte (vielleicht Wein gegen – z.T. selbstgezeugte – Sklaven) reich und mächtig geworden war? Ranghoheit, verbunden mit Macht über andere, war und ist ein verbreitetes Resultat des Sozialgeschehens und auch aus vorrömischer Eisenzeit einwandfrei bezeugt. Allerdings in verschiedenen Gestalten und mit verschiedenen Befugnissen. Welche davon sich hinter der Grabausstattung verbergen, läßt sich archäologisch nicht zweifelsfrei ermitteln, was zugleich auch besagt, daß Hypothesen über gesellschaftliche Verhältnisse jener Zeit, etwa mit Ober- und Unterschicht oder sogar mit Herrschergewalt und Feudalsystem, nicht schlüssig zu bestätigen sind (so auch Eggert 1999, 212).

Mehrfach im Boden beisammenliegend Beobachtetes ist als synchrone Fundeinheit zu werten und wird von den Prähistorikern mit den Objekten gleicher oder verwandter Art einer Region als zusammengehörige Gruppe aufgefaßt. Diese soll – ein weiterer Denkschritt – als „Kultur“ auch einen in mehrfacher Hinsicht übereinstimmenden Sozialverband der ehemaligen realen Menschenwelt repräsentieren und zeitliche wie räumliche Geltung haben. Schon der Umstand, daß man mit den nämlichen vier Buchstaben Reineckes – wohl auch mit Anstalten zu nochmaliger Unterteilung – dreimal hintereinander für zusammen gut 2000 Jahre mitteleuropäischer Bronze- und Eisenzeit das Auslangen fand, hätte den Verdacht wachrufen müssen, daß damit nicht Kulturgeschehen im eigentlichen Sinn nachgezeichnet ist (das ja dann in ruckartigen Bewegungen vor sich gegangen wäre), sondern nur eine statistische Annäherung für das zeitliche Verhältnis verbliebener Reste zueinander erbracht werden kann, ohne Garantie allerdings, daß jedes einzelne Fundobjekt in der Stückelung von Stufen und Unterstu-

fen auch seiner individuellen absoluten Zeitstellung nach dorthin gehört. Gewißheit kann erst durch außerarchäologische Methoden erreicht werden.

Nichtsdestoweniger wurde das praktische Schema als Legitimation für die „Kulturen“ betrachtet, begleitet von den unausrottbaren Behauptungen, wonach Kulturen und Gruppen mit Sozialverbänden (ethnischen, wirtschaftlichen oder religiösen Charakters) gleichzusetzen wären, was von zügellosen Funddeutern sogar als Gesetz formuliert wurde: Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt und zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen zusammen. Archäologische Kulturen, deren Abkunft aus zeitlichen Stufen, versehen mit regionalen, sozusagen seitlichen Abgrenzungen, ja nicht zu übersehen ist, werden indes nach jeweils anderen, subjektiven Gesichtspunkten aufgestellt. Eine feste Relation zwischen ihnen und den ebenso historisch-zufälligen Sozialbildungen kann es also nicht geben. Die gedankenlos behauptete Gesetzmäßigkeit der archäologisch-sozialen Verhältnisse ist überdies durch Beispiele aus Ethnographie und Geschichte widerlegt, die Theorie ist unmöglich.

Um die Verifizierung unserer Hypothesen steht es meist nicht gut, was man längst weiß (z.B. mit K. J. Narr: Eggert 1991, 28; vgl. Eggert 1998; Fischer 1998; Veit 1998). Es ist Mode geworden, sich in Fragen archäologischen Erkennens an anglo-amerikanischen Vorbildern zu orientieren, als ob die Köpfe der dortigen Prähistoriker aus anderem Holz geschnitzt wären als die hiesigen. Man unterscheidet sogar so etwas wie einander ablösende Denkschulen, die man mit prätentiösen Titeln wie „New archaeology“, „prozessual“ und „postprozessual“ ausgestattet hat. Bis jetzt ist allerdings nicht zu vermerken, daß diese den Saum vor „dem nach rückwärts verschleierten Gedächtnis“ (Gottfried Benn) höher gelüftet hätten als andere.

Literatur

Bocheński, I. M. (1954): Die zeitgenössischen Denkmethoden. München.

Eggert, M. K. H. (1991): Prestigegüter und Sozialstruktur in der Späthallstattzeit: eine kulturanthropologische Perspektive. Saeculum 42, 1 ff.

Eggert, M. K. H. (1998): Archäologie und Analogie. Bemerkungen zu einer Wissenschaft vom Fremden. MAGW 128, 107 ff.

Eggert, M. K. H. (1999): Der Tote von Hochdorf: Bemerkungen zum Modus archäologischer Interpretation. Arch. Korrespondenzblatt 29, 211 ff.

Fischer, U. (1998): Von der Fremdheit in der Urgeschichte. MAGW 128, 125 ff.

Gadamer, H.-G. (1975): Wahrheit und Methode. Tübingen.

Mante, G. (1998): Gibt es eine postprozessuale Methodik? EAZ 39, 595 ff.

Popper, K. R. (1965): Das Elend des Historizismus. Tübingen.

Siegmund, F. – Zimmermann, A. (2000): Konfrontation oder Integration? Ein Kommentar zur gegenwärtigen Theoriediskussion in der Archäologie. Germania 78, 179 ff.

Simmel, G. (1922): Die Probleme der Geschichtsphilosophie. München/Leipzig.

Veit, U. (1998): Zwischen Tradition und Revolution: Theoretische Ansätze in der britischen Archäologie. In: Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Tübinger arch. Taschenbücher, Bd. 1, 15 ff.

Die archäologische Kultur

Zusammenfassung

Mit dem in der Urgeschichtsforschung eingeführten, auf dem System der Bodenfunde basierenden Begriff „Kultur“ kann Volk, Stamm, Gesellschaft, Traditionsverband sowie eine Wirtschaftseinheit, gegebenenfalls unter Einschluß einer sozialen oder ethnischen Komponente, gemeint sein; er kann aber auch für eine objektive Größe mit logischer Struktur stehen, die eine inhaltliche Aussage zwar nicht zuläßt, aber auch nicht benötigt, und schließlich noch eine rein formale Klassifikationseinheit darstellen.

Die Gleichung einer aus Bodendenkmälern zusammengesetzten Systemeinheit mit einem bestimmten Gebilde der sozialen Wirklichkeit ist nicht allgemeinverbindlich zu begründen, weswegen „archäologisch“ sukzessive zum ständigen Beiwort des in der Prähistorik gebräuchlichen Begriffs von „Kultur“ wurde, um diesen von einem substanziellen Beiklang fernzuhalten (was allerdings häufig nicht beachtet wurde). Von „Kultur“ als Instrument zur Auffindung unerkannt bestehender menschlicher Gruppierungen verlagerte sich vor allem im anglo-amerikanischen Sprachraum das Interesse auf soziale und ökonomische Vorgänge. Deren Subjekte bleiben dabei weitgehend ausgeklammert.

Der Vergleich erweist die archäologischen Kulturen als im Lauf der Forschungsgeschichte nach dem Ermessen der Bearbeiter aufgestellte Konstruktionen, für die es die Möglichkeit einer objektiven Überprüfung nicht gibt. Die archäologische Kultur ist noch ein unersetzliches heuristisches Hilfsmittel; als eindeutig festzulegendes fundstatistisches Gebilde und Inbegriff übereinstimmender Fertigkeiten und Gebräuche, womöglich noch als Indikator eines Sozialverbandes, ist sie eine Fiktion.

Summary

Based on a system of archaeological finds prehistoric research designates with the term “culture” nation, tribe, society, union of traditions or economic union possibly connected with a social or ethnic component. Culture may also stand for an unbiased entity with a logical structure which does in fact not allow a substantial statement on the other hand not really being in need of one. Finally it may be a mere classification unity.

The equation of a systematic entity composed by ancient monuments with a distinct product of social reality cannot be argued with general acceptance. Therefore “archaeological” became a permanent adjective of the term “culture” commonly used by prehistoric research, in order to keep distance of a substantial connotation – which then by the way was often neglected. Within the English speaking area the interest moved from “culture” as an instrument to locate unknown human groups to social and economic phenomena mostly with the exception of their subjects.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 132, 2002, S. 153-174

QUELLE

Comparisons show that archaeological culturedesign – the course of history of research – reconstructions at the scientist's own discretion. There are no possibilities of impartial examination. Archaeological culture is still an irreplaceable heuristic means. As a clearly determined product based on statistics of finds and synonym for certain skills and traditions or let alone as an indicator of a social unity it is a fiction.

I

Das Wort „Kultur" wird in der Urgeschichtsforschung nicht eindeutig gebraucht. Es bezieht sich zunächst auf bloße, der Wahrnehmung zugängliche Materialeinheiten in einer systematischen Ordnung von Fundobjekten. Mitgedacht ist aber meist ein gesellschaftliches Moment, also menschliches Gemeinschaftsleben in ethnischen, wirtschaftlichen, ideologischen oder politischen Verbänden. Die vom Prähistoriker gebildete Materialeinheit wäre sinnfälliger Ausdruck gruppenspezifischen Verhaltens sowohl der Angehörigen der Gruppe zueinander als auch zu den äußeren Gegebenheiten ihrer Welt. Mit dieser Sinnerfüllung von „Kultur" ist schon einiges vorweggenommen. Es wäre vorerst der Frage nachzugehen, ob materielle Kultur ein sicherer Indikator übereinstimmenden Verhaltens in den anderen Bereichen einer konkreten Kultur ist, ob also zwischen den im Boden erhaltenen Resten und einer einstmals bestehenden, individuellen Kulturgestalt eine konstante Relation besteht. Ein G. Kossinna war sich dessen sicher und erstellte die Formel: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen" oder „Streng umrissene, scharf sich heraushebende geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- oder Stammesgebieten zusammen" (Kossinna 1911, 3; 1926, 21). Abweichende, lange vorher geäußerte Meinungen wollte Kossinna nicht gelten lassen, ohne sich allerdings um Argumente zu bemühen. „Man dringt an Hand ungeschriebener Urkunden mit sehr geringer Sicherheit", wie M. Hoernes bemängelt, „einige Stufen weiter abwärts in die Vergangenheit der heimatlichen Scholle und gibt sich damit zufrieden. Die Gravitation zur literarischen beglaubigten Historie verleitet zu vorzeitiger und unnötiger Namengebung" (Hoernes 1893, 52). Man müsse sich hüten, so derselbe Autor später, „Kulturgruppen, deren Ausdehnung und Genesis noch nicht einmal völlig festgestellt ist, mit Völkernamen zu decken, denen doch, wenn das Ganze nicht in Phantastereien ausarten soll, gewisse historische und geographische Grenzen erhalten bleiben müssen" (Hoernes 1902, 10). Aus seiner Erfahrung als Historiker wußte E. Meyer „daß jede Kultur ... weit über die Grenzen von Staat und Volkstum hinausgreift. ... Andererseits können die lokalen Variationen ... sehr wohl innerhalb desselben Volkstums, ja desselben Stammes und Staats von Ort zu Ort auftreten. ... Schwerlich wird die These sich bewahrheiten, von der viele Forscher ausgehen, daß sich die verschiedenen Völker der Urzeit nach den Stilen und Stilvariationen der Funde scheiden lassen und daß diese Stile überhaupt mit einem bestimmten Volkstum verbunden und von ihm geschaffen seien" (Meyer 1909, 673 f.).

Bei Hoernes macht sich nach wiederholten fruchtlosen Mahnungen Ungeduld bemerkbar: „Daß die prähistorischen Funde fast jeder beliebigen ethnographischen Deutung fähig sind, erkennt man leider aus einer Unzahl fortwährend auflaufender Schriften, die nur darin übereinstimmen, daß sie jene Grundtatsache vollkommen verkennen. ... Denn wie oft auch den Prähistorikern von Fachgenossen und Fernerstehenden vorgehalten wird, daß scheinbare Kontinuität einer primitiven Entwickelungsreihe und scheinbarer (oder auch wirklicher) Abbruch einer solchen Reihe keineswegs das Auftreten einer neuen Bevölkerung bedeuten muß, – sie lassen

sich von dieser unmethodischen Folgerung nicht abbringen, weder die Alten, die mit solcher Logik groß und berühmt geworden sind, noch die Jungen, die dasselbe auf gleichem Wege werden wollen, aber kaum erreichen dürften“ (Hoernes 1910, 358 f. u. 371 ff.).

Kossinna hatte also wenig Grund, so provokant lehrhaft aufzutreten. Er kannte die kritischen Anmerkungen von Hoernes und Meyer, die er teilweise auch anführte, wie auch die Abhandlung von Montelius „Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden“ im Archiv für Anthropologie 1888. Er wußte also, daß er weder der erste, noch der einzige war, der sich mit archäologischem Material an Völkernamen versuchte. Daß er Alleinvertretung beanspruchte für das „Geheimnis meiner Art, ethnographische Vorgeschichte zu treiben“ (Kossinna 1911, 13) und auf Kritik angerührt und beleidigend reagierte, lag wohl in seiner Persönlichkeitsstruktur begründet.

Daß einheitliches Volkstum und einheitliche (materielle) Kultur sich nicht immer decken müssen, ist aus der Aktualität evident, es ist aber auch unter frühen und ursprünglichen Verhältnissen zu beobachten. Die „Gebiete, in denen diese Völker (Italiker) historisch nachweisbar sind, stimmen keineswegs immer mit archäologisch-prähistorisch definierten Kulturguppen überein“ und (unter Bezug auf Germanen): „Stabilität der materiellen Kultur gewährleistet nicht unter allen Umständen eine Konstanz der ethnischen Identität, wie umgekehrt auch Brüche in der Entwicklung der materiellen Kultur nicht zwangsläufig mit ethnischen Veränderungen einhergehen“ (Beinhauer 1986, 140; Ament 1986, 251). Die Fundverhältnisse können uns also ein unzutreffendes Bild von den tatsächlichen Bevölkerungsverhältnissen vorspiegeln, sie können aber auch als Quelle ganz ausfallen, wenn nämlich Zustände und Vorgänge keine entsprechenden Spuren im Boden hinterlassen haben. Ohne Schriftquellen, so E. Wahle, wüßten wir „nichts von dem Erscheinen der Elbgermanen am Oberrhein. Eine an der Grenze gegen die geschichtliche Zeit hin gewonnene Erfahrung, welche auf die vorangegangenen Jahrhunderte und Jahrtausende angewandt zu werden verlangt“. Der archäologische Stoff kann die Abgrenzung einer „nationalen Kultur ... in Raum und Zeit in einem besonders gelagerten Fall gestatten“, es muß jedoch keineswegs so sein (Wahle 1941, 16, 26 f.). Die Erklärungsmöglichkeiten des aus heutiger (also typologischer) Sicht (also vielleicht nur scheinbar) plötzlichen Verschwindens der romano-britischen Sachkultur (während doch nach der Verbreitung von Friedhöfen und Siedlungen eine jahrzehntelange Koexistenz von Sachsen und Briten anzunehmen ist), hat H. Härke in wechselseitiger Interpretation von (z.T. problematischen) schriftlichen Quellen und Ausgrabungsdaten sehr erhellend dargelegt (Härke 1999).

Bei gleicher Wirtschaftsweise in identischem geographischen Milieu ist, wie A. M. Tallgren an subrezenten Verbänden des Nordens demonstrierte, nicht immer das ethnische Element für die Produkte der materiellen Kultur und kaum für die geistige prägend. Die Kultur kann einheitlich sein, unabhängig von ethnographischen Grenzen (Tallgren 1936). Als ähnlich gelagerten Fall zitiert P. Wotzka das von K. J. Narr aufgegriffene Beispiel der Hopi- und Tewa-Indianer, die fast seit drei Jahrhunderten eng zusammen leben und „bei ansonsten weitgehender kultureller Übereinstimmung bewußt sprachliche und ethnische Distanz“ bewahren (Wotzka 1993, 39). Wie sehr die Typologie fehlen kann, illustriert Artamonow mit dem Beispiel des Kaukasusgebietes, dessen Bevölkerung zwar ethnographisch ähnlich ist, sich aber ethnisch auf einige völlig verschiedene Gruppen verteilt. Auch A. Heinrich verweist auf die sprachliche Vielfalt und die komplizierten ethnischen Verhältnisse dieser Region im Lauf der Geschichte nach dem Zeugnis antiker und mittelalterlicher Autoren. Ein gleichstimmiger Reflex in der

archäologischen Hinterlassenschaft ist nicht zu erkennen (Heinrich 1988, 21 f., 255 ff.). Als weiteres Beispiel führt Artamonow die skythisch-sibirische Kultur an, „die sich mit erstaunlicher Einförmigkeit ... von den Karpaten bis in die Nordmongolei hinzieht“ (M. J. Artamonow 1949, zit. b. Otto 1953, 6). In diesem riesigen Gebiet hielten sich verschiedene Ethnien auf; das ist schon aus der Antike überliefert und auch durch Grabungsbefunde erwiesen. „Daß sich bestimmte Formenkreise von Bodenfunden grundsätzlich mit sprachlichen oder ethnischen Einheiten decken sollen, ist heute schon ein interessanter Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts“ (Uslar 1972, 150). Es kann also nur heißen: Es gibt Fälle, in denen bewußtes Volkstum und materieller Besitz deckungsgleich sind. Als allgemeiner Grundsatz ist die Gleichung „Kulturgebiete sind Volksgebiete“ falsch.

Gemessen daran, daß Kossinna sich als Prophet produzierte, hat er seine Lehrsätze bemerkenswert oberflächlich abgefaßt. „Kulturgebiete sind Volksgebiete“, „Kulturprovinzen sind Völkerstämme“, „Kulturgruppe = Volk“, „Kulturgebiete sind Völkerstämme“ (Kossinna 1911, 4, 9, 17) – was soll unter „Volk“ und „Völkerstämmen“ verstanden werden, die im Singular und Plural „streng umrissene“ Kulturprovinzen einnehmen, wann ist ein Kulturgebiet „scharf umgrenzt“ oder „geschlossen“, und inwiefern müssen diese unbestimmten und vielgestaltigen Phänomene „unbedingt“ „zu allen Zeiten“ zusammenfallen? Kossinna „sieht nicht so sehr die archäologischen Kulturen, er sieht Stämme und Völker. Seine kulturellen Prozesse sind ethnische Vorgänge. Aus dem archäologischen Material wird direkt auf Völker geschlossen. In einem kleineren erhaltenen Teil der Sachkultur soll das Ganze, das Volk mit all seinen Elementen (Sprache, Religion ...) faßbar sein“.

„Der Begriff Kultur ist für Kossinna ein weitgehend undefinierter Hilfsbegriff, den er von anderen übernommen hat, der aber eigentlich nicht in sein System paßt. Ethnische Einheit und Kultur sind für ihn synonyme Begriffe. Auf ersteres – Stämme und Völker – kommt es ihm an“ (Adler 1987, 52).

Daß Völker und Stämme nicht säuberlich nach einem Muster bestimmbar vorliegen wie Mineralien und Gesteine, hätte Kossinna wissen müssen. Die Formen der Vergesellschaftung zu Volk und Stamm sind keine nach stets gleicher Regel zusammengesetzten Konstanten. Sie bilden sich nach geschichtlichen Anlässen, wechselhaft und unvorhersehbar. Der Bezug zu den integrierenden Momenten liegt nicht fest. „Die Frage, wie das Subjekt: Volk, Nation als Realität abzugrenzen sei – eine Frage, die ganz von der verschieden ist, wie das Subjekt erlebt werde, – ist nur so weit aufzuklären, daß die Begriffe selbst und ihre Abgrenzung historisch relativ sind. Die Einheit des Subjektes Volk ist ganz variabel nach den Momenten, die sie konstituieren“ (Dilthey 1958, 282).[1]

Die Selbstzuweisung von Individuen zur Gruppe gibt den Ausschlag. „Insofern ist das ... Ziel – die Erkenntnis ethnischer Einheiten – auf rein prähistorischem Wege von vornherein unerreichbar“ (Wotzka 1993, 40 u. Anm. 42). Damit wäre die Sache eigentlich erledigt. Auch wenn wir über die Unklarheit seiner Komponenten hinwegsehen – der Satz: „Geschlossene Kulturen verweisen auf Völker“ gilt nicht generell und ist damit als methodisches Prinzip für die empirisch nicht überprüfbare Urzeit wertlos. Die Bestrebungen, die Fundkulturen lebendig zu erhalten, wurden dessen ungeachtet fortgesetzt.

Auch V. G. Childe benützte für Komplexe von einigermaßen homogenen und regelmäßig zusammen anzutreffenden Überresten aus der Urzeit auf einem dadurch

1) Dilthey lehrte 1883-1908 in Berlin, Kossinna wurde dort 1902 a.o. Professor.

hervorgehobenen und begrenzten Areal die eingeführten Termini „Kulturgruppe“ oder „Kultur“ und sah darin anfänglich auch einfach den materiellen Ausdruck von Völkern (Childe 1929, V f.; 1930, 41 f.). Den Bestand von solchen Kulturen hielt er für ein erwiesenes Faktum (Childe 1935, 3). Auch für ihn war „immer der festumrissene geographische Rahmen wichtig“ (Loré 1987, 156). Childe ging allerdings zunehmend dazu über, den Ausdruck „Volk“ durch den weniger verbindlichen „Gesellschaft“ zu ersetzen. Was er unter Gesellschaft verstand, blieb ebenso unbestimmt wie „Völker“ und „Völkerstämme“ bei Kossinna. Meinte er eine durch Zwang oder Übereinkunft organisierte Gemeinschaft oder ein Gefüge von unabhängigen Gruppen mit je eigenen Zielsetzungen und Gepflogenheiten, die aber durch den Druck der Umstände oder auch aus Gewohnheit und Herkommen einander in der Lebensweise angeglichen haben? Dachte er auch an Populationen, die durch die Art des Nahrungserwerbs und ihrer technischen Fertigkeiten ein einheitliches Bild nach außen bieten, ohne durch ein Wir-Gefühl gesellschaftlich integriert zu sein? Childe sah immerhin ein, daß materielle Kultur über sprachliche und politische Grenzen hinausgreifen kann und daß umgekehrt innerhalb eines Sozialverbands mehrere und verschiedene Sachkomplexe in Gebrauch stehen können, ohne daß daraus ein Einfluß auf das umfassende Gemeinschaftsbewußtsein erwächst. Auf eine konkrete soziale Einheit läßt sich so aus Fundkomplexen nicht mit Gewißheit schließen. Childe zog sich mit dieser Einsicht auf eine Position zurück, die besagt, daß das, was den Zusammenhalt einer Kulturgruppe im Sinne der prähistorischen Archäologie ausmacht, die gemeinsamen Traditionen wären, so wie sie in der Hinterlassenschaft des Bodens noch greifbar sind. Ob die Träger und Erben solcher Traditionen sich gleichen Stammes fühlten, ein gemeinsames Idiom sprachen oder politisch geeint waren, sei daraus nicht abzuleiten.

Tradition ist an dieser Stelle ein leeres Wort. Wenn man sich ein nur auf gleiche Traditionen ausgerichtetes Nebeneinander von Individuen vorzustellen versucht, das lediglich negativ bestimmt ist, also ohne Glauben an eine gemeinsame Abstammung, ohne gemeinsame Sprache und ohne politische Organisation, ohne integratives Moment also, dann bleibt eben nur eine unstrukturierte Menge Benützer von bis auf unsere Tage dauerhaften Gerätschaften. P. Wotzka sagt es so: „Childe rettete seine Gleichsetzung von archäologischer Kultur und Volk bzw. Gesellschaft, indem er letztere Begriffe ihres zuvor implizierten anthropologischen Inhalts entleerte. So verstanden waren ‚Volk‘ und ‚Gesellschaft‘ nichts anderes mehr, als die hinter der archäologischen Kultur angenommene Menschengruppe mit einheitlichem materiellen Habitus. Neben das zu einem archäologischen Terminus technicus reduzierte Kulturkonzept traten nun auch entsprechend verkürzte Bestimmungen der Begriffe ‚Volk‘ und ‚Gesellschaft‘: Die ursprünglich intendierte explanatorisch wertvolle Verbindung einer archäologischen Kategorie mit spezifischen anthropologischen Korrelaten verkümmerte zur Tautologie“ (Wotzka 1993, 31). „Traditionsgemeinschaft“ blieb aber das erlösende Wort für alle, die, im Bestreben, den Funden Sinn zu geben, fürchten mußten, bei Nationen zweifelhafter Existenz anzustreifen (z.B. Sangmeister 1967, 219, 238, 242). Gewonnen ist damit nichts. Entweder man angelt mit dem Begriff doch verstohlen nach quellenmäßig Unerreichbarem, wie Brauchtum, Lebensart, (Herkunfts-)Sage u.s.w., dann spielt Ethnisches herein (Wotzka 1993, 32), das man mit der Wortwahl umgehen wollte, oder „Tradition“ bezieht sich auf das, was wir haben, auf das Fundinventar, und dann ist man einer Tautologie erlegen.

Die marxistisch orientierte Richtung der prähistorischen Archäologie wollte sich vordringlich „der ökonomischen Struktur der einzelnen Perioden“ widmen,

sie fand ihre Aufgabe zudem in Untersuchungen „zur Ethnogenese und zur frühesten konkreten Geschichte von Stämmen und Völkerschaften ..., die durch Schriftquellen nur unzureichend oder gar nicht überliefert“ ist (Otto 1953, 2). Man ging davon aus, daß „in der Gleichsetzung von archäologischen Kulturen mit verschiedenen ethnischen Bildungen im Prinzip nichts Falsches besteht“ (Artamonow 1949, zit. b. Otto 1953, 11). Dabei war man bestrebt, sich von den Konzepten eines Kossinna oder Childe zu distanzieren. Der fundstatistisch zusammengesetzten „Kultur“ mit ihren typologischen Grenzen wird die „archäologische Kultur“ als „Niederschlag sozialökonomischer Bedingtheiten“ gegenübergestellt. Der Kulturbegriff sollte alle erreichbaren Lebensumstände einbeziehen. Er müßte mehr bedeuten, als „eine Summe einzelner, für sich bestehender Kulturelemente, die sich einheitlich kontinuierlich fortentwickeln“ (Hachmann 1951, 100; zit. b. Otto 1953, 12 f.). Er soll einen „Komplex von Bodenfunden“ bezeichnen, „der als Resultat der territorialen Absonderung von Stammesgruppen der Bevölkerung in einem bestimmten Zeitabschnitt entsteht. Die archäologische Kultur ist konkret, real und nicht die materielle Verkörperung einer Kulturidee“ (Mongajt 1951, zit. b. Otto 1953, 13). Kultur wird, so J. Herrmanns Ansatz, aus der Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur innerhalb der gesellschaftlichen Umwelt. Auch die archäologische Kultur zeigt sich als Resultante der Komponenten Natur und innergesellschaftlicher Entwicklung. Im Wege siedlungsarchäologischer Analyse sollten die „kleinsten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen und folglich wohl auch ethnischen Einheiten“ herauspräpariert werden. „Durch archäologisch vergleichende Forschung lassen sich archäologische Kulturen (Kulturgruppen) erkennen, die sich aus derartigen kleinsten Einheiten aufbauen“ (Herrmann 1965, 106, 124). Der „Komplex von Bodenfunden (Denkmalen)“ ist als Einheit gedacht „in einem geschlossenen und beschränkten Gebiet. ... Am klarsten tritt diese Einheit in den Einzelheiten der Formen von Gegenständen hervor: im Ornament, in einer spezifischen Gefäßform, in typischen Besonderheiten einzelner Gegenstände und in der Technik“ (Brjussow 1952, zit. b. Otto 1953, 13). Nur „spezifische Merkmale der materiellen und geistigen Kultur, die in den verschiedensten archäologischen Quellenarten ganz besonders typische Züge der Sitten und Gebräuche, und zwar mit dem Gehalt einer historischen Tradition, widerspiegeln, nur solche Merkmale in genügender Anzahl umreißen eine archäologische Kultur, wenn man sie zu allen anderen wirtschaftlichen und kulturellen Elementen des dazugehörigen Komplexes in Beziehung setzt“ (Otto 1953, 14).

Damit ist das Problem der historischen Interpretation berührt, dem sich J. Herrmann angesichts der „Schranke der nicht aus kultureller Eigengesetzlichkeit erklärbaren Kontinuität bzw. Diskontinuität“ näher zuwendet (Herrmann 1965, 124). Die Lösung sieht er in der sozialökonomischen Analyse. Diese „... (und deren historisch, geographisch und zeitlich greifbarer Ausdruck: das sozialökonomische Gebiet) ist eine Grundkategorie des archäologisch-historischen Methodengerüsts. ... Die archäologische Kultur erschließt den Zugang zur traditionellen Komponente der gesellschaftlichen Entwicklung und zu Strukturen und Erscheinungen des gesellschaftlichen Überbaus einschließlich der ethnischen Struktur“. Herrmann scheint es sicher, „daß in der ‚Archäologischen Kultur‘ die Widerspiegelung einer objektiven Realität gesellschaftlicher und kultureller Eigenheiten zu erfassen ist, der Begriff also einen Teil ehemaliger gesellschaftlicher Realität, nicht subjektiver Klassifizierung, ausdrückt. Sozialökonomische Gebiete und Archäologische Kulturen oder historisch-kulturelle Gebiete stehen in unzweifelhaften Beziehungen; aus der Analyse derartiger Beziehungen aber

ergeben sich Erkenntnisse über das Verhältnis von Tradition und Entwicklung oder über neu auftretende Entwicklungstendenzen, etwa im Zusammenhang mit Klassendifferenzierung und Staatsbildung“ (Herrmann 1985, 140). Das blieb allerdings weitgehend Programm. Die eine Einheit bezeichnenden Merkmale der Ornamentik und der Formen, Besonderheiten von Gebräuchen und Technik in Verbindung mit sozialökonomischen Zügen müssen aus einer amorphen Masse von Fundobjekten herausgelesen werden. Die archäologische Kultur, so konkret und real sie auch konzipiert sein mag – als methodische Handhabe nutzbar wird sie doch nur im Medium der Typologie, die letztlich die Konturen zieht.

Auch aus der Perspektive ihrer sozialökonomischen Bedingtheit gilt die archäologische Kultur als Anzeichen ethnischer Eigenart, wenn auch zeitlich und räumlich nicht in exakt zu bestimmendem Umfang. „Die Ähnlichkeit der charakteristischen Formen der materiellen Kultur (Keramik, Schmuck usw.) innerhalb einer bestimmten archäologischen Kultur bedeutet nicht immer, daß die Träger dieser ‚Kultur‘ eine ethnische Gemeinschaft bildeten“ (Tokarew – Tscheboksarow 1953, zit. b. Otto 1953, 14). Das kann heißen, was schon Ed. Meyer und andere nach ihm vorgebracht hatten, daß „Kultur“ in diesem Sinn gebraucht, weniger oder auch mehr als einen ethnischen Verband ganz oder teilweise abdecken kann. Die einschränkende Bemerkung von Tokarew und Tscheboksarow läßt sich aber noch in einer anderen Richtung auslegen. Unter Berufung auf sprachwissenschaftliche und ethnologische Theorien verweist K. H. Otto auf Entwicklungen und Assimilationsprozesse unter gesellschaftlichen Organisationsformen. Man dürfe nicht schematisch verfahren. Otto referiert einen Bericht, wonach „Australier, die an der Grenze zwischen verschiedenen Stämmen wohnten, ... sich bald zu dem, bald zu dem anderen Stamm“ rechneten. Ähnliche Verhältnisse seien auch für das urzeitliche Europa anzunehmen. „So wird man in einer Zeit, wo erst die Konsolidierung von Gentes und Stämmen erfolgt – also etwa im Neolithikum Mitteleuropas – nicht erwarten können, daß Völkerschaften mit streng umrissenen Abgrenzungen archäologisch faßbar sind“ (Otto 1953, 17). So gesehen fehlt der von Prähistorikern gebildeten Fundeinheit das Visavis, die reale Basis; als fließendes Sozialsystem, ethnographisch nicht festgelegt, ist diese nicht mit einer aus heutiger Sicht begrenzten Hinterlassenschaft im Boden zu vergleichen. Die archäologische Kultur weist dann die Indifferenz eines Kulturkreises im Sinne einer älteren Ethnologenschule auf, der, aus übereinstimmenden Kulturelementen gefügt, selbstgenügsam vielerlei Menschentum überlagert. Abgelöst von ihrem instrumentalen Charakter, dem Zweck, gesellschaftliche Formationen anzuzeigen, wird die archäologische Kultur autonom, ein „Gebilde sui generis“ (Uslar 1955, 19).

Der ethnische Schwebezustand, über den K. H. Otto referiert, war und ist keineswegs ein Einzelfall. Eine der möglichen Konsequenzen aus diesem Phänomen hat L. S. Klejn gezogen. Er setzte die archäologische Einheit absolut. Ethnische Erklärungsversuche hält er für unbeweisbar und auch für unnötig. Die „strukturellen Ausgangseinheiten der Kulturklassifizierung“ bilden die Typen, und zwar nicht nur Typen von Gegenständen, sondern von allen Erscheinungen, die sich als typisch unter eine Regel bringen lassen. Klejn will „untersuchen, welche Formen von Beziehungen es im archäologischen Material gibt.“ Er registriert eine Vielfalt von Möglichkeiten, die sich zur Gruppierung von Funden zu Kulturkomplexen anbieten, aber auch damit verbundene Widersprüche, z.B., daß die verschiedenen Kultursphären übereinstimmen können oder auch nicht. Es stellt sich die Frage, die schon G. v. Merhart (s. Kossack 1969, XVI) aufgeworfen hatte: Welche und wie viele Merkmale müssen übereinstimmen, damit

wir eine Kultur aufstellen können? Nichtsdestoweniger hält Klejn an der Auffassung fest, daß aus dem archäologischen Material selbst mit einer hinlänglichen Anzahl qualitativer und quantitativer Daten eine „reale Gruppierung“ hervorgeht. Er „geht von der Überzeugung aus, daß der Begriff ‚archäologische Kultur‘ objektiv ist“. Für ihn sind die Kulturen „Widerspiegelungen“ vergangener Sachverhalte. „Das Kriterium der Objektivität liegt ... im Fortschritt der praktischen Untersuchungen: die Aussonderung einer Kultur wird gewöhnlich durch nachfolgende Untersuchungen bestätigt“ (Klejn 1971, 334, 338, 342, 329 ff., 325, 321).

Dem steht eine Auffassung gegenüber, die, ebenfalls unter Verzicht auf Nennung eines als reale Entsprechung zu bestimmenden Gegenstands, die archäologische Kultur als ein „begriffliches Werkzeug“ erklärt (Daniel 1950, 246; 1976, 246). Der Standpunkt, die archäologische Kultur sei eine formale Größe, wurde später von J. Lüning eingehender ausgeführt, allerdings mit ausdrücklicher Beschränkung auf neolithische Verhältnisse. Lüning geht vom einzelnen Fundobjekt aus: „Die kleinste Betrachtungseinheit sind Merkmale. Eine Korrelation von Merkmalen in mehreren Objekten ergibt Typen. Eine Korrelation mehrerer Typen durch Ähnlichkeit ergibt Stile oder Formengruppen. Sind ähnliche und unähnliche Typen durch die Fundverhältnisse korreliert, handelt es sich um eine Kultur“. Durch eine Kultur werden „über eine Anzahl geschlossener Funde mehrere unähnliche und ähnliche Typen, also in der Regel mehrere Stile und Formengruppen“ zusammengefaßt.

Die uns geläufigen Kulturen im Neolithikum haben sich als relativ konstante Größen erwiesen, „weil sie mit Hilfe der Keramik definiert worden sind und sich damit optimal als chronologische Größen verwenden lassen“. Das keramische Klassifizierungssystem ist die Bezugsgröße für die Einordnung aller anderen neolithischen Kulturerscheinungen. Damit ist nicht ausgesagt, daß diese mit der definierenden Keramik „überall ... zusammen auftreten, noch daß sie auf diese Keramik beschränkt sind. ... Kaum zwei Typen decken sich in ihrer zeitlichen und räumlichen Erstreckung vollständig“.

Für Lüning haben die Kulturen keine reale Existenz in der Vergangenheit. Die „gängigen Keramik-Kulturen ... sind ... deskriptive chronologische Ordnungsbegriffe, die nur auf einer kleinen Auswahl der im neolithischen Material enthaltenen Strukturen beruhen“ (Lüning 1972, 166, 163, 167, 169 f.). Klejn hingegen verschließt sich der Einsicht, daß ein Typus nicht einfach vorliegt, sondern daß in der prähistorischen Typologie etwas erst typisch wird in einer Hinsicht, aus der Perspektive eines Subjekts (Angeli 1970b, 127; 1976, 4 f.; 1991, 199; 1993/94, 15; 1997, 23, 31; 1999, 16; Behrens 1973, 18); auch die Beziehungen der Funde untereinander liegen nicht in der Sache selbst, sie müssen hergestellt werden, wie der Vergleich von Kulturgruppen zeigt.

II

„Gemischte Gruppe mit Furchenstichkeramik“ ist die von A. Točík zunächst provisorisch gewählte Bezeichnung für die charakteristisch verzierte Keramik Typus Gajary, die man „zusammen mit dem Begleitmaterial der Trichterbecherkultur und der späten Lengyel-Tiszapolgár-Stufe für einen selbständigen Zeit- und Kulturhorizont halten kann“ (Točík 1961, 343). Später wurde der Begriff etwas erweitert. Er umfaßt „die österreichische Retzer Gruppe und die südwestslowakische furchenstichkeramische Mischgruppe und mit vereinzelten Funden auch das rechte Donauufer in Ungarn. ... Die Furchenstichkeramik tritt auf diesem Gebiet nicht als homogene Kultur auf, sondern als Mischkultur, wobei die verschiedenartigen heimischen Unterlagen zur Geltung kommen“ (Točík 1964, 161 f.). Sie ist „eine charakteristische mitteldonauländische Kulturgrup-

pe, die zeitlich vor den Beginn der Badener Kultur gehört. ... Sie entsteht an der mittleren Donau, und an ihrer Gestaltung beteiligt sich die heimische karpatische Unterlage, die Trichterbecherkultur mit inbegriffen. Als nordischer Impuls ist die Technik des Furchenstichs anzusehen, die auf Formen zur Geltung kommt, die im Norden unbekannt sind“ (Ebd.).

Daß Dimitrijević die von Točík gewählte Benennung „Gemischte Gruppe mit Furchenstichkeramik“ nicht übernimmt, sondern die Bezeichnung „Retz-Gajary-Kultur“ vorzieht, bedeutet, daß er sich streng nach der Furchenstichverzierung orientiert. „Zwar in einem geographisch nicht zusammenhängenden Gebiet, stellt sie sich doch als eine Kultur, d.h. eine geschlossene kulturelle Manifestation dar, die mehrere regionale Gruppen (Varianten) umfaßt. Der slowakische Gajary-Typus erweist sich innerhalb dieses Komplexes als eine sehr typische Ausprägung. Nach Mondsee und Retz ist Gajary damit die dritte regionale Variante in diesem Kreis ... der Mondsee Typus stellt eine Endphase in der Entwicklung dieser Kultur dar.“ Er „scheint, vereinfacht gesagt, eine ‚vučedolisierte‘ Retz-Gajary-Kultur zu sein, ... der aber immer noch genügend Retz-Gajary-Züge behielt, um ihn im engeren kulturellen Sinne weiterhin dieser Kultur zuordnen zu können“ (Dimitrijević 1980, 21, 28). „Die Retz-Gajary-Kultur erwuchs nicht aus einem einzigen Substrat.“ Ihr Hauptmerkmal ist die Furchenstichverzierung. Sie ist eine langlebige Erscheinung mit verschiedenen regionalen Typen, die in verschiedenen Zeithorizonten entstanden. Dimitrijević synchronsiert sie mit Tiszapolgár/Bodrogkeresztúr, vorklassischem und klassischem Baden, Kostolac und Vučedol. „Das Retz-Gajary-Volk lebte nicht in einem ihm allein eigenen Gebiet ... es wohnte neben anderen Kulturen in einem fremden Land ... dieses nomadische oder halbnomadische Volk wanderte mit seinen Herden von einem Hügel zum anderen rings um die Pannonische Tiefebene (Alföld). ... Mit einigen Kulturen ... konnte das Retz-Gajary-Volk in gegenseitiger Toleranz zusammenleben – wir denken dabei vor allem an die Lasinja-Kultur“ (Ebd., 73, 80 f., 60, 54).

Nach N. Kalicz ist die kupferzeitliche, furchenstichverzierte Keramik „nicht bloß die Manifestation einer Ziertechnik“, sondern sie repräsentiert „auf einem großen Gebiet einen kulturellen Horizont“. Nach der Balaton-Lasinja I-Kultur und der Ludanice-Gruppe entstand „von der Gegend um Salzburg, über Ober- und Niederösterreich, Mähren, die Westslowakei und das ungarische Transdanubien bis Kroatien und Slawonien sowie dem Karstgebiet um Triest ... ein neuer archäologischer Horizont, in dem neue keramische Formen und der Furchenstich als neue Verzierungsart vorherrschten ... dieser Horizont unterscheidet sich radikal von den älteren Grundlagen, und seine Keramik ist in dem ganzen, weiten Gebiet eng verwandt. Einzelne Gruppen der furchenstichverzierten Keramik sind in der Forschung zwar schon seit einem Jahrhundert bekannt (z.B. die Mondsee-Gruppe), doch wurde der Zusammenhang erst vor zwei Jahrzehnten entdeckt“ (Kalicz 1991, 362). Dazu hatte sich schon vorher E. Ruttkay mit einiger Zurückhaltung geäußert. Sie hielt es für „ratsam, die Furchenstichkeramik nicht als kulturbildendes Element aufzufassen. ... Erst dann, wenn ausreichende Begleitfunde geschlossener Komplexe systematisch erfaßt wurden, ... kann über Grad und Modi der Zusammengehörigkeit regionaler Erscheinungen mit Furchenstichkeramik ernsthaft diskutiert werden“ (Ruttkay 1988, 234). In diesen Vorbehalten fand sich die Autorin nach weiteren Untersuchungen bestätigt (Ruttkay 1997, 165-167).

Kalicz hingegen, von ungarischem Material ausgehend, glaubt an einen selbständigen Gesamtkomplex mit Furchenstich. Zur Entstehung dieser mitteleuropäischen Furchenstichkeramik-Kultur zwischen Münchshöfen, Ludanice, Epilengyel, Balaton-Lasinja I und Boleráz dürften

nach Kalicz „in bescheidenem Maße die örtlichen Grundlagen, vor allem aber Impulse aus der Alpengegend beigetragen haben“, wobei anscheinend denen aus der Mondsee-Gruppe eine hervorragende Funktion zugemessen wird (Kalicz 1991, 371, 368, 372, 374, 348 Karte 4: 1 u. 1a).

Bei E. Ruttkay hat die Furchenstichverzierung die dominante Stellung eingebüßt, die sie bei den vorher angeführten Autoren einnimmt. Sie hält es für überlegungswert, ob nicht der Ausdruck „inkrustierte Keramik“ die Sachlage treffender wiedergibt als „Furchenstichkeramik“. Diese ist nach Meinung der Autorin für sich allein kein gruppenbildendes Charakteristikum. So unterscheidet sie bei der jungneolithischen inkrustierten Keramik (= Furchenstichkeramik), „einer selbständigen Periode zwischen Lengyel und Baden“ mit nicht näher definierten Gruppen im östlichen Alpenvorland, zwei Hauptgruppen: die „Gemischte Gruppe“ im Sinne von Točík mit den Stilen Gajary und Bajč sowie die mährisch-österreichische Baalberger Gruppe, die den Typus Retz einschließt (Ruttkay 1997, 165-167). Auch die Mondsee-Gruppe zählt sie „im weitesten Sinne zur Trichterbecherkultur“. Mondsee ist eng verwandt mit der Pfyner Gruppe, der Altheimer und anderen Gruppen des Nordalpinen Kreises nach Driehaus (Ruttkay 1999, 78). Der Nordalpine Kreis besteht aus Trichterbecher-Randgruppen, die durch Lengyel-Elemente ausgezeichnet sind (Ruttkay 1998, 345). Die gemischte Gruppe zeigt in der Begleitkeramik „Elemente der Baalberger- und der Lažňany-Gruppe ..., die sich mit einem einheimischen Substrat der Epilengyelzeit verbinden lassen. ... Diese Tatsachen definieren die Gruppe als ‚Gemischte Gruppe‘. Sie ist zwischen dem mährisch-österreichischen Baalberge und Lažňany/Hunyadihalom verbreitet und empfing von den beiderseitigen Nachbarn die ihr Wesen ausmachende ‚gemischte‘ Typologie, die sich in der glatten Keramik äußert ... die Verwandtschaft von Balaton II mit der Gemischten Gruppe (ist) nicht zu übersehen.... Die verzierte Keramik von Balaton II muß aber von der Gemischten Gruppe zum Teil abgesetzt werden“ (Ruttkay 1997, 171, 175).

Die Walternienburg-Bernburg-Kultur bestimmt H. Behrens als „ein Kultur-Konglomerat, welches aus zwei keramischen Grundkomponenten besteht, dem Walternienburger und dem Bernburger Stil, welche teils selbständig nebeneinander stehen, teils miteinander in Verbindung getreten sind“ (Behrens 1973, 100). Die Unterscheidung nach Stilen findet er durch Fundsituationen bestätigt. U. Fischer hatte einen beträchtlichen „Gegensatz zwischen der steifen gebrochenen Walternienburger Profilierung und den kuglig geblähten Bernburger Formen“ bemerkt (Fischer 1950/51b, 102). Man müsse sich allerdings dessen bewußt sein, so Behrens weiter, „daß es sich hier lediglich um morphologische Gruppierungen des keramischen Materials handelt und daß es im Verbreitungsgebiet der Walternienburg-Bernburger Kultur keine absetzbaren Gruppen mit unterschiedlichem Gesicht gibt“ (Behrens 1973, 111). Die Bestattungsweisen sind uneinheitlich. „Die Gräber der Walternienburg-Bernburger Kultur sind in einem Maße vielgestaltig, wie es bei keiner anderen neolithischen Kultur Sachsen-Thüringens beobachtet wird“ (Fischer 1956, 86). Das unterstreicht den „Charakter der Walternienburg-Bernburger Kultur als einer bunt gefärbten Mischkultur“ (Behrens 1973, 114). Obschon aufgeteilt auf zwei Komponenten, kann sie dennoch „als ein historisch verbundener Komplex aufgefaßt werden“ (Ebd., 102). Später hat Behrens den „Komponenten“ mehr Gewicht beigemessen, indem er nämlich die Selbständigkeit einer „Walternienburger und einer Bernburger Kultur“ betont. Allerdings sieht er angesichts „der nicht zu bestreitenden Beziehungen und Übereinstimmungen zwischen Bernburg und Walternienburg ... keinen gravierenden Widerspruch zu der hier vertretenen

Auffassung, wenn man auch weiterhin von einer Walternienburg-Bernburger Kultur spricht“ (Behrens 1981, 11 u. 15).

Die Stildifferenzen innerhalb einer vereinigten Walternienburg-Bernburger Kultur lassen aber auch radikal andere Schlußfolgerungen zu. Nach Ansicht eines späteren Bearbeiters der in Frage stehenden Materialien „darf mit hoher Wahrscheinlichkeit ein guter Teil der bisher unter Walternienburg erfaßten Tonware ganz zwanglos zur Salzmünder Kultur geschlagen werden. ... Als Versuch einer Übersicht wäre thesenhaft verknappt etwa so zu resümieren, daß die Walternienburg-Bernburger Kultur weder in dieser Form noch als zwei getrennte Kulturen bestanden hat. Ebensowenig dürfte es einen eigenen Walternienburger Stil gegeben haben. Vielmehr sprechen verschiedene Indizien dafür, daß sich aus der Salzmünder Kultur die Bernburger Kultur entwickelte, ‚Vorwalternienburgertassen‘ und sog. Walternienburger Amphoren u.ä. wirken wie eine salzmündisch angehauchte Tiefstichkeramik“ (Müller 1994, 182, 183).

Schönfeld sieht Nowothnig als stilistische Sonderentwicklung innerhalb der Schnurkeramik, in der er schon Vorformen der späteren klassischen Schönfelder Art herausfindet. Was er damit zusammenfaßt, ist nicht ausschließlich durch Brandbestattung ausgezeichnet; die Ware ist ebenso in Körpergräbern vertreten, z.T. mit schnurkeramischen Bechern zusammen. Auch gibt es Übereinstimmungen in der Ornamentik. Schönfeld ist für Nowothnig ein Derivat der Schnurkeramik, zwar mit eigenartigen Gefäßformen, aber mit deutlichen Verbindungen zu jener, also nur eine schnurkeramischen Gruppe (Nowothnig 1937, 75 f., 95).

Für U. Fischer ist Schönfeld dagegen eine durchaus eigene Kultur. Unterscheidendes Merkmal ist die Art der Bestattung. Nur Brandgräber können als rein schönfeldisch klassifiziert werden. „Die sogenannten Schönfelder Körpergräber halten wir alle für schnurkeramisch, wie sich an den Elementen des Bestattungsritus und ihrem Auftreten innerhalb schnurkeramischer Friedhöfe zeigen läßt“ (Fischer 1956, 144). Daß allein die Bestattungsform als Kulturscheide den Ausschlag gibt, schränkt den Bestand einer von Fischer herausgestellten Schönfelder Südgruppe erheblich ein. Auch hier kann „nicht bestritten werden, daß alle bisher erschienenen Skelettgräber mit Schönfelder Schalen in den Kulturverband der Schnurkeramik gehören“ (Fischer 1950/51a, 66). Dennoch hält Fischer an der Existenz einer Südgruppe fest. Er glaubt aus bestimmten Spuren schließen zu können, daß eine Anzahl von Schönfelder Brandgräbern im Bereich der Südgruppe durch landwirtschaftliche Tätigkeit zerstört worden ist. Eine „innige Beziehung beider Kulturen“ ist nicht zu verkennen, „immer aber in dem Sinn, daß Schönfeld der gebende Teil war“ (Ebd.). Die Konstruktion einer so postulierten eigenen Südgruppe will H. Behrens (der sie allerdings anders auslegt als Fischer) nicht gelten lassen: „Da diese Schönfelder Erscheinungen nicht auf die nördliche Randzone der Schnurkeramik beschränkt sind ... sollte man sie nicht als ‘Schönfelder Südgruppe’ sondern aus chorologischen Gründen als schönfeldisch beeinflußte Gruppe der Schnurkeramik klassifizieren“ (Behrens 1973, 165). Er übernimmt damit teilweise die Position von W. Nowothnig, soweit sie die enge Verzahnung Schönfeld-Schnurkeramik betrifft (und die ja auch U. Fischer im Falle seiner Südgruppe registriert), folgt aber Fischer mit der Anschauung von Schönfeld als selbständige Kultur.

So auch G. Wetzel, der die Existenz einer Schönfelder Kultur insgesamt nicht bezweifelt, wohl aber die einer eigenen Südgruppe, die ja, mit Ausnahme eines Brandgrabes, nur als Reflex in fremder Umgebung faßbar ist. Der Prototyp von Fischers Südgruppe, die „Strahlenschale“, kommt nicht nur dort vor, sondern auch in der Nordgruppe; umgekehrt sind auch andere Schönfelder Keramiktypen in schnur-

keramischen Körpergräbern als Importe anzutreffen. Wir haben es also „mit keramischem Formengut der Nord- und eventuell der Ammenslebener Gruppe zu tun, das als Einfluß der Schönfelder Kultur in der Schnurkeramik zu werten ist“ (Wetzel 1978, 69).

In den kompendiarischen Darstellungen der zusammenfassenden Übersichtswerke kann die Problematik nicht oder nur verkürzt zum Ausdruck kommen.

Die Walternienburg-Bernburger-Kultur ist bei Filip „ein Sammelbegriff“. Die Bernburger Gruppe erscheint gegenüber Walternienburg „als ein jüngerer u. fortgeschrittener Stil“, ohne daß die älteren Formen sogleich absterben, so daß eine gegenseitige Berührung möglich ist (Filip 1966/69). Nach Müller-Karpe wird die „Walternienburger Gruppe“ „zumeist zusammen mit einer offensichtlich jüngeren, nach einem Gräberfeld von Bernburg bezeichneten Gruppe zur Walternienburg-Bernburger Kultur zusammengefaßt. Dabei läßt man sich von der Keramik leiten, die zwar durchaus nicht einheitlich ist, aber doch innerhalb einer beträchtlichen Variationsbreite so fließende Übergänge zeigt, daß eine Zusammenfassung zu einem Formenkreis gerechtfertigt erscheint“ (Müller-Karpe 1974, 211 f.). Jażdżewski erwähnt Walternienburg-Bernburg als eine späte Mischgruppe in einem Randgebiet der Trichterbecherkultur (Jażdżewski 1984, 161). Von der Walternienburger Kultur heißt es zehn Jahre später: „Oft wurde und wird sie mit der Bernburger Kultur zu einem Komplex zusammengefaßt. Nach heutigem Forschungsstand sind beide Kulturen getrennt aufzufassen“. Und zwar Walternienburg als Ausläufer der jüngeren Tiefstichkeramik, teilweise gleichzeitig mit der Salzmünder Kultur und der Bernburger Kultur. Für die Walternienburger Kultur sind lediglich die Flachgräber kennzeichnend. „Megalith- und Kammergräber werden aus dieser Kultur ausgegliedert und zur jüngeren Tiefstichkeramik gestellt“ (Schwertfeger 1994). Wenn aber auch Walternienburg und Bernburger Elemente mehrfach beisammen angetroffen wurden, lieferten doch die differenzierten Bestattungssitten Argumente für die kulturelle Eigenständigkeit der Bernburger Kultur (Torres-Blanco 1994).

Die Schönfelder Kultur (Gruppe) ist bei Filip „ein selbständiges Gegengewicht der Schnurkeramikkultur u. ein vermittelndes Glied zw. dieser u. der Glockenbecherkultur“. Auch H. Müller-Karpe stellt sie der „annähernd gleichzeitigen“ durch „Glockenbecher gekennzeichneten Kultur“ gegenüber. Als „Schönfelder Gruppe“ ist sie „durch eine höchst eigenwillige Keramik ... und die ausschließlich herrschende Brandbestattungssitte ausgezeichnet. Einzelzüge dieser Gruppe ... finden sich teilweise weit außerhalb dieses engen, eigentlichen Verbreitungsgebietes ... doch ändert dies nichts an der kulturellen Geschlossenheit dieser Gruppe“ (Müller-Karpe 1974, 491). Jażdżewski sieht „die höchst charakteristische Schönfelder Kultur“, für welche „die dort fast allgemein geübte Sitte des Leichenverbrennens sehr bezeichnend“ ist, überhaupt entstanden „aus der Vermischung der schnurkeramischen mit den Glockenbecher-Elementen“ (Jażdżewski 1984, 194 f.). Nicht ganz so eindeutig ist die Sachlage für H. Schwarzberg: Die Schönfelder Kultur „zeigt sich durch zahlreiche weitere Kulturen des Neolithikums beeinflußt. Diese Kultur ist die einzige, ausschließlich brandbestattende in der Jungsteinzeit. ... Die früher einbezogenen Gruppen ‚Schönfelder Südgruppe‘ und ‚Gruppe der Ostharzamphoren‘ lassen zwar einen Schönfelder Einfluß erkennen, müssen aber nach neueren Erkenntnissen zur Schnurkeramik gerechnet werden“ (Schwarzberg 1994, 243, 248).

In den Einzelstudien sowohl wie auch in den Übersichtswerken zeigen sich Differenzen in der Auffassung vom Umfang und Inhalt der Kulturen. Man kann das dem Lauf der Zeit zuschreiben; die Forschung hat Fortschritte zu verzeichnen.

Nun blieb aber die Materialbasis, von der die Urteile ausgehen, immer die gleiche. Was sich geändert hat, ist die Sichtweise, die Einschätzung des Gewichts der Beweisgründe. Offenbar ist es Auffassungssache, was davon man für wesentlich und konstitutiv für die Grenzziehung hält. Wenn also die Einstellung des Bearbeiters zu den Befunden den Ausschlag gibt, ist die Einteilung in Gruppen und Kulturen ein unabschließbarer Prozeß. Das gültige Resultat steht dann immer in der jüngsten Veröffentlichung, die jeweils letzte relativiert die vorhergehenden. Die „Gnade der späten Geburt" kommt auch den prähistorischen Arbeiten zugute.

Am Beispiel Schönfeld hat P. Wotzka auf exemplarische, in der archäologischen Argumentation selbst begründete Widersprüchlichkeiten hingewiesen. „Klassifikatorische Schwierigkeiten resultieren ... aus der stets nur unvollständigen Kongruenz von Keramikstilen und Bestattungsformen. Das Problem besteht darin, das mit der Verwendung des traditionellen Kulturkonzeptes verbundene Bestreben, archäologische Funde und Befunde auf der Grundlage der beobachteten Elementenkombinationen eindeutig ‚kulturell' zuzuweisen, mit der in dieser Hinsicht ambivalenten Struktur der Quellen zu vereinbaren. Gerade die mit der Schönfelder Kultur und einigen ihrer zeitlichen und räumlichen Nachbargruppen verknüpfte Forschungsgeschichte dokumentiert mehrere aus diesem Dilemma geborene markante Kriteriensprünge und Ambiguitäten" (Wotzka 1993, 37). Gruppen lassen sich aufstellen und wieder auflösen, je nachdem, ob man Keramik oder Bestattung oder auch Waffen und Werkzeuge als maßgeblich anerkennt. Im Zweifelsfall richtet man sich nach der Lage in einem Verbreitungsgebiet, ob ein Komplex mit abweichender Ausstattung der einen oder der anderen Fraktion zuzuweisen ist. Die „Wahl der zur archäologischen Klassifikation herangezogenen Kriterien (hängt) einerseits von der spezifischen Struktur der zu ordnenden Quellen und andererseits von den kulturtheoretischen Vorstellungen und Präferenzen des jeweiligen Bearbeiters" ab (Ebd., 38). Nun soll aber die archäologische Kultur nicht nur Bestattungssitten und Keramikformen umfassen, sondern alles fundmäßig Erreichbare, soweit es gemeinsam auftritt und durch seine gleichartige Beschaffenheit ein begrenztes Gebiet bezeichnet. Jede dieser Kulturen „unterscheidet sich durch die Art der angebauten Pflanzen oder der gezüchteten Haustiere, durch das anteilmäßige Verhältnis von Ackerbau und Viehzucht, durch Abweichungen in der räumlichen Lage der Siedlungen, durch Anlage und Bauweise der Häuser, durch Form und Material der Äxte und sonstigen Werkzeuge, durch Form und Verzierung der Keramik und durch noch größere Unterschiede in Bestattungsbräuchen, in Amulettformen und Kunststilen. Jede Kultur stellt eine möglichst weitgehende Anpassung an eine bestimmte Umwelt zusammen mit einer dieser mehr oder weniger angemessenen Ideologie dar" (Childe 1952, 77 f.). Damit hat Childe einer Idealvorstellung Ausdruck verliehen, die in den realen Fundverhältnissen keine Entsprechung findet. Vielleicht wollte er einem breiten Publikum das archäologische Eindringen in die schriftlose Vorzeit leicht faßlich darstellen – niedergeschrieben hat er das wider besseres Wissen. So säuberlich geschiedene „archäologische" Kulturen gibt es nicht.

In der Frühbronzezeit von Niederösterreich unterscheidet man zwischen der norddanubischen Aunjetitz-Kultur und den Kultur(gruppen) Unterwölbling und Wieselburg, die mit anderen, östlich und westlich von ihnen gelegenen Kultur(gruppen) einem größeren „süddanubischen Frühbronzezeit-Kulturkreis" zugeschlagen werden (Neugebauer 1994, 69 f.; Urban 2000, 154 f.). Unterwölbling mit den großen Grabfeldern von Gemeinlebarn und Franzhausen wäre als südwestlicher Flügel von Aunjetitz wohl nicht undenkbar.

Die Bestattungsweise ist nicht grundsätzlich anders. Die Blickrichtung bleibt nach endneolithischem Brauch der Osten, nur wird im Unterwölblinger Bereich mit wenigen Ausnahmen die geschlechtsdifferenzierende Orientierung der Hocker beibehalten, während in Aunjetitz Männer und Frauen auf der rechten Seite mit dem Kopf nach Süden zu liegen kommen. Die Bronzen sind zeitgemäß. Daß bestimmte Bronzeformen hier vorkommen und dort nicht, wäre an sich kein Scheidungsgrund. Verbrauchergewohnheiten sind individuell verschieden. Kein Kulturgebiet ist gänzlich homogen, kein Fundort ist mit einem anderen völlig identisch. Am Ende der frühen Bronzezeit geht der Unterwölblinger Bereich, weitgehend unter Beibehaltung alter Bestattungsbräuche, sukzessive als Böheimkirchener Gruppe in der Věteřov- Kultur, einer Weiterbildung von Aunjetitz (gleichwohl mit eigenem Kulturstatus), auf.

Als Teilungsprinzip für Aunjetitz/Unterwölbling gilt die Fertigungstechnik der Bronzen im sog. „Blechstil" des süddanubischen Frühbronzezeit-Kulturkreises. Die Unterschiede innerhalb der Gruppen dieses Kreises werden geringer veranschlagt als die zwischen Unterwölbling-Gruppe und der räumlich anschließenden Aunjetitz-Kultur (die übrigens auf ihrem Gebiet nördlich der Donau deutliche Spuren von Unterwölblinger Art aufzuweisen hat), ungeachtet der weitgehend verwandten keramischen Formgesinnung. Als differentialdiagnostisch verwertbare Typen werden die Unterwölblinger „Tassen oder Krüge mit je einem Absatz oder einer plastischen Leiste zwischen dem (gequetscht) kugeligen Körper und dem mehr oder minder hohen Hals" hervorgehoben (Neugebauer 1994, 70).

Bei der Hallstattkultur verfährt man nicht so penibel. Man unterscheidet zwar seit langem einen West- und einen Ost-Hallstattkreis, die später noch in Gruppen aufgegliedert wurden (für Österreich s. Urban 2000, 228 ff.), die ihrerseits aber noch weitere Unterteilungen zulassen (Musterbeispiel Gabrovec 1966, 5 ff.; 1999, 150 f.). Die Unterschiede nicht nur zwischen Ost und West, sondern auch z.B. zwischen Kalenderberg und Südostalpin sind jedenfalls augenfälliger als zwischen Aunjetitz und Unterwölbling. Daß Hallstatt namengebend wurde, ist forschungsgeschichtlicher Zufall (Gabrovec 1973, 373; 1993/94, 81 ff.; 1999, 163). Daß man die hallstattzeitlichen Funde der Býčí-skála-Höhle der Horákov-Kultur zurechnet, hat, legt man jenen Maßstab an, auch sein Recht. Wenn man gemeinhallstättisch-systematisch Verbindendes sucht, wäre es , abgesehen von den kahlgeschorenen Köpfen der Männer, die Tracht, die nach bildhaften Darstellungen zwischen Po und Donau die nämliche ist und in anderen Fällen als archäologisch-systematisches Gruppencharakteristikum gesucht und anerkannt wird. Was sich gleich kleidet, gehört sichtbar zusammen. Dann müßte man aber Oberitalien in den Hallstattkreis aufnehmen (mit Slowenien als Bindeglied), wovor nicht nur die Italiener zurückschrecken.

Was die zahlreichen Völkerschaften, Dorfschaften, Herrschaften und Talschaften eint, ist die Ausstrahlung der mediterranen Hochkultur, die durch verschiedene Vermittler und auf verschiedenen Wegen über die Alpen gelangte und mit unterschiedlicher Rezeptionsbereitschaft verarbeitet und umgestaltet wurde (allg.: Angeli 1980; mit Beispielen von Einzeluntersuchungen: Gabrovec 1999, 165 ff.). Schon vor fast einem halben Jahrhundert hatte R. Pittioni (wenn auch mit unzutreffender Begründung) die Rechtmäßigkeit des Umfangs vom Begriff „Hallstattkultur" angezweifelt (Pittioni 1959), und G. Tomedi ist ihm darin gefolgt, nicht ohne sich auch auf Gabrovec (1973) zu berufen (Tomedi 1992, 605). Die Hallstattkultur ist „wie jede prähistorische Kultur eine archäologische Konstruktion" (Angeli 1970a, 24). „Archäologische Kulturen (werden) nicht ‚vorgefunden', sondern geschaffen"

(Wotzka 1993, 41). Es hat aber wohl wenig Zweck, an althergebrachten Termini zu rühren. Man muß nur wissen, daß der System-Begriff „Kultur“ in der prähistorischen Archäologie nicht immer in gleicher Weise und im gleichen Sinn gebildet wird und daß demgemäß die archäologischen Kulturen inkommensurable Größen sind.

III

In der Archäologie Großbritanniens und der USA verlor seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts der Begriff der Kultur(gruppe) zusehends an Gewicht. Es bildete sich eine Reformbewegung heraus, die sich als „neue Archäologie“ verstand und der gruppenbildenden und Beziehungen herstellenden Archäologie gegenüber eine kritische Position bezog. Dazu sind zusammenfassende Darstellungen erschienen, die mit Vorteil benutzt wurden (Eggert 1978; Wolfram 1986; Eggert – Veit 1998). Die herkömmliche Weise der Fundauswertung wird als naiv empfunden. Sie erschöpfe sich darin, Materialmassen zu erfassen, zu beschreiben, zu klassifizieren und den Teilen des dieserart entstandenen Systems eine freie Deutung aufzusetzen, die eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Begründung vermissen läßt. Anfänglich hatte man noch versucht, die Typen und Kulturen mit Hilfe statistischer Methoden zu objektivieren und zu über sich hinausweisenden Aussagen kulturhistorischen Inhalts tauglich zu machen (Clarke). Es ist aber „kaum zu erwarten, daß allein aus den statistischen Verfahren Ideen zu einer Neuformulierung der Kulturkonzeption erwachsen“. Die intensive Verwendung statistischer Verfahren aus der Humangeographie führte zu der Erkenntnis, „daß sie letztlich nicht helfen können zu entscheiden, welche Prozesse zu welchen Verbreitungsbildern führen“ (Wolfram 1986, 69, 102). Die Objektivität der „Kulturen“ wird dann auch bestritten und die typologische Gruppenbildung als schon im Ansatz zufällig und als Sache subjektiver Einschätzung beurteilt (Renfrew 1977, zit. b. Kienlin 1998, 92). Auch hatte sich inzwischen, schon zur Zeit Childes, die Einsicht durchgesetzt, daß die archäologischen Kulturen nicht, oder jedenfalls nicht nachweislich, mit Völkern oder Stämmen zur Deckung zu bringen sind und daß es daher wenig bringt, diese Art der Forschung in Richtung anonymer Kulturgeschichte fortzusetzen. Die reformatorisch gesinnte „neue Archäologie“ sucht allgemeine Einsichten für den sozio-ökonomischen Wandel durch autochthone Entwicklung. Ihr Ziel ist es, die Faktoren der dazu führenden Vorgänge in ihrem fortschreitenden Zusammenhang aufzuklären, was auch in der Bezeichnung „processual archaeology“ zum Ausdruck kommt. Man geht nun mehr von Klima, Bodenverhältnissen, Pflanzen- und Tierwelt aus, um auf die Wirtschaftsweise zu schließen, beschäftigt sich mit demographischen Faktoren, Handel und Siedlungen in der sozialen und natürlichen Umgebung, wobei fallweise angenommen wird, die soziale Organisation und den Güterverkehr aus Siedlungsstruktur, Bodendenkmälern, Bestattungssitten und Artefaktverbreitung ablesen zu können. Als einen Motor für sozial-ökonomischen Wandel stellt man sich das Wachstum der Bevölkerung vor. Bauwerke und Anlagen, die offensichtlich einen erheblichen Arbeitsaufwand erfordern, würden auf eine Zentralgewalt hinweisen. Politische Macht einzelner, so schließt man aus auffallend reicher Hinterlassenschaft, stützt sich auf weitreichende persönliche Verbindungen, Verfügungsrecht über Hilfsquellen, Kontrolle der Verkehrswege und Tauschhandel mit Luxuswaren (Prestigegütermodell – Zur Problematik, soziokulturelle Verhältnisse archäologisch zu erkennen: Wolfram 1986, 89; Kienlin 1998, 93 ff., 103).

Bei grundsätzlich gleichgerichteten Interessen gibt es auch eine in bestimmten Punkten abweichende Sicht der Dinge. Der Glaube an allgemein gültige Gesetze der

sozio-ökonomischen Entwicklung führe zur Vernachlässigung der gestaltenden Kraft des Menschen, der durch Ideen und Handeln die Normen des Zusammenlebens bestimmt. Die archäologischen Funde seien als Ausdruck einer kulturspezifischen symbolischen Struktur aufzufassen, der man durch einfühlendes Nacherleben nahe kommen kann. Die materielle Kultur sei nicht lediglich Mittel zur praktischen Daseinsbewältigung, sondern Spiegel einer Ideologie (Hodder). Hier stellt sich die Frage, was gewonnen wurde, „wenn man nun, statt in einer bestimmten Bestattungssitte den Spiegel einer ehemaligen Organisationsform zu sehen, in ihr eine Ideologie repräsentiert sehen will". Die Hinwendung zur „symbolic and structural archaeology" ist begrüßenswert, aber doch problematisch, „weil sie (im) Material Ideen sehen will, die sich letztlich nicht belegen lassen" (Wolfram 1986, 97, 98). Materielle Kultur könnte „eigentlich überhaupt nur als Zeichensystem hinreichend verständlich werden ..., wenn sie noch im täglichen Gebrauch zu beobachten wäre" (Kümmel 1998, 151, weitere Kritik 159 ff.). Einwände dieser Art verfehlten ihre Wirkung nicht, was schon früh zu einer skeptischen Haltung führte und Vertreter der symbolischen und einer postmodernen Archäologie dazu führte, prähistorische Theorien relativ auf die Prähistoriker, deren Zeit, soziale Umgebung und die benutzten Autoren zu sehen (Porr 1998, 196 ff.; Kerig 1998, 226, 235).

In der Zielsetzung sind die kritischen Denkrichtungen aber recht verwandt: es geht um die sozio-ökonomischen Verhältnisse in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit. Das wichtigste und allen gemeinsame Instrument, um diese im archäologischen Material sinnfällig zu machen, sind Modelle. Ihre Anwendung kann aber, glossomorph verführt, voreilige, allzu optimistische Schlußfolgerungen mit sich bringen. Die Modelle zur Erhellung prähistorischen Lebens sind nicht etwa Versuchseinrichtungen, wie sie zur Entwicklung von neuen Maschinen, Bauwerken oder Fahrzeugen konstruiert werden, die man durch lange Zeit nach allen Richtungen hin ausprobiert, bis ein neues und besseres Produkt entstanden ist. Die Modelle der Prähistorik stammen aus der Erfahrung anderer Wissensgebiete (dazu Veit 1998, Anm. 57) und werden fertig übernommen. Sind Prozesse zu beschreiben, benutzt man Systemmodelle. Ob sie ehedem ebenso funktionierten, läßt sich am vorgeschichtlichen Fundmaterial nicht schlüssig testen (Wolfram 1986, 25, 28). Man kann nur solche Modelle ausscheiden, die im Widerspruch zum Fundbild stehen. Dann bleibt immer noch ein weites Feld von modellhaften Möglichkeiten. Diese können zutreffen oder auch nicht, haben also nur die Beweiskraft von Analogien und vertreten somit nur die guten alten „Parallelen". Das „Problem der Überprüfung von Analogien (wurde) von keinem Archäologen gelöst" (Ebd., 79). Der Unterschied zu einem naturwissenschaftlichen Systemmodell ist offenkundig. Wenn die Wintertemperaturen in bestimmten Bereichen der Ozeane ansteigen, sinkt weniger Oberflächenwasser mit Sauerstoff in die Tiefe, der Sauerstoff in tieferen Regionen geht zurück, die Biomasse unten wird langsamer abgebaut. Durch die schwächere Zirkulation gelangen weniger Nitrate nach oben, wodurch weniger Algen wachsen. Damit wird weniger CO_2 von den Algen aufgenommen und in Biomasse umgewandelt, es kommt zu einem Rückkoppelungseffekt, die globale Erwärmung nimmt weiter zu. Das läßt sich messen. Die Ursachen und Folgen von Veränderungen im archäologischen Fundbild lassen sich nicht überprüfen; man kann nur auf sie schließen, mit einem Sicherheitsgrad zwischen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Ein Systemmodell, gestützt auf archäologische Daten, bezieht sich auf die wechselseitige Abhängigkeit von Agrarwirtschaft und Einwohnerzahl. Neueinführungen in der Nahrungsmittelproduktion führen zu Steigerungen des Ertrags, diese wieder zu einem Wachstum

der Bevölkerung. Es kommt zur Spezialisierung beim Anbau, die einen zentral gesteuerten Austauschmechanismus mit sich bringt, durch den eine Oberschicht zu vermehrtem Besitz gelangt, die ihrerseits die Produktionsvielfalt fördert. Die Veränderung der Sozialstruktur wirkt sich positiv auf die Produktionssphäre aus, was ein weiteres Bevölkerungswachstum ermöglicht. Es gibt auch Systemmodelle, die das Bevölkerungswachstum an den Beginn der Kausalkette stellen. Das ist umgedrehter Malthusianismus, der sich zwar einerseits auf Erfahrung berufen konnte, sich aber nach späteren Erfahrungen als nicht allgemein zutreffend erwies.

Auch die Lehre Max Webers von protestantischer Ethik und dem Geist des Kapitalismus kann auf eine „systemische" Linie gebracht werden. Besitz ist nach puritanischer Auffassung zwar nicht an sich verwerflich, er birgt aber Gefahr in sich, weil er zu Müßiggang und Wohlleben verleiten kann. Des Menschen Pflicht ist es vor allem, in der kurzen Spanne seines Lebens zur Ehre Gottes in seiner Welt zu handeln und zu wirken. Harte, asketische Arbeit ist der Zweck des Daseins und führt im Gnadenstand auch zu Reichtum. Von weltlichen Zerstreuungen hat man sich fernzuhalten und sparsam zu leben. Arbeit ist Berufsarbeit, und ihre Nützlichkeit richtet sich danach, ob sie dem Gemeinwohl dient, aber auch und vor allem danach, welchen Gewinn sie abwirft. Ergibt sich eine Gelegenheit, seinen Besitz zu mehren, ist sie in rastloser Arbeit zu ergreifen; man muß mit seinem Pfunde wuchern. Tut man es nicht, widerspricht es dem Willen Gottes. Wer zur Ehre Gottes arbeitet, soll Profit machen. Sein Erfolg ist ein Zeichen der Gnade Gottes, der den Seinen ihr frommes Wirken schon im Diesseits vergilt.

Mit Fleiß und Sparsamkeit ein gottgefälliges Leben zu führen, ist auch denen aufgegeben, die über kein Vermögen verfügen. Daß einer mehr hat und der andere weniger, ist von der Vorsehung so eingerichtet, die damit ihre eigenen, uns unbekannten Pläne verfolgt. Diese Einsicht schafft gutwillige Arbeitskräfte, die zur Vermehrung des Kapitals der Auserwählten beitragen, auf denen der Segen schon hienieden sichtbar ruht.

Die religiöse Legitimation des Strebens nach Besitz und Ansehen büßte nach und nach ihre Bestimmtheit ein; schließlich verdorrte die protestantisch-asketische Wurzel zur Gänze. Heutzutage (Max Webers klassisches Werk erschien 1904/05) streben nicht nur Händler und Fabrikanten, sondern auch Sänger, Advokaten, Modeschneider, Schauspieler und Ballspieler, wuchernd mit dem Pfunde nach dem sichtbaren Segen des Kapitals, nicht so sehr himmlischer Freuden, als vielmehr irdischer Vergnügungen gewiß. Die Menge der weniger Besitzenden verfolgt im Fernsehen und in den Zeitungen mit Wohlgefallen den Wandel ihrer Auserwählten und trägt, mit ihrer verehrungsvollen Neubegierde den Glanz der Prominenz jener werbewirksam fördernd, dazu bei, daß Reiche reicher werden.

Max Weber wollte, wie er ausdrücklich betonte, nicht eine einseitige spiritualistische Kultur- und Geschichtsdeutung an die Stelle einer ebenso einseitigen materialistischen setzen – dabei dachte er an Karl Marx. Endgültige historische Wahrheit kann keine erbringen (Weber 1992a, 381). Max Weber verstand seine Studie als idealtypische Konstruktion. Der Idealtypus ist ein Mittel – Weber verwendet sogar den Ausdruck Utopie –, um den unermeßlichen Strom der geschichtlichen Erscheinungen zu einem in sich einheitlichen Gedankenbild zusammenzufügen, das in seiner begrifflichen Reinheit nicht tatsächlich vorgefunden werden kann, jedoch in jedem einzelnen Fall an der empirischen Wirklichkeit zu messen ist (Weber 1992b, 235). Hier klingt schon der Gedanke vom Entwurfscharakter des historischen Verstehens an, den später Gadamer ausführte. Im Kulturgeschehen ist alles mit allem verbunden, und das in zeitlich wechselndem Maße. Ökonomische Motive erstre-

cken sich in je verschiedener Intensität auf alle Bereiche der Kultur, wie umgekehrt Literatur, Kunst und Philosophie Art und Ausdruck materieller Bedürfnisse gestaltend beeinflussen. Alles ist „untrennbar verflochten: Wirtschaft und Religion, Staatsverfassung und individuelles Leben, Kunst und Recht, Wissenschaft und Eheformen.... Jene gegenseitige Einwirkung a l l e r historischen Faktoren ... ist uns zu durchschauen versagt“ (Simmel 1922, 210, 215). Einige Prähistoriker geben vor, den Durchblick doch zu haben. Sie brauchen ja nichts zu beweisen. Wie denn auch.

Der Archäologe als solcher ist nicht in der Lage, Handlungszusammenhänge aus den ihm zur Verfügung stehenden dinglichen Quellen zu ermitteln. Er kann sich nur nach durch Überlieferung bezeugten Zustandsbildern umsehen, die mit der archäologischen Situation in Einklang zu bringen sind. Sich ausschließlich aus Objekten ein durchlebtes Einzelschicksal oder gar ein viele betreffendes Geschehen mit Grund und Folgen auszudenken, ergäbe ein Fantasiestück mit schlichten Requisiten. Nur die zur Erläuterung herangezogenen Modelle oder Analogien sind empirisch ausgewiesen; ob sie der Vorstellung, die man sich damit von der Fundsituation macht, tatsächlich entsprechen, ist der Erfahrung entzogen. Die Kluft zwischen Sache und Sachverhalt ist durch schlüssige Argumente nicht zu überbrücken. Für die zutreffende Auswahl der Modelle gibt es kein Regulativ. Wenn einer, wie es bisweilen vorkommen mag, aus rezenten und subrezenten Verhältnissen abgeleitete Interpretationen schon als tatsächliche Sachverhalte in der Urzeit ausgibt, ist er nicht mehr problembewußter, erklärender Archäologe, sondern er will Geschichte und Gesellschaftslehre mit untauglichen Mitteln nach hinten verlängern.

Ein großes Bauwerk aus der Vorzeit steht vor uns. Es folgt der Schluß: ein Befehlshaber, ein Häuptling muß dagewesen sein, der das Unternehmen befahl und umsichtig lenkte. Dem kann man den Bergbau von Hallstatt entgegenstellen. Das urzeitliche Salzvorkommen entspricht heute, dem wirtschaftlichen Ertrag nach, einer ergiebigen Ölquelle. Wo ist der Scheich? Nach der Streuung der Grabbeigaben wurde die Grube eher genossenschaftlich ausgebeutet. Ob mit oder ohne Sklaven läßt sich (noch) nicht sagen. Vorausschauende Planung und eine durchdachte Organisation der Arbeitskräfte sind bei dem technischen Aufwand noch eher zu postulieren als bei der Errichtung von Megalithbauten. Mit einiger Erfahrung und dem Beistand einer starken Sippe lassen sich große Steinblöcke auch ohne kommandierende Standesperson heranwälzen und aufeinandertürmen.

Archäologische Befunde, sofern sie auf ein Tun oder Denken bezogen werden, sind nicht eindeutig. B. Stjernquist hat vier Haupttypen der Güterverteilung unterschieden: 1.) Geschenk, 2.) Austausch, 3.) Verteilung, 4.) Besteuerung und Beraubung (Stjernquist 1985, 64). Die prähistorische Forschung deutet die Fundlage unter dem Eindruck rezenter Verhältnisse oft zu einfach: „An die Stelle der zutreffenden Vokabel ‚Verteilung‘, die sich durch Kartierung formgleicher Gegenstände regional begrenzen läßt, setzt sie die Bezeichnung ‚Handel‘ und erklärt damit, wie die Verteilung zustande kam“ (Kossack 1982, 104). Hinter dem Begriff „Handel“ können sich auch Vorgänge verbergen, „die mit Handel gar nichts zu tun haben, die aber trotzdem zum Auftauchen fremder Güter geführt haben. Wir denken hier etwa an Heiratsgut, Beutegut oder an hochwertige Güter, die Franz Fischer unter dem Stichwort ‚Keimelia – Gastgeschenke‘ in die Diskussion eingeführt hat“ (Kimmig 1985, 227). „Deshalb bezeichnet etwa die methodische Schwierigkeit, im archäologischen Befund Handelsgut als solches von Beute oder Mitgift zu unterscheiden, eine echte Erkenntnisgrenze“. Die praktische Zusammenarbeit von Historikern und Philologen mit Archäologen in dieser Sache „gleicht aber weniger dem Zusammenfügen von

zwei getrennten Hälften als der brüderlichen Hilfe, die sich der Blinde und der Lahme gegenseitig angedeihen lassen" (Timpe 1985, 10, 12).

Auch „übereinstimmende Motive in der neolithischen Figuralplastik und jüngeren Textüberlieferungen haben ... keinen direkten Erklärungswert. ... Entweder sind die Überlieferungslücken zu groß ... oder die Deutung der dargestellten Typen ist ... nicht sonderlich spezifisch ... unterschiedlich oder widersprüchlich". Der Gestus des Brüstehaltens wird mit Fruchtbarkeit, aber auch mit Erotik in Verbindung gebracht. So bezeichnet man die zahlreichen Figurinen, deren Hände unter die Brust gelegt sind, ziemlich übereinstimmend als Ischtar. Dieser Göttin wurden mehrere Einflußsphären zugesprochen, so als Liebesgöttin, Herrin des Himmels oder Kriegsgottheit. Auch wenn vieles dafür spricht, daß es sich bei der brüstehaltenden Frau, einem Typus mit großer Belegdichte, „um Darstellungen von Göttinnen handelt, so zeigen die verschiedenen Heiligtümer, aus denen sie beispielsweise in Griechenland stammen, daß mit ihnen nicht überall dieselbe Göttin gemeint gewesen sein kann" (Hansen 1999, 557).

Die „Annahme über Jahrtausende hindurch unveränderter Vorstellungen (ist) nicht beweisbar und zudem unwahrscheinlich. ... Die ethnographischen Analogien geben keine Aufschlüsse über die Verwendung oder Bedeutung der neolithischen Plastik". Das Ergebnis derartiger Vergleiche „ist ernüchternd. Statuetten wurden als Votive, im Rahmen von Initiationsriten, bei allen möglichen magischen Praktiken und im Totenritual verwendet" (Ebd., 479 ff.).

Aus der Antike ist wiederum überliefert, daß sich heilbringende Spezialisten in die Erfüllung eines bestimmten Zweckes teilten. Die römische Religion „enthielt ... einen so ungemeinen Vorrat von Ressort- und Funktionsgöttern, daß nicht nur viele Handlungen, sondern Teilphasen von ihnen eigene Götter hatten, die Berücksichtigung verlangten". Kindes- und Jünglingsalter beschäftigten eine große Anzahl von ihnen, für die Ehe „ist ein ganzes Heer von Göttern zuständig" (Aufzählung und Quellenangabe bei Gehlen 1940, 454 f.).

Die Versuche zur Deutung prähistorischen Materials der anglo-amerikanischen Reformer sind vor dem Hintergrund einer naturalistischen Weltsicht zu verstehen. Gesellschaftliche Prozesse der Urzeit werden als Kausalzusammenhang von Naturkräften und anderen materiellen Bedingungen erklärt. Die Bildung des Gemeinsinns durch prägendes Ereignis, charismatische Persönlichkeit, vorausschauendes Planen und spontanes Handeln wird nicht in Betracht gezogen. Bezeichnend ist die Tendenz zu generalisierenden Erklärungen; Kultur wird lediglich in der Funktion gesehen, als außerkörperliches Mittel der Anpassung das Überleben zu sichern. Veränderungen ergeben sich nur aus äußeren Anstößen, wozu beispielsweise der Bevölkerungsdruck zu rechnen ist. Diese Betrachtungsweise ist, wie leicht einzusehen, einseitig, freilich auch durch die Quellenlage vorgegeben. Prähistorische Forschung kann nur von Materiellem ausgehen. Doch darf man nicht so tun, als wäre daraus das Prinzip aller urzeitlichen Ordnungen, Traditionen und Abläufe zu ermitteln. Wo geschichtliches Licht in die frühen Jahrtausende eindringt, haben wir die Menschen nicht ausschließlich als Marionetten äußerer Umstände vor uns. Aus archäologischer Sicht hingegen bleibt der lebende, fühlende, handelnde und leidende Mensch ein Abstraktum, bis auf seine Fähigkeiten als Hersteller und Nutzer von Gegenständen. Die Urgeschichte wird so zu einer Aneinanderreihung von Momenten. Man kann sie nicht erzählen. Andererseits geben die Versuche, Ideologien und symbolische Strukturen in der archäologischen Hinterlassenschaft durch „Einfühlung" zu verstehen, jedem Betrachter seinen eigenen Weg frei. Wissenschaft, als ein System von begründbaren Sätzen, muß sich vermitteln lassen und darf nicht einer

privaten Wesensschau anheimgestellt werden.

Die prähistorische Archäologie entdeckt Verborgenes, Vergessenes, Unbekanntes, Objekte einer verlorenen Zeit. Diese Objekte durch Vergleich zu erklären, ist die Aufgabe des Prähistorikers, damit Vergessenes vielleicht wieder in Erinnerung gerufen, Unbekanntes zu Bekanntem in Beziehung gesetzt werden kann. Auf dem Gebiet der Ergologie und Technologie kann er reiche Erfahrung nutzen und überall, wo ihm eine naturwissenschaftliche Disziplin zur Seite steht. Vergleiche mit ähnlich Gelagertem erhellen manche nicht unmittelbar verständliche Situation. Bildliche Darstellungen mit Vergleichsmöglichkeiten zu solchen aus literarisch erschlossenen Kulturbereichen sind Glücksfälle und werden gewinnbringend ausgewertet (z.B. Lucke – Frey 1962; Frey 1969; Zemmer-Plank 1976; Kossack 1992; Tomedi 1992; Teržan 1997; 2001; Eibner 2000/01; Schickler 2001). Alle Aussagen bleiben freilich, da empirisch nicht zu überprüfen, in einem von Fall zu Fall schwankenden Maß problematisch. Die Forschung kann in gewissen Grenzen vorzeitliches Leben wieder erstehen lassen. Allerdings nicht menschliche Geschicke, Verhalten von Mensch zu Mensch. „Analogisches Deuten“ heißt, daß wir kein sicheres Wissen haben, daß es also eine Mehrzahl von Möglichkeiten der Auslegung gibt. Eine Auswahl von diesen zu einer Lehre von vorgeschichtlichen Begebenheiten und sozialen Verfassungen zu verbinden, verstößt gegen die Grundsätze wissenschaftlicher Darstellung. Unser Wissen von den Verhältnissen und Geschehnissen der Vorzeit bleibt unzusammenhängend, bleibt prähistorische Archäologie. Wir haben Kenntnis von vielerlei Dingen, können aber nicht berichten, was um sie herum in Krieg und Frieden vorging. Erhalten wir denn eine zuverlässige Antwort auf Fragen nach Handel und Wandel in der Urzeit, wenn wir einfach eine der sozio-ökonomischen Theorien auf das in dieser Hinsicht indifferente Fundgut anwenden, ohne Kontrollmöglichkeit, ob die Übertragung der gewählten Analogie auch mit der Wirklichkeit übereinstimmt? Wir haben deutliche Spuren im Boden – Menschen haben sie hinterlassen, das steht außer Zweifel, aber darüber hinaus haben wir keine sichere Kenntnis von ihnen. Die Bodenfunde haben ihre Zeit und ihre Verbreitung. Sind sie in demselben Umfang zu identifizieren als Hinterlassenschaft einer homogenen sozialen Gruppe? Hier sind welche gewesen, zugewandert und wieder abgezogen oder auch geblieben mit im Lauf der Zeit veränderter Habe und abgewandeltem Brauchtum. Niemand weiß, wer sie waren, woher sie stammen und was sie, ungenannt verschwunden, für die Welt nach ihnen bedeuteten. Aus ihren Gräbern und Hausgrundrissen entnehmen wir darüber nichts. Wir haben keine Verbindung zum Vorher und Nachher. „Das nicht zu Beziehende, Einzugliedernde, zu Verknüpfende, das schlechthin Folgenlose ergibt keinen Sinn. ... Durch die Einordnungsmöglichkeit in einen Verweisungs- und damit Bewandtniszusammenhang wird dem Bewußtsein erst etwas als etwas bewußt, wird uns etwas verstehbar. Verstehen ist Sinnverstehen und dieses hat seine Grenzen am Bezugslosen“ (Perpeet 1968, 83). Nur bedeutungsvoller Wirkungszusammenhang kann „verstanden“ werden.

Urgeschichte ist vor allem Spurensicherung. Sie hat ihre Fortschritte abseits von Ereignisgeschichte und Gesellschaftslehre gemacht. Sie kann für sich und für die Folge keine nachweislichen Zusammenhänge ermitteln. Doch der Boden gibt immer Neues, nicht Vorauszuahnendes frei. Auch unerklärliche Entdeckungen bereichern als „Rätsel der Vorzeit“ die Kulturgeschichte.

Literatur

Adler, W. (1987): Gustaf Kossinna. In: Hachmann, R., Studien zum Kulturbegriff in der Vor- und Frühgeschichtsforschung. Saarbrücker Beitr. z. Altertumskunde 48, 33 ff.

Ament, H. (1986): Die Ethnogenese der Germanen. In: Bernhard, W. – Kandler-Pálson, A., Ethnogenese europäischer Völker. Stuttgart.
Angeli, W. (1970a): Die Erforschung des Gräberfeldes von Hallstatt und der „Hallstattkultur“. Ausstellungskatalog RGZM Bd. 4, 14 ff.
Angeli, W. (1970b): Urzeit und Geschichte. MAGW 100, 116 ff.
Angeli, W. (1976): Zum Kulturbegriff in der Urgeschichtswissenschaft. ArchA, Beih. 13, (Festschr. Pittioni), 3 ff.
Angeli, W. (1980): Die Hallstattkultur – Mitteleuropa als Einflußgebiet der Mittelmeerwelt. In: E. Lessing, Hallstatt, 7 ff., Wien-München.
Angeli, W. (1991): Der ethnologische Ethnosbegriff und seine Anwendung in der Prähistorie. MAGW 121, 189 ff.
Angeli, W. (1993/94): Der Gegenstand der Urgeschichte. MAGW 123/124, 13 ff.
Angeli, W. (1997): Archäologisches Erkennen. MAGW 127, 21 ff.
Angeli, W. (1999): Erklären und Verstehen – die Frage einer archäologischen Hermeneutik. Annalen Naturhist. Museum Wien 101 A, 1 ff.
Behrens, H. (1973): Die Jungsteinzeit im Mittelelbe-Saale Gebiet. Veröff. Halle 27.
Behrens, H. (1981): Der Walternienburger und der Bernburger Keramikstil und die Walternienburg-Bernburger Kultur. Jahresschr. f. mitteldt. Vorgesch. 63, 11 ff.
Beinhauer, K. W. (1986): Die Ethnogenese der Italiker. In: Bernhard, W. – Kandler-Pálson, A., Ethnogenese europäischer Völker. Stuttgart.
Childe, V. G. (1929): The Danube in Prehistory. Oxford.
Childe, V. G. (1930): The Bronze Age. Cambridge.
Childe, V. G. (1935): Changing Methods and Aims in Prehistory. PPS, NS 1, 1 ff.
Childe, V. G. (1952): Stufen der Kultur. 2. Aufl., Stuttgart.
Daniel, G. E. (1950): A Hundred Years of Archaeology. London.
Daniel, G. E. (1976): A Hundred and Fifty Years of Archaeology. London.
Dilthey, W. (1958): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Ges. Schr. VII, 2. A., Stuttgart-Göttingen.
Dimitrijević, S. (1980): Zur Frage der Retz-Gajary-Kultur in Nordjugoslawien und ihrer Stellung im pannonischen Raum. BRGK 6, 15 ff.
Eibner, A. (2000/2001): Die Stellung der Frau in der Hallstattkultur anhand der bildlichen Zeugnisse. MAGW 130/131, 107 ff.
Eggert, M. K. H. (1978): Prähistorische Archäologie und Ethnologie. Studien zur amerikanischen New Archaeology. Prähist. Zeitschr. 53, 6 ff.
Eggert, M. K. H. - VEIT, U. (Hg. 1998): Theorie in der Archäologie. Tübinger arch. Taschenbücher, Bd. 1.
Filip, J. (1966/69): Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte. Prag.
Fischer, U. (1950/51a): Kulturbeziehungen des Schönfelder Kreises im Elbegebiet. Arch. Geogr. 1-2, 65 ff.
Fischer, U. (1950/51b): Zu den mitteldeutschen Trommeln. Arch. Geogr. 1-2, 98 ff.
Fischer, U. (1956): Die Gräber der Steinzeit im Saalegebiet. Vorgesch. Forsch. 15.
Frey, O.-H. (1969): Die Entstehung der Situlenkunst. RGF 31.
Gabrovec, St. (1966): Zur Hallstattzeit in Slowenien. Germania 44, 1 ff.
Gabrovec, St. (1973): Der Beginn der Hallstattzeit in Slowenien. Arh. vest. 24, 367 ff.
Gabrovec, St. (1993/94): Ausgrabungen in Stična und ihre Bedeutung für die Geschichte der Eisenzeit in den Südostalpen. MAGW 123/124, 73 ff.
Gabrovec, St. (1999): 50 Jahre Archäologie der älteren Eisenzeit in Slowenien. Arh. vest. 50, 145 ff.
Gehlen, A. (1940): Der Mensch. Berlin.
Hachmann, R. (1987) (Hg.): Studien zum Kulturbegriff in der Vor- und Frühgeschichtsforschung. Saarbr. Beitr. z. Altertumskunde 48.
Hansen, S. (1999): Untersuchungen zur anthropomorphen Plastik der Jungsteinzeit und Kupferzeit in Südosteuropa. Mskr. Habil. Schr. Bochum.
Härke, H. (1999): Sächsische Ethnizität und archäologische Deutung im frühmittelalterlichen England. Studien zur Sachsenforschung 12, 109 ff.
Heinrich, A. (1988): Frühmittelalterliche Katakombengräber aus dem nördlichen Kaukasus (Čmi und Koban) im Naturhistorischen Museum in Wien. Phil. Diss. Wien.

Herrmann, J. (1965): Archäologische Kulturen und sozialökonomische Gebiete. Ethn. Arch. Zeitschr. 6, 97 ff.
Herrmann, J. (1985): Die Einheit von schriftlichen und archäologischen Schriftquellen und die Erforschung der frühen Geschichtsepochen. Zs. f. Geschichtswiss. XXXIII, 129 ff.
Hoernes, M. (1893): Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie. ZfE 25, 49 ff.
Hoernes, M. (1902): Basil Modestows Einleitung in die römische Geschichte. Globus 82, 5 ff.
Hoernes, M. (1910): Rez. Penka u. Pigorini. Zentralbl. f. Anthr. 15.
Jażdżewski, K. (1984): Urgeschichte Mitteleuropas. Wrocław.
Kalicz, N. (1991): Beiträge zur Kenntnis der Kupferzeit im ungarischen Transdanubien. Saarbr. Beiträge zur Altertumskunde 55, 347 ff.
Kerig, T. (1998): Ian Hodder und die britische Archäologie. In: Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Tübinger arch. Taschenbücher, Bd. 1, 115 ff.
Kienlin, T. L. (1998): Die britische Processual Archaeology und die Rolle David L. Clarkes und Colin Renfrews: Herausbildung, Struktur, Einfluß. In: Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Tübinger arch. Taschenbücher, Bd. 1, 67 ff.
Kimmig, W. (1985): Der Handel in der Hallstattzeit. In: Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa. Teil I, 214 ff. Göttingen.
Klejn, L. S. (1971): Was ist eine archäologische Kultur? EAZ 12, 321 ff.
Kossack, G. (1969): Gero von Mehrhart. Hallstatt und Italien. Mainz.
Kossack, G. (1982): Früheisenzeitlicher Gütertausch. Savaria 16, 95 ff.
Kossack, G. (1992): Lebensbilder, mythische Bilderzählung und Kultfestbilder. Universitätsforsch. z. präh. Arch. 8, 231 ff. Bonn.
Kossinna, G. (1911): Die Herkunft der Germanen. Würzburg.
Kossinna, G. (1926): Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Berlin.
Kümmel, Ch. (1998): Marxistische Perspektiven in der gegenwärtigen englischsprachigen Archäologie. In: Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Tübinger archäologische Taschenbücher, Bd. 1, 115 ff.
Loré, F. (1987): Vere Gordon Childe. In: Hachmann, R., Studien zum Kulturbegriff in der Vor- und Frühgeschichtsforschung. Saarbr. Beitr. z. Altertumskunde 48, 155 ff.
Lucke, W. – Frey, O.-H. (1962): Die Situla in Providence (Rhode Island). RGF 26.
Lüning, J. (1972): Zum Kulturbegriff im Neolithikum. PZ 47, 145 ff.
Meyer, E. (1909): Geschichte des Altertums. 1. Bd., 2. Hälfte. 2. Aufl., Stuttgart-Berlin.
Müller, D. W. (1994): Die Bernburger Kultur Mitteldeutschlands im Spiegel ihrer nichtmegalithischen Kollektivgräber. Jahresschr. f. mitteldt. Vorgesch. 76, 75 ff.
Müller-Karpe, H. (1974): Handbuch der Vorgeschichte, III/1. München.
Neugebauer, J.-W. (1994): Bronzezeit in Ostösterreich. St. Pölten-Wien.
Nowothnig, W. (1937): Die Schönfelder Gruppe. Jahresschr. Halle 25.
Otto, K. H. (1953): Archäologische Kulturen und die Erforschung der konkreten Geschichte von Stämmen und Völkerschaften. Ethnogr.-arch. Forsch. 1, 1 ff.
Perpeet, W. (1968): Erich Rothacker. Bonn.
Pittioni, R. (1959): Geleitwort zu K. Kromer, Das Gräberfeld von Hallstatt. Firenze.
Porr, M. (1998): Die postmoderne Archäologie in Großbritannien. In: Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Tübinger archäologische Taschenbücher, Bd. 1, 183 ff.
Ruttkay, E. (1988): Zur Problematik der Furchenstichkeramik des östlichen Alpenvorlandes: Beitrag zum Scheibenhenkelhorizont. Slov. Arch. XXXVI, 225 ff.
Ruttkay, E. (1997): Zur jungneolithischen Furchenstichkeramik im östlichen Mitteleuropa. Die Fazies Gajary. Chronos, Festschr. B. Hänsel, 165 ff. Espelkamp.
Ruttkay, E. (1998): Älteres Jungneolithikum im Gebiet der östlichen Ausläufer der Alpen. In: J. Preuß (Hg.), Das Neolithikum in Mitteleuropa. Bd. 1-2, Teil B, 339 ff., Weißbach.
Ruttkay, E. (1999): Mondsee-Gruppe. In: Preuß, J. (Hg.), Das Neolithikum in Mitteleuropa. Bd. 2, Teil C, 75 ff. Weißbach.
Sangmeister, E. (1967): Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18, 199 ff.
Simmel, G. (1922): Die Probleme der Geschichtsphilosophie. 4. Aufl. München-Leipzig.

Schickler, H. (2001): Heilige Ordnungen. Stuttgart.
Schwarzberg, H. (1994): Schönfelder Kultur. In: Das Neolithikum im Mittelelbe-Saale-Gebiet und in der Altmark. Beitr. z. Ur- u. Frühgesch. Mitteleur. 4, 243 ff. Wilkau-Haslau.
Schwertfeger, K. (1994): Walternienburger Kultur. In: Das Neolithikum im Mittelelbe-Saale-Gebiet und in der Altmark. Beitr. z. Ur- u. Frühgesch. Mitteleur. 4, 195 ff. Wilkau-Haslau.
Stjernquist, B. (1985): Methodische Überlegungen zum Nachweis von Handel aufgrund archäologischer Quellen. In: Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa. Teil I, 56 ff. Göttingen.
Tallgren, A. M. (1936): Sur la méthode de l'archéologie préhistorique. ESA X, 16 ff.
Teržan, B. (1997). Heros der Hallstattzeit. Chronos, Festschr. B. Hänsel, 653 ff. Espelkamp.
Teržan, B. (2001): Richterin und Kriegsgöttin in der Hallstattzeit. Versuch einer Interpretation. PZ 76, 74 ff.
Timpe, D. (1985): Einleitung. In: Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa. Teil I, 7 ff. Göttingen.
Točík, A. (1961): Die Furchenstichkeramik in der Südwestslowakei. Památky LII, 343 ff.
Točík, A. (1964): Rettungsgrabung von Bajč-Vlkanovo in den Jahren 1959-1960. Štud. zvesti 12, 161 ff.
Tomedi, G. (1992): Zur Chronologie der älteren Hallstattzeit im Ostalpenraum. Universitätsforsch. z. präh. Arch. 8, 605 ff. Bonn.
Torres-Blanco, M. (1994): Bernburger Kultur. In: Das Neolithikum im Mittelelbe-Saale-Gebiet und in der Altmark. Beitr. z. Ur- u. Frühgesch. Mitteleur. 4, 159 ff.
Urban, O. H. (2000): Der lange Weg zur Geschichte. Die Urgeschichte Österreichs. Wien.
Uslar, R. v. (1955): Über den Nutzen spekulativer Betrachtung vorgeschichtlicher Funde. Jb. RGZM 2, 1 ff.
Uslar, R. v. (1972): Archäologische Fundgrupppen und germanische Stammesgebiete, vornehmlich aus der Zeit um Christi Geburt. In: Zur germanischen Stammeskunde. Wiss. Buchges., Darmstadt.
Veit, U. (1998): Zwischen Tradition und Revolution: Theoretische Ansätze in der britischen Archäologie. In: Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hg.): Theorie in der Archäologie. Tübinger arch. Taschenbücher, Bd. 1, 15 ff.
Wahle, E. (1941): Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Sb. Hdbg. Akad. Wiss., phil.-hist. Kl., Jg. 1940/41, 2, Abhdlg.
Weber, M. (1992a): Asketischer Protestantismus und kapitalistischer Geist. In: J. Winckelmann (Hg.), Soziologie, universalgeschichtliche Analysen, Politik. 6. Aufl., 357 ff. Stuttgart.
Weber, M. (1992b): Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. In: J. Winckelmann (Hg.), Soziologie, universalgeschichtliche Analysen, Politik. 6. Aufl., 186 ff. Stuttgart.
Wetzel, G. (1978): Die Schönfelder Kultur. Veröff. Halle 31.
Wolfram, S. (1986): Zur Theoriediskussion in der Prähistorischen Archäologie Großbritanniens. BAR 306.
Wotzka, H.-P. (1993): Zum traditionellen Kulturbegriff in der prähistorischen Archäologie. Paideuma 39, 25 ff.
Zemmer-Plank, L. (1976): Situlenkunst in Tirol. Veröff. Mus. Ferdinandeum Innsbruck 56, 289 ff.

Urgeschichte als Geisteswissenschaft

Zusammenfassung

Der Aufsatz versucht, Tendenzen prähistorisch-archäologischer Forschung in den letzten Jahrzehnten im Hinblick auf Erkenntnisse und Möglichkeiten vor ihrem weltanschaulichen und praktisch-systematischen Hintergrund zu skizzieren.

Summary

This article tries to give an outline of tendencies in prehistoric-archaeological research in the last decades concerning perception and possibilities against their ideological and systematic-practical background.

I

Die Urgeschichtswissenschaft hat zeit ihres Bestehens kaum eigene, nach Prinzipien geschiedene und einander ablösende Denkrichtungen hervorgebracht. Erst in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts war im anglo-amerikanischen Raum so etwas wie „Schule“ der einen oder anderen Art zu vermerken; jedenfalls haben sich ihre Häupter und Anhänger in diesem Sinn verstanden.

Die sog. „prozessuale“ Auffassung von nach Bodenfunden rekonstruierten urzeitlichen Zuständen und Vorgängen ließe sich in die Nähe zu den Naturwissenschaften bringen, die „postprozessuale“ eher zu den Geisteswissenschaften (Mante 1998, 605). Damit soll nicht gesagt sein, dass sie darin aufgehen. Wenn z.B. im prähistorischen Hallstatt Läusenisse und Darmparasiten aufgespürt wurden, hat man sich zwar der Naturwissenschaft bedient, das Ergebnis ist jedoch eine historische Tatsache: die Leute damals wurden von Ungeziefer und Durchfall geplagt. Wir gewinnen Einblick in eine kulturbegleitende menschliche Situation.

Das „prozessuale“ Denken geht zunächst von natürlichen Gegebenheiten aus und begreift aus diesen wirtschaftliches und soziales Verhalten. Kultur ist die Summe der Mittel, um in der jeweiligen Umwelt zu überleben; Kulturwandel ist Anpassung an äußere Umstände. Der Prozessualismus sieht die Wirtschaft vornehmlich in klimatischen, edaphischen und orographischen Bedingungen begründet; in der Wirtschaft wieder soll die Gesellschaftsordnung wesentlich verankert sein. Steigende Produktion in der Agrarwirtschaft führt zu Bevölkerungswachs-

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 133, 2003, S. 47-55

tum, damit einhergehend zu Konkurrenzdruck, und das begünstigt soziale Abstufung sowie die Bildung zentral gelenkter Gemeinwesen. Monumentale Bauwerke, aber auch die Ansammlung größerer Mengen von beweglichem Besitz in Form von Gold und Bronze sind die Folge von dem in der Natur des Menschen begründeten Willen zur Macht und der Absicht, diese zu demonstrieren. Religiöse Vorstellungen haben ein materielles Hauptmotiv – die Fruchtbarkeit.

Naturwissenschaftliche Verfahren haben für diese Sichtweise zweifellos einen hohen Stellenwert, da sie Phänomene objektiv verifizierbar darstellen können. Deswegen ist prozessualistische Archäologie noch keine Naturwissenschaft. Die „prozessuale" Einstellung schöpft aus der naturalistischen s. materialistischen Weltanschauung. Naturalismus ist ein Aspekt des Materialismus im Sinne von Feuerbach und Marx, nicht metaphysisch, sondern ökonomisch-gesellschaftstheoretisch ausgerichtet. Immaterielles, Überstoffliches wird nicht in Betracht gezogen. Die einzig wahre Wirklichkeit sind ökonomische Gegebenheiten. Der Mensch und sein Handeln werden als Teil der Natur aufgefasst; die gesellschaftliche Entwicklung verläuft naturgesetzlich, basierend auf der sich technisch vervollkommnenden Wirtschaft gemäß dem naturgegebenen Bedürfnis des Menschen, sich das Leben leichter zu machen und sich dazu möglichst reichlich mit Gütern zu versehen, die er aus seiner Umwelt gewinnt.

Der frühe Marx gebraucht noch den Ausdruck „Naturalismus" für seinen Begriff des Materialismus. Auf dieser Basis ließe sich erklären, wie Weltgeschichte verläuft. Diese ist insofern ein naturgeschichtlicher Prozess, als Gesetzmäßigkeit in der Geschichte der Menschheit ebenso wirksam ist wie in der Natur. „Die Geschichte selbst ist ein wirklicher Teil der Naturgeschichte, des Werdens der Natur zum Menschen. Die Naturwissenschaft wird später aber ebensowohl die Wissenschaft vom Menschen, wie die Wissenschaft von dem Menschen die Naturwissenschaft unter sich subsumieren: es wird e i n e Wissenschaft sein. ... Das gegenständliche Wesen wirkt gegenständlich und es würde nicht gegenständlich wirken, wenn nicht das Gegenständliche in seiner Wesensbestimmung läge. Es schafft, setzt nur Gegenstände, weil es durch Gegenstände gesetzt ist, weil es von Haus aus N a t u r ist. ... Wir sehen hier, wie der durchgeführte Naturalismus oder Humanismus sich sowohl von dem Idealismus, als dem Materialismus unterscheidet, und zugleich ihre beide vereinigende Wahrheit ist. Wir sehen zugleich, wie nur der Naturalismus fähig ist, den Akt der Weltgeschichte zu begreifen" (Marx 1844, 245, 273). „Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen. Der erste zu konstatierende Tatbestand ist also die körperliche Organisation dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur übrigen Natur. ... Alle Geschichtsschreibung muss von diesen natürlichen Grundlagen und ihrer Modifikation im Lauf der Geschichte durch die Aktion der Menschen ausgehen" (Marx 1845/46, 347).

Auch Dilthey sieht in seiner Charakteristik des Naturalismus diesen in jener Art materialistischer Weltanschauung begründet und verwendet beide Termini gleichsinnig: „Der Mensch findet sich bestimmt von der Natur ... Im Hunger, im Geschlechtstrieb, im Altern und im Sterben sieht der Mensch sich den dämonischen Mächten des Naturlebens untertan. ... Zur Befriedigung der Animalität tritt ein Moment hinzu, in welchem der Mensch am meisten von seinem Milieu abhängig ist: Freude an Rang und Ehre. ... Wenn diese Lebensverfassung Philosophie wird, so entsteht der Naturalismus" (Dilthey 1960, 100 f.).

Die biblische Erklärung des Turmbaus zu Babel (1. Mos. 11) ist naturalistisch: sie wollen sich „einen Namen machen". Den Verständigungsschwierigkeiten unter den

zahlreichen, größtenteils kaum freiwillig an dem Werk beschäftigten Fremdarbeitern unterlegten die staunend vorbeiziehenden Zeltbewohner, die wenig Sinn für feste Häuser aufbrachten, eine idealistische Deutung. Um die architektonische Hoffart, die sich bis zu Himmelshöhe vermaß, zu dämpfen, sprach Jahwe: „... lasst uns ihre Sprache verwirren, dass keiner mehr des anderen Sprache verstehe."

Der prähistorische „Prozessualismus", der das Kulturgeschehen aus biologischer und materieller Sicht erklären will, ist so naturalistisch geprägt. Folgerecht sind seine Vertreter dem Denken des Positivismus im 19. Jahrhundert verhaftet, der nur das Gegebene, der Wahrnehmung Zugängliche, Tatsächliche und darauf schlüssig Zurückzuführende als Ausgangsbasis wissenschaftlichen Denkens anerkennt. So herrscht in ihrer Argumentation ein Bruch. Einerseits haben sie die Resultate des typologischen Vergleichs als arbiträr verworfen. Andererseits zeigen sie sich zuversichtlich, auch aus den materiellen Zeugnissen menschlichen Tuns, von denen nur die haltbaren Reste geblieben sind, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung als die tragenden Faktoren des Kulturgeschehens in ihrer wechselseitigen kausalen Abhängigkeit voneinander erweisen zu können. Jedoch: die archäologische Hinterlassenschaft bringt uns ja nicht positive Kenntnis von Sachverhalten, die zusammen einen einsichtigen Vorgang bilden, sondern nur von Dingen, aus denen wir auf jene zu schließen versuchen. Das ergibt einen Widerspruch zur naturalistischen Weltsicht, der das Geschichtliche nur als Fortsetzung des Physikalischen wie Biologischen gilt, die demgemäß allein vom faktisch Feststellbaren ausgehen will und danach strebt, dafür gesetzmäßige Verknüpfungen aufzudecken. Was, wie und warum etwas tatsächlich geschah, ist aber archäologisch nicht zu fassen, vielmehr beruft sich die prozessualistische Argumentation auf sog. Modelle, d.h. auf Analogieschlüsse, die bekanntlich nicht unbedingt zutreffen müssen.

Dessen ungeachtet werden die archäologischen Quellen nur zu oft gemäß der naturalistischen Weltsicht argumentativ eingesetzt, als ob man durch sie die direkte Erfahrung von sozio-kulturellen Prozessen voll ersetzen und aus Sachen Tatsachen herauslesen könnte. Das, was sich aus ihnen mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit erst ergeben sollte, spielt bei der Auswahl und Erklärung der Bodenfunde schon herein.

Die Schwachstellen des naturalistischen Konzepts blieben der Kritik nicht verborgen. Es ginge nicht an, motiviertes Handeln des schöpferischen Menschen einfach beiseite zu lassen, den Kulturwandel auf äußere Anstöße zu reduzieren und materielle Kultur lediglich als die eben erforderliche Anpassung an die natürliche und soziale Umwelt zu begreifen. Vielmehr hätte die materielle Kultur, so wie sie uns erhalten ist, auch Symbolcharakter und repräsentiere eine ideologisch eingefärbte Struktur. Was soll aber „Symbol" in dem Zusammenhang heißen? Auf den Fundstoff angewandt doch nur, dass das Objekt noch mehr bedeutet, als seine äußere, zweckdienliche Beschaffenheit dem Typologenauge preisgibt. Aber was? Trägt überhaupt jedes Ding aus Menschenhand Symbolcharakter? Welchen zeigt es an? Aus welcher Weltsicht? Praktisch, mythologisch, politisch oder sozial motiviert?

Vor diesen unlösbaren Fragen standen auch die Vertreter symbolisch-strukturalen Bekenntnisses. Die Konsequenzen ergaben sich zwangsläufig: Materielle Symbolträchtigkeit in ihrem ursprünglichen Sinn ist mit den Mitteln der Archäologie nicht auszumachen. Die Interpretationen unterliegen letztlich dem Standpunkt und dem Wissenshorizont des Betrachters; sie sind relativ. Dass der Relativismus zum Prinzip erhoben wurde, mehrere Meinungen nebeneinander offen bleiben können, wird deutlich, sobald einfühlendes Nacher-

leben und aus Objekten inspirierte Intuition als Erkenntniswege anerkannt sind.

II

Das Zauberwort „Hermeneutik“ schließt hier nichts auf. Die ältere Hermeneutik eines Schleiermacher oder Dilthey ist eine Methode, die auf Vergleich und Kombination beruht. Der richtig Verstehende sucht den Sinn im Ausdruck eines Gedachten, einer Rede oder eines Textes zu erfassen, und zwar genauer und gründlicher, als das im alltäglich geübten, unreflektierten Verstehen der Fall ist. Da es nach Schleiermachers universaler Einstellung gilt, nicht nur das Gemeinte in Text und Rede, sondern auch den Geist des Autors zu verstehen, ist dazu nicht nur Sachkenntnis, sondern auch Divination erforderlich. Demgemäß definiert Schleiermacher die Hermeneutik als „Kunstlehre des Verstehens“. Alles hermeneutische Bemühen hat die Form einer zirkelhaften Denkbewegung, in der der Sinn des Teils aus dem Ganzen, das Ganze wiederum aus den darauf ausgerichteten Teilen begriffen werden soll. Im Anfang steht ein Vorwissen, das im Hin und Her der wechselseitigen Überprüfung ausgearbeitet wird, bis eine – allerdings stets nur vorläufige – Einhelligkeit von Teil und Ganzem erzielt ist, die nach dem präsenten Kenntnisstand durch weitere Daten nicht mehr überboten werden kann. Es ist das ein Prozess, dem beispielsweise gewissenhafte Schriftsteller und auch Schauspieler (meist unbewusst) folgen, den aber auch jeder Verfasser eines längeren Aufsatzes kennt. Dieser hermeneutische Zirkel verläuft anfänglich analog dem Denkvorgang zur Bildung von naturwissenschaftlichen Theorien. Man geht auch dabei von einer Vormeinung, einer Hypothese aus, nach welcher die Auswahl der Fakten zu einer weiterführenden Zusammenschau getroffen wird; hier allerdings mit der Möglichkeit der Überprüfung an der empirischen Wirklichkeit.

Wilhelm Dilthey beabsichtigte, auf hermeneutischer Grundlage eine Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften zu erstellen, da er für diese die Methoden der Naturwissenschaften unangemessen fand. Ein zentraler Begriff seiner Hermeneutik ist „Leben“. Dabei ist nur nebenbei an das biologische Gedeihen der menschlichen Individuen gedacht. Leben ist, was sich tut. Es ist nach dem Sinne Diltheys zugleich auch schöpferisches Prinzip, Ursprung von Wirkungszusammenhängen. Der Begriff hat somit einen metaphysischen Grundton: „Leben ist ... die Grundtatsache ... das von innen Bekannte, ... hinter welches nicht zurückgegangen werden kann ... Geschichtlich ist das Leben, sofern es in seinem Fortrücken in der Zeit und dem so entstehenden Wirkungszusammenhang aufgefasst wird“ (Dilthey 1958, 261).

Dieses „Leben“ ist uns nur zugänglich in seinen Ausdrücken, im Menschenwerk mit allem Schaffen und Wirken in Gesellschaft und Wirtschaft, in Kunst und Religion, kurz im (gegenüber Hegel also erweiterten) objektiven Geist, der in und aus der Geschichte bestimmt und bestimmend ist. Bei der Übernahme Hegelscher Begriffe stellte Dilthey die empirische Basis des eigenen Denkens heraus: „Wir müssen heute von der Realität des Lebens ausgehen; ... Hegel konstruiert metaphysisch; wir analysieren das Gegebene. Und die heutige Analyse der menschlichen Existenz erfüllt uns alle mit dem Gefühl ... der Endlichkeit in allem, was Leben ist ... So können wir den objektiven Geist nicht aus der Vernunft verstehen, ... vielmehr müssen wir seine Wirklichkeit in der Geschichte zugrunde legen“ (Ebd., 150). Zum Unterschied von Hegel sind die Menschen nicht lediglich als Vollzugsorgan in übergeordnete, durch immanente Gesetze bestimmte Wirkungszusammenhänge eingebunden. Der Mensch ist autonomes Subjekt im geschichtlichen Leben. „Die Träger ... von Werten und Gütern in der geistigen Welt sind Individuen, Gemeinschaften, Kultursysteme, in denen die Einzelnen zusam-

menwirken“ (Ebd., 153 f.). Es soll kein Sinn von der Welt in das Leben getragen werden. Sinn und Bedeutung entstehen erst im Menschen und in seiner Geschichte (Ebd., 291). Voraussetzung der Interpretation „bilden immer die Zusammenhänge, die der Historiker in sich selbst erlebt hat“ (Ebd., 161). Der Umfang der Geisteswissenschaften „reicht so weit wie das Verstehen, und das Verstehen hat nun seinen einheitlichen Gegenstand in der Objektivation des Lebens. ... Nur was der Geist geschaffen hat, versteht er“ (Ebd., 148). „Das Individuum ... erfaßt als Träger und Repräsentant der in ihm verwobenen Gemeinsamkeiten die Geschichte, in der sie entstanden. Es versteht die Geschichte, weil es selbst ein historisches Wesen ist“ (Ebd., 151). Die „erste Bedingung für die Möglichkeit der Geschichtswissenschaft liegt darin, daß ich selbst ein geschichtliches Wesen bin, daß der, welcher die Geschichte erforscht, derselbe ist, der die Geschichte macht“ (Ebd., 278). So sind Geschehen wie Erkennen geschichtlich bedingt. Selbst wenn Historiker „voraussetzungslos zu verfahren glauben, sind sie von ... ihrem Gesichtskreis bestimmt ... Zugleich aber ist doch in jeder Wissenschaft als solcher die Forderung der Allgemeingültigkeit enthalten“ (Ebd., 137). In der Zeitgebundenheit liegt für Dilthey jedoch keine absolute Beeinträchtigung, sofern wir uns nur den eigenen Horizont gegenwärtig halten. Wo immer wir stehen, Geschichte ist da, und es ist unsere Geschichte. Das historische Bewusstsein kann die eigene Relativität mitbedenken und trachten, den Horizont zu erweitern, in dem es sich befangen weiß.

Im Verstehen liegt Regelmäßigkeit. „Die Objektivation des Geistes in Lebensäußerungen nimmt im Verlauf der Zeit beständig zu. So wächst unablässig das Material für das geschichtliche Verstehen. Immer umfassendere Zusammenhänge werden erkennbar“ (Ebd., 346). Der „Relativität gegenüber macht sich die Kontinuität der schaffenden Kraft als die kernhafte historische Tatsache geltend“ (Ebd., 291). Die „Möglichkeiten der Standpunkte historischen Sehens werden gleichsam in den Epochen der Geisteswissenschaften durchlaufen. ... Die Entwicklung der Geisteswissenschaften muß begleitet sein von ihrer logisch-erkenntnistheoretischen Selbstbesinnung – nämlich dem philosophischen Bewußtsein darüber, wie aus dem Erleben dessen, was geschehen ist, der anschaulich-begriffliche Zusammenhang der menschlich-gesellschaftlich-geschichtlichen Welt sich bildet“ (Ebd., 4). „Das historische Bewußtsein von der Endlichkeit jeder geschichtlichen Erscheinung, jedes menschlichen oder gesellschaftlichen Zustandes, von der Relativität jeder Art von Glauben ist der letzte Schritt zur Befreiung des Menschen“ (Ebd., 290). Wissen und Weltsicht sind relativ auf das Leben und seinen Gang in der Zeit. Dilthey unterscheidet drei Typen historischer Weltanschauungen: Der erste Typus kann „als materialistisch oder naturalistisch bezeichnet werden, ... dessen weitere Entwicklung folgerichtig ... zum Positivismus im Verstande Comtes führt“. Die beiden anderen Typen definiert Dilthey als objektiven Idealismus und Idealismus der Freiheit (Dilthey 1990, 402). Die eine Wahrheit „ist unerkennbar, jedes System verstrickt sich in Antinomien ... Und wenn der Lauf unseres Lebens uns nur einzelne Seiten des unergründlichen Zusammenhangs nahe- bringt – wenn die Wahrheit der Weltanschauung, die diese Seite ausübt, uns lebendig ergreift, dann mögen wir uns dem ruhig überlassen: die Wahrheit ist in ihnen allen gegenwärtig“ (Dilthey 1960, 225). Der Mensch als Subjekt der Geschichte ist in die Wechselwirkungen der Gesellschaft verwebt als ein Kreuzungspunkt der verschiedenen Systeme. „Ich bin so bis in nicht mehr erforschbare Tiefen meines Selbst ein historisches Wesen“ (Dilthey 1958, 278). Das eigene Schaffen trifft zusammen mit dem geschichtlichen Bewusstsein. Es muss sich wissen als ein Glied in dem historischen

Zusammenhang, in welchem es „mit Bewußtsein ein Bedingtes erwirkt“ (Dilthey 1990, 364).

Bei Heidegger hat der Mensch, umschrieben als „Dasein, das sich zu seinem Sein so oder so verhalten kann“ (Heidegger 1972, 12), seine Stellung als autonome Subjektivität, die einer Welt der Objekte erkennend gegenübersteht, eingebüßt. Das menschliche Dasein ist nicht an und für sich, sondern vermittelt durch Zustände und Vorgänge, ausgesetzt den Einflüssen und Einwirkungen der Umgebung, umfangen und durchdrungen von seiner ihm je eigenen Lebenswelt in seinem Denken und Tun. Das Dasein hat teil an seinesgleichen, aufgewachsen mit vertrauten Dingen, im Umgang mit ihnen geformt und gefordert, gefördert und geschlagen.

Gleichlaufende Gedanken kommen auch aus den Einzelwissenschaften. A. Portmann verdanken wir die Einsicht, dass der Mensch die zweite Hälfte seiner Embryonalzeit als „extrauterines Erstjahr“ außerhalb des Mutterleibes verbringt. Er wird, verglichen mit den höchsten Säugetieren, ein Jahr zu früh geboren (Jahr im sozialen Uterus), in dem das noch hilflose Wesen seine Weltbeziehung aufbaut und lernend, je nach Einflüssen der Umgebung, geprägt wird. Das Menschenkind ist mit dem ersten Blick ins Licht Teil seiner Welt. Es ist Kulturwesen, „Dasein“, bevor es noch reden und denken kann.

„Vorgeschichtlich und geschichtlich erscheint uns der Mensch überall im Zustand der Gesellung. Die Familie, die Sippe, der Stamm sind soziale Mächte, aus denen das Individuum von jeher herausgeboren und von denen es gebildet wurde“ (Jellinek 1911, 43). „Die Welt des Daseins ist Mitwelt. Das In-Sein ist Mitsein mit Anderen“ (Heidegger 1972, 118). Das kann in Sympathie, Ablehnung oder Gleichgültigkeit zutreffen.

Menschliches Dasein ist „In-der-Welt-sein“. Der Mensch steht nicht vor einer ihm ursprünglich fremden Welt, sondern ist in ihr und durch sie. Dasein ist, indem es sich auf seine Möglichkeiten entwirft, wie es sie eben versteht. So gehen Daseinsentwurf und Verstehen ineinander, in Sorge für die und vor der Zukunft. Das Verstehen ist durch den Horizont der dem Dasein offenen Möglichkeiten beschränkt. „Das im Verstehen als Existenzial Gekonnte ist kein Was, sondern das Sein als Existieren. Im Verstehen liegt existenzial die Seinsart des Daseins als Sein-können“ (Heidegger 1972, 143). Für Heidegger ist Verstehen nicht vorwiegend ein Akt des diskursiv denkenden Subjekts; er bestimmt es in konsequenter Ausdeutung seines Begriffs „Dasein“ universal als dem Menschenwesen unmittelbar und notwendig zugehörig. Die meisten Bereiche unserer Tätigkeit beruhen auf einem Wissen und Können, das wir uns nicht mit Fleiß eingelernt haben (implizites Gedächtnis).

„In-der-Welt-sein“ heißt nicht, dass die ganze Welt jedem offen steht. Menschliches Dasein bewegt sich in Entwürfen; es muss sich in seinem Horizont, in seinem ‚Da‘, Möglichkeiten eröffnen. Im Verstehen hat das menschliche Dasein die Optionen für die Anstalten, wie es sich machen kann. Dieses apriorische Vitalverstehen abgezogen – es bliebe von der hominiden Kreatur noch weniger als Herders „Mängelwesen“.

Verstehen ist für Heidegger eine Grundbestimmung des Seins des Daseins. Der Mensch findet sich von Anfang an mit Bedingungen vor, die er hinnehmen muss, von seiner Umwelt und seiner Zeit, bis zur „Befindlichkeit“, jedem geläufig als Stimmung oder Gestimmtsein. „Diesen in seinem Woher und Wohin verhüllten, aber an ihm selbst um so unverhüllter erschlossenen Seinscharakter des Daseins, dieses ‚Daß es ist‘ nennen wir die Geworfenheit dieses Seienden in sein Da, so zwar, daß es als In-der-Welt-sein das Da ist. Der Ausdruck der Geworfenheit soll die Faktizität der Überantwortung andeuten“ (Ebd., 134 f.). Erst im Verstehen ist der Mensch er selbst, freilich mit ungewissem Ausgang. Es ist, wie es ist, nicht

nur um ihn herum, sondern auch aus ihm heraus. Die Gestimmtheit umfängt ihn, nimmt ihn ein. Aus seiner „Befindlichkeit“ erschließt sich dem Dasein die Welt. Befindlichkeit, Stimmung kommen ungerufen. Die Welt, in der das Dasein sich verstehend einrichtet, hat es sich nicht ausgesucht, sie ist seine Aufgabe. „In der Weise der Gestimmtheit ‚sieht‘ das Dasein Möglichkeiten, aus denen her es ist. Im entwerfenden Erschließen solcher Möglichkeiten ist es je schon gestimmt. Der Entwurf des eigensten Seinkönnens ist dem Faktum der Geworfenheit in das Da überantwortet“ (Ebd., 148). Nicht nur Politik, schon Dasein ist die „Kunst des Möglichen“.

„Durch Heideggers transzendentale Interpretation gewinnt das Problem der Hermeneutik einen universalen Umriß, ja den Zuwachs einer neuen Dimension. Die Zugehörigkeit des Interpreten zu seinem Gegenstande, ... erhält nun einen konkret aufweisbaren Sinn, und es ist die Aufgabe der Hermeneutik, die Aufweisung dieses Sinnes zu leisten. Daß die Struktur des Daseins geworfener Entwurf ist, daß das Dasein seinem eigenen Seinsvollzug nach Verstehen ist, das muß auch für den Verstehensvollzug gelten, der in den Geisteswissenschaften geschieht. Die allgemeine Struktur des Verstehens erreicht im historischen Verstehen ihre Konkretion, indem konkrete Bindungen von Sitte und Überlieferung und ihnen entsprechende Möglichkeiten von der eigenen Zukunft im Verstehen selbst wirksam werden. Das sich auf sein Seinkönnen entwerfende Dasein ist immer schon ‚gewesen‘. Das ist der Sinn des Existenzials der Geworfenheit. Daß alles freie Sichverhalten zu seinem Sein hinter die Faktizität dieses Seins nicht zurück kann, darin lag die Pointe der Hermeneutik der Faktizität ... Unüberholbar liegt dem Dasein voraus, was all sein Entwerfen ermöglicht und begrenzt. Diese existenziale Struktur des Daseins muß ihre Ausprägung auch im Verstehen geschichtlicher Überlieferung finden ...“ (Gadamer 1975, 149 f.).

Auch in Gadamers Hermeneutik mit Ausrichtung auf die Geisteswissenschaften ist das Verstehen entwerfend gedacht, gestützt auf die Tradition. In ihr kommt ebenfalls „Geworfenheit“ zum Vorschein, von Gadamer als „wirkungsgeschichtliches Bewußtsein“ eingeführt. Wir sind durch unsere Vergangenheit und aus ihr, über das hinaus, was uns davon bewusst ist. „Das wirkungsgeschichtliche Bewußtsein ist in einem so radikalen Sinn endlich, daß unser im Ganzen unserer Geschicke gewirktes Sein sein Wissen von sich wesensmäßig überragt“ (Ebd., XXI). Das Verstehen, dem menschlichen Dasein wesenszugehörig, ist nicht so sehr gelenkter Akt eines Subjekts, sondern Erfassen und Vollzug von Seinsmöglichkeiten in der je eigenen Lebenswelt. In Anwendung auf die Geisteswissenschaften heißt das: Verstehen ist der Wirkungsgeschichte unterworfen. Die Selbstkritik des historischen Bewusstseins führt dazu, „nicht nur im Geschehen, sondern ebenso noch im Verstehen geschichtliche Bewegtheit zu erkennen. Das Verstehen ist selber nicht so sehr als eine Handlung der Subjektivität zu denken, sondern als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen, in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln“ (Ebd., 274 f.). „Wer versteht, ist immer schon einbezogen in ein Geschehen, durch das sich Sinnvolles geltend macht ... Es bringt sich zur Geltung und hat immer schon von sich eingenommen, bevor einer sozusagen zu sich kommt und den Sinnanspruch, der an ihn ergeht, zu prüfen vermag. ... Wir sind als Verstehende in ein Wahrheitsgeschehen einbezogen und kommen gleichsam zu spät, wenn wir wissen wollen, was wir glauben sollen“ (Ebd., 465).

„Ein wirklich historisches Denken muß die eigene Geschichtlichkeit mitdenken. Nur dann wird es nicht dem Phantom eines historischen Objekts nachjagen, das Gegenstand fortschreitender Forschung ist, sondern wird in dem Objekt das Andere des Eigenen und damit das Eine wie das

Andere erkennen lernen. Der wahre historische Gegenstand ist kein Gegenstand, sondern die Einheit dieses Einen und Anderen, ein Verhältnis, in dem die Wirklichkeit der Geschichte ebenso wie die Wirklichkeit des geschichtlichen Verstehens besteht. Eine sachangemessene Hermeneutik hätte im Verstehen selbst die Wirklichkeit der Geschichte aufzuweisen.

Ich nenne das damit Geforderte ‚Wirkungsgeschichte'. Verstehen ist seinem Wesen nach ein wirkungsgeschichtlicher Vorgang" (Ebd., 283). Es gibt „gewiß kein Verstehen, das von allen Vorurteilen frei wäre, so sehr auch immer der Wille unserer Erkenntnis darauf gerichtet sein muß, dem Bann unserer Vorurteile zu entgehen. Es hat sich im Ganzen unserer Untersuchung gezeigt, daß die Sicherheit, die der Gebrauch wissenschaftlicher Methoden gewährt, nicht genügt, Wahrheit zu garantieren. Das gilt im besonderen Maße von den Geisteswissenschaften" (Ebd., 465). Hier tritt, wie in Heideggers Umschreibung des daseinsmäßig Seienden – dem es in seinem Sein um dieses Sein selbst geht – ein ethisches Moment hervor (Grondin 1994, 78 f., 98 f.).

Vergangene Begebenheiten gelangen zu unserer Kenntnis, vielfach überliefert aus verschiedenen Perspektiven. Konflikte wurden ausgetragen mit Gewalt und Mord, Leid und Opfersinn, Grausamkeit, Heroismus und Schuld. Methodische Wissenschaft verurteilt nicht und entschuldigt nicht; sie stellt fest, soweit sie der Daten habhaft werden kann. Das ist gut positivistisch gedacht. Dem Nachkommenden, der das alles als zu seiner persönlichen Bildung gehörig erfährt, stellen sich aber Fragen: Wie hätte ich mich verhalten, an diesem Tag, zu jener Stunde, in dieser oder jener Situation? Die Frage ist nicht mit einem Male abgetan. Das Geschehen der Welt ging weiter und darin unser Leben, mit Tat und Untat, mit Gewolltem und Unterlassenem. Wir haben Konzessionen gemacht, uns herausgehalten, geschwiegen, mit angepasster Überzeugung geredet, nach unserem Vorteil gesehen. Welche Treffsicherheit kann ich aus meinem gegenwärtigen Horizont meinem Urteil über mein Verhalten in einem früheren, ganz anders strukturierten Horizont zugestehen? Wie finde ich für mich den rechten Standpunkt, wie fühle ich mich angesprochen von der Vergangenheit in einer Situation, die mich auf einmal und ungewollt betrifft? Es ist eben so, „daß, wer versteht, sich versteht, sich auf Möglichkeiten seiner selbst entwirft" (Gadamer 1975, 246). Alles Verstehen ist auch ein Selbstverstehen, d.h. ich muss zu mir Stellung nehmen.

III

Im Verstehen sind der Subjektivität Grenzen gesetzt. Was verstanden werden kann, birgt einen Sinn, der zu Übereinstimmung, Zweifel, Widerspruch oder weiteren Fragen herausfordert. Die ältere Hermeneutik eines Schleiermacher oder Dilthey ist ein Akt des erkennenden Subjekts, der einer Meinung in Rede und Text, einer Gesinnung in Tat und Werk verpflichtet ist, deren Ausdruck es kunstgerecht auszulegen gilt. Diese Hermeneutik weiß sich außerdem noch eingeschränkt durch den in der Zeit sich wandelnden Geist des Menschen, der bis in nicht erforschbare Tiefen ein historisches Wesen ist (Dilthey).

Bei Heidegger stehen Subjektives und Objektives nicht getrennt gegenüber, sondern in gegenseitiger Durchdringung. Diese universale Hermeneutik führt uns das Menschenwesen vor als ‚Dasein', das sich nicht besitzt. Dem Dasein ist das Verstehen schon ursprünglich gegeben. „Verstehen" ist mit dem „In-der-Welt-sein", das Menschsein selbst mitbestimmend, angesetzt (Heidegger 1972, 143). Dasein ist sich verstehende Existenz; es versteht damit auch die Welt als seine Lebenswelt mit den ihm in ihr vorgegebenen Möglichkeiten zu sein. Mensch und Welt sind nicht zu trennen. Das in seiner Welt ausgesetzte menschliche Dasein, in „Sorge" um sein ihm selbst überantwortetes Sein, fasst

auch die Wirklichkeit selektiv in ihrem Bezug auf sich selbst auf. Im Verstehen ist es als „geworfenes“ begrenzt.

Diese Einsicht hat Gadamer auf die Geisteswissenschaften übertragen. In seinem Begriff des wirkungsgeschichtlichen Bewusstseins ist die Endlichkeit des Verstehens implizit. Tradition ist die Substanz des geschichtlichen Erkennens. „Das Verstehen ist selber nicht so sehr als eine Handlung der Subjektivität zu denken, sondern als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen, in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln“ (Gadamer 1975, 274 f.). Wie Dilthey weiß auch Gadamer um die Geschichtlichkeit als zeugende und bindende Macht über alles Menschentum; er wendet aber dieses unaufhebbare Vorher ins Positive. Die hermeneutische Reflexion kann die Substanzialität nie restlos in Subjektivität auflösen, sie empfindet aber „gerade dieses ihr Versagen als Positivum, denn nur weil sie immer ‚zu spät kommt‘, kann sie sich getragen wissen: ihre sich in dieser Verspätung zeigende Ohnmacht ist identisch mit der Macht der Vergangenheit, die mir voraus ist und mich solchermaßen zu umgreifen vermag“ (Schulz 1972, 541).

Vor seinen Fundstücken steht der Prähistoriker ohne die Stütze der Überlieferung allein als das souveräne Subjekt, das nach freiem Ermessen urteilt. Verstehen ist nun aber ein Vorgang in uns als geschichtlichen Wesen, nicht ein zeitloser Akt für Kenner von Objekten. Für das Verstehen der Periode, in die der Prähistoriker Einsicht zu erlangen trachtet, fehlt uns das Weltverhältnis des „In-seins“. Um sich den Gehalt der Epoche des archäologischen Erbes zu eigen zu machen, müsste der Forscher die Grenzen seiner Zeit und ihrer Welt hinter sich lassen können. Der Prähistoriker kann wohl meist die Bedeutung und Funktion von Fundstücken durch Vergleich erklären – die Welt, die sie hervorgebracht hat, bleibt verloren, vergessen und begraben. Wer jetzt unrasiert in Fellkleidung und mit Steinbeil wochenlang im Wald von Wurzeln, Beeren und allerlei Getier lebt, ist deswegen noch kein Mensch der Steinzeit.

Die schriftlose Vorwelt bleibt uns fremd; wir sind nicht verstehend aus ihr erwachsen. Zu ihr führt auch nicht die Brücke der Tradition. Bodenfunde stellen uns nicht in Frage. Das archäologische Erbe löst keine Betroffenheit aus, es ist ethisch indifferent. Ein innerer Dialog kommt nicht zustande. Fundstücke erzählen nicht, der einstige Handlungszusammenhang um sie tritt aus der Tatsache ihres Vorhandenseins allein nicht hervor. Man trachtet also, einen aus ihrer Beschaffenheit, ihrer Konstellation und ihrer geographischen Verbreitung zu ermitteln. Das geschieht gewöhnlich, indem man Analogien beibringt, die sich grundsätzlich in aller Welt und jeder Zeit aufsuchen lassen. Ob sie auf einen Fall zutreffen, ist nie ganz gewiss. Ihre Anerkennung folgt dem jeweiligen Trend der Forschung. Wer dabei seinem Einfühlungsvermögen vertraut, ist schrankenlosen Vermutungen preisgegeben. Die Devise: „Alle Macht den Subjekten“ führt in die große Gedanken-Freiheit. „Als die christlichen Kreuzfahrer im Orient auf jenen unbesiegbaren Assassinen-Orden stießen, jenen Freigeister-Orden *par excellence*, dessen untere Grade in einem Gehorsam lebten, wie einen gleichen kein Mönchsorden erreicht hat, da bekamen sie auf irgendwelchem Wege auch einen Wink über jenes Symbol und Kerbholzwort, das nur den obersten Graden, als deren *secretum*, vorbehalten war: ‚Nichts ist wahr, alles ist erlaubt‘“ (Nietzsche 1980, 889).

Wollen wir wirklich, da nun das evolutionistische wie das ethnographische Konzept endgültig als unerfüllbar zurückgelegt sind, doch noch 100 Jahre nur Gruppen und Grüppchen bilden, vor denen wir dann nach vollbrachter Tat ratlos stehen? Wollen wir die keiner Verteidigung fähigen Funde weiter in Prozesse verwickeln, die sie nichts angehen? Wollen wir es empfindsamen Seelen überlassen, durch Ein-

fühlung nachzuerleben, was man sich zur Zeit der Fundschichten vorstellte, als diese noch keine waren? Aus dem Boden kommt nicht der Stoff, aus dem Geschichte und Gesellschaftslehre gemacht sind. Für uns gilt (in einem schlichteren, handgreiflichen Sinn, als ursprünglich gemeint): „Zu den Sachen selbst“. Das typologische Meinen wird der objektiven Gewissheit naturwissenschaftlicher Verfahren immer mehr Platz einräumen müssen.

Zurückblickend auf die letzten Jahrzehnte prähistorischer Forschung kann man beträchtliche Fortschritte verzeichnen, sowohl was Methodenbewusstsein, als auch was Grabungspraxis anlangt (Menghin – Plank 2002; Freeden – Schnurbein 2002). Funde und Befunde, mit modernen Verfahren ausgewertet, stellen sich und den Alltag ihrer Zeit selbst erhellend dar. Es wäre angezeigt, sich an das zu halten, was dabei herauskommt – ohne spekulative Überbaue.

Wissen muss sich klar ausdrücken lassen. Dem Vorkommen von gleichen oder ähnlichen Funden an voneinander entfernten Stellen wird mit einer bei Prähistorikern seit alters beliebten Redensart das Verhältnis einer Beziehung oder Beeinflussung zugeschrieben. Dahinter steckt kein Sinn. Wir können jenen Prädikaten in dem Zusammenhang keine Bedeutung geben. Wir kennen nicht den realen Inhalt der archäologischen Gruppe, noch können wir sagen, von wem zu wem und in welcher Weise die mutmaßliche Verbindung als „Beziehung“ oder „Einfluss“ bestanden haben soll. Niemand weiß, was im jeweiligen Fall eigentlich los war. Offenkundig ist nur, was das typologische Auge schon erspäht hat. Die Aussage über Beziehungen unter der sichtbaren archäologischen Oberfläche ist eine verdeckte Tautologie.

Mit der Entdeckung einer paläolithischen Plastik oder einer griechischen Vase in einem Grabhügel nehmen wir etwas wahr, was wir bis dahin nicht kannten. Die Schlüsse daraus, etwa auf magische Praktiken dort oder auf diplomatischen Geschenkaustausch im anderen Fall, bleiben an Wahrheitsgehalt dahinter zurück. Es ist naheliegend, dergleichen Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, aber unangemessen, dergleichen Deutungsversuche als wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse auszugeben. Über wiederentdeckte Altsachen in verschollene Zeiträume vorzudringen, ist die ureigene Aufgabe der prähistorischen Archäologie. Technik und Naturwissenschaft aller Sparten können helfen, aus den Urzeitrelikten herauszuholen, was sachlich an diesen ist; enger Kontakt mit den Präparatoren ist vorauszusetzen. Ansonsten gilt Wittgenstein, Tractatus 7.

Literatur

Dilthey, W. (1958): Ges. Schr. VII, 2. Aufl., Stuttgart.

Dilthey, W. (1960): Ges. Schr. VIII, 2. Aufl., Stuttgart.

Dilthey, W. (1990): Ges. Schr. V, 8. Aufl., Stuttgart.

Freeden, U. v. – Schnurbein, S. v. (2002): Spuren der Jahrtausende. Darmstadt.

Gadamer, H.-G. (1975): Wahrheit und Methode. 4. Aufl., Tübingen.

Grondin, J. (1994): Der Sinn für Hermeneutik. Darmstadt.

Heidegger, M. (1972): Sein und Zeit. 12. Aufl., Tübingen.

Jellinek, G. (1911): Adam in der Staatslehre. In: Ausgewählte Schriften und Reden. Berlin.

Mante, G. (1998): Gibt es eine postprozessuale Methodik? EAZ 39, 595 ff.

Marx, K. (1844): Nationalökonomie und Philosophie. Zit. n. K. Marx, Die Frühschriften. Hg. S. Landshut, Stuttgart 1971, 225 ff.

Marx, K. (1845/46): Die deutsche Ideologie. Zit. n. K. Marx, Die Frühschriften. Hg. S. Landshut, Stuttgart 1971, 339 ff.

Menghin, W. – Plank, D. (2002): Menschen, Zeiten, Räume. Berlin-Stuttgart.

Nietzsche, F. (1980): Werke, Bd. 4 (Hg. K. Schlechta). München-Wien.

Schulz, W. (1972): Philosophie in der veränderten Welt. Pfullingen.

Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie

I

Die prähistorische Archäologie ist eine empirische Wissenschaft. Sie gewinnt ihre Erkenntnisse indirekt, also durch Schlüsse aus den erhaltenen materiellen Kulturrelikten ihres durch mündliche oder schriftliche Tradition nicht aufgehellten Zeitrahmens. Die empirischen Naturwissenschaften leiten ihre Schlüsse aus – gewöhnlich induktiv gewonnenen – Gesetzen ab, nach dem Schema: Beobachtung von wiederholt auftretenden Phänomenen – Erklärung dieser mit einer Hypothese – Bestätigung der Hypothese durch weitere, ergänzende Beobachtungen – Verifizierung durch den Nachweis gleicher, unter den selben Bedingungen auftretenden Fälle. Das jedem geläufige Beispiel für den Denkvorgang ist die medizinische Diagnose. Es zeigt sich etwa, dass bei einem beträchtlichen Anteil einer Population Verfärbungen der Haut, Ekzeme und krebsige Geschwüre auftreten. Die erste Diagnose lautet: chronische Arsenvergiftung. Das Verhältnis von Symptomen und Ursache ist aus vielfach erprobter Erfahrung bekannt. Es ist aber nicht auszuschließen, dass eine andere Ursache gleiche Symptome auslöst.

Man untersucht also die Ernährungsgewohnheiten, an denen sich aber nichts Auffälliges entdecken läßt. Schließlich wird das schon – allerdings auf andere Schadstoffe – analysierte Brunnenwasser noch einmal kontrolliert und nun findet sich tatsächlich ein viel zu hoher Arsengehalt. Dieses Vorgehen kann man hypothetisch deduktiv nennen.

Das Arbeitsfeld der prähistorischen Archäologie ist das kulturelle Verhalten in schriftlosen Zeiten, also das Historisch-Zufällige. Aus allein archäologisch-morphologischer Perspektive lassen sich nicht induktiv Regeln aufstellen, aus denen weiteres abzuleiten wäre. Widersprüchliche Hypothesen können so unwiderlegbar und unbeweisbar nebeneinander bestehen, so dass sie sich gegenseitig aufheben. Deshalb hat man versucht, aus zusätzlichen Beobachtungen weitere Aussagen abzuleiten. Da der Befund im Boden fragmentarisch ist, sucht der Ausgräber nach Maßgabe seiner historisch-archäologischen Erfahrung nach ganz oder jedenfalls besser erhaltenen Objekten mit Eigenschaften, die mit denen seiner Entdeckung korrespondieren. Die Suche führt ihn etwa (so das Beispiel bei Bernbeck 1997: 51 ff.) zur Annahme: Getreidespeicher. Es wird Bekanntes Unbekanntem gegenüber gestellt. Damit werden aber nicht stets zusammen auftretende Phänomene mit einer Hypothese erklärt, die durch ergänzende Beobachtungen (oder Experimente) erhärtet

Annalen des Naturhistorischen Museums Wien
Band 106, Serie A, 2004, S. 425-432

QUELLE

werden kann. Muster und Fundobjekt haben unmittelbar nichts miteinander zu tun, es folgt nicht eins aus dem anderen. Sie stehen nicht in einem Verhältnis, das sich wie in der Heilkunde nach Verifizierung (allenfalls durch Obduktion) als eines von Ursache und Wirkung darstellen läßt. Hier gibt es zwischen den beobachteten Fällen einen, wenn auch nicht logisch notwendigen, so doch empirisch mit genügender Sicherheit nachweislichen Zusammenhang, so dass sich ein allgemeiner Satz ableiten läßt (z.B. wer zu viel Arsen zu sich nimmt, wird krank). Nach der archäologischen Vorgangsweise, so auch im gewählten Beispiel, schließen wir aus der Übereinstimmung in einigen Merkmalen auf (funktionale) Gleichheit überhaupt. Die Beurteilung des Grades der Übereinstimmungen nach Anzahl und Qualität steht im freien Ermessen des Betrachters.

Es ist ein Schluß nach Analogie, der bekanntlich volle Gewißheit nicht beanspruchen kann (es sei denn, man gräbt ein Objekt mit erhaltungswürdiger Bausubstanz aus). Die Schwachstellen des Vorgehens, das er unter „hypothetisch-deduktiv“ einreiht, hat auch Bernbeck hervorgehoben (Bernbeck 1997).

Bei induktivem Vorgehen schließt man von vielen besonderen Fällen auf eine allgemeine Erscheinung. Kann man alle Fälle erfassen und mit dem gleichen Resultat bestätigen, ist die Induktion vollständig und hat den Charakter eines Gesetzes. Nach Analogie schließt man aus einer Anzahl von Eigenschaften, die Phänomene gemeinsam haben, dass diese in allen Belangen übereinstimmen. Wenn die Archäologie, wie es meistens ist, von Unvollständigem und Unbekanntem ausgeht, kann völlige Übereinstimmung nie mit Sicherheit behauptet werden. Falls alle Merkmale des Musters mit der fraglichen Sache übereinstimmen, wird formale Gleichheit nicht erschlossen sondern intuitiv wahrgenommen. Ein Analogieschluss wäre dann gegebenenfalls auf funktionale Gleichheit abzustellen. Angenommen, eine Krankheit hat epidemische Ausmaße angenommen, Symptomatik und Ätiologie sind schon gründlich erforscht. Kommt nun ein Patient aus dem verseuchten Gebiet mit einschlägigen Beschwerden zum Arzt, wird ihn dieser gezielt daraufhin untersuchen. Die Symptome lassen sich vollständig aus der Seuche erklären. Der Arzt leitet den besonderen Fall nach allen Regeln von dem allgemein verbreiteten ab. Er kann gleich deduktiv vorgehen und das ist der Unterschied zu Hypothetisch-Deduktiv. Einen anderen in dieser Richtung verdächtigen Fall erfährt der Arzt von dritter Seite. Die Beschreibung ist ungenau, manche Symptome passen, andere bleiben unerwähnt oder sind nichtssagend. Eine zuverlässige Diagnose, ob hier ein weiterer Fall der Epidemie vorliegen könnte, ließe sich erst nach Untersuchung des Patienten selbst stellen. Bis dahin kann der Arzt nur sagen: soviel ich höre, stimmen einige Anzeichen mit denen der bekannten Seuche überein; es könnte ein Fall davon vorliegen. Er schließt jetzt nach Analogie und kann nach bestem Wissen und Gewissen seinem Urteil nur Wahrscheinlichkeit beimessen. Wahrscheinlichkeit bedeutet nicht einen herabgesetzten Grad von Wahrheit. Wahrscheinliches kann ganz falsch aber auch ganz wahr sein – wir wissen es nur nicht.

Sätze von absoluter Geltung lassen sich empirisch nicht gewinnen. „Erfahrung lehrt uns zwar, dass etwas so oder so beschaffen sei, aber nicht, dass es nicht andres sein könne“. So steht es in Kants Kritik der reinen Vernunft. Es wäre also voraus zu sehen gewesen, dass dem Unterfangen, den Grabungsergebnissen mit der „deduktiv-nomologischen Erklärung“ nahe zu treten, der Erfolg versagt bleiben musste. Im Bestreben, zwischen Induktion und Deduktion zu vermitteln, wurde damit experimentiert, zwei mögliche Urteile über eine Ausgrabungsstelle in der Form eines disjunktiven Syllogismus gegenüber zu setzen (Mante 2000: 4): es könne sich entweder um einen Wohnplatz oder um eine

Kultstätte handeln. Gegen Wohnplatz spricht einiges, also bleibt Kult. Formalisiert geht der Schluss einwandfrei auf: C ist entweder A oder B, A ist es nicht, also muss C=B sein. Ein Drittes ist formallogisch ausgeschlossen. Das gilt aber nur, wenn man von jeglichem Inhalt abstrahiert. Werden Inhalte einbezogen, stellt sich heraus, dass der Ansatz die empirische Wirklichkeit um andere konkrete Bestimmungen verkürzt. Es gibt ja nicht nur ein Entweder/Oder sondern ebenso ein Sowohl/Als auch. Die Zahl der möglichen Prämissen wurde beschränkt. Die Erfahrung sagt uns, dass mit Wohnen und Kult nicht alle Fälle der Nutzung von Grundflächen erfasst sind. Nicht zuletzt wissen wir, dass in der Realität so manches vorkommt, was wir aus unserem endlichen Horizont erst gar nicht in Betracht ziehen. Dass ein alter Wohn- oder Kultplatz freigelegt wurde, beruht auf der Einschätzung der Ausgräber, die ihre Gründe hat, sich aber wieder nur durch Übereinstimmung mancher erhaltener Merkmale mit bekannten Stellen auf Analogie stützen kann, also ohne sicheren Rückhalt bleibt. Wenn ein Arzt apodiktisch behauptet: es kommt nur Typhus oder Kinderlähmung in Betracht, schließt dann mit sicherem klinischen Blick das eine aus, um nur das andere zu therapieren, kann es sein, dass sein Patient an Meningitis stirbt.

„Das Konzept deduktiv-nomologischer Erklärungen ist einer Wissenschaft wie der Archäologie weithin unangemessen“ (Bernbeck 1997: 58). Von unfehlbaren Sätzen, wie sie Mathematik und formale Logik bilden, kann die rein archäologische Forschung nicht ausgehen. Auf induktiv gewonnene Prinzipien aus dem eigenen Arbeitsfeld, wie sie die empirischen Naturwissenschaften nach Versuch und Irrtum mit Erfolg benützen, kann sich die objektkundliche Altertumswissenschaft auch nicht stützen, weil sie eben keine Erfahrung von Tatsachen hat. Es muss also auf durch Erfahrung und Tradition vermittelte Verhältnisse zurückgegriffen werden, die in kanonischer Wiederholung zu beobachten waren, denen man also eine gewisse Regelhaftigkeit zuerkennen kann. Hier steht, außer einigen auch von Bernbeck vorgebrachten Gründen der Deduktion vor allem im Wege, dass kein archäologischer Befund einen konkreten Sachverhalt so klar wiedergibt, dass er zweifelsfrei als Fall einer rezent oder subrezent mehr oder weniger gut bestätigten Regel zu subsumieren ist. Die angenommene Regel beruht auf positivem (wenn auch nicht notwendig und allgemein gültigem) Wissen. Die archäologischen Befunde bringen nur Indizien für die eine oder die andere Meinung. Die ihrer faktischen Bedeutung nach nicht eindeutigen Fundbilder stimmen mit dem bekannten Fall lediglich in einer Anzahl von Merkmalen teilweise überein. Das beglaubigte Phänomen, aus dem vermeintlich ein ehemaliger Sachverhalt abgeleitet werden kann, dient nur als Muster in einem Schluss nach Analogie. Die sog. „deduktiv-nomologische Erklärung“ von archäologischen Befunden bewegt sich im Bereich subjektiver Vorstellungen. Wenn wir eine Auslegung mit unbestimmtem Wahrheitsgehalt unter eine Regel bringen, von der wir wissen, dass auch sie nicht allgemein und notwendig zutrifft, kann nichts herauskommen. Um von der logischen Spiegelfechterei mit Anstand und Eile zu einem nützlichen Abschluss zu kommen, sei in Erinnerung gerufen: Ist eine Prämisse problematisch, ist es auch die Konklusion.

II

Eine der traditionellen Fragen der Soziologie ist, ob Plan und Ordnung notwendige Voraussetzung oder Konsequenz menschlicher Vergesellschaftung sind, ob der leitende Gedanke eines in die Zukunft vorgreifenden Willens die Gesellschaft zusammenhält oder diese sich eigengesetzlich, je nach den vorherrschenden Interessen und Bedürfnissen einer Mehrzahl von Individuen im Laufe der Ge-

schichte immer neu konstituiert. Ob nun Gewalt oder Zusammenwirken von Strukturen und Funktionen oder andere Phänomene äußerer oder innerer Natur als integratives Prinzip vorangestellt sind – keine Theorie konnte sich exklusiv und universal als bestimmend für die menschliche Sozialordnung durchsetzen.

Die empirische Sozialforschung wies andere Wege, darunter die Theorien „mittlerer Reichweite". Diese verzichten auf umfassende Schemata, durch die sich Sozialstrukturen einheitlich begreifen lassen und trachten bestätigte, wenn auch zeitlich wie räumlich beschränkte, auf gezielten Erhebungen beruhende Aussagen zu machen, die dann aber auch mit Bedachtnahme auf die wechselnden Bedingungen der natürlichen und geschichtlichen Situation, einer späteren Revision offen stehen.

Auch in die prähistorische Archäologie hat der Terminus „Theorie mittlerer Reichweite" Einzug gehalten, allerdings in einem anderen Verständnis. Die Fundsituationen, die sich dem Ausgräber darbieten, haben sich nur ganz ausnahmsweise auf einmal wie eine Momentaufnahme vergangener Zustände ergeben. Wenn eine von Menschen belebte Stätte aufgegeben wird, hat das seine Gründe, und bis sie gänzlich verödet und schließlich tief in der Erde steckt, geschieht noch einiges. Was der Archäologe in der Regel vorfindet, sind, wie jeder weiß, nur dürftige Spuren einst gelebten Alltags, Resultate längerer Prozesse. Wie der Originalzustand ausgesehen haben könnte, ist nicht unmittelbar evident sondern nur durch Gegenüberstellung der Fundsituation mit Vergleichbarem zu erschließen, wofür aus geschichtlicher und ethnografischer Erfahrung genügend Exempel zur Auswahl stehen. Eine unwiderleglich klare Entscheidung verhindert freilich der fragmentarische Zustand der prähistorischen Objekte. Die Vielzahl der Möglichkeiten von natürlichen Prozessverläufen und des Umgangs der Menschen mit ihrer Habe läßt eindeutige Aussagen, wie jede einzelne Fundsituation zustande kommen musste, nicht zu. Keine Lösung bietet sich als einzig zutreffende an, man muß sich für eine als die wahrscheinlichste entscheiden und dieser – sie mag nun richtig oder irrig sein – kann man dann eben nur „mittlere Reichweite" zugestehen. Der entlehnte Terminus bezieht sich also auf unser Wissen, auf den Unsicherheitsfaktor, der einzukalkulieren ist, wenn man sich mit mittelbarem Erkennen durch Schließen nach Analogie zufrieden geben muss.

Eine soziologische Theorie mittlerer Reichweite ist an bestimmten Tatsachen orientiert und kann durch andere Tatsachen relativiert werden; sie gilt nur für einen bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit. Eine Theorie etwa über den Zusammenhang von Feminismus, Hosenmode, steigendem Konsum von Zigaretten und alkoholischen Getränken beim weiblichen Geschlecht hätte eine je nach Nationalität, Religionsbekenntnis, Bildungsschicht, Lebensalter und Zeitalter begrenzte Reichweite. Von den sehr entschlossen für Frauenrechte eintretenden Suffragetten sind keine Anstalten bekannt, sich der privilegierten Männerwelt in der Tracht und durch den öffentlichen Genuß von Alkohol und Nikotin auch äußerlich sichtbar anzugleichen.

In der Sozialforschung bezieht sich das „Mittlere" der Reichweite auf den Umfang der Aussage, deren Richtigkeit in der vorgegebenen räumlichen und zeitlichen Begrenzung durch Beobachtung zu bestätigen ist. In der prähistorischen Methodik geht es unter jenem Titel um die Zuverlässigkeit einer Aussage überhaupt, die ja, auf Analogieschlüssen beruhend und durch unmittelbare Erfahrung nicht überprüfbar, zutreffend oder irrig sein kann. Für eine Vorgangsweise, die „auf halben Wegen und zu halber Tat mit halben Mitteln" Rätsel der Vorzeit zu lösen versucht, ist der Terminus „Theorie mittlerer Reichweite" recht anspruchsvoll. Seine Einführung in die prähistorische Archäologie ver-

dankt er wohl einem Verlangen, als Mehrer im Reiche der Methodenvielfalt genannt zu werden.

III

Die Prähistorik schöpft ihr Wissen von der Vorzeit aus Bodenfunden, die deshalb herkömmlich in ihrer Gesamtheit als Quellen gelten. Das kann aber nicht in gleichem Maße für alle angenommen werden. Ein Grabhügel kann eine Quelle sein, die uns mit einer Tatsache des Totenbrauchtums einer Zeit bekannt macht, die figuralen Darstellungen auf Situlen dienen als willkommene Quellen für die Tracht. Ein Fundobjekt hat jedoch diesen Status nicht an und für sich. Zunächst ist es Anzeichen; es wird von uns als aussagekräftiges Indiz eingesetzt, wenn es in einen Zusammenhang gebracht werden kann, indem es eine Hypothese stützt oder unmöglich macht. Ein prähistorischer Fund steht zu uns wie etwa ein Fingerabdruck aus heutiger Zeit. Der kann u.U. ein Indiz für Anwesenheit sein, er gibt aber keine Auskunft über ein Geschehen. Er ist völlig belanglos, wenn nichts passiert ist. Es wimmelt in unserer Welt von nichtssagenden Fingerprints – so wie auch von alten Scherben. Eine historische Quelle sagt etwas über Tatsächliches aus, ist Quelle der Erfahrung, und wenn es nur darum geht, daß sich der Bürgermeister ein Bein gebrochen hat, mit allen Folgen für das dörfliche Gemeinwesen, denen nachzugehen wir uns hier versagen müssen. Wem der Unfall in seine Fabel paßt, für den ist der Vermerk eine Quelle.

Ob und in welcher Beziehung ein Bodenfund eine Quelle darstellt, hängt davon ab, worauf der mit ihm befasste Prähistoriker abzielt und welchen Zusammenhang er mit ihm in einem ersten vorläufigen Urteil herstellen zu können glaubt. Das hat, meist unbemerkt, schon auf die Erfassung und Beschreibung der Bodendenkmäler Einfluß. Die Qualifikation der Bodenfunde steht beim Betrachter, sie ist relativ auf uns (vgl. Eggert 2001: 129 ff.). Wir erfassen Objekte nicht in ihrer Totalität, als Träger einer Gesamtheit von Merkmalen, sondern so, wie sie uns aus der jeweiligen Perspektive vorkommen. Der Versuch einer vollständigen Beschreibung würde ins Uferlose führen und wird auch gar nicht unternommen. Die Beschreibung ein und desselben Objekts fällt deshalb bei den Autoren selten identisch aus. Eine Keramikscherbe läßt sich nicht mit Worten anschaulich machen, weil man eben nicht alles sprachlich umsetzen kann, was man sieht. Zum Begriff wird der Gegenstand aber durch das Wort.

Eigenschaften stecken nicht eo ipso feststehend und abgemessen in den Dingen. Sie werden ihnen selektiv zugeschrieben. Ein „Ding“ ist nicht als Träger einer bestimmten Summe definierter Eigenschaften, nicht als Sammelort von Merkmalen für jedermann und in jedem Augenblick gleichermaßen offen. Die prähistorisch-archäologischen Ordnungsbegriffe „Merkmal“, „Typus“ und „archäologische Gruppe“ werden vom Bearbeiter nach deren wechselweise begründetem Verhältnis zueinander bestimmt. Das hat man sich bei der ordnenden Sichtung des Materials gegenwärtig zu halten. Wir zählen nicht Eigenschaften einfach auf, um die Objekte zu schildern, sondern wir suchen im Vergleich konkrete Charakteristika (die auch ganz unscheinbar sein können), um spezifische Unterschiede herauszufinden. Typisches liegt nicht einfach vor, es wird vielmehr vom Bearbeiter in Hinsicht auf eine distinktive Funktion festgelegt. In dieser stellen die Typen das Grundgerüst von Stufen und Gruppen.

Die Einteilung in Gruppen wird vorgenommen, um zunächst Übersicht vom Fundmaterial zu erhalten und unter Umständen auch Einsicht in die Dynamik des Kulturgeschehens zu gewinnen. Einteilung, die eine Materie einem bestimmten Zweck entsprechend erschließt, hat Regeln. Sie braucht zur Abgrenzung ihrer Glieder einen Einteilungsgrund. Dazu wählt man ein Merkmal, das sich zur Cha-

rakterisierung durchgehend eignet, und auch konsequent beizubehalten ist. Die Glieder des Einzuteilenden müssen den Umfang von diesem erschöpfend ausmachen. Sie müssen einander ausschließen, aber einem gemeinsamen Oberbegriff unterzuordnen, somit vergleichbar sein. Andernfalls erhält man nicht Teile eines Ganzen, die sich zueinander in ein Verhältnis setzen lassen sondern ein zusammenhangloses Aggregat. Dass materielle Güter überhaupt und allgemein für eine über sie hinausweisende Unterscheidung kollektiv-menschlicher Verhaltensweisen geeignet sind, kann nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden; die spätere Kulturgeschichte geht vorwiegend nach anderen Grundsätzen vor.

Macht man eine oppositionelle Zweiteilung (Dichotomie), ist die Operation schon rein logisch unanfechtbar: Metall und Nicht-Metall. Da sind klare Grenzen und alles ist erfaßt. Die Einteilungsgründe für eine Mehrfach-Teilung (Polytomie) sind indessen nur empirisch zu gewinnen; man muß schon wissen, worum es geht, um ein dem Zweck entsprechendes Prinzip zu finden. Gründet man einen Männerchor, wird man nach der Stimmlage einteilen und nicht nach Gewichtsklassen. Einteilungsglieder wie die Gattungen und Arten der Biologie, die zusammen ein Ganzes von weiterem Umfang bilden, sich aber begrifflich gegenseitig ausschließen, wird man im Bereich menschlicher Kultur vergeblich suchen.

Der o.a. Bürgermeister, inzwischen längst genesen, verkehrt in vielen Vereinen, von Chorsängern bis zu Kaninchenzüchtern und tut sich an so manchem Stammtisch um. Er weiß selbstverständlich, dass er damit nicht alle repräsentativen Meinungsträger um sich schart, die für die Struktur des Gemeinwesens in seiner Gesamtheit konstitutiv sind. Sänger und Biertrinker kann man zugleich sein; sie schließen sich nicht gegenseitig aus, die erfolgreich kaninchenzüchtenden Biertrinkerinnen noch gar nicht einkalkuliert. Ein Teil der Gemeinde ist nichts dergleichen und so nicht zu erfassen. Der Bürgermeister, politisch erfahren, weiß das.

In einer vergleichbaren Lage ist auch der systematisierende Prähistoriker. Er bedient sich der Ordnungsprinzipien, die er sich mit seinen Typen geschaffen hat und bildet Gruppen und Kulturen nach Hausrat, Trachtenbestandteilen, Gräbern u.a.m. Ein durchgehender Einteilungsgrund, der den Stoff erschöpfend so teilt, dass die Einteilungsglieder sich gegenseitig ausschließen (wie die Stimmlagen im Chor), ergibt sich daraus nicht. Die Gruppen und Kulturen verhalten sich zueinander wie die Vereine des Bürgermeisters. Mit jenen ist ebenfalls kein objektiver Wirkungszusammenhang erschlossen. Die Einteilungsgründe sind nicht einem höheren Begriff, diesen zusammen erfüllend, logisch untergeordnet; sie stehen etwa so zueinander wie konkret und konkav.

Eine bestimmte Tonware kommt z.B. in einem Gebiet vereint mit einer bestimmten Art der Bestattung vor. Allerdings nicht ausschließlich; die besondere Keramik zeigt sich auch außerhalb mit anderen Gräbern. Auch jene assoziierte Bestattungsweise ist nicht auf den Bereich mit der spezifischen Keramik beschränkt. Was tun? Man entschied sich je nach vorgefasster Meinung für das eine oder das andere als gruppenstiftenden Faktor. Für den offenen Rest haben beide Parteien zu aller Zufriedenheit die nämliche Erklärung: Einfluss. Was da eingeflossen ist, um jenen archäologischen Effekt hervorzurufen, bleibt unerörtert. In einem anderen Fundgebiet ist die keramische Ausstattung kaum zu unterscheiden. Es wird dennoch in zwei Kulturen getrennt, weil die Leichen in einem Teil des Gebiets nicht genau so liegen wie im Rest. Zu späterer Zeit herrschen beiderseits des Grenzflusses deutliche Unterschiede im Aufwand bei der Bestattung. Dennoch wird – jetzt ist man toleranter – die Zusammengehörigkeit nicht angezweifelt – der Keramik wegen. Wieder ein anderer Grund war maß-

gebend, als man Fundlandschaften zusammenlegte, die weder mit ihren Gräbern, noch im Hausrat kongruent sind, nämlich die Fertigungstechnik für Bronzeobjekte.

Prähistorische Archäologie wird betrieben und gelehrt als Sachwissen von Sammlern, die das, was sie gesammelt haben, mit einer Deutung versehen, die sich nicht immer auf positives Wissen berufen kann. Ebensowenig wie Vereine mit verschiedenen Zwecken eine funktionierende Gemeinde bilden, können archäologische Gruppen als organische Glieder eines strukturierten Bezugsganzen verstanden werden. Der Gedanke, gelebte Wahlverwandtschaft müsste archäologisch ausgewiesen sein und der Zusammenhalt von Gemeinschaften würde stets und nur durch Hausrat, Handwerk, Zierweisen und Begräbnisse manifest, entbehrt nicht einer gewissen vorgeschichtswissenschaftlichen Weltfremdheit. Die wahre Welt rückt auch nicht näher heran, wenn man Landkarten entwirft mit Fundpunkten sonder Zahl und richtungsweisenden Pfeilen. Was sich ehedem, einmal so und einmal so, in Frieden und zu Feindschaft zusammentat, findet sich auf Papier nicht wieder. Wohl müssen wir uns nach der Archäologie richten. Da diese aber die Einteilung ihres Materials nach wechselnden Prinzipien vornimmt, schließen sich ihre Glieder nicht notwendig gegenseitig aus, und die ehemaligen menschlichen Gruppen, deren Ausweis sie sein sollen, bilden zusammen kein gegliedertes Ganzes. Eine archäologische Einheit kann Gruppen von ganz verschiedener Zusammensetzung umschließen, seien sie durch Herkunft, Stand, Religion oder politischen Willen geworden.

P. Ramsl zitiert R. Echt, für den der Begriff „La Tène Kultur“ lediglich ein Kommunikationssystem bezeichnet, mit dem sich der Gebrauch von gleichartigem oder ähnlichem, der Zeit angepassten Schmuck und Gerät auf eine Anzahl sonst unterschiedlicher Menschengruppen übertrug, und fügt hinzu, dass demgemäß nicht jeder, der Objekte im La Tène-Stil verwendete, sich auch als Kelte gefühlt haben muss (Ramsl 2003: 102). La Tène Kultur und keltisch sind weitgefasste Sammelbegriffe mit heterogenen Inhalten. Handelseins und Handgemein können unter einer archäologischen Decke stecken und „ein einig Volk von Brüdern“ kann mit mehreren archäologischen Einheiten ganz verschiedene Spuren hinterlassen haben.

Wie die Interessen und Tendenzen sich tatsächlich verteilen und wie die Gemeinde sich fraktionsweise getrennt zu einem funktionsfähigen Ganzen zusammenfügt, erfuhr besagter Bürgermeister erst nach der Wahl. Das Wahlverhalten ist ein adäquates Einteilungsprinzip. Die Parteien als Einteilungsglieder schließen einander aus und erfüllen (mit den Nichtwählern) den Umfang des Einteilungsganzen.

Eine Bestätigung seiner Arbeit vom Prozessgegenstand selbst, also von innen her, bekommt der Prähistoriker nicht. Er stößt ins Ungewisse vor, weiß nicht, was ihn erwartet. Um adäquat aufzugliedern, müsste er die durch sein Material repräsentierte Menge kennen, was in ihr steckt, die Fähigkeiten der Zugehörigen, die Tendenzen, die sie bewegen. Die Bodendenkmäler wären dann nur noch ergänzendes Anschauungsmaterial. So steht es aber nicht, der Prähistoriker bleibt in erster Linie Archäologe und man weiß nicht, ob und inwieweit sich Einteilungsglieder überschneiden und wie viel andererseits von der prähistorischen Realität archäologisch gar nicht greifbar wurde. Es gibt nur Spuren und diesen ist nicht anzumerken, ob eine und welche humanwissenschaftlich fruchtbare Einsicht durch welche Art der Gliederung gewonnen sein könnte. „Wir werden uns mit der Möglichkeit vertraut machen müssen, daß weder ein bestimmter sozialer Status zu einem spezifischen archäologischen Fundbild führen muß, noch ein bestimmtes archäologisches Fundbild grundsätzlich mit einem spezifischen Tatbestand der einstigen sozialen Realität verknüpft ist“ (Eggert 1989: 66).

Der Zusammenhalt eines menschlichen Gemeinwesens ist zeitlich und räumlich je anders dominiert, so von Herkunft und Stand, ethnischem und religiösem Bewußtsein. Die materielle Ausstattung, ebenso geschichtlich und wechselhaft, steht dazu in keinem festen Verhältnis und das bedeutet, daß archäologische Fundgruppen keinen verläßlichen Bezugsrahmen haben. „Wir schaffen uns also unser eigenes Bild der Vergangenheit, die aber von denen, die sie damals erlebten, möglicherweise ganz anders gesehen wurde ... Die Benutzung unserer eigenen Konzepte und die Verwendung von Analogien zur Beschreibung der Vergangenheit sind völlig unvermeidlich, führen aber eindringlich vor Augen, in welchem Grade die angebliche ‚Wirklichkeit der Vergangenheit' ein Konstrukt der Kommunikation in der Gegenwart ist" (Härke 1993: 5 f.).

Die Fundgruppen stehen isoliert, als im Lauf der Zeit entstandene Gebilde aus der (oft widersprüchlichen) Sicht ihrer einzelnen Schöpfer. Dennoch werden sie als Wesen behandelt, die, für „Einflüsse" zugänglich, miteinander in Beziehung treten können. Ihre dauerhafte Existenz in Lehre und Forschung hat historische, aber auch praktische Gründe; sie sind Mittel zur Verständigung, Hieroglyphen der Archäologensprache. Weniger Sinn ist darin zu finden, archäologische Gruppen immer wieder umzugestalten oder mit anderem Inhalt neu abzugrenzen. Dieser Prozess kann nie zu einem Ende führen.

Literatur

Bernbeck, R. (1997): Theorien in der Archäologie. Tübingen und Basel (Uni-Taschenbücher).

Eggert, M.K.H. (1989): Die Fürstensitze der Späthallstattzeit. Bemerkungen zu einem archäologischen Konstrukt. Hammaburg, NF 9: 53 ff.

Eggert, M.K.H. (2001): Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden. Tübingen und Basel (Uni-Taschenbücher).

Härke, H. (1993): Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 3: 3 ff. Wilkau-Hasslau.

Mante, G. (2000): Archäologie zwischen Geistes- und Naturwissenschaft. Ethnograph. Archäol. Z., 41: 1 ff.

Ramsl, P.C. (2003): Migrationsphänomene (?!) in der Frühlatènezeit. Mitt. Anthropo1og. Ges. Wien, 133: 101 ff.

Archäologie mit Naturwissenschaft

Zusammenfassung

Zum Wandel des Methodenbewusstseins in der prähistorischen Archäologie durch den zunehmenden Einsatz von Naturwissenschaften wird mit Beispielen Stellung genommen.

Summary

The contribution comments the methodological change in Prehistoric Archaeology due to the increasing importance of scientific analyses.

I

Prähistorisch-archäologische Forschung kann sich nicht unmittelbar auf Erfahrung stützen, sie muss auf mögliche Zustände der Vergangenheit aus Grabungsbefunden schließen. U. Fischer unterscheidet eine „äußere" Deutung (nach historischen und ethnographischen Analogien) von einer „inneren". Diese schöpft „unmittelbar aus der Erfahrung" und hat wieder „zwei Arten, die direkte und die analogische. Die direkte innere Deutung ist nicht analogisch, sondern macht am Objekt oder Befund selber fest. ... Analogische innere Deutung hebt auf Vergleich innerhalb des Faches ab" (Fischer 1999, XXII, XXVI).

Die innere direkte Deutung ist von der analogischen nicht klar abzugrenzen, was sich schon daraus ergibt, dass jene sich auf Erfahrung beruft. Keine Interpretation beginnt bei Null. Man kann nicht gegenstandslos denken; in einer Leere vor jeder Erfahrung könnte man sich keine vernünftigen Vorstellungen machen, sondern höchstens fantasieren. Es muss ein Wissen, ein Vorbild da sein, dem man, je nach Übereinstimmung der Charakteristika, den fraglichen Fall analog setzen kann. In einem Land, wo vor sagen wir 200 Jahren Lendenschurz und Penisfutteral zur Deckung der Blöße als schicklich galten, wäre auch damals, aus Erfahrung mit Stein, ein Messer mit einer Klinge aus dem dort noch unbekannten Werkstoff Eisen spontan als Messer erkannt worden. Ein Bügeleisen hätte man als unnützes Spielzeug oder als Kultgerät abgetan. Vor so manchem Relikt aus der Urzeit steht der Prähistoriker heute auch nicht gescheiter da. „Direkte innere" Deutung liegt auch den bildhaften Schemata von Verschränkungen und Verschiebungen archäologischer Stufen und Gruppen zugrunde, die uns einige Autoren zur Verdeutlichung von „Kulturwandel" zurecht gemacht haben (Eggert 2001, 297

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 134/135, 2004/2005, S. 203-213

ff., 304 ff.). Damit ist aber nur ausgedrückt, was man als An- oder Abwesenheit gewisser Fundgattungen bereits festgestellt hat, dasselbe durch dasselbe. Unsere Kenntnis gewinnt kein weiteres Prädikat hinzu. Es ist eine „elende Tautologie".

Die Frage nach Ursprung und Dynamik von Kulturprozessen können wir auf rein archäologischer Basis gar nicht stellen. Wandel ist der Übergang eines Zustands in einen anderen. Er vollzieht sich in der Zeit. Der Gang der Zeit wird erst mit Veränderungen durch äußere Vorgänge und in Gedanken, Wort und Werk sinnfällig. Veränderung setzt ein schon Bestehendes voraus. Was sich ändert, wo und auf welche Weise das geschieht, lässt sich unter keine Regel bringen. Die allgemeine Geschichtsschreibung, wie auch die systematische der einzelnen Kulturgebiete, bringt den Wechsel von Tat und Werk, Aufstieg und Verfall mit den Jahreszahlen ihrer Zeitrechnung in eine überschaubare Ordnung. Die Jahre der Urzeit sind nicht gezählt. Der Prähistoriker kann ihren Lauf vorerst nur an der Beschaffenheit der Kulturrelikte und ihrer Lage im Boden registrieren. Er bildet Fundhorizonte, die er mit verschiedenen Methoden in ein Zugleich, Vorher und Nachher ordnet. Wer die diversen Horizonte der Bodenfunde für den symmetrischen Reflex von Handel und Wandel hält, müsste auch an Kulturbewegung in Rucken und Sprüngen glauben, mit leerer Zeit dazwischen. Aus archäologischer Perspektive ist lediglich eine Veränderung der Fundkonstellationen zu erkennen. Dass diese einen Kulturwandel im eigentlichen, vollen Sinn anzeigt, einen Wandel von Gesinnung und Wirken, Weltsicht und Gehaben, ist nicht zu begründen. Würde die „archäologische Kultur" als konstitutives Prinzip für Kultur überhaupt anerkannt, müsste man die Kulturbewegung als holpernden Stufengang annehmen, und Kultur wäre auf die Erfüllung der Haushaltserfordernisse reduziert.

„Auf technischer Ebene sind ... in vielen Fällen die Artefakte selbstredend, während auf symbolischer Ebene ... die Deutung schwierig wird. ... Eine absolut sichere Deutung ist in der Vorgeschichte nicht möglich, denn wir können jene Menschen nicht mehr fragen. ... Die Deutung konzentriert sich auf die technische Ebene, erlaubt aber ... Ausblicke in die symbolischen Bereiche der Kultursysteme". Zwischen innerer Deutung (Muster: Siedlungsforschung) und äußerer Deutung, die immer analogisch ist, nimmt das Studium der „alten Hochkulturen eine vermittelnde Stellung ein" (Fischer 1999, XXIV ff.).

Ein Paradebeispiel dafür ist die vergleichende Analyse der Bewaffnung nach Originalfunden und figuralen Darstellungen. Die Bilder auf den Situlen sind „selbstredend". Es gab also gut gerüstete Kriegerhaufen. Schon die Art der Bewaffnung lenkt den Blick auf den Mittelmeerraum, aus dem auch Schilderungen von häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen vorliegen. In den betreffenden Ländern war im ersten Jahrtausend v. Chr. die stadtstaatliche Lebensform weit verbreitet. „Jede moderne Vorstellung von Stadt hat dabei fern zu bleiben. Die autonomen Gemeinden waren ... eher klein wie unsere Dörfer, aber durch ihre Schutzfunktion herausgehoben. ... Voraussetzung war ... die allgemeine Machtschwäche dieses Raumes, das Fehlen beherrschender fremder Großmächte. ... Eingesessene und traditional legitimierte Potentaten, Landnahmeführer oder erfolgreiche Condottieri ... dominierten diese kleinen Einheiten zunächst, aber nicht als absolute Herren ..., sondern nur als jeweils Erste einer Gruppe von Grundbesitzer-Aristokraten, geübter Reiter im Besitz schwerer Rüstungen wie sie selbst. Die strebten deshalb nach Gleichrangigkeit und erreichten sie auch fast immer" (Timpe 2002, 142). Die archaischen Zustände im Mittelmeerraum beschreibt D. Timpe mit Thukydides: „Sie überfielen ... die mauerlosen, dorfartigen Siedlungen, plünderten sie aus und lebten fast gänzlich davon, und dieses Geschäft brachte nicht Schande, sondern im Gegen-

teil Ruhm ein“. Es herrschte allgemeine Unsicherheit, die Männer gingen bewaffnet. Der allgemeinen Räuberei entsprach die Unsicherheit des Verkehrs. „Im (nichtstädtischen) Mittelgriechenland findet man diese Lebensform noch jetzt, d.h. im 5. vorchristlichen Jh.“ (Ebd., 139).

Nach und nach kam es zu Siedlungskonzentrationen mit befestigten Plätzen, entwickelten sich städtische Gemeinschaften mit zentraler Verwaltung und staatlichem Gewaltmonopol. Geregelter Kampf der Bürgeraufgebote löste zusehends die zahllosen privaten Kriege ab. Die größeren Stadtstaaten übten ihre Macht nicht nur im Umland, sondern auch zur See und in weit entfernten Gebieten aus. Die Motive für die griechische Kolonisation waren nicht nur Landgewinn und Gründung von Faktoreien, sondern auch die Aussicht auf Beute in Gestalt von Gütern und Menschen. „Der Krieg des Altertums ist zugleich Sklavenjagd ...“ (Weber 1992, 6). Wie man dabei verfuhr, zeigt die Szene auf der Gemma Augustea im Wiener Kunsthistorischen Museum, wo einer der Legionäre unter Umgehung der Sprachbarriere eine junge Barbarin an den Haaren mit sich fortzieht.

Auf die Frage von König Midas, was das Allerbeste für den Menschen sei, antwortete der weise Waldgott Silen, Begleiter des Dionysos: Unerreichbares, nämlich gar nicht geboren zu sein, und das Zweitbeste: bald zu sterben. Nietzsche (Die Geburt der Tragödie) zitiert die alte Sage als Zeugnis dafür, wie sehr sich die lebensfrohen Griechen dessen bewusst waren, ein Dasein am Rande von Schrecken und Elend zu führen.

II

Nachrichten über das klassische Altertum lassen sich selbstverständlich nicht einfach kongruent auf die ebenfalls vielgestaltigen Verhältnisse des urzeitlichen Europa übertragen. Sie können aber der Interpretation dessen, was wir von kriegerischer Rüstung nach Fundstücken und den Darstellungen der Situlenkunst wissen, Richtung geben. Gedanken an Unfrieden und Gewaltbereitschaft haben viel für sich, insofern wir aus den letzten vorchristlichen Jahrhunderten dokumentarische Kenntnis von groß angelegten Raubzügen nach Süden auch aus dem küstenfernen Europa haben. Für Zeiten davor und für Vorgänge im einzelnen überhaupt lässt uns die Überlieferung im Stich. Die typologische Systematik der Archäologie wiederum, die uns Zeitgenössisches fassbar vor Augen führt, belehrt uns lediglich über die Stellung von Gegenständen zueinander, aber nicht davon, was zu deren Zeit geschah. Materialgruppen als „Geschichtskörper“ betrachtet sind inhaltsleere Gebilde. Die „Kulturen“ stehen in den Augen des Archäologen auf und werden von ihm zum Verschwinden gebracht. Kein Homer und kein Thukydides hat ihnen den Kredit eines historischen Hintergrundes gegeben.

Die Historiographie kann sich auf Zeugnisse von Tatsachen stützen. Sokrates hat gelebt, das steht fest. Der Bodenfund hat dabei nichts zu melden. Nicht so gewiss wie die überlieferten Fakten ist, wie und warum etwas kam, mit möglichen Nebeneffekten in zeitlichem und räumlichem Abstand. In dieser Hinsicht sind die Geschichtsbücher kein sicherer Hort des Wissens. Auch authentische schriftliche Quellen unterliegen zunächst der Interpretation, und erst nach diesem Prozess werden Schlüsse gezogen auf Zusammenhänge, die selbst nicht objektiv in der Überlieferung hervortreten. Auch die archivalische Geschichtsschreibung braucht die Kopula der Deutung. In dem von Menschen verursachten und ihnen auferlegten Geschehen hat jedes Vorkommnis seine eigenen Bedingungen, für die man dann wieder davor liegende finden kann. Die Kette lässt sich immer weiter zurück verfolgen, und zwar stets unabgeschlossen und in verschiedene Richtungen. Jedes Bedingte hat weitere Bedingungen – historische Bedingungen, also nicht solche mit absoluter

und unverrückbarer Notwendigkeit. Man hat deshalb der Geschichtsschreibung bisweilen den Rang einer Wissenschaft im strengen Sinn abgesprochen, ausdrücklich z.B. Schopenhauer: sie könne beschreiben, aber nicht subordinieren.

Daher wollte Hegel in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte die geographischen Grundlagen berücksichtigt wissen. Die geographische Lage sei das Wesentliche „gegen das vielfach Zufällige betrachtet“: Existenzbasis in Wüsten und Hochländern ist die Tierzucht, welche patriarchalische Autorität mit sich bringt. Die Bevölkerung der Talebenen ernährt sich durch Ackerbau und Gewerbe, wodurch das Verhältnis von Herrschaft und Knechtschaft entsteht. Das Aufgeben der Unstetigkeit erfordert Vorsorge für die Zukunft. Das Mittelmeer verbindet. Athen, Rom, Jerusalem, Mekka, Medina und Alexandria liegen im mediterranen Bereich. Hier hat die Geschichte ihre Fundamente. Hegel denkt noch in der biblischen Chronologie. Adam wurde nach der Berechnung eines anglikanischen Bischofs 4004 v. Chr. erschaffen, die Welt in der Arbeitswoche davor. Mit dem Wissen von den Zeitspannen, mit denen wir seit Lyell und Darwin rechnen, wäre Hegels Ansicht wohl etwas differenzierter ausgefallen.

Für Kant war Wissenschaft die Einheit von Erkenntnissen als System, gegenüber den Erkenntnissen, die ein bloßes Aggregat bilden. Dem Urteil sind Grenzen gesetzt. Wo alles gleich ist oder alles ungleich, lässt sich keine Ordnung herstellen. Auch das gänzlich Regellose, Disparate, kann nicht Gegenstand der Wissenschaft sein. Was unvermittelt auftritt, bleibt unerklärlich. Also forschen die exakten Wissenschaften nach Bedingungen der Erscheinungen in der Natur, die sich als Gesetze formulieren lassen. Das Beispiel verlockte dazu, auch für die Geschichte der Menschen, die sich als unübersehbare Menge von Tatsachen darbietet, Regeln nach natürlichen Gegebenheiten zu finden.

In England und Frankreich beherrschten im Gefolge der Aufklärung, inspiriert durch den gewaltigen Auftrieb der Naturwissenschaften, Empirismus, Naturalismus und Positivismus das Denken (Gröbl-Steinbach 2003). Damit verbunden war die Überzeugung von gesetzlichen Invarianten auch in der menschlichen Geschichte. Die Geschichte sollte den Naturwissenschaften angeglichen werden. Wie die Gebilde der Natur aus einfachen Formen hervorgehen, soll sich auch die Entfaltung der Kultur aus einfachen Grundfaktoren erklären lassen. Jede Empfindung, jede Handlung ist Resultat innerer und äußerer Gegebenheiten, hat also Ursachen, und die haben wieder andere. Wenn man alle nach ihrer verhältnismäßigen Erheblichkeit in Erfahrung gebracht hätte, ließen sich durch deren Verallgemeinerung Gesetze des Kulturprozesses finden, die auch Voraussagen ermöglichen.

Darauf ist die häufig zitierte Stelle bei Ranke gemünzt: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren beigemessen; so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen“. In dem Wort „eigentlich“ steckt der wissenschaftliche Optimismus jener Zeit, dem die relativistische Komponente des Erinnerungswürdigen, „Historischen“ entging. Dieses ist aber ein laufendes Verfahren. Keiner hat das letzte Wort.

Geschichtsforschung ist eine Wissenschaft von Tatsachen, die sich aber nicht, wie lang die Reihe der vorfindlichen Bedingungen auch sein mag, letztlich auf Gesetze berufen kann. Die Existenz von Napoleon ist ein Faktum, seine Abstammung aus einer langen Reihe von Vorfahren, verbunden durch ein weit verzweigtes Geflecht von Nabelschnüren, ist ein natürlicher Vorgang. Seine Herkunft von einer italienisch besiedelten Insel, die erst im Jahr vor seiner Geburt von Genua an Frankreich verkauft worden war, wie das Gelingen des Generationsaktes sind historisch

zufällig, und das lebendige Resultat ist es erst recht. Auch in der Geschichte kommt nichts ohne ein anderes davor und daneben. Wenn man wollte, könnte man Ursachen und Motive für Napoleons Bahn von der Erziehung und der Revolution angefangen bis Chlodwig oder auch bis Augustus zurückverfolgen – allerdings ohne das sichere Geleit der Überprüfung wie bei einem wiederholt auftretenden und experimentell abzurufenden Naturvorgang. Lange Reihen von Schlussketten sind möglich – alle zusammen in ihrer Verflechtung zu erfassen ist ausgeschlossen, wie sich ja schließlich auch das ausgedünnte Netz menschlicher Nabelschnüre in unergründlicher Tiefe verliert.

„Natur“ ist für uns der Inbegriff des aus Wesen und Struktur entspringenden, nach allgemeinen Gesetzen bestimmten Verhaltens der Dinge, das ursprünglich Gegebene, die Welt in ihren gesetzlich verknüpften Erscheinungen. Für den Naturalisten ist sie die einzige Realität – auch die Kultur ist für ihn von Naturgesetzen abhängig. Kulturelles Handeln ist, so gesehen, Streben nach einem leichteren Leben und dem dafür Förderlichen. Es dient den animalischen Interessen und ist insofern Fortsetzung der Natur mit anderen Mitteln. Wie ein matter Abglanz der lange sehr einflussreichen naturalistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts tauchte vor Jahrzehnten in der prähistorischen Archäologie der „Prozessualismus“ auf, der, wiewohl nur mäßig überzeugend, immer noch Anhänger hat, offenbar in der Meinung, unter den einfachen Verhältnissen der Urzeit wären die lenkenden Naturkräfte deutlicher auszumachen. Nicht genug damit, hat man noch einen „Post-Prozessualismus“ entgegengestellt, als wäre ein epochemachender Widerstreit zwischen geistesgeschichtlich bedeutsamen Denkrichtungen entbrannt. Die Absicht, den möglichen Auslegungen archäologischer Befunde durch Verknüpfung mit dem Wirken naturgesetzlicher Prozesse festen Grund zu verschaffen, blieb eine Illusion. Die Menschheitsgeschichte lässt sich nicht in Naturgeschichte auflösen.

Die Natur ist ein Faktor in der Geschichte, nur zu oft mit übermächtiger Wirkung. Ihre Eingriffe in das Leben des urzeitlichen Menschen kennen wir nur in tellurischen Ausmaßen. Die Erwärmung nach der letzten Periode weiträumiger Vergletscherung war ausschlaggebend für das Ende paläolithischer Lebensweise. Das ägyptische Fruchtland mitten in der Wüste ist ein „Geschenk des Nils“.

Das Schicksal der kretisch-mykenischen Kultur wurde durch Erdbeben bestimmt. Jedoch: zum Verschwinden von Mammut und Konsorten hat wohl neben den klimatischen Veränderungen auch Überjagung beigetragen. Das wird sich nicht wiederholen, ebensowenig wie der Niedergang einer bronzezeitlichen Kultur durch seismische Katastrophen. Beides sind einmalige historische Phänomene. Nicht naturbedingt ist es, dass auf ägyptischem Boden das Pharaonenreich erwuchs, das mit Mesopotamien, Indien und China, jedes aus eigenen Anlässen und Motiven, eine der Stammwurzeln der Hochkultur bilden sollte.

Klima, Boden Wasser und Nahrungsangebot waren und sind wesentliche Bedingungen für Art und Werden der Kultur. Dass es in Eurasien und Nordafrika eine mehrfach größere Zahl von Wildgräsern gab, die zu Kulturpflanzen hochgezüchtet werden konnten, und auch mehr domestizierbare Tierarten als in den übrigen Teilen der Erde, ließ die Alte Welt für lange Zeit zur „Ersten Welt“ werden. Der Verlauf der Gebirge und Ströme in Europa stand der Verbreitung von Inventionen nicht im Wege, so dass weite Landstriche verhältnismäßig schnell vom wirtschaftlichen Erfolg profitieren konnten. Die Begünstigung von Regionen durch warme Meeresströmungen und Winde, die eben zur Vegetationsperiode Regen heranführen, konnte man geographisch an den frühen Schwerpunkten der Besiedlung erkennen, so wie auch die Vorgaben der Bodengestalt für

die Lebensweise. In den Engtälern, so meinte einst Hegel, wohnen vorzugsweise ruhige Gebirgsvölker, Hirten, die nebenbei auch Ackerbau betreiben, wie die Schweizer. Die geographische Umwelt und menschliches Tun stehen unter wechselseitigen Bedingungen; das Verhältnis bleibt also nicht unverändert. Im Lauf der Zeit ergaben sich immer weitere Gelegenheiten, den Lebensunterhalt zu erwerben. Durch Bodenschätze, Verkehrswege, Industrie, ja sogar um Stätten, die nur Erholung und mancherlei Zerstreuungen bieten konnten, entstanden reiche Wirtschaftszentren, in Landschaften, denen der Segen der Erde nicht zur Blüte verholfen hätte. Das unwirtliche Gebirge der Alpen erwies sich als Heimvorteil, der, genützt mit ausgeprägtem Erwerbssinn, Hegels ruhigen Hirten alsbald viel Geld ins gastfreie Schweizerhaus brachte. Die Geschichte interferiert.

Kultur ist die Welt der nach menschlicher Vernunft und deren Zwecken gelenkten Gebilde. Man kann sie als künstliche und willkürliche der in gesetzlichen Bahnen verlaufenden, blind wirkenden Natur gegenüberstellen. Doch auch in der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit lassen sich Regeln erkennen; sie gelten allerdings nicht ausnahmslos. Man kann in abgemessenen Zeiten und Räumen mit einer bestimmten Zahl von Verkehrstoten, Selbstmorden und Banküberfällen rechnen. Dass es so ist, weiß man aus Erfahrung. Nur geschieht es nicht mit Notwendigkeit – es müsste nicht sein. Man kann Maßnahmen treffen, die allerdings in verschiedenen Gesellschaften auch verschieden funktionieren. Es kann also vorausgesagt werden, dass solche Ereignisse in schwankender Zahl eintreten werden, nicht aber, wann, wie und wo. Die Regel gilt also nur statistisch. Das Wissen davon hat aber heuristischen Wert: man kann sich darauf einstellen. Den Preis einer Ware bestimmen in der Regel Angebot und Nachfrage. Ob und in welchem Umfang der Mechanismus greift, hängt von der Verfassung der Gesellschaft ab. Man kann das Spiel des Marktes einschränken oder ganz unterbinden. Kultur und Geschichte haben keine Substanz, auf die der Gesetzesbegriff als die Konstante im Wechsel ihrer Erscheinungen anzuwenden wäre.

Eingriffe der Natur in das Gedeihen des Menschengeschlechts oder in das Schicksal einzelner seiner Gruppen hat es im Laufe der Jahrtausende sicher vielfach gegeben. Nur wurde aus ganz alten Zeiten die Erinnerung daran nicht bis heute bewahrt. Inwiefern Naturkräfte die Schrittmacher für vorzeitlichen Kulturwandel waren, können wir ebensowenig im Boden lesen, wie den Gang der Ereignisse selbst. Natur und Kultur im Verhältnis von Ursache und Wirkung ist nur ausnahmsweise und in Einzelfällen auszumachen. Selbst wenn die Natur in der Vorzeit ihre Gewalt zeigte oder anhaltende Veränderung hervorbrachte, ist das in unserem Stande möglicher Erfahrung nur wie ein Ton aus einer sonst unhörbaren Melodie.

Der Titel „Ur-Geschichte“ oder auch „Vor-Geschichte“ will demgemäß verstanden sein. Das Bedingende, seine Folgen und Spätfolgen, deren Verflechtungen, die innere Konsequenz der Situationen, die Geschehenes zu einem Bericht formen lässt, gelangt nicht in unseren Gesichtskreis. Die einzelnen Aufschlüsse können nicht als Gefüge gesehen, nicht in eine systematische Einheit gebracht werden, die sich als Handlungszusammenhang darstellen lässt. Archäologie ist nicht Geschichte.

III

In den jungneolithischen Pfahlbauten des südwestdeutsch-schweizerischen Raumes wurden Haus und Siedlung nach einigen Jahren verlegt (Schlichtherle 1997, 10). Auch im 10. Jh. n. Chr. waren die bäuerlichen Gehöfte vielfach noch nicht ortsfest (Steuer 2001, 95). Die tragenden Pfosten verfaulen mit der Zeit im Boden. P. Wotzka schließt daraus, dass die prähistorischen

Siedler, die im Feuchtbodengebiet innerhalb weniger Jahre in schneller Folge 19 Häuser errichteten und kurz darauf wieder verließen, nicht von weither zugewandert sind. Dieser „rasche Ausbau kann auch nicht durch demographisches Wachstum begründet sein. Eher wird man an eine nahegelegene Hauptsiedlung zu denken haben, die immer, wenn es die Verhältnisse zuließen, Teile der Bevölkerung zum Fischfang und für andere Spezialzwecke in einen Außenposten direkt am Ufer entsandte und während der periodischen Seetransgressionen wieder aufnahm" (Wotzka 2003, 605). Die nur gelegentlich bewohnten Häuser hätten also keine selbständige Wirtschaftseinheit gebildet.

Im Hallstätter Salzberg fielen im Zuge der Ausgrabungen Unterschiede, nicht nur bei der Ausrüstung, sondern auch bei den Abbaumethoden in den Revieren „Nordgruppe" und „Ostgruppe" auf. In dieser deutet alles darauf hin, dass man versucht hat, mit einem Minimum an Aufwand ein Maximum an Zweckmäßigkeit zu erreichen (Barth 1972, 28). Es wäre also ein neues Betriebssystem eingeführt worden.

Bei den Hypothesen von saisonaler Mobilität und einer Revision montaner Verfahren muss freilich ein Wissen vorhanden sein, dass es dergleichen gibt – wie anders käme man sonst auf die Idee. Sie berufen sich jedoch nicht auf „Parallelen". Sie beziehen ihre Legitimation nicht aus äußerlich übereinstimmenden Merkmalen, sondern machen die angenommenen Vorgänge am See und im Berg als Glieder zweckgerichteten Handelns begreiflich. Es sind mit den Worten von U. Fischer „innere" und „selbstredende" Deutungen. Damit ist allerdings nicht unbedingt die Gewähr gegeben, dass sie mit dem wirklichen Geschehen ganz übereinstimmen. Zur Bestätigung wären noch weitere empirische Daten erforderlich. Aussichten dafür sind vorhanden. Die Annahme saisonaler Besiedlung von Uferlandschaften, sei sie witterungsmäßig, wirtschaftlich oder sportlich begründet, ist nach allen Einzelheiten der Befunde glaubhaft. Sie vollständig und zwingend zu erweisen, ist Sache des Grabungsglücks. Die Reorganisation im Hallstätter Bergwerk ist sogar offensichtlich. Bei der Frage, ob mit dem veränderten Einsatz der Arbeitsmittel und der Produktivkräfte insgesamt auch eine Änderung der Produktionsverhältnisse, angefangen von den Schürfrechten (Salzbaron, Genossenschaft, mehrere selbständige Kleinbetriebe), einherging, wird man wohl über Spekulationen nicht hinauskommen. Besser steht es für Überlegungen zu Beginn und Dauer der Stadien des reorganisierten Betriebs im Berg. Die Entdeckung des Tuschwerks eröffnet dafür neue Perspektiven. Der alte Schacht ist mit ^{14}C in das 12. Jh. datiert. Er ist also jünger als die Fundstellen des Bergbaus der Nordgruppe (14./13. Jh.), aber erheblich älter als die der Ostgruppe, für die man einen Betrieb vom 8. bis zum 4. Jh. annimmt. „Wegen der ungünstigen Kalibrationskurve" für diese Zeit wäre eine Ergänzung der ^{14}C-Daten durch Dendrochronologie zu wünschen. Kontinuität des Abbaus wird dennoch angenommen (Barth 1992; 2002, 18: „missing link"; Stadler 1999, 79).

Vor Entdeckung des Tuschwerks wurde die Zeit der Ostgruppe traditionell nach dem Gräberfeld bestimmt. Der Friedhof ist indes nur typologisch datiert, der Konvention folgend, die den Beginn der nach ihm benannten Epoche in das 8. Jh. v. Chr. stellt. Noch gibt es keine Überprüfung durch quantitative Verfahren. Dass die Gräber zur Zeit des Abbaus in der Ostgruppe belegt wurden, bleibt eine dogmatische Annahme, solange nicht zusätzliche außertypologische Daten vorliegen. Die Möglichkeiten, das Verhältnis des nun um das Tuschwerk erweiterten Ostreviers zu den Grabstellen zu kontrollieren, sind noch nicht erschöpft. Die letzten Stufen der Bronzezeit sind ja nicht zufällig nach Hallstatt benannt. Der Ungunst der Kalibrationskurve müssen wir uns stellen. Klarheit ist nur vom Einsatz neuer naturwissenschaftlicher Verfahren am Friedhof

selbst zu erhoffen. Die entscheidenden Daten ergeben sich nicht aus den Buchstaben der Typologen, sondern aus den Zahlen der Physiker und Xylotomen.

Eine Hypothese hat nicht so sehr objektiven als vielmehr heuristischen Wert. Sie stellt nicht schon definitiv dar, wie sich etwas verhält, sondern wie wir den Zusammenhang unter den Gegenständen der Erfahrung suchen sollen. Sie hat die Funktion, der Nachforschung Richtung und adäquate Mittel anzuweisen. Das zu beachten wurde nur zu oft versäumt. Aus der geographischen Verbreitung gleichartiger oder ähnlicher Objekte erwuchs die Idee, diesem archäologischen Bild von Gleichheit und Verschiedenheit müsse Gleichheit und Verschiedenheit menschlicher Verbände entsprechen. Man schuf sich eine imaginäre Hinterwelt, die uns Späteren ihre Verfassung mit Tonware und Gräbern getreulich nachstellt. Wieso dafür vornehmlich die Machart der Keramik oder Bestattungssitten als Einteilungsprinzip maßgeblich sein sollen, lässt sich logisch und empirisch nicht begründen. Mit dem Status der archäologischen Fundgruppen hat man sich auch erst gar nicht lange aufgehalten. Sie wurden gleich wie Wesen behandelt, die entstehen, Einflüsse ausüben und vergehen. So mit Substanz versehen, weisen sie über sich hinaus und bekommen objektiven Charakter.

Es wäre an der Zeit, den Keramikrepubliken und Grabschaften abzuschwören und ohne Präjudiz festzustellen: Was liegt vor? Axt und Beil, Pflug und Wagen, Haus und Burg, Kultstätte und Grab, Plastik und Irdenware – was immer der Boden freigibt, ist Indiz von gleichem Rang. Die unbefangene Forschung richtet sich auf die Beschaffenheit der Objekte selbst, auf Fundstellen und die Folge von Kulturrelikten am selben Ort. Es gibt keinen Grund, den Akt der Ausgrabung, die Interpretation der Artefakte und die Analyse der Fundstellen als bloße Vorarbeit hinzustellen. Es hat sich schon eine ansehnliche Zahl von Entdeckungen angesammelt, die für sich selbst sprechen: Erdwerke, Häuser, Brunnen, Stollen und Schächte, Gräber und Verkehrsmittel – man könnte noch fortsetzen. Einige Kenntnis hat man auch von Kleidung, Haartracht, Nahrungsmitteln, handwerklichen Techniken und von Kunstübung. Mit der Substanzialität der „Kulturen“ und Gruppen sind allerdings auch die Subjekte der Urgeschichte dahin. Das Feld der Archäologie ist unstrukturiert, grenzenlos, bewegungslos. Wie fügen sich nun die Erkenntnisse der prähistorischen Archäologie in die Architektonik des Wissens ein?

Das Drei-Perioden-System genießt das Ansehen einer Theorie: Das Menschengeschlecht ist zum stetigen Fortschritt berufen. Vom Silex ging es zu Bronze und Eisen, von schweifender Wildbeuterei zu dörflicher und städtischer Sesshaftigkeit. Die Zeit aber, die darüber verstrich, macht die Idee des in der Menschennatur liegenden Fortschritts problematisch. Es brauchte einige 100.000 Jahre vom Stein zum Metall, von einer relativ unsteten zu einer verbreitet ortsfesten Lebensweise. Das ging sehr langsam, sukzessive dahin und wurde nicht auf der ganzen Welt und von allen Populationen übernommen. Sonst blieb alles beim Alten. Die Zeit erschien in Jahreszeiten und ging im Kreis, das Menschenleben auf und ab. Der Blick der Befürworter der Neolith-Revolution ist, forschungsgeschichtlich bedingt, einseitig auf den Orient und Europa fixiert. Es gibt Pflanzen, die sich ohne Besamung das ganze Jahr über vermehren lassen und Tiere, die zwar nicht gezüchtet, aber gezähmt von klein auf im menschlichen Familienverband gehalten werden können, als liebevoll gehegte Konserve. Das machte man sich da und dort, vornehmlich in Landstrichen ohne schroffe jahreszeitliche Gegensätze, zunutze, in sonst noch durchaus paläolithischem Ambiente. Im Begriff des Fortschritts steckt ein teleologisches Moment. Wer nach Fortschritt strebt, reflektiert auf sein Tun mit Blick auf Künftiges. Verwendung von Metallen,

der Einsatz von Bodenbau und Tierzucht sowie die unausweichlich folgende Bildung größerer Gemeinschaften haben sich hingegen ungesucht, da und dort im Laufe sehr langer Zeitspannen ergeben. Not macht erfinderisch, Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern zeitigt bisweilen auch praktische Einfälle. Es war kein Vorsatz dabei, kein Plan gefasst worauf hin; Gunst und Druck der Verhältnisse haben den Gang der Dinge befördert. Es war ein evolutives Geschehen: geschoben nicht gezogen (Schnädelbach 2003).

Die Verstädterung brachte in den von ihr erfassten Gebieten das Ende der Urzeit. Das Kulturleben wird seitdem in den Mauern der Städte, von den in ihnen zusammengedrängten, konkurrierenden Individuen beherrscht. Für Kant war das schon von Natur aus so eingerichtet (Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht): „Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zustande zu bringen, ist der Antagonism derselben in der Gesellschaft. ... Ich verstehe hier unter dem Antagonism die ungesellige Geselligkeit der Menschen. ... Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften: weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch, d.i. die Entwickelung seiner Naturanlagen fühlt. Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu vereinzelnen (isolieren): weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seinerseits zu Widerstand gegen andere geneigt ist. Dieser Widerstand ist es nun, welcher alle Kräfte des Menschen erweckt, ihn dazu bringt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er wohl nicht leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann.“ Hegel hätte diese List der Vernunft zugeschrieben, was diesfalls auf dasselbe herauskommt und auch den gleichen Haken hat. Kant, kurz vorher: „Befremdend bleibt es immer hiebei: daß die älteren Generationen nur scheinen um der späteren willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben, um nämlich diesen eine Stufe zu bereiten, von der diese das Bauwerk, welches die Natur zur Absicht hat, höher bringen könnten; und daß doch nur die spätesten das Glück haben sollen, in dem Gebäude zu wohnen, woran eine lange Reihe ihrer Vorfahren (zwar freilich ohne ihre Absicht) gearbeitet hatten, ohne doch selbst an dem Glück, das sie vorbereiteten, Anteil nehmen zu können.“

Die Stadt als fester Platz, geschlossener Wohnort und Arbeitsstätte für viele trägt keine Anzeichen an sich, die sie als Übergangsstadium zu einer angestrebten höheren Soziabilität verstehen ließen. Im Gegenteil, es gibt schon Bestrebungen, manches von dem, was städtisches Leben ausmacht, wieder rückgängig zu machen.

Wenn man bedenkt, wie lange schon das Kulturwesen Mensch in der Natur existiert, kann man sich wohl fragen, ob das Streben nach Fortschritt, das mit den sich überschlagenden Zuwächsen an Technik und Wissen die letzten 500 Jahre prägte, der Gattung Homo wesentlich zugehört. Aus der Perspektive des Prähistorikers ist es selten, thematisch begrenzt und anlassbedingt, also zufällig und endlich. Heute ist Fortschritt ein Leitmotiv des Kulturlebens. Man reflektiert darauf mit eigenen Anstalten zu seiner Beförderung. Freilich ist Fortschritt nicht das Ziel an und für sich. Fortschritt ist ein Mittel, um wirtschaftliche oder militärische Vorteile zu erlangen. Der Fortschritt unterliegt einer heteronomen Gesinnung. Forschung und Fortschritt sind Sache der Leidenschaft weniger und der Finanzkraft einiger. Sie können erlahmen, wenn aller Forscherdrang befriedigt und jeder Komfort erreicht ist. In seiner Mehrzahl ist das Menschenwesen so veranlagt, sich eben das zu verschaffen, was es braucht, um die Lust-Unlustbilanz erfreulich zu halten.

Ein kluger Gaul springt nicht höher als er muss, sagt sich das Volk. „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme“, sagt uns Schiller. Unser Fortschritt kann sozusagen im eigenen Fett ersticken, er kann allerdings auch durch Überhitzung verglühen. Ob der Fortschritt, Segen oder Fluch, und im Wesen des Menschen verankert, immer weiter und weiter geht, wird sich wohl noch weisen – wenn auch nicht so bald. Aus unserem Wissen von der Urzeit lassen sich keine zwingenden Argumente beibringen.

IV

„Vergangen“ drückt eine Negation aus: es ist nicht mehr. Vergangenes ist unwiederbringlich dahin. Auch was noch vor einer Stunde in der Welt vor sich ging, können wir nicht mehr so, wie es war, restituieren. Die Erinnerung bringt in Auswahl einiges zurück in den kontemplatorischen Kopf; sie „überliefert“ Gewesenes, Geschehenes, das dann in Geschichten und Geschichte erzählt werden kann. Der Historiograph stellt sich daraus ein Thema nach Anlass und Interesse. Er fragt in ein aus der Überlieferung schon Gewusstes hinein, sein Stoff trägt schon Sinn mit sich. Er hat auch Möglichkeiten zu prüfen, ob dieser allen erreichbaren Fakten gerecht wird, ob alles, so wie vorgebracht, auch stimmt.

Dem Archäologen bleiben nur dauerhafte Relikte als Zeitzeugen. Er kann nur von dem ausgehen, was der Zufall im Boden bewahrt und irgendwann freigegeben hat. Dieses Material ist statisch und indifferent. Anlass zum Nachforschen gibt jeder Befund für sich. Was es mit ihm für eine Bewandtnis hatte, liegt nicht offen; man muss ihn ausdeuten. Die Ideen dafür sucht man seit jeher bei Analogien. Ein altes Tongefäß wird spontan als solches bezeichnet – die Analogie zu den noch in Gebrauch stehenden ist ja vollständig. Ist es jedoch ein Stiergefäß, regt es zudem unsere Einbildungskraft an. Ob es aber ein ehrwürdiger Greis in Ausübung seines Priesteramtes zur Stunde der Sonnenwende gen Himmel hielt und die Anwesenden aufforderte, daraus zu trinken (nach ihm), ist keine seriöse Frage. Man kann natürlich nichts beweisen, eine glatte Verneinung stößt aber auch ins Leere. Eine Aussage, die formal der Logik nicht widerspricht und deren Inhalt der Erfahrung nicht zugänglich ist, lässt sich nicht falsifizieren. Die Prädikate „wahr“ und „falsch“ sind hier fehl am Platz. Wir wissen es einfach nicht. Durch keine Schranke positiven Wissens begrenzt, bleibt in solchen Lagen nur der Streit mit Behauptung und Gegenbehauptung. Recht behält der Überlebende.

Das passive Erlebnis des Lesers eines Berichts wird der Prähistoriker mit seinem Stoff nicht haben. Er nimmt nicht einfach auf. Er muss von Anfang an, schon bei der Aufnahme der Befunde, mögliche Interpretationen in Erwägung ziehen, die er in seine Vorstellungen einbringen kann. Allerdings: manche Deutung ergibt sich auch von selbst. Viele Tätigkeiten und Verfahrensweisen kennen wir gleich an ihren Spuren, ohne sie uns erst lange auf Umwegen erklären zu müssen. Jagd und Fischfang, Anpassung an Hitze und Kälte, Kochen und Braten, Gifte, Narkotika und berauschende Getränke, Rad und Wagen, Bodenbau und Tierhaltung, Bergbau und Verhüttung, Gießen und Schmieden von Metallen sind bis heute selbstverständlicher Kulturbesitz durch demonstrable Tradition von Mensch zu Mensch. Wirkungsgeschichtlich präformiert verstehen wir uns darauf. Die Voreltern haben nach und nach sich selbst und uns Lebensart beigebracht.

Teile des praktischen Wissens, die uns die erbliche Tradition vorenthalten hat, ersetzen uns die Naturwissenschaften, indem sie die Urzeitforschung mit relativ konstanten Daten versorgen, über Eigenschaften, die den Dingen von Natur aus zukommen, die also immer überprüfbar sind. Aus solchen geht hervor, wieso z.B. Schaf und Rind gezüchtet werden konnten und

nicht Gazelle und Reh, warum Eisen später eingesetzt wurde als Kupfer und Bronze und wo etwa Rohstoffe zu finden waren. Bei den archäometallurgischen Untersuchungen z.B. „wird der Weg des Metalls von der Lagerstätte bis zum Fertigprodukt, dem archäologischen Metallobjekt, aufgrund charakteristischer Spurenelemente und anhand der Isotopenverhältnisse des Bleis verfolgt. ... Bei Übereinstimmung beider Herkunftsparameter kann vermutet werden, dass das untersuchte Erz das Ausgangsmaterial für die Objekte bildete. Dennoch ist es kein zwingender Beweis für eine solche Herkunftsbeziehung, so lange nicht alle Erzvorkommen im weiteren Umkreis bekannt und untersucht sind“ (Pernicka 2004, 14).

Der Gang der Kultur über die Erde vollzog sich in Wechselwirkung mit dem Naturgeschehen, sein Verlauf lässt sich jedoch nicht daraus erklären. Naturwissenschaftliche Forschung und mit ihr die in Jahrtausenden angesammelte praktische Erfahrung sind indes in der Prähistorik nicht mehr wegzudenken. Luftbildaufnahmen, geomagnetische Messungen und Erdradar gehen den Ausgrabungen voran. Die Untersuchung der Isotopenverhältnisse bei diversen Elementen kann Fragen nach Alter und Herkunft klären. Im Verein mit der Xylotomie haben diese Methoden die älteren, auf Stratigraphie und typologischem Vergleich beruhenden Chronologiesysteme ergänzt und korrigiert. Von der Gerichtsmedizin erhält die Archäologie Aufklärung über Ursprung, Alter, Geschlecht, Verwandtschaft, Ortsveränderung, Krankheit und Todesursache von urzeitlichen Individuen. Pedologie und Pollenanalyse geben Aufschlüsse über klimatische Veränderungen, die Landnutzung sowie Kontinuität und Diskontinuität von Siedlungsplätzen.

Unbestreitbar hat die Forschung im Lauf der Jahre eine Menge von Spezialwissen über die Vorzeit angehäuft. Für die narrative Verknüpfung, um Handel und Wandel in gegenseitiger Durchdringung begreiflich zu machen, fehlen aber die Voraussetzungen. Wohl verfügt nun die Archäologie über viele Befunde, von denen jeder auf seine Weise Einblick in seine Entstehungszeit gewährt. Analogien geben der Interpretation zwar nicht dokumentarische Sicherheit, aber immerhin Farbe und Perspektiven.

Nach Handlungszusammenhängen wird man dennoch vergeblich suchen. Schließlich hat jede der bedeutenden Fundstellen ihr eigenes Gesicht. Sie als aktive Teile größerer Verbände zu betrachten ist problematisch. Die Urzeit lässt sich nicht erzählend als Ablauf wechselnder und einander bedingender Zustände und Begebenheiten dem Verstehen erschließen. Zeit und Dauer von Objekten festzustellen, ihre Verbreitung und Herkunft zu ermitteln – damit fängt die archäologische Arbeit an, und auf die dadurch gegebenen Grenzen sind die Versuche zur Einsicht in die prähistorische Lebenswelt verwiesen. Der Fragenkatalog der Urgeschichtswissenschaft ist demgemäß beschränkt. Immer wieder geht es um Tracht und Bewaffnung, Siedlung und Wohnung, Handel und Verkehr, Gesellschaft und Wirtschaft, Kult und Bestattung. Gruppen und Verbände, Krieg und Frieden, soziale Abstufung, weitreichende Mobilität und magische Praktiken kann man wohl unbedenklich voraussetzen. Ob und wie man solche Phänomene noch an den uns erreichbaren Spuren identifizieren kann und wie man sie sich im einzelnen vorzustellen hat, bleibt spekulativ.

Der Historiker stellt sich ein Thema und sucht die dazu erreichbaren Quellen in aller ihm möglichen Objektivität zu verarbeiten. Geschichte ist in jeder Gegenwart wirksam, unbemerkt auch in denen, die ganz im Geist ihrer Zeit zu leben glauben. Der Zeitgeist wandelt sich von Generation zu Generation, das heißt, jede Person wächst schon von einer Weltsicht geformt auf, die sich mit ihr wandelt. Verändern kann sich nur, was schon ist.

Der Zugriff des Forschenden in die prähistorische Vergangenheit hat nicht den Leitfaden des strukturiert überlieferten Wissens. Dem Prähistoriker schreiben die Funde, wie immer sie aus dem Boden kommen, sein Thema vor; häufig lenkt der Zufall die Entdeckungen. Die Urzeit hat keinen Einfluss auf das geschichtliche Bewusstsein. Sie hat keine Aktualität, sie ist zu weit weg. Dass man zu Würmzeiten fror, lässt uns kalt. Alles Vorzeitliche steht uns als lebloses Objekt gegenüber.

Die prähistorische Forschung hat sich umgestellt. Hypothesen nach typologischen Vergleichen verloren ihre Glaubwürdigkeit (wie schon vorher die morphologischen Verfahren mit den Schädeln in der physischen Anthropologie). Den Halt und ein festes Gerüst für das weitere Vordringen in die unbekannte Vergangenheit gibt nicht die Typologie, sondern die Naturwissenschaft. Die Vorzeit reicht nur mit einem Teil ihrer Erzeugnisse und einigen ihrer Fertigkeiten in die Gegenwart. Ur- oder Vorgeschichte ist die Gesamtheit wissenschaftlicher Erklärungen der prähistorischen Kulturrelikte.

Literatur

Barth, F. E. (1972): Versuch einer typologischen Gliederung der prähistorischen Funde aus dem Hallstätter Salzberg. MAGW 102, 31 f.

Barth, F. E. (1992): Salzbergwerk Hallstatt – missing link entdeckt? Archäologie Österr. 3/1, 45 f.

Barth, F. E. – Lobisser W. (2002): Das EU-Projekt Archaeolive und das archäologische Erbe von Hallstatt. Veröffentl. d. Naturhist. Mus. in Wien, NF 29.

Eggert, M. K. H. (2001): Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden. Tübingen.

Fischer, U. (1999): Innere und äußere Deutung in der Vorgeschichte. Mat. z. Vor- u. Frühgesch. v. Hessen 8, XXI ff.

Gröbl-Steinbach, E. (2003): Geschichtsphilosophie und postmoderne Vernunftkritik. In: J. Rohbeck – H. Nagl-Docekal (Hg): Geschichtsphilosophie und Kulturkritik. Darmstadt.

Pernicka, E. (2004): Eine befestigte Burgsiedlung im Montafon, Vorarlberg. Arch. Öst. 15, 4 ff.

Schlichtherle, H. (1997): Pfahlbauten rund um die Alpen. Archäologie in Deutschland, 7 ff.

Schnädelbach, H. (2003): Geschichte als kulturelle Evolution. In: J. Rohbeck – H. Nagl-Docekal (Hg): Geschichtsphilosophie und Kulturkritik. Darmstadt.

Stadler, P. (1999): Aktueller Stand der Absolutdatierung der verschiedenen Gruppen des urgeschichtlichen Bergbaus und eines Blockbaus in Hallstatt aufgrund von ^{14}C Daten. Ann. d. Naturhist. Mus. in Wien 101 A, 69 ff.

Steuer, H. (2001): Das Leben in Sachsen zur Zeit der Ottonen. In: Otto der Große, Magdeburg und Europa, Bd. 1, 89 ff. Mainz.

Timpe, D. (2002): Stadtstaat und Krieg in der Antike. In: W. Böhm – M. Lindauer (Hg): Welt ohne Krieg? Stuttgart, 137 ff.

Weber, M. (1992): Soziologie – Universalgeschichtliche Analysen – Politik. Kröner Bd. 229, Stuttgart.

Wotzka, H.-P. (2003): Rez. Art. Hafner – Suter, Germania 81, 604 ff.

Kritisches zur Prähistorischen Archäologie

Zusammenfassung

Der Aufsatz befasst sich mit dem (zumeist nicht ausdrücklich einbekannten) Standpunkt, in der prähistorischen Archäologie käme die Wirklichkeit der gesuchten Tatsachen wohl nur fragmentarisch und verschwommen heraus, es sollten aber auch problematische Aussagen, also solche, dass etwas der Fall gewesen sein könnte, als wissenschaftliche Erkenntnis angenommen werden. Wahrheit sei ein ideales Ziel und selbst in naturwissenschaftlichen Disziplinen immer wieder nur in Annäherungen zu erreichen. Der Vergleich lässt außer Betracht, dass die auf (prähistorische) Vergangenheit einerseits und auf das Naturgeschehen andererseits gerichteten Forschungen auf verschiedenen Wegen verschiedenen Zielen zustreben und dass die Übereinstimmung der Resultate mit der Wirklichkeit mit unterschiedlichen Argumenten behauptet werden kann.

Der in den empirischen Disziplinen geläufige Schluss von der Wirkung auf die Ursache ist nie sicher. Dieselbe Wirkung kann aus verschiedenen Ursachen eingetreten sein. Diese Art der Erkenntnisfindung ist jedoch in der Praxis der Forschung nicht zu umgehen. Es werden eben gleich mehrere hypothetische Ursachen für ein tatsächliches Phänomen gesucht und diese daraufhin geprüft, welche davon die in Frage stehende Wirkung am besten erklärt. Popper hat diese hypothetisch-deduktive, von ihm als „kritische“ bezeichnete Methode (in Opposition zur Induktion) zum Prinzip erhoben. Es besteht freilich keine absolute Gewissheit, dass es nur diese und nur eine Ursache gibt, aber jede dieser hypothetischen kann man immer in Konkurrenz zu anderen Erfahrungstatsachen der Bewährung unterziehen. Die Wahrheit in logischer Reinheit kann die Methode mit Versuch und Irrtum ebenso wenig wie die Induktion unfehlbar erfassen. Das Verfahren der methodischen Skepsis mit steter Irrtumsberichtigung hat jedoch im Lauf der Zeit vieles ans Licht gebracht, was bisher unbestreitbar zutrifft. Auf solchen bewährten Einsichten beruht unsere von Wissenschaft geprägte Zivilisation.

Die prähistorische Archäologie geht von Spuren aus, und es gilt herauszufinden, auf welchen wirklichen Vorgang sie zurückzuführen sind. Vorgeschichtliche Vorgänge und Verhaltensweisen sind vergangen, also nicht mehr tatsächlich zu erkennen, und so gibt es im allgemeinen keinen Ansatz für die Methode der Ausmerzung nachweislich unrichtiger Hypothesen. In manchen Quellengattungen sind jedoch Eigenschaften zu eruieren, die konstant bleiben oder sich doch in berechenbarer Weise verändern. Sie bilden eine Brücke zur Gegenwart und ermöglichen objektives Erkennen. Aus chemischen und physikalischen Merkmalen lassen sich nach der Methode des Ausschlusses des Nichtzutreffenden bündige Schlüsse auf die Herkunft von Rohstoffen sowie auf das Alter und unter Umständen auch auf den Vertrieb von Produkten ziehen.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Band 136/137, 2006/2007, S. 301-311

QUELLE

An Stelle eines Naturgesetzes findet die experimentelle Archäologie Vergangenheit und Gegenwart durch Werktradition verbunden, die sich aus historischer Zeit bis in die Vorzeit zurück verfolgen lässt. Wofür ein Beil, ein Schuh, ein Brunnenschacht, ein unterminierter Berg gut sind, weiß man schon. Die Analogie ist vollständig, der Schluss daraus wird als solcher gar nicht wahrgenommen. Diese Erkenntnisart schließt direkt an die objektkundliche Ethnologie an.

An vorzeitlich Vergangenem selbst kann man nicht Versuche anstellen, wie es wirklich war. Werden aber im Material des archäologischen Befundes Eigenschaften erkannt, die damals wie heute unveränderlich und für die Fragestellung konstitutiv sind, lassen sich Aussagen erzielen, die als wahr gelten können. Schlüsse aus der äußeren Beschaffenheit und der geografischen Verteilung kultureller Reste auf gesellschaftliche Verhältnisse oder gar auf einzelne Vorkommnisse haben keinen empirischen Rückhalt. Das typologische, d.i. morphologische Verfahren erbringt, abgesehen von der Gliederung des Materials, nur unverbindliche subjektive Deutungen.Diese wechseln häufig und haben, da nicht nachprüfbar, für den Fortschritt der Forschung meist nur geringen Wert.

I

Die Gräber aus prähistorischer Zeit sind bekanntlich nicht nur regional, sondern auch was den Aufwand bei der Beisetzung betrifft, sehr verschieden ausgestattet. Aus diesem wird auf die Stellung der Bestatteten und ihrer Hinterbliebenen in der Gesellschaft und zueinander, nicht nur, ob arm oder reich, auch ob hoch oder niedrig in Rang und Ansehen, geschlossen. Es gibt zahlreiche Belege durch alle Perioden von einfachen Gräbern bis zu kostbar eingerichteten mit Waffen, Wagen und Edelmetall. Die allgemein bekannten der Großen in Ägypten und Mesopotamien, in den skythischen Kurganen u.s.w. sollen nur beiläufig erwähnt werden, um an die Weite des Phänomens zu erinnern. Für das eisenzeitliche Mitteleuropa hat B. Teržan eine neue, kulturhistorisch bedeutsame Sicht einer Beigabensitte erschlossen: „Bekanntermaßen stellt im griechischen Münzwesen der Obolos die kleinste Einheit – ein Sechstel der nächst größere – dar, das Wort bedeutet konkret Bratspieß. Sechs solcher Oboloi oder Bratspieße fasste eine Hand, sie bildeten also eine ‚Handvoll' – eine Drachme. In Griechenland fungierten Bratspieße vor der Einführung des Geldes in Münzform als Gerätegeld. Während der älteren Hallstattzeit treten in Ausstattungen herausragender Männerbestattungen, besonders von Kriegern, Bratspieße auf" (Teržan 2004, 161). „Trotz ihrer weiträumigen Verbreitung sind Bratspieße keine sehr häufige Grabbeigabe ... Da die ... Geräte meist zu reicheren Grabausstattungen herausragender Krieger gehören, ... (und) sie in normierter Form und Zahl vorkommen, besitzen sie auch im Grab den Charakter eines Wertmessers, sie zeugen von Reichtum, der anhand der Oboloi vergleichbar und messbar wird". Im Gräberfeld von Hallstatt „gehören Bratutensilien als Grabbeigaben zu den männlichen ‚Elite-Symbolen', sie zeichnen den höchsten Stand aus, die Spitze der elitären Gesellschaftsschicht von Hallstatt" (Ebd., 167 f.). „Nach der Zahl der beigegebenen Bratspieße im Grab ... war Hallstatt damals das mächtigste und reichste Zentrum Mitteleuropas" (Ebd., 190).

Ein Blick in die Welt aus kürzerer Distanz zeigt an, dass Rang und Reichtum auch nach dem Hingang noch eine Rolle spielen, so sehr stets von jedermanns gleicher Würde als Mensch die Rede ist. Ein Kaiser, der 1784 diese wenigstens beim letzten Gang mit der Verordnung eines einheitlichen, praktischen und Kosten sparenden Bestattungsverfahrens gewähr-

leisten wollte (für kleine Leute war damals ein Leichenbegängnis, das allen herkömmlichen Bräuchen entsprach, nahezu unerschwinglich), ist mit seiner aufgeklärten Reformidee gescheitert, und den Franzosen, die etwas später, wenn auch nicht aus so menschenfreundlichen Motiven, einen ähnlichen Zweck verfolgten, indem sie Hochgestellte unmittelbar vor deren plötzlichem Hinscheiden präventiv um Haupteslänge kürzten, blieb ein nachhaltiger Erfolg ebenso versagt; auch heute haben wir Begräbnisse erster und dritter Klasse.

Ein Grab kann schon etwas über den Stand des Bestatteten oder seiner Hinterbliebenen sagen, es muss aber nicht so sein. Nicht immer und überall wurden und werden die Toten standesgemäß versorgt. Wenn man z.B. mit R. Karl eine Steuerung durch das Erbrecht in Betracht zieht, kann es wohl so sein, dass nicht jeder aus der Schicht der Begüterten im Tode sichtbar als zugehörig ausgezeichnet wurde (Karl 2001, 160 ff.). Auch konnte es heißen: Nackt bist du geboren, nackt kehrst du zur Erde zurück. Die Mitglieder der saudischen Königsfamilie liegen in einfachen Gräbern auf einem öffentlichen Friedhof. Ob gesellschaftliche Regeln eingehalten wurden, ist nicht immer objektiv festzustellen. „Wenn man von Gräbern handelt, sollte man nicht am Grabraub vorübergehen, der nicht nur auf wertvolle Materialien wie Metall, sondern auch auf rituell geschätzte Objekte gerichtet sein kann“ (Fischer 1999, 211). Ein unter seinesgleichen wenig bedeutender Mensch konnte dank der Anhänglichkeit seiner Hinterbliebenen für die Nachwelt reich ausgestattet worden sein. Andererseits kamen, wie man zu erzählen wusste, die drei tapferen Curatierbrüder ohne ihre Waffen unter die Erde. Zwar wären sie wie die beiden gefallenen Horatier mit allen Ehren bestattet worden; die fünf Grabhügel waren, wie Livius berichtet (Ab urbe condita, 1. Buch, 25, 26), noch zu seiner Zeit zu sehen. Die Rüstungen der Unterlegenen aber hätte der überlebende Horatier als rechtmäßige Beute an sich genommen. Man muss also die Vorstellung aufgeben, „dass eine simple, statische, lineare Hierarchie in prähistorischen Gesellschaften existiert hat, die sich klar fassbar in Grabbefunden niederschlägt“ (Karl 2001, 169). Die naheliegende Annahme, je reicher das Grab, desto höher der Stand, lässt sich nicht verallgemeinern. Der Archäologe muss sich damit bescheiden, in jedem Einzelfall den vormaligen sozialen Status des Bestatteten zu taxieren, ohne sich auf eine verbindliche Regel berufen zu können. Die Gräber haben wir vor uns, die Gesellschaft nicht. Dass Waffen, kostbarer Schmuck, Gold und Silbermünzen einem König zugedacht waren, ist nicht schon ausgemacht, es sei denn, man findet wie 1653 in Tournay im Grab dazu auch einen Siegelring mit der Umschrift CHILDIRICI REGIS. Mit dem Verweis auf keltische und germanische Rechtssatzungen hat R. Karl den Interpretationsrahmen glücklich erweitert (Ebd., 160 ff.). Die Erklärung, dass die in Frauenstein Bestatteten „wahrscheinlich rechtlich unmündige Personen waren, die sich in einem sozialen Abhängigkeitsverhältnis von einem gesetzlichen Vormund befanden“, muss man wohl zu einem guten Teil der Entdeckerfreude zugute halten. Kostenlose Rechtsauskunft ist auch von den sonst so fügsamen Funden nicht zu erwarten. „Wahrscheinlich“ ist schon zuviel gesagt; man kann und darf nur die Möglichkeit in Erwägung ziehen. Das Schweigen der Gräber zu brechen ist schwer.

Der nach archäologischen Kennzeichen gebildete Begriff von Gesellschaft ist notwendigerweise schütter besetzt und dementsprechend von unbestimmtem Inhalt. Gesellschaft im geläufigen Sinn ist auch festgelegt in den Relationen von Mann zu Mann, von Frau zu Frau, von Mann und Frau, von Sippe zu Sippe, von Kind und Familie, von Vorgesetzten und Untergebenen, von Pflichten und Rechten – um nur einige unsystematisch herauszugreifen. Keine Manifestation der Kultur steht isoliert und autonom für sich, die Gesellschaft

lebt mit jeder in Wechselwirkung. Die Bodenfunde können das Gefüge von Ordnung und Unterordnung, von Macht und Gehorsam nicht übermitteln, keine typologische Analyse kann die aktuelle Beobachtung ersetzen. An ihre Stelle treten Analogien, gelebte Situationen aus der jetzt bekannten Welt. Ihre Übertragung auf die Urzeit kann der ehemaligen Wirklichkeit nahe kommen; ob sie den Tatsachen entspricht, ob die Aussage wahr ist, kann nicht zur Evidenz geführt werden, bleibt unüberprüfbar. In der prähistorischen Archäologie kommt ein guter Teil ihrer Aussagen über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinaus. Es gibt eben keine Methode, Verhältnisse in urzeitlicher Vergangenheit in die Gegenwart heraufzuholen, um nachzusehen, ob es wirklich so gewesen ist. Daraus, dass man in anderen Wissensgebieten die Forschung auch mit unerledigten Hypothesen vorantreibt, sollten Prähistoriker nicht die Lizenz ableiten, sich in Spekulationen über ein für allemal abgeschlossene Zustände und Vorkommnisse in unerreichbar hinter uns liegenden Gesellschaftsordnungen zu ergehen, so als wären sie eine brauchbare Basis für die nächsten Schritte konsequenter wissenschaftlicher Arbeit. Die Ansicht, es sei „in der modernen Wissenschaft schon lange klar, dass Wahrheit unerreichbar ist und wir bestenfalls mit Annäherungen, bei denen Wahrheit als regulatives Prinzip funktioniert ... operieren können“ (Karl 2004, 284), wird der Einstellung des als Gewährsmann zitierten Karl R. Popper nicht gerecht.

II

Am Anfang steht für Popper immer das Problem und nicht etwa eine Unzahl von Daten, die sich zu einer Aussage addieren lassen. Man muss ja schon wissen, welche Daten man sammelt und wo man mit ihnen hinaus will. Zur kausalen Erklärung eines Phänomens bildet man zuerst eine Hypothese. Sie induktiv bis zu voller Gewissheit zu verifizieren, ist nicht möglich, wohl aber kann sie mit widersprechenden Prüfaussagen falsifiziert werden. Wahrheit können wir also mit Popper vorerst den Hypothesen zuerkennen, die durch keine Erfahrungsdaten widerlegt sind. Die Anwendung dieses Grundsatzes nennt er die kritische Methode. „Es ist eine Methode des Versuchs und der Ausmerzung von Irrtümern, der Aufstellung von Theorien und ihrer möglichst strengen Prüfung“ (Popper 1984, 16). Popper folgt der deduktiven Logik und sieht darauf, ob die von einer These behaupteten Folgen auch eintreten. Wenn nicht, hat sie die Prüfung nicht bestanden und andere Theorien müssen an ihre Stelle treten. R. Karl zitiert Popper von anderer Stelle: Zur Lösung von Problemen „verwenden die Wissenschaften grundsätzlich dieselbe Methode, die der gesunde Menschenverstand verwendet: die Methode von Versuch und Irrtum ... Diese Methode setzt voraus, daß wir mit einer Vielzahl von versuchsweisen Lösungen arbeiten. Eine Lösung nach der anderen wird ausprobiert und eliminiert“ (Karl 2004, 280).

Auf den so zu philosophischen Ehren gekommenen gesunden Menschenverstand bauen wir auch im täglichen Leben. Im Raum unter uns zeigen sich nasse Flecke, oder der Strom fällt plötzlich aus. Der Handwerker, nicht zum vereinbarten Termin, aber einige Tage später doch eingetroffen, sieht sich alles umständlich an und macht seine Hypothesen, von denen er eine Auswahl preisgibt. Jeder, der ein Gebrechen im Haus hatte, kennt das. Eine Hypothese nach der anderen wird erprobt, wobei die Methode des Aufstemmens Vorzug genießt, und siehe, nach einiger Zeit, in der Meister und Geselle mehrmals abwesend sind, um vergessenes Werkzeug oder ein Ersatzteil zu holen, nach einigen kostenpflichtigen Wartezeiten also, ist eine der Hypothesen durch praktischen Erfolg als zutreffend erwiesen. Es funktioniert, hell leuchtet das Licht, und an der Wand tritt kein Wasser mehr aus. Das allerdings nur

für eine Woche, dann ist wieder alles nass; man hat nicht alle Möglichkeiten geprüft und in der großen Eile übersehen, dass für die Feuchtigkeit eine weitere Ursache bestand, für die eine andere Hypothese gefunden und erprobt werden muss. Mit der Zeit wird es schon werden. Noch mehr Zeit wird es brauchen, um herauszufinden, warum die Ringe des Saturn dunkler werden. Aber man wird so lange messen und rechnen und beobachten, bis man es heraus hat. Man hat ja die Dinge – in einiger Entfernung zwar, aber immerhin – wahrnehmbar vor sich. Die Rückschläge, die das Verfahren mit sich bringen kann, hat man mit einer Reihe von Widrigkeiten in der Heilmittelindustrie kennen gelernt. Ein neues Medikament wird in zahlreichen langen Versuchsreihen an Tier und Mensch geprüft, bis mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Nutzen gewährleistet, Schäden und unerwünschte Nebeneffekte ausgeschaltet erscheinen. Es folgen Jahre klinischer Erprobung, dann wird das Medikament freigegeben. Nach einiger Zeit einwandfreier Anwendung stellen sich dann doch negative Nebenwirkungen heraus. Das teure Mittel muss eingezogen werden, Anwälte greifen ein, Prozesse werden geführt, Schadenersatz wird geleistet, und die Pharmakologie hat an Erkenntnis gewonnen: So geht es nicht, und das ist die Wahrheit.

Die Vorgangsweise, alle Erklärungen eines Phänomens zurückzustellen, die nicht ganz stichhaltig sind, lässt offen, ob es außer den verbliebenen, die allen Widerlegungsversuchen standgehalten haben, nicht noch andere Lösungen gibt, die aber nicht in den Ausleseprozess einbezogen wurden. Aschenputtel wurde Prinzessin, weil sie die richtige Schuhnummer hatte. Es waren aber nur drei Probanden zugelassen, und es wurde gar nicht in Erwägung gezogen, dass außer denen noch jemand die passende Schuhgröße haben könnte. Dass von drei für einen Fall erwogenen Hypothesen sich zwei als falsch herausstellen, beweist aber noch lange nicht die Richtigkeit der dritten. Sie ist nur noch nicht widerlegt. Der Prinz – er hat ja nicht nur auf die Füße geschaut – gab sich mit einer Dreierauswahl aus seinem ganzen Reich zufrieden und erzielte so sein Wunschresultat. Unter fairen Bedingungen wäre das Spiel nicht so glatt gelaufen. Der Prinz hatte wohl einen klugen Ratgeber, der wie Popper seinen Lebensunterhalt durch Denken bestritt und der ihm einsagte, dass selbst wenn es möglich wäre, alle Jungfrauen mit zu großen Füßen abzuweisen, noch eine Menge blieben mit passenden, ja kleineren Füßchen, die Methode der uneingeschränkten Schuhanprobe dem durchlauchtigsten Prinzen also statt einer Liebsten einen ganzen schnatternden Harem bescheren könnte.

Die Wissenschaft soll die Wirklichkeit, unsere durch Wahrnehmung und subjektives Wissen vorgestellte Wirklichkeit, beschreiben und erklären, „und zwar mittels vermuteter Theorien, das heißt solcher, von denen wir hoffen, daß sie wahr (oder annähernd wahr) seien“ (Popper 1984, 40). Wir stellen Theorien auf, jede kann umgestoßen werden; sie unterliegen einem Ausleseprozess mit offenem Ausgang. Sie werden an ihren Resultaten gemessen, mit neuen Tatsachen konfrontiert, kritisiert, korrigiert und umformuliert. Der Tendenz nach kommen sie der Wahrheit immer näher, „das heißt der wahren Beschreibung bestimmter Tatsachen oder Seiten der Wirklichkeit“ (Ebd. 41). Wie die Werkleute bei ihrem Tun lässt auch Popper die Hypothesen gegeneinander antreten. Ihre Tragfähigkeit lässt sich durch aktuelle Beobachtung überprüfen. Nach Versuchen stellt sich dann heraus, ob sie stimmen oder nicht.

In der prähistorischen Welt kann man Versuch und Irrtum nicht mehr gegenüber stellen. Vorzeitliche Tatsachen sind versunken und vergessen, mit Poppers Vorgehen zu objektiver Erkenntnis nicht erreichbar. Hier stellt sich die Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis allein aus

Objekten und ihrem räumlichen und zeitlichen Verhältnis zueinander, die Frage nach der Rechtmäßigkeit ihrer Ausdeutung. Archäologische Quellen können, abhängig von ihrem Umfang und den Zielen der Bearbeiter, aus unterschiedlicher Perspektive beurteilt werden, wie Beispiele zeigen. „Wenn auch nur hypothetisch, soll die Vermutung geäußert werden, daß die mykenischen Streitwagenkämpfer und Fußtruppen den schnellen und wendigen Reiterkriegern der Illyrer und Phryger nicht gewachsen waren“ (Bokisch 1978, 41). Ein anderer Autor ist sich seiner Sache schon sicher: „Es läßt sich folgender Sachverhalt rekonstruieren: Während der Stufe Ha D1 zog ein Krieger, wahrscheinlich mit einer Handelskarawane von Unterkrain nach Hallstatt. Dort verstarb er und wurde von seinen Mitreisenden nach den Sitten seiner unterkrainischen Heimat beigesetzt“. Dieses Grab belegt „eindeutig die Anwesenheit unterkrainischer Krieger und damit direkte Begegnungen zwischen Bewohnern Hallstatts und Unterkrains“ (Egg 1978, 196; 1980, 85). In einer systematischen Darstellung der Urgeschichte ist festgehalten: „Die Basis der Aunjetitzer Kultur findet sich bereits in der ausgehenden Kupferzeit um 2300/2200 v. Chr. und reicht bis zu ihrer Hochblüte, die im 20. und 19. Jahrhundert v. Chr. einsetzt, von der Donau im Süden bis Sachsen, Schlesien und Großpolen im Norden“ (Urban 2000, 151).

Das sind zufällig herausgegriffene Beispiele dafür, in welche Richtungen man prähistorische Befunde ausdeuten kann. Ob und wie sie als wissenschaftliche Aussagen bestehen können, das entscheidet nicht ihr Inhalt, als vielmehr die Modalität des Urteils. Wir kennen ja nur einige Requisiten und nichts von einer Handlung in unserem Spiel. Mit welcher Bestimmtheit ein Sachverhalt behauptet werden kann, finden wir bei Kant aufgeschlüsselt. „Das Fürwahrhalten oder die subjektive Gültigkeit des Urtheils in Beziehung auf die Überzeugung (welches zugleich objektiv gilt) hat folgende drei Stufen: Meinen, Glauben und Wissen. Meinen ist ein mit Bewußtsein sowohl subjektiv als objektiv unzureichendes Fürwahrhalten. Ist das letztere nur subjektiv zureichend und wird zugleich für objektiv unzureichend gehalten, so heißt es Glauben. Endlich heißt das sowohl subjektiv als objektiv zureichende Fürwahrhalten Wissen. Die subjektive Zulänglichkeit heißt Überzeugung (für mich selbst), die objektive Gewißheit (für jedermann)“ (Kant 1995, 665).

Die Ansicht von Bokisch ist problematisch abgefasst. Sie behauptet nichts mit Bestimmtheit, ist also als Meinung deklariert, die zutreffen kann oder auch nicht, so dass man auch die Rolle der wendigen Reiterkrieger illyrischer oder phrygischer Nationalität nicht mit kränkender Gründlichkeit in Zweifel zu ziehen genötigt ist. Egg urteilt apodiktisch: es kann gar nicht anders gewesen sein. In dieser Form ist die Interpretation keine wissenschaftlich korrekte Aussage. Der Autor erwähnt selbst Importe nach Hallstatt aus vielen Richtungen, unter denen Helme besonders auffallen. Es ist schwer zu glauben, dass einer, ausgerüstet für die vorderste Linie in der Schlacht, „mit einer Handelskarawane über den Alpenhauptkamm hinweg nach Hallstatt (reist), um Salz zu erwerben“, und dann mit dem Kauf und seiner schimmernden Wehr im Gepäck zufrieden wieder nach Hause will. Noch unwahrscheinlicher mutet es an, dass er, unversehens gestorben, „von seinen Mitreisenden nach der Sitte seiner Heimat mit seiner Kriegsausrüstung auf dem Gräberfeld von Hallstatt bestattet“ wurde. Die Reisegefährten hätten damit, ihren Geschäftsinteressen zuwider, einen gut eingeführten Handelsartikel aus dem Verkehr gezogen, wo ihnen doch das Verlangen der Indigenen nach modernen Waffen bekannt war. Die ganze Geschichte kann überdies nur unter der Voraussetzung ausgedacht und angezweifelt werden, dass die Initiative für Import und Export von Süden ausging. Bei der verbreiteten Nachfrage nach Salz wäre

doch die Annahme naheliegend, dass die Produzenten sich auch um den Vertrieb kümmerten, bei dem sich durch Ein- und Verkauf auswärtiger Güter zusätzlicher Gewinn erzielen ließ. Nach der Entdeckung von B. Teržan wissen wir ja nun auch von einer standardisierten Währung, dem Obolos. Egg erwähnt die Indizien dafür (mehrere „Eisenstangl“ und auch den ortsüblichen Antennendolch), nimmt sie aber nicht in seine Argumentation auf. Was er aus dem restlichen Befund herausliest, ist seine private Meinung ohne objektive Verbindlichkeit.

Was Urban schreibt, entspricht der gängigen Lehre. Sie anzuerkennen ist nicht jedermanns Sache. Wenn ein Sachkundiger vor anderen ein keramisches Fragment anpreist, dieses Stück einer Aunjetitzer Tasse sei Zeugnis einer alten Kultur, könnte einer entgegnen: Für mich ist es eine nutzlose Scherbe, die ich auf den Mist werfen würde, was der ursprüngliche Besitzer ja schon getan hat. Was sie sonst noch sein soll, ist sie nur für euch, im Kreise der Sammler. Die Ansichten des Prähistorikers und seines eigensinnigen Widerparts sind kontrovers, jede von ihnen aber auf ihre Weise wahr. Der Zweifler hält Ordnung im Haus, der Prähistoriker kann das Ton-Ding beim Namen nennen. Kritisch zu bedenken ist dabei die Verwendung des Ausdrucks „Kultur“. Sofern er als Oberbegriff im räumlich-zeitlichen Ordnungsschema der Fundobjekte verstanden wird, hat er seine rechte Stelle. Er enthält freilich keine darüber hinaus weisende Erkenntnis. „Wenn jemand ein Ding hinter einem Busch versteckt, es ebendort wieder sucht und auch findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen ...“ (Nietzsche 1980, 316). Jedwede Behauptung hingegen, die einer „Kultur“, prähistorisch verstanden, eigenes Wesen zuspricht, archäologisch abgespiegelte Substanz, sei sie ethnischer, religiöser oder wirtschaftlicher Art, ist unüberprüfbar, somit nicht falsifizierbar, mit Poppers Wort: Pseudowissenschaft. Typologische Aussagen sind wahr in ihrem jeweiligen System; zur gesellschaftlichen Wirklichkeit besteht kein Bezug.

Nach dem von Popper kritisierten Prinzip der Induktion schließt man vom Besonderen auf das Allgemeine. Man setzt voraus, dass etwas, das bisher immer in gleicher Weise geschehen ist, unter den gleichen Umständen wieder so geschehen wird. Der Induktionsschluss umfasst also mehr als die Summe der Beobachtungen, aus denen er gezogen wird. Wenn viele Personen gleichzeitig dieselben Krankheitssymptome aufweisen, ist der Schluss, dass diese auf dieselbe Ursache zurückzuführen sind, berechtigt, ja unumgänglich; er ist aber nicht unfehlbar. Andere Ursachen sind nicht von vornherein auszuschließen und müssen überprüft werden. Popper zielt bei seiner Kritik auf das Moment der Wiederholung. Wir können Beobachtungen machen, Wahrnehmungen aneinanderreihen, aber „noch so viele Prüfaussagen könnten die Behauptung nicht rechtfertigen, eine erklärende allgemeine Theorie sei wahr“ (Popper 1984, 7). Man kann nicht darauf bauen, dass etwas, das bisher immer in gleichmäßiger Folge der Fall war, auch künftig ausnahmslos so zutreffen wird. (Bei Bedarf: Der Jahrhunderte alte und ebenso lange widersinnige Spruch, wonach die Ausnahme die Regel bestätigt, geht auf eine falsche Übersetzung des Satzes: *„Exceptio firmat regulam“* zurück, der *besagt*, dass, wenn von einer Ausnahme die Rede ist, eine Regel schon bestanden haben muss. Nischen können nur sein, wo schon eine Wand ist, die Wand steht aber gut auch ohne Nischen. Die Ankündigung einer Zugsverspätung erfüllt uns keineswegs mit der glücklichen Gewissheit, dass künftig der Fahrplan lückenlos eingehalten wird).

Poppers deduktive Methode hat ebenfalls eine Grenze im Horizont möglicher Erfahrung: „Gibt es Annahmen, auf Grund derer nur endlich viele konkurrierende Theorien für möglich gehalten werden, so kann die Methode zur Herausschälung der

wahren Theorie durch Ausscheiden aller ihrer Konkurrenten führen. Im Normalfall – d.h. wenn es unendlich viele mögliche Theorien gibt – kann diese Methode nicht ermitteln, welche von ihnen wahr ist; das kann aber auch keine andere Methode. Sie bleibt anwendbar, führt aber zu keinem eindeutigen Schluss" (Ebd., 16 f.). Dass wir nicht mit unfehlbaren Erklärungen, nicht mit absoluter Gewissheit rechnen können, ist die logische Konsequenz der Art des indirekten Schließens nach negativen Kriterien. Wahre Erklärungen werden gesucht, indem man die falschen ausscheidet. Ebenso wie die Induktion keine Garantie gibt, alle möglichen Einzelbeobachtungen ausgeschöpft zu haben, bietet die Methode, deduktiv alle falschen Hypothesen zu eliminieren, keine Gewissheit, dass damit eine wahre oder sogar die einzig wahre Lösung eines Problems ausgesiebt wurde. Deshalb verwendet Popper den Ausdruck „Vermutungswissen". Er sah sich aber „weit davon entfernt, die Suche nach Wahrheit aufzugeben ... Daß wir keine Rechtfertigung – keine hinreichenden Gründe – für unsere Vermutungen angeben können, bedeutet nicht, dass wir nicht auf Wahrheit gestoßen sein könnten; einige unserer Hypothesen können sehr wohl wahr sein" (Ebd., 30). Man kann sich also nicht unter Berufung auf Popper damit beruhigen, Wahrheit sei ohnehin ein unerreichbares Ideal (Karl 2004, 284). Das könnte als Ermunterung aufgenommen werden, das Publikum aus dem sicheren Hinterhalt der Unüberprüfbarkeit mit fantasievollen Funddeutungen zu überraschen – „ohne Gewähr". Damit wäre die prähistorische Archäologie als Wissenschaft disqualifiziert.

Popper vertraut der Dialektik der Theorien und der Rückwirkungen des objektiven Geistes, seiner Welt 3, auf den Fortschritt der Naturwissenschaften: „Ich fasse die Welt 3 im wesentlichen als ein Produkt des menschlichen Geistes auf ... und zwar eines, dessen Rückwirkungen auf uns ebenso stark sind wie (oder noch stärker als) die unserer physikalischen Umwelt. Alle menschlichen Tätigkeiten enthalten eine Art von Rückkoppelung: Wenn wir etwas tun, wirken wir immer indirekt auf uns selbst ein" (Popper 1979, 271). Auf die Frage, was wir über die Wirklichkeit wissen können, hat A. Zeilinger die Antwort: „Wirklichkeit und Information sind dasselbe ... Es macht offenkundig keinen Sinn, über eine Wirklichkeit ohne Information darüber zu sprechen" (Zeilinger 2003, 32). Der naturwissenschaftlich denkende Popper sieht die Zukunft mit Erkenntnisgewinn verbunden. Die Theorien kontrollieren sich gegenseitig in einem Ausleseprozess, die besser passenden setzen sich durch. Für Zeilinger ist Information schon die für uns erreichbare Wirklichkeit. Informationen werden gesucht, gefunden und aufeinander bezogen; sie ergänzen und bewähren sich gegenseitig, geben Einsicht in Zusammenhänge. Theorien wie die von Newton, Darwin und Maxwell haben sich bestätigt, vielfach praktischen Nutzen erwiesen und waren Grundlagen für weitere Theorien, die über sie hinausgehen und auch Prognosen gestatten.

Naturwissenschaft ist und wird als Prozess mit unabsehbarem Ziel. So verstehen auch Popper und Zeilinger ihre Arbeit. In diesem Prozess der Forschung stößt man auch auf Phänomene, die sich nicht in bekannte Naturgesetze fügen und keine sicheren Prognosen gestatten. Man muss sich mit Erklärungen behelfen, die nur als wahrscheinlich gelten können. Das ist aber nicht die Endstation. Die Experimente gehen weiter mit neuen Ansätzen – die physikalische Welt liegt ja noch im Vollbetrieb vor uns. Und wenn es in der Natur für unsere Begriffe chaotisch zugeht, dann ist es eben Natur. Daran kann sich die prähistorische Forschung nicht orientieren (Meinung von Karl 2004, 285 f.). Was prähistorisch war, ist abgetan, hat seine Wirklichkeit gehabt. Man kann diese nicht nach Bedarf zu Experimenten hervorholen und zusehen, was da noch herauskommt. Der Prähistoriker hat auch keine Informatio-

nen von Tatsachen, nur Indizien. Der Historiker kann sich wenigstens auf Gewährsleute stützen – der Prähistoriker ist sein eigener Gewährsmann. Es liegt allein in seiner Verantwortung, was er aus den Indizien macht.

Die Wirklichkeit ist wie sie ist. Wahr oder falsch sind die Aussagen über sie. Wahrscheinliches ist noch nicht wahr und noch nicht falsch. Wahrscheinlich nennen wir einen Sachverhalt, von dem wir einfach zu wenig wissen. Die prähistorischen Indizien sind materiell. Sachen und Sachverhalte sind zweierlei. Der Prähistoriker steht vor der Aufgabe, über Sachverhalte, auf die er, da er sie nicht tatsächlich kennt, aus Sachen im Boden schließen muss, Aussagen zu machen, die den Anforderungen wissenschaftlichen Denkens nicht zuwider laufen. Den Auftrag einzuhalten kann nicht schwierig sein. Keiner muss sagen, was er nicht weiß. Sachliche Argumente und persönliches Motiv wollen nur sorgsam gegeneinander abgewogen sein. „Eitelkeit ist eine sehr verbreitete Eigenschaft, und vielleicht ist niemand ganz frei davon. Und in akademischen und Gelehrtenkreisen ist sie eine Art von Berufskrankheit“ (Weber 1992, 168).

III

Poppers Denken ist auf die Methoden wissenschaftlicher Erkenntnis ausgerichtet. Er untersucht sie in der physikalischen Welt, der Welt der Dinge, ihrer Verhältnisse zueinander und der Theorien über sie. Diese sind an ihren Resultaten zu messen; sie müssen erweisen, ob und wie sie der Wirklichkeit standhalten. Das wird angenommen, wenn keine stichhaltigen kritischen Gegenbeispiele vorzubringen sind oder einfach nach dem praktischen Erfolg. Da man aber nicht in die Zukunft schauen und nicht wissen kann, welche theoretischen Erklärungen noch denkbar sind, bleiben generelle Aussagen grundsätzlich Vermutungen. Wir können unserer Erkenntnis nicht gewiss sein. „Die Induktion... ist rational völlig ungültig“. Das heißt aber nicht, dass Wahrheit unerreichbar ist. Popper will kein Skeptiker sein. Er „baut auf die Möglichkeit des Erkenntnisfortschritts und daher der Erkenntnis“ (Popper 1984, 101 f.). Die Wissenschaft versucht, „die Wirklichkeit zu beschreiben und (so weit wie möglich) zu erklären“. Unsere vermuteten Theorien kommen der Tendenz nach der Wahrheit immer näher, „das heißt, der wahren Beschreibung bestimmter Tatsachen oder Seiten der Wirklichkeit“ (Ebd., 40 f.). Das sagt Popper, der sich zum Realismus bekennt, „der metaphysische Glaube an das Bestehen von Gesetzmäßigkeiten in unserer Welt“ (Popper 1979, 218).

Der Verdrängungswettbewerb unter naturwissenschaftlichen Theorien kann sich unbeschränkt und aktuell an der Erfahrung von Tatsachen abwickeln. Mit Gewesenem kann man keine Versuche anstellen. Rückbesinnung auf die empirischen Grundlagen einer ausschließlich archäologisch betriebenen Erforschung des Altertums ist angebracht. Prähistoriker gehen von Sachen aus und sollten sachlich bleiben. Das ist noch keine positivistische Selbstbeschränkung (so verstanden von Karl 2004, 286 f.). Positivismus in den Einzelwissenschaften beschränkt sich auf Feststellung und Beschreibung wahrnehmbarer Sachverhalte, lässt Erkenntnis nur im zweifellos faktisch Gegebenen gelten und versucht erst gar nicht, hinter die Erscheinungen zurück zu gehen. Dieser Positivismus ist in der Prähistorik nur mit einem „Advokatenbeweis“ aufzudecken, „welcher sich der Unbehutsamkeit des Gegners zu seinem Vorteile bedient und seine Berufung auf ein mißverstandenes Gesetz gerne gelten läßt, um seine eigenen, unrechtmäßigen Ansprüche auf dieselbe zu bauen“ (Kant 1995, 300). Der positivistische Prähistoriker, der nur sammelt, zählt und zeichnet und sich im Glücksgefühl gelungener Datierung damit bescheidet, seine Tage in stiller Kontemplation vor Vitrinen und Typentafeln hinzubrin-

gen, ist ein Phantombild ohne Täter. Jeder deutet, denkt sich etwas aus, und viele haben das Bedürfnis, das auch der Welt gedruckt kundzutun. Die Frage ist also nicht, ob das Fundobjekt für sich allein schon Inhalt anerkannten Wissenserwerbs sein kann, ob die Feststellung des Was, Wo und Wann schon das Interesse an der Vorzeit befriedigt, sondern ob der Eifer des Adepten seiner Quelle noch gerecht wird. Gerade die Fundamentaltypologen, denen Menschliches, aber keine Scherbe fremd ist, haben oft den Hang, Funde in allerlei Umstände jenseits jeder möglichen Erfahrung zu verwickeln und Hypothesen auf tönerne Füße zu stellen.

Die prähistorische Vergangenheit liegt unverrückbar hinter uns. An ihr selbst lässt sich keine Vermutung über menschliches Handeln überprüfen. Die Hypothesen der Prähistoriker sind, soweit sie das Verhältnis von Mensch zu Mensch, das Verhältnis in Gesellschaft und zur Gesellschaft betreffen, Hypothesen ad hoc, weder zu bestätigen noch zu widerlegen. So steht es z.B. um die meisten „Modelle" der Neu-Archäologen, die sich in fantasiegeschwängerter Luft ihrer Autonomie erfreuen. Vor einem Heldengrab im stillen Hochtal kann man sich allerhand Gedanken über das Schicksal des namenlosen Toten machen. Keiner davon ist zu verifizieren oder zu falsifizieren, auch nicht der von des Unterkrainers bewaffneter Wallfahrt nach Hallstatt. Prüfbarkeit und Falsifizierbarkeit nennt Popper ausdrücklich als Abgrenzungskriterien zwischen Wissenschaft und Pseudowissenschaft (Popper 1979, 52-55, 69, 180). Er vertraut dem Alltagsverstand. „Dieser ist ... selbstkritisch und kann sich neu orientieren" (Popper 1984, IX). „Alle Wissenschaft und Philosophie sind aufgeklärter Alltagsverstand". Der kann zwischen Erscheinung und Wirklichkeit unterscheiden. Wir bauen auf unsicheren Fundamenten, aber „wir können aus unseren Fehlern lernen, aus der Einsicht, daß wir einen Fehler gemacht haben". Das mächtige Instrument des Fortschritts ist die Kritik (Ebd., 34, 37).

Die Gelegenheit, eine Annahme durch Ausscheiden der nicht zutreffenden zu bekräftigen, ergibt sich im archäologischen Stoff nicht häufig. Aussagen, die man als wahr anerkennen kann, liegen dennoch in reichem Maße vor. Man kann sagen, dass in aller Urzeit der Lauf der Gestirne und der Gang der Jahreszeiten aufmerksam beobachtet und das Wissen davon praktisch angewendet wurde. Durch Jagen und Sammeln sorgte man die längste Zeit für den Lebensunterhalt. Es gab Vorstellungen von einer den Sinnen nicht zugänglichen Welt und Standesunterschiede. Man wusste Wasserwege zu nutzen und Bodenschätze auszubeuten. Der Bergbau auf Stein, Erze und Salz erwuchs zu einem gewinnbringenden Wirtschaftszweig. Man verstand Rauschtränke zu bereiten und Feste zu feiern mit Umzügen und Opfern, Spielen und Gelagen dieser und jener Art. Rohstoffe erwiesen sich als verwertbar zu vielerlei Zwecken, so um feste Häuser zu bauen, sich von Kopf bis Fuß zu bekleiden, auch um Waffen und Gerät herzustellen. Man hatte die Fertigkeit, tiefe Brunnen zu schlagen und wusste Lebensmittel haltbar zu machen. Das Sammeln pflanzlicher Nahrung, die Methoden der Lebensmittelkonservierung und die astronomischen Kenntnisse sind natürlich nicht oder nicht durchgängig materiell belegt. Dass dergleichen geübt wurde, ist ein (durch Analogie gestütztes) Postulat, ein nicht zu beweisender, aber unabweisbarer Schluss: die bodenständigen Siedler wären sonst schon vorzeitig aus unserem Erbgang ausgeschieden.

Fallweise steht dem Prähistoriker auch das Kriterium der Falsifizierbarkeit zu Gebote. Annahmen, die von in Vergangenheit und Gegenwart konstanten Verhältnissen ausgehen, können durch Versuch und Irrtumsberichtigung kontrolliert werden. So kann man sich z.B. von der Zusammensetzung des Kupfers in Bronzen Indizien für die Herkunft der Erze erhoffen, sofern es

gelingt, deren Lagerstätte zu identifizieren. Dazu werden bei einer Methode charakteristische Spurenelemente und Isotopenverhältnisse des Bleis verfolgt. „Bei Übereinstimmung beider Herkunftsparameter kann vermutet werden, dass das untersuchte Erz das Ausgangsmaterial für die Objekte bildete. Dennoch ist es kein zwingender Beweis für eine solche Herkunftsbeziehung, solange nicht alle Erzvorkommen im weiteren Umkreis bekannt und untersucht sind“ (Pernicka 2004, 14). Beim Vergleich größerer, über lange Zeit verteilter Materialgruppen stellte sich heraus, dass „die Spurenelementzusammensetzung und die typologisch-chronologischen Artefaktgruppen miteinander korrelierten“ (Hansen 2005a, 97). „Für eine Zeitstufe ist also jeweils eine bestimmte oder es sind mehrere Zusammensetzungen der Spurenelemente typisch ... Mit einiger Vorsicht ist davon auszugehen, dass die Metallanalysen sich als ein typologieunabhängiges Mittel zur Datierung verwenden lassen. Der Gehalt an Spurenelementen und Nebenbestandteilen könnte somit zur Datierung archäologisch nicht oder nur schwer datierbarer Bronzeobjekte herangezogen werden. In Anbetracht der spezifischen Fundüberlieferung von Bronzen nicht nur im Karpatenbecken – nämlich in Horten – ist dies von erheblicher methodischer Bedeutung ... Zuweilen lassen sich deutlich ältere Bronzen anhand typologischer Merkmale identifizieren ... Da aber ein großer Teil vor allem der spätbronzezeitlichen Horte aus Fragmenten besteht, die eine genauere zeitliche Einordnung nicht erlauben, könnte man auch jene Objekte in die Rekonstruktion des Deponierungsvorgangs eines einzelnen Hortes einbeziehen, die sich heute nicht bestimmen lassen“ (Hansen 2005b, 212 f.).

Bei der Suche nach der Herkunft der Erze liefern die Spurenelemente eine neutrale und konstante Basis für die Vergleiche von Lagerstätte und Fabrikat. Für die Stufengliederung der Bronzezeit, bei der die Stratigraphie kaum herangezogen werden kann, gibt es keine unabhängige Prüfinstanz. Der Fluss der Zeit muss durch das Verhältnis der Objekte zueinander dargestellt werden. Die von Hansen zitierten Forschungsergebnisse beruhen auf Induktion. Zahlreiche Proben zeigten, dass sich typologisch-chronologisch übereinstimmende Bronzen auch durch eine je spezifische Zusammensetzung von Spurenelementen von anderen unterscheiden. Eine typologieunabhängige Datierungshilfe ist damit nicht gewonnen. Die Analysen bekräftigen ja nur auf andere Art die morphologische Einteilung in Stufen, sind also ihrerseits typologische Merkmale. Ob sich darüber hinaus eine differentialdiagnostisch allgemein gültige Regel aufstellen lässt, bedarf noch einer weiteren Prüfung. Man müsste sämtliche Bronzen daraufhin untersuchen, ob nicht solche anderer Zeitstellung die gleiche oder solche gleicher Zeitstellung eine andere Kombination der Spurenelemente aufweisen. Das ist viel verlangt, anders lässt sich aber ein Wahrscheinlichkeitsbeweis durch Induktion nicht erbringen. In dem Fall ist eher seine Widerlegung zu erwarten. Was Pernicka vorschlägt, ist guter Popper: Probieren geht über studieren. Alle im weiteren Umkreis erreichbaren Erzgänge werden untersucht und die unpassenden ausgeschieden. Bleibt nur einer mit genau übereinstimmenden Spurenelementen übrig, wäre die Herkunftsfrage gelöst. Bei Poppers methodischem Zweifel freilich nicht mit unumstößlicher Gewissheit. Das Erz könnte in der fraglichen Zusammensetzung beispielsweise aus dem Ural kommen, wo die Abbaukosten schon damals weitaus geringer waren und die Wegzeiten kulant nicht angerechnet wurden, weil der Spediteur ohnehin zurück musste, mit guter Ware, die er unterwegs mit Gewinn losschlagen konnte. Es bleibt also auch nach dieser Methode bei Poppers „Vermutungswissen“, jedoch einem sehr tragfähigen mit einem Wahrheitsgrad nahe 1.

Im Zusammenhalt mit noch rezent erinnerlichen Praktiken zu wirtschaften und

Haus zu halten, ließ sich nach wiederholten Versuchen ein Bild vorzeitlichen Lebens zusammensetzen. Man hat die Tauglichkeit von Stein- und Bronzebeilen erprobt, Felder mit Hacke, Spaten und Pflug bestellt, gesät und geerntet, auch geschlachtet und gepökelt, Brot gebacken, Fleisch gebraten und gekocht und die Rezepte am eigenen Leib ausprobiert. Häuser wurden nachgebaut, zu Wasser und zu Land, ganze Dörfer entstanden (Barth – Lobisser 2002; Lüning 2005). Die experimentelle Archäologie hat sichtbare Erfolge gebracht – unfehlbar kann auch sie nicht sein. Bei der Wiederherstellung neolithischer Bekleidung kann man sich dem Vorwurf modischer Verirrung aussetzen, wenn man sich dabei vorzugsweise auf die Idole stützt. Wenn die bizarren Tonfiguren ihre Bezeichnung verdienen, sollte man sie sich nicht einfach wie Trachtenpuppen vornehmen. Dass die kleinen Götzen als Außerirdische ein nur ihnen eigenes, vom Gemeinmenschlichen abgehobenes Aussehen mit einer von Ort zu Ort abweichenden Adjustierung haben könnten, kam den rezenten Modeschaffenden, im Eifer, sich steinzeitlich neu einzukleiden, gar nicht in den postkreativen Sinn. So entstand unter dem Diktat von Heppenheim, nicht sowohl die Blöße als auch den Spaßbedarf der Studentenschaft deckend, ein bandkeramisches Nationalkostüm, 500 Jahre tragbar von Serbien bis Hessen. Über die Bekleidungssitten der Jungsteinzeit vollständig, mit allen örtlichen Eigenheiten informiert zu werden, ist natürlich eine unbillige Forderung. Die Quellen geben nicht mehr her, und das sollte bei den Rekonstruktionsversuchen auch ausdrücklich vermerkt werden. Bessere, wenn auch ebenfalls nicht erschöpfende, Informationen liegen durch Baumsärge, szenische Darstellungen und Moorleichen für die späteren Perioden vor, und natürlich durch den Ausnahmefund der Mumie aus einem Gletscher in Tirol. Eben dieser zeigt uns aber an, dass es noch vieles zu entdecken gibt. Der Mann wird ja wohl nicht in seinem Sonntagsanzug auf den Berg gegangen sein. Die Hinwendung zu den Sachgütern, ergänzt durch Experimente mit den Mitteln der Gegenwart, führt die prähistorische Archäologie auf relativ sicheren Boden. Es ist das kein Vorstoß in unbekannte Sphären. Die Erklärung des Gefundenen überzeugt, weil wir Ähnliches oder Gleichartiges selbst aus geschichtlicher Vergangenheit schon kennen. Die experimentelle Archäologie geht als Ergänzung wieder in der Sachvolkskunde auf, von der sie bei der Rekonstruktion ihrer Befunde ausgegangen ist.

Für die Sphäre des Ideellen kann der Prähistoriker von sich aus keine authentische Auskunft geben. Er muss bei seinen fachlichen Nachbarn nachfragen, für welche Institutionen oder Vorstellungen seine Funde das äußere Zeichen sein können. Im Prinzip hat das auch Erfolg: es gab organisierte Gemeinwesen, Handelsbeziehungen, soziale Unterschiede und Glauben an Übersinnliches. Dieses Wissen ist aber ganz allgemein und kann nicht voll befriedigen, da es kaum Inhalte bietet. Ihm gegenüber steht das reichhaltige Bild der Grabungsergebnisse, die tiefer reichende Fragen aufwerfen. Es wurden von Fall zu Fall auch Antworten versucht, die jedoch verschieden ausgefallen sind. Aus dem nur Materiellen sind bündige Auskünfte über menschliche Verhaltensweisen, Vorstellungen und Institutionen nicht zu erwarten. Soweit der Fund nicht schon allein für sich in seinem Umfeld Sinn macht, ist die Deutung nach mehreren Richtungen offen. Es gibt eben keine konstante Korrelation zwischen Ding und Tun, Sache und Verhalten wie von Wort mit Sinn, von Schrift und Sprache. Nicht jeder Grünrock ist ein Jäger.

Was spurlos verging, ist jetzt so, als wäre es nie gewesen. Spuren, die wir haben, deuten wir nach Analogie – nach unserem Wissen vom Treiben dieser Welt, nach unserem Ebenbild. Wir kehren aus der Vorwelt immer in einen Winkel der unseren zurück. Bei Bestrebungen, mit archäologischen Mitteln die Gesellschafts-

lehre zu bereichern, religiöse Vorstellungen zu erläutern oder gar Ereignissen nachzuspüren, sollte an erster Stelle der von Popper ausdrücklich gewürdigte Allgemeinverstand, über den eo ipso ja auch Prähistoriker verfügen müssen, die Grenze zwischen methodischem Schließen und verführerisch glänzendem Einfall zu finden wissen.

Literatur

Barth, F. E. – Lobisser, W. (2002): Das EU-Projekt Archaeolive und das archäologische Erbe von Hallstatt. Veröffentl. Naturhist. Museum Wien, NF 29.

Bokisch, G. (1978): Sozialökonomische Probleme der ausgehenden Bronzezeit im Ägäischen Raum. In: Mitteleurop. Bronzezeit, Berlin.

Egg, M. (1978): Das Grab eines unterkrainischen Kriegers in Hallstatt. Arch. Korrespondenzblatt 8, 191 ff.

Egg, M. (1980): Fremdlinge. In: E. Lessing, Hallstatt. Wien-München.

Fischer, U. (1999): Das Grab als Geschichtsquelle in der Frühzeit der Mediterranis. Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen 8.

Hansen, S. (2005a): Neue Forschungen zur Metallurgie der Bronzezeit in Südosteuropa. Der Anschnitt, Beih. 18, 89 ff.

Hansen, S. (2005b): Über bronzezeitliche Horte in Ungarn – Horte als soziale Praxis. In: Interpretationsraum Bronzezeit, Bonn.

Kant, I. (1995): Kritik der reinen Vernunft. (Hrsg. R. Toman), Köln.

Karl, R. (2001): Latènezeitliche Gräber aus Frauenstein/Inn, OÖ. Jb. oö. Musealverein 146, 1, 129 ff.

Karl, R. (2004): Zur Theorierezeption in der Ur- und Frühgeschichte in Ostösterreich seit 1945. Arch. Informationen 27/2, 269 ff.

Lüning, J. (2005) (Hrsg.): Die Bandkeramiker. Erste Steinzeitbauern in Deutschland. Bilder einer Ausstellung beim Hessentag in Heppenheim/Bergstraße im Juni 2004. Rahden/Westf.

Nietzsche, F. (1980): Werke. (Hrsg. K. Schlechta), Bd. V.

Pernicka, E. (2004): Krause, R. – Oeggl, K. – Pernicka, E.: Eine befestigte Burgsiedlung der Bronzezeit im Montafon, Vorarlberg. Arch. Österr. 15/1, 4 ff.

Popper, K. R. (1979): Ausgangspunkte. Hamburg.

Popper, K. R. (1984): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. 4. Aufl. Hamburg.

Teržan, B. (2004): Obolos – mediterrane Vorbilder einer prämonetären „Währung“ der Hallstattzeit? UPA 100, 161 ff.

Urban, O. (2000): Der lange Weg zur Geschichte. Die Urgeschichte Österreichs. Wien.

Weber, M. (1992): Soziologie, universalgeschichtliche Analysen, Politik. Stuttgart.

Zeilinger, A. (2003): Das Wesen des Wissens. Aus: Einsteins Schleier, München. Zit. nach Universum 3, 30 ff. Wien.

„Im Gegenwärtigen Vergangenes"

In dem kürzlich erschienenen Sammelwerk SALZ-REICH ist der Adressat dieses Festbandes abgebildet, wie er eben ein Schlachtermesser im Rücken eines Schweines versenkt (Pucher 2008, 76). Wiewohl mit dem Dekorum seines Amtes nicht ohne weiteres vereinbar, hat die blutige Tat weithin Anerkennung gefunden, wurde sie doch im Dienste der Wissenschaft verübt. Sie demonstriert eine bronzezeitliche Methode des Schweineschlachtens. Wie man dabei verfuhr und wie man es verstand, die örtlichen Gegebenheiten zur Konservierung der Fleischmengen auszunützen (Barth – Lobisser 2002, 44 f.), ist in dem zitierten Buch auch beschrieben. Ebenso ist daraus zu erfahren, dass man auf diese Art, ein Schwein sachgerecht zu zerlegen, heute noch vorgeht (Barth – Reschreiter – Kowarik 2008, 78 f.). Die im Salzberg konservierten menschlichen Exkremente enthielten in stereotyper Zusammensetzung die Reste von Gerste, Hirse und Saubohne nebst Kleinknochen vom Schwein und anderen Haustieren. Barth schloss daraus, dass man aus den Zutaten einen nahrhaften Brei zubereitete, wohl auch gleich unter Tage. Dieser wird da und dort heute noch gekocht und heißt zumeist „Ritschert" (Barth 1992, 56 ff.).

Zum Abbau des Salzgesteins wurden mächtige Bronzepickel eingesetzt. Es scheint kaum möglich, mit dem schweren Gerät an dem langen und dünnen Stiel ziehend und treffsicher zuzuschlagen. Vielleicht hatten die bronzezeitlichen Häuer eine uns unbekannte Schürftechnik. Ganz ausgereift war sie wohl nicht, denn es gibt eine ganze Anzahl gebrochener Schäftungen. Den Pickeltypus hat man auch in bronzezeitlichen Depots Südosteuropas vorgefunden (z.B. Roska 1942, 93; Holste 1951, Taf. 45). Er wurde dort wohl in einem anderen Ganggestein eingesetzt. In dem zähen und harten Salzgebirge von Hallstatt blieb das unhandliche Werkzeug Jahrhunderte in Gebrauch. In der Eisenzeit war die Handhabung jedoch schon etwas verändert. Der Stiel war kürzer, dicker und gegen den Schäftungskopf etwas geschwächt. Das ist eines der Anzeichen dafür, dass man das Gerät nach der Hammer-und-Meißeltechnik gebrauchen konnte. Im nicht allzu weit entfernten Hallein war der Pickel kleiner und aus Eisen. Der Schritt zum Häuereisen ist in Hallstatt unterblieben. Weiterhin mit dem Bronzepickel wurden die rätselhaften herzförmigen Reliefs in Ulm und Firste geschlagen. Zwei große Platten in Form eines halben Herzens hat man bis jetzt geborgen. Wie man es fertig brachte, sie im Ganzen vom Berg zu lösen, weiß bis zum heutigen Tag niemand.

Für die Verwendung der bronzezeitlichen Säcke gibt es eine Erklärung. Sie wurden zum Transport von kleinstückigem Salz vom Abbauort zum Füllort beim Schacht eingesetzt. Vor- und Nachteile der Konstruktion sind im anfangs zitierten

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 139
[Festschrift Fritz Eckart Barth zum 70. Geburtstag], 2009, S. 67-69

Werk aufgezählt. Mit Hilfe des Knüppels konnte man die Säcke schnell und einfach, noch am Körper hängend, entleeren. Aber beim Tragen hatte man nie beide Hände frei, und die Schultern wurden ungleich belastet. Wer Tag für Tag so unterwegs ist, bekommt unweigerlich Kreuzweh, und im Laufe der Jahre eine irreparable Skoliose. Aber hatte denn die Vorrichtung wirklich nur den einen Zweck, beim Ausleeren Zeit zu gewinnen? Der Abbau mit dem bald abgestumpften und bruchanfälligen Bronzepickel brauchte seine Weile, und das grobe Salzmaterial von unebenem Grund mit einer kurzstieligen Holzschaufel abzufüllen, ist eine Schinderei. Dass die Säcke in Bergestiefe gefunden wurden – wo sonst auch wären sie erhalten geblieben –, muss also nicht gleich bedeuten, dass sie ausschließlich dort benutzt wurden. Sie lassen sich ja auch anders tragen, nämlich mit dem Gurt über dem Kopf, wodurch der Schwerpunkt höher rückt und Schultern wie Nacken gleichermaßen belastet sind. Der Knüppel an dem langen, weit verstellbaren Doppelriemen diente dann nur dazu, die Last von Zeit zu Zeit zurechtzurücken. Der Träger, welchen Alters und Geschlechts auch immer, hätte das wohl zu schätzen gewusst, und auch, dass er die Hände frei hatte, etwa, um sich auf einen Stock zu stützen. Das Abladen ging dann freilich nicht so kommod. Die Säcke sind Unikate. Für ihre am ehesten zweckdienliche Verwendung bleiben zwei in Einzelheiten voneinander abweichende Hypothesen, von denen jede in ihrem Rahmen plausibel ist. Der Verbrauch von Schweinefleisch und seine Verarbeitung von der Schlachtung an, worauf man aus Grabungsbefunden geschlossen hat, ist durch Kontinuität bis zur Gegenwart bestätigt. Unter Tag lässt uns die Tradition im Stich.

Tradition ist ein wesentliches Element aller Kultur. Sie verbindet. Ob in Annahme oder Ablehnung, bewusst oder unbewusst – Anstalten, das Leben tätig zu bewältigen, setzen bei dem an, was ist. Die historisch-zufällige Herkunft durch lange Übung gefestigter Gewohnheiten und Bräuche kann dabei schon in Vergessenheit geraten sein. Juden werden obligatorisch beschnitten, unbeschnittene Juden verfielen dem Bann (1. Mos. 17, 11 ff.). Ebenso streng ist ihnen der Verzehr von Schweinefleisch untersagt (3. Mos. 11, 7; dazu Tacitus, Historien V, 4, 5). Das alles gilt bekanntlich auch für die Moslems. Die Beschneidung der Vorhaut ist weit verbreitet, auch in Afrika und Nordamerika. Der Brauch geht in unergründliche Zeittiefen zurück (Rad 1961, 70). Nach biblischen Berichten sollte die Operation legitim mit einer Steinklinge vorgenommen werden (s. Josua 5, 3, 2).

Bei der rätselhaften Stelle 2. Mos. 24, 25 ist bemerkenswert, dass nicht Moses, sondern seine arabisch-midianitische Frau zur Steinklinge greift, um mit der Beschneidung des gemeinsamen Sohnes der tödlichen Bedrohung zu begegnen. Die Ursprünge der Maßnahme werden in Pubertätsriten vermutet; hygienische Überlegungen mögen dabei mitgespielt haben. Heutzutage besteht dazu keine medizinische Indikation, jedenfalls nicht dort, wo genügend Wasser in greifbarer Nähe ist. Die Enthaltung von Schweinefleisch ist rational nicht zu erklären. Speiseverbote reichen ebenfalls weit in vormosaische Zeiten zurück. In einem sumerischen Gebet heißt es: „... O Gott, den ich kenne oder nicht kenne, meine Übertretungen sind zahlreich und groß sind meine Sünden ... Das Verbotene, das ich gegessen habe, kenne ich wirklich nicht ...“ (Eliade 1981, 218). Das orthodoxe Judentum kennt keine strikte Trennung von sakralem und profanem Bereich. Das öffentliche wie auch das private Leben – Kleidung, Essen, Gebetszeiten, Feste – sind nach den Lehren der Religion ausgerichtet. Unter der Vorstellung von einem eifernden, unnachsichtigen Gott müssen Verstöße dagegen oder gar Abfall vom Glauben streng geahndet werden (2. Mos. 32, 25-29). Islamische Länder sind dem Volk Israel der Bücher Mose und Josua darin nachgefolgt.

Die Kultur des Abendlandes ist an orientalischen Quellen gewachsen. Keine der Weltreligionen ist auf europäischem Boden entstanden. Die Bezeichnung „Europa" lässt sich vom semitischen „Ereb", d.i. das Dunkel, Sonnenuntergang, herleiten. Gegenwärtig treten zwischen christlich-europäischer und islamisch-arabischer Mentalität erhebliche Differenzen hervor, besonders auffällig in den Moralen und den Grundsätzen gesellschaftlicher Ordnung. Es sind je andere traditionsgebundene Wertsetzungen maßgebend. Manche reichen in Urzeiten zurück. Wo solche in Religionen aufgegangen sind, liegt das offen zutage. Aus dem analphabetischen Europa ist von vorzeitlicher Denkungsart und sittlichen Regeln nichts klar erkennbar zu uns gedrungen. Wir haben nur handfeste Indizien, wie eben Schweineschlachten und Fleischverarbeitung. Jedoch: Populationen ohne Erinnerungen, Stammessagen und Verhaltensnormen, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurden, gibt es nicht und gab es nicht.

Tradition stiftet Kontinuität. Kenntnisse und Fertigkeiten werden über Generationen vererbt. Die Weitergabe betrifft vor allem auch Meinungen, Sitten, Gewohnheiten, Vorstellungen, Maßnahmen und Regeln. Tradition lebt zudem nicht nur im Vorgang, sie bewahrt auch auf Dauer. Althergebrachtes kann allein kraft der fraglosen Geltung des schon immer so Gewesenen den Status eines unumstößlichen Prinzips erlangen. Das menschliche Individuum ist nicht nur mit ererbten Anlagen auf seine Bahn gesetzt; es ist in seinem Wesen durch die Welt, in die es hineingeboren wurde, mit ihren Formen, Worten und Werken mitbestimmt. Es ist Traditionen zugehörig. Fatal ist: Wir merken gar nicht, in welche Bezirke unseres Denkens und Tuns sie hineinreichen. Kollektive Eigenarten können so selbstverständlich geworden sein, dass wir sie gar nicht vor unser Bewusstsein bringen können. Wir dürfen uns dem Gedanken nicht verschließen, dass in so manchem von unserem Tun und Lassen, was wir unbesehen der Rationalität oder einfach der Menschennatur zuschreiben, noch Einführungen ferner Vorfahren stecken.

Literatur

Barth, F. E. (1992): Die Leibspeise der Althallstätter Bergleute. In: Bohnengeschichten. Hallstatt.

Barth, F. E. – Lobisser, W. (2002): Das EU-Projekt Archaeolive und das archäologische Erbe von Hallstatt. Veröff. Naturhist. Mus. Wien, NF 29.

Barth, F. E. – Reschreiter, H. – Kowarik, K. (2008): Von der Sau zum Speck. In: A. Kern, K. Kowarik, A. W. Rausch, H. Reschreiter (Hrsg.), SALZ-REICH. 7000 Jahre Hallstatt. Veröff. Präh. Abt. Naturhist. Mus. (VPA) 2, Wien, 78-79.

Eliade, M. (1981): Geschichte der religiösen Ideen, Quellentexte. Freiburg, Basel, Wien.

Holste, F. (1951): Hortfunde Südosteuropas. Marburg/Lahn.

Pucher, E. (2008): Knochen verraten prähistorische Schinkenproduktion. In: A. Kern, K. Kowarik, A. W. Rausch, H. Reschreiter (Hrsg.), SALZ-REICH. 7000 Jahre Hallstatt. Veröff. Präh. Abt. Naturhist. Mus. (VPA) 2, Wien, 74-77.

Rad, G. v. (1961): Das erste Buch Mose. Das Alte Testament Deutsch, Teilbd. 2/4, Göttingen.

Roska, M. (1942): Erdély Régészeti Repertóriuma 93. Kolosvar.

Objektkundliche und sprachliche Überlieferung aus Ur- und Frühzeit

Zusammenfassung

Die kulturtragende Rolle von Traditionen zeigt sich konkret in der Lebensart von strenggläubigen Juden und Moslems, wo Sitten und Bräuche im Gewand der Religion Jahrtausende überdauert haben. Profaner Alltag und Religionsübung gehen ineinander über. Auch in Berichten antiker Autoren sind alteuropäische Formen des gesellschaftlichen Verhaltens beschrieben, die ebenfalls urzeitliches Gepräge haben, wie es in Bibel und bei Homer festgehalten ist. Gewisse archäologische Befunde lassen sich in diesem Sinn interpretieren.

Summary

The support of traditions for the continued existence of cultures is clearly shown by the way of life of very orthodox Jews or Muslims, where religious customs and ways of life survived thousands of years. Every day life and religious practices merge. Authors of the Antiquity described ancient European ways of social life, which have also prehistoric character like it is written in the Bible or at Homer. Some archaeological evidence can be interpreted in this sense.

I

Natur- und Geisteswissenschaften gelangen mit anderen Absichten und auf verschiedenen Wegen zu ihren Erkenntnissen. Die Naturwissenschaft strebt die Gewissheit generell gültiger Aussagen an. Verlässliche Einsichten werden durch Experiment und Fehlerausmerzung methodisch herbeigeführt. Dem Anspruch von Naturwissenschaftlern jedoch, im Vertrauen auf ihre Methoden allein der Wahrheit „mit Hilfe unserer viereckigen kleinen Menschenvernunft endgültig beizukommen“, ist Nietzsche mit Nachdruck entgegengetreten. „Daß allein eine Weltinterpretation im Rechte sei, bei der ... wissenschaftlich in e u r e m Sinne ... geforscht und fortgearbeitet werden kann, eine solche die Zählen, Rechnen, Wägen, Sehen und Greifen und nichts weiter zuläßt, das ist eine Plumpheit und Naivität, gesetzt daß es keine Geisteskrankheit, kein Idiotismus ist ... Aber eine essentiell mechanische Welt wäre eine essentiell s i n n l o s e Welt“ (Nietzsche, Die fröhliche Wissen-

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 140, 2010, S. 277-293

QUELLE

schaft, 373). Historische Geisteswissenschaften können mit ihrem Stoff, der sich auf unwiderruflich Vergangenes bezieht, nicht experimentieren. Sie suchen in der Vielfalt der Daten die Handlungszusammenhänge herauszustellen, die dem Ablauf der Tatsachen Richtung und Sinn geben. „So rücken die Geisteswissenschaften mit Erfahrungsweisen zusammen, die außerhalb der Wissenschaft liegen: mit der Erfahrung der Philosophie, mit der Erfahrung der Kunst und mit der Erfahrung der Geschichte selbst. Das alles sind Erfahrungsweisen, in denen sich Wahrheit kundtut, die nicht mit den methodischen Mitteln der Wissenschaft verifiziert werden kann" (Gadamer 1975, XXVIII). Keine Methode kann verbindliche Aussagen erbringen, wann ein Werk der Musik, der bildenden Kunst oder eine Dichtung ein wahres Kunstwerk ist. Auch die Geschichtsforschung ist nicht darauf aus, ihren Daten eine allgemeine Regel für das Weltgeschehen seit Anbeginn abzugewinnen. Historisches Denken will herausfinden, „wie es kommen konnte, dass es so ist" (Ebd., 2).

Wie etwas so gekommen ist, lässt sich aus Objekten allein, die ja keinen Handlungszusammenhang preisgeben, nicht unmittelbar feststellen. Die archäologische Urzeitforschung sucht dennoch dieser Frage näherzutreten, indem sie auf verschiedene Weise zu ergründen trachtet, welche immateriellen kulturellen Bewegungen die jetzt noch greifbare dinghafte Hinterlassenschaft ehedem begleitet, ja sogar verursacht haben könnte. Dabei haben sich als Themenschwerpunkte die religiösen Vorstellungen und die gesellschaftlichen Ordnungen herausgebildet. Die Untersuchungen setzen bei den Vorgaben der archäologischen Systematik an, so bei typologischen Einheiten, der Anlage der Gräber und der Depots. Den sozialen Rang beurteilt der Archäologe nach dem noch feststellbaren Besitz von beweglichen Gütern, also nach dem Grabschatz. Der noch beim Leichnam zur Schau gestellte Konsum luxuriöser Waren bei Lebzeiten spricht für die Zugehörigkeit zur Oberschicht. Das heterogene Grabmaterial entsprechend einer festen Rangordnung zu klassifizieren ist aber nicht möglich. Nicht jeder, dem man Reichtümer in seiner letzten Ruhestätte versammelt hat, muss auch ein Potentat gewesen sein. „Die Definition von ‚Fürstengräbern' ist für alle Perioden problematisch" (Schönfelder 2009, 59). Weil man mit Titeln wie König, Fürst, Aristokrat Machtansprüche und Rechtsverhältnisse präjudiziert, für die man beweiskräftig nicht einstehen kann, wurde für die in auffallend reich bestückten Gräbern Liegenden die neutrale Bezeichnung „Eliten" gewählt. Hat man bei ihnen noch Waffen in beträchtlicher Anzahl, darunter auch nicht für jedermann erschwingliche Helme und Panzer angetroffen, drängt sich die Annahme von kriegerischem Kommando auf. Bei einem solchen Aufwand scheint der Ausdruck „Fürstengrab" zumindest nicht abwegig. Wurden darin noch Mitbestattungen von Mensch und Tier entdeckt, schloss man darauf, dass mit dem (erblichen) hohen Rang „die Herrschaft über Leben und Tod" der „Untertanen" verbunden war (Egg 2009, 39). Das regional begrenzbare Auftreten von derartigen Grabanlagen und auch die Zusammensetzung großer Materialdepots könnte auf organisierten Zusammenschluss von Teilen der Ansässigen hindeuten (Hansen 2005, 297 ff.). Auch die Art der Keramik soll für Sozietäten bezeichnend sein. Wenn dieserart mehrere Systeme aus verdinglichten Zeichen in einer Region über mehrere Generationen nebeneinander existieren, verweist das „auf eine entsprechende historische Situation" (Müller 2005, 256 ff.). Solche wörtlichen Übersetzungen aus der materialkundlichen Archäologie in das Historisch-Soziologische entbehren aber nach wie vor der empirischen Rechtfertigung. Der „dingliche Niederschlag von Ethnizität (ist) ein sehr komplexer Prozess" (Kienlin 2005, 4). Es besteht „auch innerhalb einer Ethnie ein recht breiter Formenkanon hinsichtlich der Produktion

lokaler Güter“ (Platte 2005, 4). Dem raschen Schluss von aufwändiger Grabausstattung auf Macht, Reichtum und monarchische Gewalt sollte man ebenfalls mit Zurückhaltung begegnen. Fehlen doch „im Siedlungswesen weitere Belege für gesellschaftliche Hierarchien“ (Kienlin 2005, 4).

In den Haaren der Gletschermumie aus den Ötztaler Alpen wurden ungewöhnlich hohe Konzentrationen von Arsen, Kupfer, Nickel und Mangan gefunden. „Der Mann beschäftigte sich daher mit der Verarbeitung von Erzen und Metallen und war Bergmann oder Schmied ... Man möchte aus heutiger Sicht annehmen ... dass der Mann ... vor allem mit der Metallurgie beschäftigt war und aus ihr seine Bedeutung und seinen Reichtum bezog. Daraus kann man ... sicherlich auch schließen, dass Ötzi als ‚Schmied‘ eine gesellschaftliche Sonderstellung innehatte und ... auch rituelle und magische Kenntnisse besaß. Dafür sprechen nicht zuletzt die medizinisch indizierten Tätowierungen ...“ (Lüning 2005, 58). Ein Gedankengang mit weiten und gewagten Sprüngen. Da hat ein Mann ein Übermaß von bestimmten metallischen Elementen in seinem Organismus, er muss also Erzsucher oder Schmied gewesen sein, verfügte folglich über magisches Wissen, bekleidete demgemäß einen höheren Rang in der Gesellschaft, und tätowiert war er auch noch. Dass die Konzentrationen von Arsen, Kupfer usw. nicht zwangsläufig das Indiz einer nahenden Berufskrankheit sind, sondern auch mit dem Wasser und mit der Nahrung in den Körper gelangt sein können, wird erst gar nicht in Betracht gezogen, ebensowenig, dass Arsen als Dopingmittel gebraucht wurde, was sich noch in geschichtlicher Zeit nicht nur die Rosstäuscher zunutze machten. „Die Arsenikesser in der Steiermark demonstrieren, dass durch Gewöhnung größere Giftdosen vertragen werden.“ Übrigens kann „auch der postmortale Kontakt mit Flüssigkeiten zum Eindiffundieren von Metallsalz-Ionen führen“ (Berg – Rolle – Seemann 1981, 65, 32).

Vor 12000 Jahren in Anatolien entstanden „Die ältesten Monumente der Menschheit“ (Katalog Anatolien 2007). Die Entdeckung von Tempeln mit menschengestaltigen Stelen eröffnet der Sicht auf die sog. Neolithische Revolution unerwartete Perspektiven. Noch bevor das Neolithikum sich wirtschaftlich epochemachend voll entfaltet hatte, wurden dort Kultgestalten ohne Vorbild in Stein gemeißelt und imposante Bauwerke errichtet. Nach Meinung eines der Ausgräber nötigten nicht natürliche Zwänge, sondern religiöse Riten zu neuen Subsistenzstrategien. Das sei so zu verstehen, dass bei Festen im abgelegenen Bergheiligtum größere Menschenmengen versorgt werden mussten, und das gab den Anstoß, die schon länger bekannte „Kultivierung der späteren Nahrungspflanzen so zu intensivieren, dass Domestikationseffekte auftraten“ (Lüning 2005, 62). Nach einer Studie von I. Wunn ist an der Grenze von Spät- und Endneolithikum eine krisenhafte gesellschaftliche Veränderung zu vermerken, deren Ursache in religiösen Strömungen zu suchen sei. In den ersten neolithischen Jahrtausenden beherrschte die mythische Gestalt einer Urmutter das Denken über jenseitige Mächte. In der Schnurkeramik und der Einzelgrabkultur vollzieht sich dann ein religiöser Wandel, gefolgt von einer gesellschaftlichen Umstrukturierung. Die Figur der Urmutter verschwindet allmählich, verdrängt von einer zuvor schon nebenher existierenden „Dolmengöttin“. Das seit alters geübte Ritual einer Dankesgabe an die mythische Ahnherrin wird zur Darbringung eines Opfers an ein Gotteswesen, das Hilfe gewähren soll. Nach Auffassung der Autorin ist die numinose Macht weiblich konzipiert (Wunn 2004). Ob der Wechsel religiöser Anschauungen sonst noch etwas mit sich bringt, was die Annahme einer „krisenhaften Veränderung“ stützen könnte, wird nicht weiter erörtert. Bei der Interpretation seines Materials drückt sich J. Lüning entschiedener aus. Die Starčevo-Körös-Kultur wurde nach ihm von einer „geis-

tigen Auseinandersetzung“ erschüttert, die zur Abspaltung einer Gruppe führte, welche in Folge als älteste Bandkeramik in Erscheinung trat. Die Bandkeramik mit ihren breiten Rillen unterscheidet sich deutlich von Starčevo-Körös. „Die Verzierungsmotive hatten zweifellos symbolische Bedeutung und so muss es der symbolisch-ideologische Bereich gewesen sein, mit dem die Älteste Bandkeramik in einen Gegensatz zu ihren südosteuropäischen Verwandten trat.“ Vertrieben von den „Altgläubigen“ zogen die Protestanten denn dann dahin, die Insignien ihres schizogenen Glaubens auf den Kochtöpfen, und ihr Samen wurde zahlreich wie der Sand am Meer und die Sterne des Himmels, und das kann man heute noch sehen. Eine Verbreitungskarte des Bekennergeschirrs ist beigefügt. Aus den tönernen Idolen schließt Lüning auf Ahnenkult. Magische Kräfte gehen bei ihm aber sowohl von den als weiblich als auch von den männlich gekennzeichneten Idolen aus. Lüning weiß die Geschlechter auch an den Andeutungen etwaiger Bekleidung zu unterscheiden. Rituelle Verehrung kam also bei ihm nicht wie bei Wunn allein der mythischen Urmutter zu (Lüning 2007, 177 ff.). Die Kreisgrabenanlagen bringt Lüning wie andere ebenfalls in Zusammenhang mit kultischen Zeremonien. Angesichts ihres relativ kurzen Bestands findet er sich „an religiöse Erweckungsbewegungen mit einem charismatischen Propheten erinnert“ (Lüning 2005, 72). Nach Müller-Karpe würde schon am Beginn des Menschseins „eine Gotteserkenntnis stehen, als eine alles Vor- und Außermenschlich-Naturhafte radikal und total übersteigende ganzheitliche Erkenntnisdimension, durch die das kreatürliche Gewordensein alles Wahrgenommenen zum Bewußtsein kam ... Allem Einzelnen gegenüber apriorisch, als dessen Urgrund und Bewirker, konnte dieses Ganze personal als Gottheit erfahren werden: als Schöpfer und Herr aller Weltdinge und des Menschen. Das so strukturierte denkende Bewusstsein mit Religiosität, Personalität und damit Historizität prägte die archäologisch fassbare Kultur vom Mittelpaläolithikum an (rituelle Bestattungen, Opferdepositionen sowie dann die jungpaläolithische Bildkunst)“ (Müller-Karpe 2001).

II

Sargon von Akkad lässt inschriftlich verewigen, er habe Nordsyrien von seinem Gotte Dragan zum Geschenk erhalten. Nach seinem Sieg bei Megiddo erklärt Thutmosis III., Ammon Re habe ihm die Fremdländer Syriens überwiesen (Klengel 1967, 22, 53). Seine Erhebung gegen seinen Neffen und König Urchi-Tešup begreift Chattusili III. als Walten der Götter. „Uns werden die Ischtar von Šamucha und der Wettergott von Nerik die Entscheidung fällen ... Weil mir aber Ischtar die Königsherrschaft schon vorher zugesprochen hatte, erschien zu eben dieser Zeit die Ischtar meiner Frau im Traume: deinem Gemahl werde ich beistehen und Chattusa wird auf die Seite deines Gemahls gewendet werden ... und Ischtar meine Herrin sorgte für mich, und wie sie mir sagte, wurde es auch ...“ (Scharff – Moortgat 1950, 362). Tiglatpilesar I., König von Assur, lässt von sich und für alle Zeit fortschreiben: „Auf den Befehl Aschschurs, meines Herrn, eroberte ich das Gebiet von jenseits des Unteren Zab bis zum Oberen Meer im Untergang der Sonne“ (Schmökel 1955, 113). In solchen Zeugnissen begegnet uns das Bewusstsein, dass man als Mensch nicht als autonomes Selbst allein aus sich heraus denkt und handelt. Man weiß sich abhängig von höheren Gewalten, personifiziert als Götter. Diese sind mächtige Schutzherren und Richter, deren wohlgesinnte Parteilichkeit man mit Opfer und Anbetung für sich zu gewinnen trachtet. Durch das Vertragsverhältnis mit einer für sie eingenommenen Gottheit fühlen sich Herrscher und Völker überlegen.

Göttliches Walten durchzieht als immer wiederkehrendes Motiv die homerischen

Epen[1]. „Singe o Göttin den Zorn des Peleiaden Achilleus ...“. Homer dichtet nicht, die Muse spricht aus ihm, und die Geschicke seiner Helden werden im Olymp entschieden. In Gestalt des Laodokos stachelt Athene den Pandaros an, mit seinem Pfeil Menelaos zu treffen (wodurch der Friedensschluss verhindert wird), den Diomedes erfüllt sie mit Zorn, worauf dieser zwölf schlafende Thraker mordet und als Dreizehnten ihren König Rhesos, dessen unvergleichliche Rosse, „weißer denn Schnee und schnell wie die Winde“, zu rauben der eigentliche Zweck seines gemeinsam mit Odysseus gewagten Eindringens in das feindliche Lager war. Die Ortskenntnis verdanken die beiden den Angaben des gefangenen trojanischen Kundschafters Dolon, den Diomedes vorsichtshalber auch gleich köpft „... es rollte während sein Ruf noch klang, am Boden im Staub der Kopf schon“. Seine Ausrüstung wurde Athene geopfert. Sie, die „beutespendende Göttin“ mahnt auch eindringlich – „sie stellte sich dicht vor den Helden“ – zum Rückzug, bevor „vielleicht ein anderer Gott die Troer noch weckte“. Dieser andere ist Apoll, der zu den Troern hält und den Fall ihrer Stadt durch Täuschung des Achill vorerst auch noch verhindert. Als Apoll diesem erklärt, persönlich eingegriffen zu haben, äußert der hintergangene Held empört sein Bedauern darüber, einem Gott nicht ans Leben zu können. Athene ihrerseits treibt im Gegenzug in wie vordem Apoll verwandelter Gestalt Hektor dazu, sich dem Peliden zu stellen, also in den Tod. Vor diesem Schicksal hatte vorher schon Poseidon den Äneas bewahrt, für eine große Zukunft und für seine „Kinder und Kindeskinder in ferner Zeit noch geboren“. Wie also Poseidon dafür sorgt, „dass des Dardanos Stamm nicht ohne Sprossen schwinde“, geleitet Athene später ihren Schützling Odysseus, den jener Bruder des Zeus rachsüchtig verfolgt, durch alle Gefahren und begrüßt ihn, der, reich beschenkt von freundlichen Helfern noch schlafend am Ufer abgesetzt, bei seinem Erwachen das Gestade nicht gleich als das heimatliche erkannt hat, auf seiner Insel Ithaka. Die blutige, fantasievoll erfundene Geschichte des listenreichen Helden nimmt die Göttin nicht nur gnädig auf, sie zieht sogar einen ehrenden Vergleich. „Wir wissen beide, was Vorteil heißt; denn du bist im Raten und Reden weitaus der beste von sämtlichen Menschen. An mir aber rühmen planendes, Vorteil bringendes Denken die sämtlichen Götter“. Zu täuschen, zu trügen und zu hehlen ist für die Olympier nicht verwerflich. Gott Hermes ist darin Meister, und er hatte auch schon den Großvater des Odysseus in diesen Künsten bewandert gemacht, denselben Autolykos also, der einst den Eberzahnhelm erbeutet hatte, der später seines Enkels Odysseus Haupt „als feste Bedeckung“ barg.

Der Gedanke an den eigenen Tod ist den Helden nicht fremd, noch weniger die Tat des Tötens. Was immer er tut, der Mensch erleidet doch „was alles das Schicksal zugesponnen ihm hat mit dem Garne“. Dem waffenlosen Lykaon, der um sein Leben fleht, schlägt Achill das Schwert in den Nacken, „schwärzliches Blut benetzte die Erde“, und schleudert die Leiche in den Fluss. Zuvor hatte der Held, der, gierig auf Rache um den Tod des Patroklos, schon ein Gemetzel unter den Troern angerichtet hatte, um nachher unter den Päonen schrecklich weiter zu wüten, den bittenden Jüngling zurechtgewiesen: „Warum so klagen mein Lieber? Starb doch Patroklos auch, und er war dir doch weit überlegen. Siehst du nicht mich selbst, wie schön ich bin und gewaltig ... Aber auch mir ist der Tod nicht weit und das mächtige Schicksal. Bald erscheint mir der Morgen, der Abend oder der Mittag, wo dann einer auch mir in der Schlacht das Leben wird nehmen, ob er mich trifft mit dem Speer oder auch mit dem Pfeil von der Sehne“. Der Pelide lebt

1) Folgende Passagen aus Homer „Ilias“ und „Odyssee“.

und kämpft wissentlich auf einen frühen Tod hin. Denn Thetis, seine göttliche Mutter, „versprach, vor der Mauer der erzgepanzerten Troer sei mir zu sterben bestimmt durch Apollons reißende Pfeile“.

In den Epen kommt es nur beiläufig zum Ausdruck: man verstand sich gut darauf, die Mühen und Gefahren des Heldenlebens mit Beute abzugelten. Den Lykaon hat Achill schon einmal gefangen und für hundert Stiere verkauft, er war ja ein Sohn des Priamos. Dem erklärt er: „Viele hab' ich gefangen verkauft und am Leben gelassen“. Nun aber, nach des Patroklos Fall soll „kein einziger mehr entkommen dem Tode ... unter den Troern, am wenigsten aber des Priamos Söhne“. Um den Gefährten zu rächen, lässt sich der Pelide einiges an beweglichem und unbeweglichem Vermögen entgehen; er hat allerdings schon genügend vorrätig. Gleich „zwölf der edelsten Söhne ... von den mutigen Troern, die er gewürgt mit dem Erz ...“ wirft Achill auf den Scheiterhaufen des Patroklos. Als Preise für die Sieger in den Kampfspielen zu Ehren des Freundes holt Achilleus „dreifüßige Kessel und Becken, Rosse, Mäuler und kräftige Stiere sogleich aus den Schiffen, schöngegürtete Weiber und grauerglänzendes Eisen“. Dazu stiftet er noch drei Talente Gold, erlesene Beutewaffen und eine Anzahl kostbarer Gefäße. Die höchste Dotation erhält der Sieger im Wagenrennen: „ein Weib, erfahren in zierlicher Arbeit und einen Dreifuß von zweiundzwanzig Maßen.“ Für die Ringer ist weniger ausgesetzt, nämlich „ein großes Geschirr mit Füßen“ für den Sieger und für den zweiten ein Weib, „viel in Künsten geübt“. Dieses hat einen Gegenwert von vier Rindern, das Gefäß einen von einem Dutzend davon. Frauen sind ein gängiger Artikel, wohl auch, weil leichter zu beschaffen als z.B. Dreifußkessel. Bei der Zerstörung der Stadt Lyrnessos nimmt Achill „Weiber als Beute, beraubt des Tages der Freiheit“. Auch an anderen Orten hat er sich in Gemeinschaft mit Patroklos mit Frauen versehen. Die Wertschätzung, die man diesen entgegenbringt, richtet sich nach Abkunft, Ansehen und Aussehen. Die zwölf treulosen Dienerinnen der Penelope lässt Odysseus hängen. „Wie wenn Drosseln mit langen Schwingen und Tauben in Schlingen plötzlich geraten ... grad so hingen sie nebeneinander und senkten die Köpfe ... Kurz nur zappelten sie mit den Füßen, doch gar nicht sehr lange“. Der untreuen schönen Helena wegen wird hingegen ein riskanter Feldzug unternommen, und an den „rosigen“ Jungfrauen Chriseis und Briseis wäre er fast gescheitert. Die geraubte Chriseis wird, nachdem ihr Vater als sein Priester den Gott Apoll zu rascher und nachhaltiger Hilfe gewonnen hat – die Pest fällt auf das achäische Lager, „rastlos brannten die Totenfeuer in Menge“ – mit Sühnehekatomben zurückgegeben. Sehr zum Unmut des Agamemnon, der sie als Weberin und „seines Lagers Genossin“ hätte behalten wollen. „Denn höher als Klytaimnestra ... selbst schätz' ich sie; weder geringer ist sie an Wuchs und Gestalt, noch an Geist und künstlichen Werken“. Als Ersatz lässt er sich „des Briseus rosige Tochter“ aus dem Zelt des Peliden holen. An dem Streit um sie entbrennt der Zorn des Achilleus, „der zum Verhängnis unendliche Leiden schuf den Achaiern“. Nur ungern folgt Briseis den Herolden des Königs, „aber Achilleus brach in Tränen aus“. Hatte er sie doch nach hartem „Kampf aus Lyrnessos erbeutet, als er einst mit Macht Lyrnessos und Thebens Mauern zerstörte, Mynes niederwarf und Epistrophos“. Briseis hatte damals dieses ihr Schicksal gefasst auf sich genommen, denn ihr war Tröstung in Aussicht gestellt worden. In lautem Jammer um den gefallenen Patroklos erinnert sie sich: „Lebend hab' ich beim Gehen dich noch im Zelte verlassen, jetzt aber kehr ich zurück und finde dich, Hort der Achaier, tot! So reiht sich für mich doch Unheil immer an Unheil. Meinen Mann ... sah ich tot vor der Stadt, zerfleischt von der Schärfe des Erzes, drei

meiner Brüder alsdann ... Dennoch ließest du nicht, als der schnelle Achilleus den Mann mir tötete und die Feste zerstörte des göttlichen Mynes, mich dort weinen sondern versprachst, mich zur Ehegemahlin geben zu wollen dem hehren Achill, nach Phtia zu segeln und mir die Hochzeit zu richten im Volke der Myrmidonen". Das erlebt Achilleus nicht mehr. Zunächst wird sie ihm als seine rechtmäßige Beute zurück- erstattet, und Agamemnon schwört dabei unter Anrufung der Götter vor den Männern von Argos: „Niemals hab' ich die Hände gelegt an die Tochter des Briseus ... schwör' ich hier aber falsch, so mögen die Götter mich maßlos strafen, wie sie immer tun wenn einer gefrevelt mit Meineid".

Die Helden glauben an die Götter und die Mittel, sie günstig zu stimmen. Apoll ist mit der Rückgabe der Tochter seines Priesters vorläufig versöhnt, die Pest im Schiffslager ist erloschen. Der Sieg im Bogenschießen bei den Wettkämpfen anlässlich der Bestattung des Patroklos geht an den, der zuvor „dem Bogenschützen Apollon neugeborene Lämmer als würdige Opfer" zu weihen gelobt hatte. Sein Mitbewerber hat das versäumt, „drum verfehlt er den Vogel, weil dies ihm Apollon verwehrte". Durch Anrufung und Gaben suchen die Helden sich göttliches Wohlwollen zu erwerben, ungeachtet der Einsicht, dass letztlich doch alles nach dem Ratschluss der Olympier ablaufen muss. Zu den Vorgängen um Briseis beteuert Agamemnon „... doch bin ich sicher nicht schuldig, sondern das Schicksal und Zeus und Erinys, die wandelt im Dunkel ... Was konnte ich tun? Vollbrachte doch alles die Gottheit". Uneinigkeit der Unsterblichen bringt auch Zwietracht und Verwirrung unter die Menschen. Die Götter ergreifen Partei, sind eifersüchtig, launisch und ungerecht. Als Achill den Leichnam Hektors misshandelt, ergreift die Olympier Mitleid – nicht so Here und Athene. „Sondern sie hassten, wie stets schon zuvor die heilige Troja, Priamos auch und sein Volk, nur wegen der Frevel des Paris, weil er die Göttinnen kränkte, als diese im Hof ihn besuchten, sie aber pries, die zu Willen ihm war in verderblicher Wollust".

III

Nach ihrem eigenen Zeugnis sahen die Menschen jener Tage ihr ganzes Leben eingebettet in das Walten höherer Mächte. Diese bestimmen nicht nur den Lauf der Gestirne, den Gang der Jahreszeiten, Wachstum und Vergehen, sondern auch das Gedeihen des Einzelnen und der Völker. Menschliches Denken und Planen folgen Eingebungen und Gesichten an heiligen Stätten. Das göttliche Wesen begegnet im Traum und sogar im Wachen. Der legendäre Moses (legendär als Gegenbegriff zu historisch verstanden) hat in Midian auf einem dort heiligen Berg eine Erscheinung, die sich als Gott der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob zu erkennen gibt, als jener Gott also, der Israel Land zugeschworen hat. Moses erhält den Auftrag, das Volk aus Ägypten zurückzuführen und das gelobte Land in Besitz zu nehmen. Die Landverheißung ist in den ersten Büchern des AT ein ständig wiederkehrendes Motiv. Jeder der Patriarchen, Abraham, Isaak und Jakob, wird in den Ewigkeitsbund einbezogen und erhält das gleiche Versprechen: das Land, wo Milch und Honig fließen, Nachkommen zahlreich wie die Sterne des Himmels und der Sand des Meeres. Jahwe wird seinem Volk Städte geben, die es nicht gebaut, Weinberge und Ölbäume, die es nicht gepflanzt hat. Er offenbart sich als schrecklicher Gott. Er wird die anderen Völker preisgeben, sie sollen vertilgt werden. In den Städten des Landes, das zum Erbbesitz Israels gehören soll, darf nichts am Leben bleiben. „So schlug Josua das ganze Land ... alle Menschen erschlugen sie mit der Schärfe des Schwertes bis sie vertilgt waren und ließen nichts übrig was Odem hatte ... dass nichts fehlte an allem, was der Herr dem Mose geboten hatte".

Der Wille eines über alles Menschenschicksal erhabenen Gottes erscheint hier als Motiv und damit zugleich als Rechtfertigung von Taten, die in seinem Namen verübt werden – eine Herausforderung für den Atheismus eines Schopenhauer. „Wenn einmal im Lauf der Zeiten wieder ein Volk erstehn sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann als Länder der ‚Verheißung' zu erobern sind; so rate ich den Nachbarn solchen Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten ... sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmütig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, – und das von Rechts wegen" (Parerga und Paralipomena XV, Ueber Religion). Ohne gleich eilig Partei zu ergreifen, hätte Schopenhauer die biblischen Schilderungen vom Land der Verheißung mit Genugtuung als Bestätigung seiner Willensmetaphysik (Die Welt als Wille und Vorstellung) annehmen können. Sein „Wille", für ihn das Ding an sich, ist irrational, blind, aber allgegenwärtig. Er durchwaltet das Universum mit allem Leben bis zum kleinsten Insekt und auch die anorganische Welt. Selbst zeitlos und immateriell wird er konkret in den Naturkräften und Trieben, an vorderster Stelle im animalischen Lebenswillen. Im Menschen ist zugleich der ungestüme und finstere Drang des Wollens (bezeichnet durch den Pol der Genitalien in seinem Brennpunkt) und die Freiheit des reinen Erkennens (bezeichnet durch den Pol des Gehirns). Was der Wille will, ist immer das Leben. Selbsterhaltung ist das erste Streben des Menschen, und sobald er für diese gesorgt hat, strebt er nur nach Fortpflanzung des Geschlechts. Die Selbstsucht ist der Antrieb der Welt, ungezügelt auf der Jagd nach dem günstigeren Platz und dem besseren Futter. Der Wille, grundlose, bewusstlose Substanz des Menschen, erhält durch die hinzugetretene, zu seinem Dienst entwickelte Welt der Vorstellung Kenntnis von seinem Wollen und von dem, was es sei, was er will. Diesem Willen, der die Vernunft nur als Werkzeug seines ziellosen dumpfen Treibens gebraucht, ist der Mensch untertan. An der Stelle des von Schopenhauer als unheimliche, welttragende Macht erkannten Willens, welcher die Geschöpfe, indifferent gegen das unabwendbar kommende Leid und den sicheren Tod mit dem primitiven Mittel der Paarungslust zur Erhaltung der Art und zu fortgesetzter Vermehrung antreibt – an dessen Stelle steht im AT ein Gott, der da sagt: Wachset und vermehret euch, und: Zahlreich soll dein Samen sein wie der Sand am Meer. Es herrscht nicht ein irrationaler Wille wie ein Verhängnis, dem man nur durch Negation von Welt und Leben begegnen kann. Die ziellos zeugende Kraft im Weltgetriebe ist ins Positive gewendet und erscheint personifiziert als helfender wie auch zerstörender Gott, als ein unanfechtbar über Schuld und Recht erhabener Protektor der Seinen: „Ich gönne, wem ich gönne, ich gewähre, wem ich gewähre".

Der Jahwe der Israeliten ist ein eifernder Gott, „ein verzehrendes Feuer". Er gebietet, die Kultorte anderer Völker, seien sie auf Bergen oder unter Bäumen, zu vernichten, die Altäre niederzureißen, die Masseben zu zerbrechen und die Kultpfähle zu verbrennen. Wer andere Götter anbetet, soll gesteinigt werden. Eine Stadt mit anderen Göttern soll als Ganzopfer für Jahwe niedergebrannt, ihre Einwohnerschaft erschlagen werden. Die Selbigkeit und Einmaligkeit Gottes kommt aber in anderen Textstellen gar nicht so bestimmt zum Ausdruck. Abraham nimmt den Segen eines „Höchsten Gottes" vom Baalspriester Melchisedek an und erhebt später seinerseits die Hände zu dem „Höchsten Gott". In Beerseba opfert Abraham dem dort verehrten „Gott der Urzeit". Nach seinem Traum von der Himmelsstiege gelobt Jakob, wenn Gott ihn weiterhin behütet, dann soll Jahwe auch sein Gott sein, dem er den Zehent treulich abliefern wird. Bei der Berufung

des Moses erklärt ihm Gott, er sei den Vätern als „El Saddai“ erschienen, den Namen „Jahwe“ hätte er ihnen nicht gesagt. Um den Auszug aus Ägypten zu erzwingen, lässt sich Moses auf eine Art Wettbewerb seines Gottes mit den Göttern der ägyptischen Priesterschaft ein, der keine Entscheidung bringt. In der Folge verhängt Jahwe, anstatt den starrsinnigen Pharao selbst mit Strafen heimzusuchen, Plagen über sein Volk und lässt seine Soldaten „mit Ross und Wagen“ im Meer umkommen. Mit Abraham verkehrt Jahwe persönlich. Im Hain von Mamre (er erscheint zu dritt) verspricht er ihm einen Sohn. Mit Moses redet Jahwe auf dem Feuerberg und auch im „Zelt der Begegnung“. Die ersten Gebote beziehen sich auf Jahwe selbst. „Ich bin Jahwe dein Gott und du sollst nicht andere Götter haben mir gegenüber“. In diesem Wortlaut ist die Existenz anderer Götter nicht kategorisch ausgeschlossen. Jahwe fordert auch Darbringungen für sein Heiligtum, deren Posten einzeln aufgezählt werden, von Gold und Silber, Stoffen, Leder und Hölzern bis zu Besatzsteinen.

Ebensowenig wie für Moses gibt es für die individuelle Existenz der Erzväter historische Zeugnisse. Die Bücher Mose enthalten regionale Überlieferungen unbestimmten Alters, die von verschiedenen Autorengruppen über längere Zeit hin aufgegriffen und ausgelegt wurden. Darin steckt auch einiges an vorisraelischem Gedankengut. Durch redaktionelle Eingriffe erwuchs daraus eine zusammenhängende Erzählung mit dem beherrschenden Thema Landnahme. Die Quellen sind zum Teil sehr alt, eine Endfassung dürfte aber eher erst in nachexilischer Zeit, also im 5. Jh. v. Chr., vorgelegen sein. Nachträgliche Einfügungen sind möglich (Rad 1961, 5-33). Die alten Erzählungen gehen nicht immer nur auf einzelne, besonders eindrücklich im Gedächtnis verbliebene Vorfälle zurück; Sagen entstanden auch zur Erklärung von schon bestehenden Denkmälern. So stößt z.B. nach der Schrift Jakob bei seiner Wanderung „auf eine Stätte, blieb daselbst über Nacht“ und träumt in seinem Schlaf von einer Himmelsstiege und von Verheißungen Jahwes. Am Morgen errichtet er einen Malstein und gibt jener Stätte den Namen Beth-el = Haus Gottes. Sie ist allerdings schon im Bericht von Abrahams Auszug angeführt und war bereits in vorisraelicher Zeit lange ein geweihter Ort mit einem heiligen Stein, an dem ein Gott „Bethel“ verehrt wurde. Die Himmelstreppe in Jakobs Traum erinnert an eine Zikkurat während babylonischer Kulthandlungen (Rad 1961, 247 ff.; Parrot 1962, 201). Die von Moses verkündeten Gebote sind nicht die ersten und ursprünglichen Sittenregeln in der jüdischen Tradition. Diese kennt auch die noachidische (also als erste nach der Sintflut erlassene) Gesetzgebung, mit dem Verbot von Mord, Diebstahl, Unzucht, Gotteslästerung und Götzendienst. Sie gilt für alle Menschen. Die zehn Gebote wurden eigentlich nur für das Volk Israel erlassen. In den Lehren vom Sinai sind mehrere Rechtssammlungen vereinigt, Zusammenhänge mit altorientalischen Rechtstraditionen sind nicht zu verkennen (Noth 1961, 140). Im Bundesbuch geht es u.a. um Viehhaltung, Landbestellung, Erntefeste, Familie und Gastfreundschaft. In den Speisevorschriften werden Tiere, die gegessen werden dürfen, und solche, deren Verzehr untersagt ist, einzeln und nach Arten aufgezählt. Es gilt die Blutrache: Leben für Leben, Auge für Auge und Wunde für Wunde. Der Umgang mit Sklaven wird ausführlich abgehandelt. Wenn z.B. ein Mann seinen Sklaven mit einem Stock so schlägt, dass dieser unter seiner Hand stirbt, gilt die Blutrache. Bleibt der Sklave aber noch ein oder zwei Tage am Leben, soll der tätliche Besitzer nicht bestraft werden, denn es ist sein Geld. Die Beschneidung von allem, was in Abrahams Geschlecht männlich ist, gilt als Bundeszeichen. Opfer dürfen nicht an jedem Ort dargebracht werden, sondern nur an den von Jahwe erwählten. Der Sorge um Abirrungen entspringt auch das Interdikt, sich

ein Bildnis zu machen von irgendeinem Wesen am Himmel, im Wasser und auf der Erde, um es zu verehren. Das Volk Israel war anfällig dafür, den Haus- und Flurgöttern an Kultstätten, Quellen und Bäumen sowie den Baalen einzelner Orte fallweise zu vertrauen. Ein konkreter Anlass für das Bildnisverbot war also gegeben. Das Bibelwort erwies seine Kraft aber auch noch dort, wo das verwerfliche Beispiel in der Nachbarschaft gar nicht bestand. Die protestantischen Ikonoklasten hegten den Verdacht, Abgötterei werde auch bei Völkern christlichen Bekenntnisses mit den Darstellungen der eigenen Heiligen getrieben und machten sich daran, die anstößigen Schaustücke zu zerstören. Ihre Nachfahren erinnern sich daran mit Bedauern. Sie könnten heute für die nun verlorenen Werke einer damals als fluchwürdig verkannten Kunstfertigkeit wohlgefällige Erträge erzielen. Im Islam blieb das Verbot erhalten. Den Traditionen von Worten und Taten des Propheten Mohammed gemäß ist es untersagt, lebende Wesen bildlich darzustellen. Das Verbot wurde nicht strikt eingehalten, wie Kunstwerke aus der Welt des Islam zeigen. Auch in der islamischen Volksfrömmigkeit haben Bilder von Heiligen durchaus ihren Platz. Wer aber das Interdikt bei der Person des Propheten selbst missachtet, wird noch heutzutage bedroht, sogar mit dem Tode. Ob damit im Sinn der Religion gehandelt wird, ist sehr fraglich. Mohammed kannte und achtete die Offenbarungen, die seinen Vorgängern zuteil geworden waren. Allah sandte die Thora: „Und in ihren (der Propheten) Spuren ließen wir folgen Jesus, den Sohn der Maria, zu bestätigen die Thora, die vor ihm war ...“ (Koran 5,50; zit. n. Eliade 1981, 358). Die Ahndung der Darstellung von Tier und Mensch wird im AT aber nur in Bezug auf Idolatrie verlangt.

Die Beschneidung war und ist ein nicht nur im westlichen Asien, sondern auch in Afrika, Ozeanien und in Teilen Amerikas geübter, ursprünglich wohl in Initiationsriten eingebundener Brauch. Die Ägypter beschnitten ihre Geschlechtsteile, wie Herodot (II, 37) sich sagen ließ, „aus Reinlichkeitsgründen; Reinlichkeit steht ihnen höher als Schönheit“. Im Judentum gilt die Entfernung der männlichen Vorhaut als ein Zeichen des Bundes mit Jahwe. Die Maßnahme reicht aber weit in davor liegende Zeiten zurück (Rad 1961, 170, 290). In der Bibel wird noch daran erinnert, dass die Operation korrekt mit einer Steinklinge vorzunehmen ist. Zippora, des Moses midianitisches Weib, schneidet die Vorhaut des gemeinsamen Sohnes mit einem Stein ab. Josua verschafft sich steinerne Messer, um die Söhne Israels nachträglich zu beschneiden. Die Sabbatruhe hängt ersichtlich mit den Mondphasen zusammen und dem seit unergründlichen Zeiten geläufigen Glauben, dass es Tage gibt, an denen man besser nichts unternimmt. Im Judentum ist dieser Glaube religiös überhöht. Gott hat am siebenten Tag geruht, darum hat er den Tag für heilig erklärt. Der Schöpfungsbericht war schon auf eine Woche mit sechs Werktagen und einem abschließenden Ruhetag abgestimmt (Noth 1961, 132). Der Ruhetag in jeder Woche, wenn es auch nicht gerade der „Tag Sieben“ nach arabisch-jüdischer Zählung ist, hat sich in aller Welt erhalten.

Auf die Frage nach dem Namen des Gottes, der ihn an der heiligen Stätte aus dem Dornbusch anspricht, wird Moses mit einer ausweichenden Antwort beschieden: „Ich bin der ich bin“ ist eine Tautologie. An erster Stelle der Weisungen an Moses und das Volk Israel steht, dass neben Jahwe keine andere Gottheit verehrt werden darf. Nun tut einer ja nichts Böses, wenn er an mehrere Götter glaubt. Er verstößt gegen die Logik, aber nicht gegen die Ethik. Das Verbot verfolgt eine politische Tendenz. Das Volk soll einig sein durch seinen einzigen Gott und ausschließlich seinen Geboten gehorchen. Städte, in denen man andere Götter verehrt, sollen niedergebrannt, ihre Bewohner erschlagen werden. Jahwe gibt auch mit Einzelheiten bekannt, welche Opfer ihm darzubringen

sind und wie sein Heiligtum ausgestattet werden soll. Der Beiklang von durchaus weltlicher Gesinnung in dieser Auslegung der Gottesidee wird deutlich, wenn man ihr Gedanken früher griechischer Philosophie entgegenhält. Aus der Kritik an dem anthropomorphen Wesen der Götter bei Hesiod und Homer entwickelt Xenophanes (580/570-485/478) eine grundsätzlich andere, transzendente Gottesvorstellung. Jene Götter seien nicht über alles Irdische erhaben; sie seien unstet, hätten Wünsche und Bedürfnisse, die nur die sterblich Geschaffenen bedrücken können. Aber Gott ist ewig und unbewegt, „weder an Gestalt den Sterblichen ähnlich, noch an Gedanken“ (Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker I, 135, Fr. 23 u. 26). Der eine Gott, Urgrund alles Seienden, ist mit sinnlich fassbaren Einzelheiten oder gar menschlichen Eigenschaften unvereinbar. Israels Jahwe indes hat Bedürfnisse, äußert Wünsche, gibt Befehle. Er ist eifersüchtig. Damit steht er in einer Reihe mit den konkurrierenden Stadt- und Stammesgöttern, die seinetwegen zu bekriegen sind. Der Pentateuch unterscheidet nicht strikt zwischen Brauch und einer tiefer begründeten autonomen Sittlichkeit. Sie gehen ineinander über. Abstraktes Recht wird nicht angesprochen. Der Gerechte ist der, der den Gesetzen gehorcht. Das Althergebrachte spielt dabei die überragende Rolle. Es ist das, was sich gehört. Dabei sind die eigenen Gepflogenheiten die guten und richtigen, die der anderen absonderlich bis verächtlich und widerwärtig. Durch lange Übung geheiligt, weisen Traditionen dem sozialen Verhalten die Bahn, werden zur Norm. In der Sprache der Griechen ist diese ursprüngliche Komponente festgehalten: Ethos (ηθος) – Denkweise, Charakter, Sittlichkeit, Ethik und Éthos (έθος) – Gewohnheit hängen sichtbar und hörbar zusammen. Die Moral bezieht Substanz aus den Mores.

Kants Kritik der praktischen Vernunft ist eine Metaphysik des Sittlichen, Schema reiner Sittlichkeit, das er von allem Empirischen ferngehalten wissen wollte. Das moralische Gesetz, der „gute Wille“, können aber nicht sein ohne Gegenstand, auf den sie sich richten. Dieser Gegenstand steht aber nicht a priori fest, ist nicht für alle und nicht für immer derselbe. Er wird dem Einzelnen im Lauf seines Lebens immer aufs neue vorgegeben. Kant gesteht auch zu, dass zur Einhaltung des moralischen Gesetzes auch ein durch Umsicht und Erfahrung diszipliniertes Urteil vonnöten ist. Auch Vernunft ist nicht nur die eine, als metaphysisches Prinzip gleich für alle. Vernunft ist nur vom Menschentum her zu bestimmen, von den handelnden und geschichtlich wandelbaren Wesen. Die historisch-zufällige Herkunft der (individuellen) Gewohnheiten, der (korporativen) Bräuche und einer Sittlichkeit, die sich in ihnen bewährt, aber auch mit ihnen erstarrt, bleibt jener nicht-reflektierenden, mythischen Weltsicht verborgen. Man ist in Lebensweisen mit ihren Regeln hineingeboren, sie stehen, keiner Rückbesinnung bedürftig, in jedem Dasein. „In Traditionen des Verhaltens, des Wertens und Geltenlassens werden doch, in langen Zeiten herausexperimentiert, Fundamente gelegt, die man nicht dauernd in Frage stellen muss, die keine Entscheidungszumutungen stellen, weil sie habitualisiert sind“. Traditionen werden „kraft Geltung des immer so Gewesenen respektiert“ (Gehlen 1961, 64). Tradition ist ein tragendes Element aller Kultur, sie kann aber auch als Last empfunden werden. „Es erben sich Gesetz’ und Rechte wie eine ew’ge Krankheit fort ... Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage ...“ Goethe lässt den Teufel aussprechen, was er selbst meint. Ähnlich Karl Marx: Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, „aber ... nicht unter selbstgewählten, sondern unter vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden“ (K. Marx, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, 1852, 115 – zit. n. Tanner 2004, 146).

IV

Die biblischen wie auch die homerischen Texte kann man, was die Schilderung von Vorgängen betrifft, nicht wie um historische Treue bemühte Aufzeichnungen übernehmen. Doch unter der Hand machen sie mit Einzelheiten der gesellschaftlichen Strukturen und der individuellen Verhaltensformen bekannt, denen geschichtliche Realität sehr wohl beizumessen ist, zumal in der Hinsicht frappante Übereinstimmungen bei Israeliten und Achäern zutage treten. Sie erleben sich in ihrem Handeln als nur relativ selbständig; das Gelingen liegt bei den Göttern. Diese sind keineswegs in metaphysische Weiten entrückt. Sie sind inmitten der Welt der Sterblichen, Berggötter mit Sitz auf dem Olymp oder auf dem Sinai. Über Erfolg und Misserfolg vor Ilion wird im Widerstreit olympischer Parteilichkeit entschieden. Josua erobert Städte im Auftrag des Herrn, den Moses verkündet hatte. Die irdischen Machthaber genießen Privilegien und befehlen nach Gutdünken. Agamemnon beansprucht den Löwenanteil der Beute, der Siegespreis im Speerwurf bei den Spielen wird ihm kampflos zugesprochen. Thersites, der Agamemnon öffentlich beschimpft und das Heer zur Heimkehr aufruft (was wohl bei einem guten Teil des Fußvolks Beifall gefunden haben dürfte, ihm aber, dem „hässlichsten der Männer“, im Epos übel angekreidet wird), wird von Odysseus mit dem goldenen Atridenzepter bis aufs Blut gezüchtigt. Das Volk Israel folgt seinem Moses, wenn auch bisweilen mit Murren. Widerstand gegen dessen Anordnungen werden schnell und gründlich unterdrückt: „Ziehet hin von Tor zu Tor im Lager und tötet ein jeder seinen Bruder und seinen Nächsten und seinen Verwandten! ... Und es fielen an jenem Tage ungefähr 3000 Mann“.

Der Mann ist unumschränkt Herr im Haus mit monarchischer Gewalt, und das durchaus im Einklang mit dem Gehaben der Götter. Zeus hängt seine Here an den Armen in den Wolken auf, „beide Füße beschwert mit Gewichten“ zur Strafe dafür, dass sie Herakles, seinen Sohn mit Alkmene, eifersüchtig mit Plagen verfolgt. Auch Schläge droht er ihr an, und „da erschrak die farrenäugige Here, saß in Schweigen gehüllt“. Mirjam beanstandet, dass Moses sich eine kuschitische (schwarze?) Frau genommen hat. Weil sie sich damit gegen Moses, seinen Knecht, gestellt hat, schlägt sie Jahwe (befristet), mit Aussatz. „Führt sie hinaus, sie soll verbrannt werden“, befiehlt Juda, als ihm hinterbracht wird, Thamar, vorerst noch seine Schwiegertochter, sei durch Hurerei schwanger geworden. Seine eigene Teilhaberschaft an der Sündenfrucht, die ihm umgehend nachgewiesen wird, fordert keine Strafe; sie fällt nach seiner und der öffentlichen Meinung nicht unter den Begriff der Hurerei. Frauen werden genommen und vergeben. „Wir aber führen die Frauen und unerzogenen Kinder fort in den Schiffen mit uns, nachdem wir die Feste genommen“. Das verspricht Agamemnon, und er kann auch, als er Briseis zurückerstattet, nicht nur Kostbarkeiten, sondern auch sieben Frauen draufgeben. Achill seinerseits setzt bei den Kampfspielen auch Frauen aus. Wem Jahwe eine Gefangene von schöner Gestalt in die Hand gibt, der kann sie in sein Haus bringen und dort nach einem Monat Trauerzeit zu ihr eingehen. Wenn er später aber keinen Gefallen mehr an ihr findet, darf er sie nicht verkaufen, sondern muss sie frei entlassen. Der Stolz der Frau ist es, dem Manne Söhne zu gebären, ihre Ehre, Begehren zu erwecken. Ihr Schicksal ist Männersache. Briseis hofft auf eheliche Geborgenheit im Haus des Achill, der sie zur Witwe gemacht hatte. Odysseus genießt auf seinen Fahrten reichlich die Freuden weiblicher Hingabe. Seine Penelope bewahrt ihm Treue, obwohl es ihr an Bewerbern nicht fehlt. Diese bringt Odysseus um – eine Frage der Ehre. Dienende sind der Willkür preisgegeben. Nach dem mosaischen Gesetz bleibt auch schwere körperliche Züchtigung von Sklaven straflos, sofern sie nicht unmittelbar zum Tod führt. Odysseus lässt die Dienerinnen sei-

ner Frau hängen. Laban schenkt jeder seiner beiden Töchter, die er für je sieben Jahre Feldarbeit an Jakob abgetreten hat, eine Sklavin zur Aussteuer, deren sich der Schwiegersohn später zur Mehrung seiner männlichen Nachkommenschaft bedient.

Wörtliche Überlieferung aus vorgeschichtlicher Zeit stellt schon einen verständlichen Handlungszusammenhang dar. „Was auf dem Wege sprachlicher Überlieferung auf uns gekommen ist, ist nicht übriggeblieben, sondern es wird weitergegeben, d.h. es wird uns gesagt – sei es in der Form unmittelbaren Weitersagens, in dem Mythos, Sage, Brauch und Sitte ihr Leben haben, sei es in der Form schriftlicher Überlieferung ...“ (Gadamer 1975, 367). Homer und Bibel sind Fundamente abendländischer Bildung. Ihre Auslegung unterscheidet, was legendär und sagenhaft und was geschichtliche Wirklichkeit ist. Zwischen den Zeilen kommt dann auch zum Vorschein, was zu berichten gar nicht in der Absicht des Erzählers lag, was also der Willkür der Einbildungskraft entzogen ist. Das ist eben der Fall bei Religion, Brauch, Sitte und gesellschaftlicher Ordnung. Dass die hier herangezogenen Überlieferungen auch objektiven Gehalt haben, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass sie unabhängig voneinander an verschiedenen Orten entstanden sind und dass die darin beschriebenen Verhaltensweisen dauerhaften Bestand hatten und z.T. noch haben. Die auf fragmentarische Indizien angewiesene archäologische Vorgangsweise kann daraus Gewinn ziehen. Der wörtliche Bericht schöpft unmittelbar aus dem Leben. Er gibt Einblick in die wechselseitig funktionierenden gesellschaftlichen Einrichtungen: Legitimation für aristokratischen Vorrang durch rühmlich bekannte Namen männlicher Vorfahren, monarchische Gewalt der Herrschenden, ständige Kriegsbereitschaft, Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, hörige Unterschicht und Ausbeutung von Sklaven.

Das soll auch für die ethnografischen Beschreibungen gelten, die uns antike Autoren von europäischem Boden hinterlassen haben, beispielsweise von den Kelten. Darin heißt es u.a., dass diese ein einfaches Leben führen. Ihre Tätigkeiten beschränken sich auf Krieg und Ackerbau (Polybios, Geschichte II, 17). Um die zahlreiche Nachkommenschaft kümmern sich die Frauen. Sie besorgen auch die Landwirtschaft, sind immer tätig und setzen Kinder sogar während der schweren Arbeit in die Welt (Strabo, Erdbeschreibung 165, 196). Dennoch werden sie wenig geachtet. Die Männer haben gegen die Frauen wie gegen die Kinder Gewalt über Leben und Tod (Caesar, Gall. Krieg VI, 19). Auch in ihrer Gesamtheit ist die gallische Gesellschaft schroff in zwei Klassen geschieden. „Denn das niedere Volk nimmt beinahe die Stellung von Sklaven ein. Es darf von sich aus nichts unternehmen und wird auch zu keiner Versammlung hinzugezogen. Da die meisten durch Schulden, durch große Abgaben oder von den Mächtigeren ungerechterweise bedrückt werden, begeben sie sich in den Dienst der Vornehmen, die dann gegen sie dieselben Rechte haben, wie die Herren gegen die Sklaven“ (Caesar, Gall. Krieg VI, 13). Die todesverachtende Tapferkeit der Kelten wird anerkannt. „Der ganze Volksstamm, welchen man jetzt den gallischen oder galatischen nennt, ist kriegerisch und mutig und rasch zum Kampfe...“ (Strabo, Erdbeschreibung IV, 2). Dabei sind sie überaus religiös. „Aus diesem Grunde opfern die, welche von schweren Krankheiten befallen sind oder in Kampf und Gefahr schweben, anstelle der Opfertiere Menschen ... Sie sind nämlich der Ansicht, die waltende Macht der unsterblichen Götter könne nicht versöhnt werden, wenn nicht für das Menschenleben wieder ein Menschenleben hingegeben werde“ (Caesar, Gall. Krieg VI, 16).

V

Der prähistorischen Forschung ist von den Bodenfunden ein weites Themenfeld vorgegeben. Demgemäß bunt gemischt sind die Ziele und Ergebnisse der Untersuchungen. Mit der Frage, ob und wie kultische

Praktiken im Fundmaterial nachzuweisen sind, setzt sich M. K. H. Eggert an Beispielen aus verschiedenen Epochen auseinander: der „Szene“ von Lascaux, bronze- und urnenfelderzeitlichen Horten und den Viereckschanzen. Für alle diese Fälle wurden schon mehrfach, aber je andere Deutungen vorgeschlagen. Nach standhafter Meinung mancher, von Eggert eingehender behandelter Autoren, gebührt der religiösen Interpretation der Vorzug. Vor solchen Versuchen, „vielschichtige archäologische Phänomene einer einheitlichen Deutung zuzuführen“ warnt Eggert und mahnt zu Zurückhaltung. In archäologischen Zeugnissen „ist das Immaterielle zwar in höchst unterschiedlicher Weise aufgehoben, aber als solches nicht ohne weiters erfahrbar“ (Eggert 2003, 458). Zum Thema Religionsausübung verfolgt M. Haase u.a. den Gedanken, dass die „Individuen, die Votive in den Heiligtümern niederlegen, ... durch den Vollzug ihrer Handlungen die Funktionen der Gottheiten ihren Anliegen gemäß“ erst schaffen. Sie begründet das mit der Vielzahl der verschiedenen, in den einzelnen Städten des antiken Italien verehrten Göttergestalten, der eine verhältnismäßig geringe Zahl von in den Votivgaben gestalteten Bildmotiven gegenübersteht. Zu dieser Einsicht gelangt sie, indem sie ihren Stoff, das Heiligtum der Hafenstadt Gravisca, „kontextuell“ interpretiert. Dabei ist, wie sie übereinstimmend mit B. Schweizer vorbringt, „nicht das einzelne Objekt, sondern der Fundkontext im weiteren Sinne Quelle der Rekonstruktion von Geschichte“ (Haase 2003, 380). Der zitierte B. Schweizer will mit einer Analyse des frühgeschichtlichen Italien demonstrieren, wie ein gewisser Einblick in die ideelle Sphäre vergangener Gesellschaften nur auf der Basis des archäologischen Materials, also ohne Rückgriff auf schriftliche Überlieferung oder kulturhistorische Analogien möglich ist. „Grundlage dafür ist ... eine kontextuelle Archäologie, die den Zusammenhang und die Bezüge von Funden und Befunden als Basis hat„ (Schweizer 2003). Am Beispiel der Bandkeramik widmet U. Sommer eine Studie der Frage, wieweit es vertretbar ist, aus der materiellen Kultur Rückschlüsse auf prähistorische Verhaltensweisen, im besonderen auf Gruppenzugehörigkeit zu ziehen. Sie hält es grundsätzlich für möglich. Bei der ältesten Bandkeramik spricht nach ihrer Meinung die „große Einheitlichkeit der keramischen Formen und Verzierungen über das ganze Verbreitungsgebiet dagegen, dass sie eine ethnische Grenze signalisieren sollte“ (Sommer 2003, 219). Nach der oben zitierten Ansicht von Lüning verbirgt sich darunter jedoch eine eingeschworene, an eben den Formen und Ziermotiven als solche „zweifellos“ zu erkennende Sekte, die geschlossen neues Land aufgesucht hatte, um ihrem Glauben zu leben. Für Sommer sind wieder erst die spät- und postbandkeramischen Vorkommen „verheißungsvolle Kandidaten für ethnische Gruppen“ (Ebd., 219 ff.). Form und Nutzung der bandkeramischen Erdwerke haben nach T. Kerig mit Veränderungen der Sozialstruktur zu tun. Die Siedlungsformen haben schon früher zu Betrachtungen über bandkeramisches Leben angeregt. Halbsesshaftigkeit, Sippentrennung oder ein Nebeneinander von ethnischen und unterschiedlich wirtschaftenden Gruppen wurde in Betracht gezogen, keramischem Stilwandel hat man als Begleiterscheinung von nicht näher zu umschreibenden Vorgängen tiefere Bedeutung beigemessen. Die Erdwerke wurden als Anzeichen einer Entwicklung zur Stammesorganisation mit einem Häuptling in Anspruch genommen. Die Erschlagenen von Schletz und Talheim wären im Kampf größerer Verbände um eine befestigte Siedlung auf dem Platz geblieben. Für Kerig ist die Herausbildung von Stammesgesellschaften als Erklärung für Erdwerke am ehesten überzeugend. Erdwerke hatten den Zweck, Siedlungen zu sichern und können nur durch die vereinigten Anstrengungen einer größeren Gemeinschaft zustande gekommen sein (Kerig 2003). Dass die goldenen Halsringe der „Hallstattfürsten“ ein

elitäres Statussymbol waren, scheint wohl bekannt zu sein, waren sie doch mit wertvollen Grabbeigaben zusammen. St. Burmeister hat für die vertraute Annahme eine originelle, außerarchäologische Begründung. Symbole sind gesellschaftliche Konstruktionen, die nur in ihrem Entstehungskontext zu verstehen sind. Die rein ideelle Ebene des Symbolischen ist aber mit archäologischen Mitteln nicht zu erfassen. Der Autor beruft sich deshalb auf allgemein kulturhistorisches Wissen: Statussymbole der Eliten sind seit eh und je, vom Altertum bis zur Gegenwart, exklusiv, wertvoll und selten. Diese Qualitäten treffen auf die hallstättischen Fundstücke zu und bekräftigen somit die Deutung, die ja keine Evidenz beanspruchen kann (Burmeister 2003).

Seit einiger Zeit ist eine vorsichtigere Einschätzung der Möglichkeiten zu vermerken, mit archäologischen Mitteln zu allgemein anerkannten Einsichten zu gelangen. Man fragt sich, ob die eigentlich grundlegende mentale Sphäre der sozio-kulturellen Phänomene, wie die Regeln des kollektiven Zusammenlebens, durchwirkt von Ideologie und Standesbewusstsein, mit Dinghaftem erfasst werden kann. Dinge haben zwar auch Bedeutungen, sie stehen aber nicht in einer präzisen Beziehung zueinander. „Es handelt sich dabei im besten Fall um unscharfe, variable und immer neu zu bestimmende Beziehungen“ (Hahn 2003, 43). „Dinge sprechen nicht für sich, sondern sind Träger von Bedeutungen, die wie alle kulturellen Äußerungen – wenn überhaupt – nur durch eine Kenntnis des Zusammenhangs verständlich sind“ (Bühnen 2003, 491). H. Hundsbichler weiß als Historiker um die „absolute Unerreichbarkeit der Vergangenheit ... Wir können ‚vergangene Wirklichkeit‘ zwar imitieren und damit verifizieren, wie das etwa im Rahmen der Experimentellen Archäologie ... geschieht, doch niemand kann die historische/ mentale/ kontextuelle Distanz aufheben ... Forschung ist prozessual ... Sie verändert sich, indem sie uns verändert“ (Hundsbichler 2003). Eine Annäherung an jene tiefe Vergangenheit wird aber für möglich gehalten. Es ginge darum, immer neue Interpretationen mit zunehmender Plausibilität zu wagen, „in denen eine wachsende Zahl von Aspekten der ‚gefundenen‘ Wirklichkeit Sinn macht ... Insofern bin ich Erkenntnisevolutionist“ (Bühnen 2003, 512). Die wachsende Zahl der Aspekte wird sich freilich nicht so zusammenführen lassen, dass man in materiellen Resten Zeile für Zeile lesen kann. Archäologisches Forschen muss sich vorerst um Indizien umsehen. Es verhält sich eben so, dass „die mehr oder weniger zufälligen Spuren im archäologischen Befund nicht mit den eigentlich interessierenden historischen Tatbeständen identisch sind ... Pauschal ausgedrückt steckt ohnehin nicht in jeder Spur eine Botschaft, und obendrein ist auch nicht jede Spur für uns in überzeugender Weise lesbar“ (Veit 2003, 551). Das bringt nebenbei in Erinnerung, dass eine Spur nicht auch gleich ein Indiz ist. Spuren gibt es sonder Zahl, die meisten sind nichtssagend. Ein Indiz ist eine für einen bestimmten Zusammenhang relevante Anzeige, die zur Klärung eines schon offen vorliegenden, im Hergang aber rätselhaften Sachverhalts beiträgt. Der Archäologe vor dem Grabungsbefund fragt: Was könnte das bedeuten? Der Kommissar am Tatort fragt: Wer ist der Täter? Mit Glück findet er den einen oder anderen Fingerabdruck; die Mehrzahl davon ist freilich belanglos. Ist aber einer darunter, der schon von einer Person anlässlich einiger Vorstrafen amtlich registriert wurde, dann ist der ein handfestes Indiz. Ohnehin würde, so C. Holtorf, ein Verständnis der Archäologie als Indizienwissenschaft „ihrem tatsächlichen Anspruch und ihren vielfältigen Arbeitsweisen nicht gerecht. Sie kann eben nicht auf der Grundlage materieller Überreste oder Spuren die Vergangenheit quasi wieder auferstehen lassen“. Archäologisches Arbeiten sollte „weniger als ein Rekonstruieren der Vergangenheit aus ihren Spuren und mehr als ein kreatives Neuinterpretieren materieller Kultur betrachtet werden“ (Holtorf 2003). Dem

ließe sich G. Mante an die Seite stellen, die in Anlehnung an Ch. S. Peirce zu dem Schluss kommt, dass die Archäologie sich damit abfinden muss, „eine Wissenschaft der Hypothesen zu sein. Da eine Hypothese jedoch aufgrund des menschlichen Instinkts oder Ratevermögens ... genauso viel Wahrheit enthalten kann wie ein vollständiger Beweis inklusive induktiver Tests, kommt sie der Wahrheit – so dürfen wir hoffen – oft recht nahe“ (Mante 2003).

Entdeckungen zu machen durch Ausgrabungen, steht bei der Archäologie an erster Stelle, und das sichert ihr auch das Interesse des Publikums. Es wird erwartet, dass sich mit der Unzahl von Einzelaufschlüssen auch Geschichtliches und einiges von gesellschaftlicher Ordnung aufdecken lässt. An Versuchen, die reglosen Fundkombinationen mit Eigendynamik zu versehen, hat es auch nicht gefehlt, was vielversprechenden Leeraussagen zu dauerhaftem Verbleib im Schrifttum verhalf. Schon wenn z.B. nur ein Objekt außerhalb seines gewöhnlichen Verbreitungsgebiets an einem Ort auftaucht, wo man es nicht vermuten konnte, erkannte man auf „Beziehung“. Worin diese bestehen soll, kann niemand sagen; man weiß ja von keinem Absender und keinem Empfänger, auch nichts von Anlass und Erfolg. Nur ausnahmsweise ist die Quellenlage so günstig, dass es gelingt, ein Beziehungsgeflecht mit all seinen wirtschaftlichen Verästelungen darzustellen, wie es für das Hallstätter Salzrevier möglich war (Kowarik 2009). Morphologische und zeitliche Übereinstimmung von Fundmaterial in einem dadurch abgegrenzten Gebiet soll als Ausweis von Gemeinsinn einer Population gelten. Ob politischer, abstammungsmäßiger, ökonomischer oder religiöser Art bleibt dahingestellt, man spricht vermeintlich unverbindlich von „Gesellschaft“. Unversehens ist der wohlgeordnete Fundstoff beseelt und aufgeteilt in „Kulturen“. Von denen weiß man weder wer noch was, sie tauchen im Schrifttum auf und gehen ebendort still wieder unter, ohne ein anderes Zeugnis abgelegt zu haben, als das der eigenen hohlen Existenz von eines Typologen Gnaden. Bildliche Darstellungen und Grabstätten vermitteln dafür sinnfällige Eindrücke von dem Gehaben und von Verrichtungen der Menschen, die über die Sorge um Nahrung und Obdach hinaus eine prägende Rolle in ihrer Lebensweise einnehmen, eben Religion, Sitte und Brauchtum. Bilder und in gewisser Weise auch Gräber sind zur Aussage bestimmt. Sie ist zu entschlüsseln, wenn zu Darstellungen entsprechenden Inhalts und zur Bestattungsform ergänzende sprachliche Überlieferungen zur Verfügung stehen.

VI

Mythen und Sagen aus alter und ältester Zeit wurden im östlichen Mittelmeerraum nicht nur mündlich weitergegeben, sondern auch schriftlich festgehalten. Dem erzählenden Text in der Bibel und den homerischen Epen sind auch sozio-kulturelle Charakteristika archaischen Daseins zu entnehmen: ein heroisches Weltbild, streng akzentuierte Rangunterschiede, Dominanz des Mannes, Sklaverei und eine allgegenwärtige Religiosität. Sie erweisen sich, in gegenseitiger Abhängigkeit aufeinander bezogen, als Elemente des organisierten Zusammenlebens der Individuen. Religion zieht sich beherrschend durch das Leben jedes einzelnen. Dieser sieht sich nicht allein auf sich gestellt, sondern stets umgeben von göttlichem Walten. Die Götter greifen persönlich ein, sie sind parteiisch, und wo sie nicht selbst zu Krieg und Gewalttat aufrufen, sind sie es doch, ohne die letztlich nichts geschehen kann. Ob die Scharen nur ausrückten auf Gottes Ruf und zu seines Namens Ruhm oder ob sie sich einen Gott „hielten“, der ihnen nach Wunsch die Lizenz zum Töten verlieh, muss wohl offen bleiben. Die Griechen befragten stets vorsorglich das Orakel, vornehmlich bei der Pythia in Delphi, aber auch in anderen Heiligtümern – nicht so sehr nach der Berechtigung als nach dem Ausgang ihres Unternehmens. In einer Atmosphäre des unabwendbaren Geschicks

nach göttlicher Fügung, in der jeder auf Kriegsnot gefasst sein muss, kann der Eigner ausgedehnter Ländereien samt Herden und Sklaven nach Gutdünken Suveränität über die Bevölkerung ausüben. Er kann befehlen und richten. Auf die Stimme des Priesters muss er allerdings hören. Wo es vor allem auf Mut, Kraft und Gewandtheit ankommt, hat die schwache Frau keinen guten Stand.

Schriftliche Nachrichten über das küstenferne Europa setzen relativ spät ein. Was den Umgang der Menschen untereinander betrifft, lauten sie nicht viel anders als die aus dem schon lange mythisch erhellten Mittelmeerraum. Auch die aus dem Keltischen bekannt gewordenen Sitten wurden nicht erst geübt, als man über sie berichtete. Aber wie weit reichen sie zurück? Um den Zeitabstand gebührend würdigen zu können, muss man der zähen Dauer der Traditionen Rechnung tragen, die sich in Griechenland und vor allem im Orient in Bräuchen und Riten seit unergründlichen Zeiten bis in die geschichtliche Gegenwart bewiesen hat. Die Beschneidung der Vorhaut und Speisegebote haben mit Religion ursprünglich nichts zu tun. Es sind Sitten unbestimmbaren Ursprungs, und sie sind tatsächlich steinalt. Noch in israelischer Zeit wusste man, dass die Operation am männlichen Glied mit einer Steinklinge vorzunehmen ist. Speisegebote gab es schon lange vor Israel und dem Islam, wie lange wird sich kaum eruieren lassen. Im sumerischen Herzberuhigungslied heißt es: „Möge der Gott der zornig auf mich geworden ist, sich mir gegenüber beruhigen … / möge die Göttin, die zornig auf mich geworden ist, sich mir gegenüber beruhigen … / In Unwissenheit habe ich von meinem Gott Verbotenes gegessen, in Unwissenheit habe ich meinen Fuß gesetzt auf das, was von meiner Göttin verboten ist“ (Eliade 1981, 218). Traditionen bewahren und geben erprobte Lebenserfahrung, zu Konventionen und Institutionen verfestigt, weiter, auch wenn der ursprüngliche Sinn dieser längst in Vergessenheit geraten ist. Als Mensch ist man von Kindesbeinen an programmiert, durch Vorbild und Erziehung, später aber vor allem durch den Beruf, die Art, wie man seinen Lebensunterhalt bestreitet – und daran hat sich vor allem im Lauf der prähistorischen Zeiten nichts geändert. Allzu viel Respekt vor der Anzahl ihrer Jahrtausende ist nicht angebracht. Zeit ist nur dort, wo Altes abgetan wird und Neues an seine Stelle tritt, wo Geschehen ist. Wo lediglich der ewig gleichgestellte Rhythmus der Natur diszipliniert, hält die Zeit im Wandel still.

Das System der drei Kulturperioden, eigentlich nur auf Europa gemünzt, hat sich bewährt in Museumsvitrinen; kulturhistorischer Einsicht ist es eher abträglich. Mit ihm hat sich der Gedanke eingeschlichen, die Bevölkerung wäre mit der Nutzung neuer Werkstoffe jeweils ein Stück klüger geworden. Hier macht sich bemerkbar, dass eine Wurzel der Urgeschichtsforschung neben der Heimatkunde („Vaterländische Altertümer“, „Nationale Wissenschaft“) der Evolutionismus war. In Brauchtum und Sitte eines auf Landbestellung und Weidenutzung abgestellten Lebens, in den Umgang des Menschen mit Seinesgleichen hat der Wechsel der materiell definierten Perioden nicht entscheidend eingegriffen. Die Nutzung von Acker und Wald blieb Basis für ein Leben in kleinen Gemeinschaften, was dem Streben nach rascher und fortgesetzter Neuerung nicht förderlich ist. Epochemachend war nur der Übergang von der passiven zur aktiven Anpassung an die Natur: die produzierende Wirtschaft. Wie diese wurde auch der allmähliche Gebrauch von Bronze und Eisen importiert, über die Köpfe der Indigenen hinweg. Motor der Kulturentwicklung auf vielen weiteren Gebieten war die Urbanisierung. Davon ist im urzeitlichen Europa nichts zu merken, es gab keine Städte. Der westliche Anteil des eurasiatischen Kontinents verblieb lange in einem kolonialen Status und verharrte darin auch noch, als mit der namentlichen Erwähnung von dort beheimateten Völkerschaften die ersten Umrisse von erzählen-

der Geschichte fassbar wurden. Die unbeholfenen Versuche der Nachahmung zivilisatorischer Errungenschaften des Mittelmeerraums im Bereich der, gegen alle typologische Regel aufgestellten, so genannten Hallstattkultur demonstrieren die provinzielle Rückständigkeit noch in dieser Zeitspanne.

Eroberung und Plünderung werden im Hexateuch und bei Homer als rühmliche Erfolge kriegerischen Mutes hervorgehoben und auch, dass man der beutespendenden Götter stets fromm gedachte. Auch im prähistorischen Europa gingen die Männer bewaffnet. Fluchtburgen und befestigte Dörfer zeigen uns an, dass man seines Lebens und seines Besitzes keineswegs immer sicher war. Zeugnisse für Religiosität gibt es auch hier genug, nicht aber für die Inhalte und dafür, welchen Gestalten von Fall zu Fall opfernde Verehrung dargebracht wurde. „Wir werden nie wissen, welche Jenseitsvorstellungen sich mit den westeuropäischen Megalithgräbern verbanden, welche Gottheiten oder Ahnen urgeschichtliche Idole verkörperten ...“ (Kienlin 2005, 3). Nicht nur im Orient und in Hellas opferte man einer Vielzahl lokal und zeitlich wechselnder Göttergestalten, die zum Teil auch eine Reihe von beziehungslos nebeneinander stehenden Funktionen auf sich vereinigten. Nun mögen die Zahl, die Namen und die Gestalten selbst mit ihren Funktionen gewechselt haben – Götter und Göttinnen, Heroen und Geister haben immer die Vorstellungen von den Unsterblichen belebt. Wie schon Herodot II, 53 bemerkte, haben erst Homer und Hesiod den Stammbaum der Götter errichtet und ihnen Ämter zugeteilt. Sie erst haben eine Vielzahl von lokalen vorzeitlichen Kultgestalten aus weit verstreuten Heiligtümern in ein theologisches System gebracht. Das alles mit in Betracht gezogen, scheinen die oben zitierten Ansichten von prähistorischer Religionsübung, auch abgesehen von der prekären Argumentationsbasis, aufs kärglichste vereinfacht. Auch die hiesigen Völkerschaften hatten ihre Götter, Göttinnen und Gnome an heilbringenden Quellen, in heiligen Bäumen, heiligen Hainen, düsteren Felsklüften und auf heiligen Bergen, an „Orten der Kraft“ also, die ja, von Sagen späterer Zeit umrankt, oft noch in verschwommener Erinnerung sind.

Nach jenen ehrwürdigen Schriften war das Werben um eine Frau nicht gerade von achtungsvoller Rücksicht getragen, es sei denn, hoher Rang gewährte ihr Schutz. Der Mann „nahm ein Weib“. Es entsprach durchaus der Konvention, Frauen und Mädchen als gute Beute heimzuführen, ja das war nicht zuletzt das Ziel kriegerischer Expeditionen. Die Selbstverständlichkeit, mit der dergleichen erwähnt wird, legt nahe, dass das Verfahren, sobald Not am Mann war, seit eh und je geübt wurde. Der Gedanke wirft Licht auf gewisse steinzeitliche Befunde, wie die von Talheim in Baden-Württemberg und Schletz in Niederösterreich. Dort haben offenbar Massaker stattgefunden. Nach der im Verhältnis zu den männlichen Skeletten geringen Anzahl von solchen weiblichen Geschlechts hat man als die am ehesten mögliche Interpretation des Befundes vorsätzlichen Frauenraub in Betracht gezogen. Was so aus alten Tagen von Eheanbahnung und dem folgenden Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zu uns gedrungen ist, sollte man aber nicht verallgemeinern. Wenn „ein Gallier Händel sucht, und seine Frau, viel kräftiger als er ... ihm dabei zu Hilfe eilt, wird auch eine größere Zahl von Fremden ihm nicht standhalten können; das gilt vor allem dann, wenn jene zähneknirschend den Nacken hochwirft , die riesigen schneeweißen Arme schwingt und mit Fußtritten untermischt Fausthiebe gleich Wurfgeschoßen zu verteilen anfängt, die von Sehnenbündeln entsandt werden“ (Ammian, Res gestae 15, 12). Es ist zu vermuten, dass dieser Eheherr seinem Weibe mit Sanftmut und Güte begegnete. Andere wieder nicht. Zur Vorbereitung auf die Belagerung durch Darius erwürgten die Männer von Babylon alle Frauen ihres Harems „auf einem Haufen“, um Lebensmittel einzusparen. Nur eine ließ jeder am Leben,

die das Essen zubereiten sollte (Herodot, Historien III, 150, 159). Angenommen, das ist keines der Schauermärchen, die Herodot so bereitwillig verbreitete – für die europäische Vorzeit wäre das gänzlich undenkbar. Es gab ja keine Städte zu belagern. Freilich: die Funde äußern sich dazu mit der ihnen eigenen Zurückhaltung.

Mit Hilfe der Naturwissenschaften wurde aus der prähistorischen Materie ein zuverlässiges Datengerüst errichtet. Aber Dinge haben tote Dauer. Es ist ein ausdrucksloses Gesicht, das uns aus so sinnfällig gewordenen verschollenen Jahrtausenden vor die Augen kommt. Was verbirgt sich hinter der starren Miene? Noch ist das Potential der Zusammenarbeit mit naturwissenschaftlichen Disziplinen im sicheren Geleit von überprüfbarer Erfahrung nicht ausgeschöpft. So soll etwa mit einem weit ausgreifenden Projekt den Wechselwirkungen zwischen Klima und Kultur in einem kulturgeschichtlich prominenten Gebiet nachgegangen werden. Eine naturräumliche Charakteristik wird z.B. demonstrieren, wo und wie Verkehrswege verliefen oder wann, wo und auf welche Weise Landschaften nutzbar gemacht werden konnten. Damit ließen sich wesentliche, wenn nicht existenzbegründende Komponenten des wechselseitigen Verhältnisses von Bevölkerung und natürlichen Gegebenheiten herausstellen, Zusammenhänge, die mit Analysen des Fundbestands höchstens spekulativ angesprochen werden können (Kowarik – Reschreiter i. Dr.).

Versuche, mit Anleihen aus der grenzenlosen Sphäre des kulturgeschichtlich Möglichen zu den geistig-sittlichen Gehalten vorzudringen, ergaben ein Gewirr von (in der Mehrzahl unbeachteten) Deutungen, die sich nicht in einleuchtende Zusammenhänge fügen. Funde kann man nicht zum Sprechen bringen, eher bringen Funde Forscher zum Sprechen, nur zu oft mit Aussagen, die nichts für sich haben, als das Recht auf freie Meinungsäußerung. Die Musen „sagen was da ist, was sein wird und was vorher gewesen ist“ (Hesiod, Theogonie). Launisch und voreingenommen, wie die Olympier nun einmal sind, scheinen sie ihre Gunst mehr denen zugewandt zu haben, die ihr Wissen aus Schriftrollen und Büchern beziehen. Das sollte uns aber nicht den Mut nehmen, desgleichen an gröberem Stoff zu unternehmen. Wir können den andern ja in die Karten schauen. Was uns in Homer und Bibel über Brauch und Sitte gesagt wird, lässt sich auch auf das prähistorisch gebliebene Europa anwenden; Stellen aus der antiken Ethnographie zeigen uns Übereinstimmungen mit der sozio-kulturellen Verfassung da und dort. Gewisse archäologische Befunde können zur Bestätigung dienen. Angefangen von der Einführung der Landwirtschaft bis zur Verwendung von Kupfer und Eisen sowie der Schriftzeichen stand Binneneuropa über Jahrtausende unter der Patenschaft des Nahen Ostens. Das christliche Abendland hat seine Religion aus dem Reich der Bibel und seine Denkansätze aus dem Reich Homers. Kulturelle Gleichstand kann begreiflicherweise nicht vorausgesetzt werden, schon von Natur aus. Europa hatte viele ergiebige Wasserstellen, aber keine Städte und blieb beharrlich analphabetisch. Es war von ausgedehnten Wäldern bedeckt, was landschaftliche Eigenheiten in Handwerk, Brauch und Sitte erklären kann. Für Beschneidung gibt es keinerlei Anhaltspunkte, und dem Schweinebraten war man wie heute zugetan. Sonst aber, alle Daten zusammen genommen, war Binneneuropa in seinem geistigen und sittlichen Gesamthabitus von seinen neolithischen Anfängen an integraler Anteil der Alten Welt.

Literatur

Berg, St. – Rolle, R. – Seemann, H. (1981): Der Archäologe und der Tod. München-Luzern.

Bühnen, St. (2003): Kultur und Kulturen. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 491 ff.

Burmeister, St. (2003): Die Herren der Ringe. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 265 ff.

Egg, M. (2009): Sozialarchäologische Betrachtungen zu den hallstattzeitlichen Fürstengräbern von Klein Klein. Monogr. RGZM Mainz Bd. 82.
Eggert, M. K. H. (2003): Das Materielle und das Immaterielle. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 423 ff.
Eliade, M. (1981): Geschichte der religiösen Ideen, Quellentexte. Freiburg-Basel-Wien.
Gadamer, H. G. (1975): Wahrheit und Methode. 4. Aufl., Tübingen.
Gehlen, A. (1961): Anthropologische Forschung. Reinbek.
Haase, M. (2003): Votivbilder als Werbemedien? Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 369 ff.
Hahn, H. P. (2003): Dinge als Zeichen – eine unscharfe Beziehung. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 29 ff.
Hansen, S. (2005): Vom Ordnen der Dinge in der Archäologie. In: Die Dinge als Zeichen. UPA 127, 293 ff.
Holtorf, C. (2003): Archäologie als Fiktion – Anmerkung zum Spurenlesen. Tübinger Arch. Taschenbücher (TAT) 4, 531 ff.
Hundsbichler, H. (2003): Fremdes deuten. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 515 ff.
Katalog Anatolien (2007): Die ältesten Monumente der Menschheit. Landesausstellung Badisches Landesmuseum, Karlsruhe.
Kerig, T. (2003): Von Gräben und Stämmen. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 225 ff.
Kienlin, T. (2005): Die Dinge als Zeichen. UPA 127, 1 ff.
Klengel, H. (1967): Geschichte und Kultur Altsyriens. Leipzig.
Kowarik, K. (2009): Aus nah und fern. Gedanken zu den Versorgungsstrukturen des bronzezeitlichen Salzbergbaus in Hallstatt. MAGW 139, 105 ff.
Kowarik, K. – Reschreiter, H. (i. Dr.): Hall-Impact – Disentangling climate and culture impact on the prehistoric salt mines of Hallstatt. Internationale Archäologie (im Druck).
Lüning, J. (2005): Zwischen Alltagswissen und Wissenschaft im Neolithikum. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 127, 53 ff.
Lüning, J. (2007): Bandkeramiker und Vor-Bandkeramiker. In: Katalog Anatolien, 177 ff.
Mante, G. (2003): Spuren lesen: Die Relevanz kriminalistischer Methoden für die archäologische Wissenschaft. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 157 ff.
Marx, K. (1852): Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx-Engels Werke, Bd. 8.
Müller, J. (2005): Soziale Grenzen und Zeichensysteme in prähistorischen Gesellschaften. UPA 127, 255 ff.
Müller-Karpe, H. (2001): Zum Beginn von Geistes- und Religionsgeschichte. Germania 79, 223 ff.
Noth, M. (1961): Das zweite Buch Mose. Das Alte Testament Deutsch, Teilbd. 5, 2. Aufl., Göttingen.
Parrot, A. (1962): Sumer. München.
Platte, E. (2005): Zur Repräsentation sozialer Beziehungen in den Dingen des Raums. UPA 127, 179 ff.
Rad, G. v. (1961): Das erste Buch Mose. Das Alte Testament Deutsch, Teilbd. 2/4, 6. Aufl., Göttingen.
Scharff, A. – Moortgat, A. (1950): Ägypten und Vorderasien im Altertum. München.
Schmökel, H. (1955): Ur, Assur und Babylon. Stuttgart.
Schönfelder, M. (2009): Archäologische Untersuchungen zur Elite in der keltischen Gesellschaft. Monogr. RGZM Mainz Bd. 82.
Schweizer, B. (2003): Zur Repräsentation sozialen Raums. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 319 ff.
Sommer, U. (2003): Materielle Kultur und Ethnizität – eine sinnlose Fragestellung? Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 205 ff.
Tanner, J. (2004): Historische Anthropologie. Hamburg.
Veit, U. – Kienlin, T. – Kümmel, Ch. (2003): „Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur“. Tübinger Archäologische Taschenbücher (TAT) 4, 545 ff.
Wunn, I. (2004): Die Religionsentwicklung im Neolithikum – Spiegel einer krisenhaften Veränderung der Gesellschaft. Varia neolithica III, Langenweissbach.

Prähistorische Richtungssuche

Zusammenfassung

Das Referat erinnert epitomatisch mit prominenten Beispielen an verschiedene Versuche, historiographisch unerreichbare Kulturepochen der Wissenschaft zu erschließen, an welchen auch der Jubilar Anteil genommen hat.

Summary

By choosing prominent examples this article is a reminder of different essays to elucidate periods of early scientific work. Among them are some to which Professor Wernhart, whose anniversary we are celebrating with this volume, has made significant contributions to.

* * *

In der Diskussion um die Methoden der Prähistorischen Archäologie wird fallweise die Einstellung mancher Fachvertreter als positivistisch kritisiert (Karl 2010). Der Positivismus des 19. Jahrhunderts ist ein Nachkomme der westeuropäischen Aufklärung. Er entstand mit den aufstrebenden Naturwissenschaften in Opposition zu den Gedankengebäuden der Metaphysik, denen kein Fundament in der Erfahrung gegenüber steht. Positivismus bezeichnet jenen philosophischen Standpunkt, nach dem alle Wissenschaft sich an das Gegebene zu halten hat. Grundlage der Erkenntnis sind die Daten der Wahrnehmung unserer Sinne.

Im positiven Stadium des menschlichen Geistes beschränkt er „seine Bemühungen auf das von da an sich rasch entwickelnde Gebiet der echten Beobachtungen, der einzig möglichen Grundlage der wirklich erreichbaren und unseren tatsächlichen Bedürfnissen weise angemessenen Erkenntnisse“ (Comte 1956). Was nur in einer Theorie vorhanden und sinnlicher Wahrnehmung verschlossen ist, stufte z.B. Ernst Mach anfangs als bloße Denkbehelfe ohne Realität außerhalb der Erscheinungen ein. An Atome wollte er nicht glauben, bevor man sie ihm vorgeführt habe. Die meisten Anhänger auch des älteren Positivismus haben aber keinen strikten Sensualismus mehr vertreten. Die Wirklichkeit läßt sich ja auch indirekt und präziser mit Messgeräten beobachten. Comte, mit Kants transzendentaler Wende vertraut,

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 141, [Festschrift Karl Rudolf Wernhart zum 70. Geburtstag], 2011, S. 67-80

hat schon gewusst, dass bereits Erfahrung als sinnlich gewisse Wahrnehmung von Theorie begleitet ist. „Seit Bacon wiederholt man stets, dass es keine anderen wirklichen Erkenntnisse gebe als die, welche sich auf beobachtete Tatsachen stützen..." aber „auf der einen Seite muss jede positive Theorie sich auf Beobachtungen stützen, und auf der anderen Seite bedarf unser Geist einer Theorie, um sich der Beobachtung hingeben zu können. Wenn wir die Erscheinungen nicht an ein Prinzip heften können, so können wir unsere Beobachtungen nicht miteinander verbinden, ja sie nicht einmal festhalten." (Comte 1933, 3 f.).

Der eingefahrene Betrieb der prähistorischen Lehre, darauf beschränkt, zeitliche und regionale Typen zu definieren, den Fundstoff in Provinzen zu gliedern und Formströmungen nachzugehen, wird nicht ohne Grund kritisiert. Aber der Rückzug auf die „Kärrnerarbeit" der „Quelleneditionen und innerwissenschaftlichen Typisierung" (Atzbach 1998, 3 f.) hat mit Positivismus nichts zu tun. Damit ist noch kein Standpunkt eingenommen. Der Positivist setzt auf das Wirkliche, auf harte Tatsachen. Von solchen wissen die Prähistoriker nichts; sie neigen eher dazu, zur Erklärung ihrer Befunde Tatsachen zu erfinden. Dazu kann es durchaus kommen, wenn man Betrachtungen „zur sozialen Aussagekraft von Keramik" anstellt, die Atzbach auf das Programm gesetzt wissen will.

Der Positivismus sei, so Raimund Karl, durch „Essentialismus" gekennzeichnet. (Karl 2010, 13). Dieser Begriff geht auf Karl R. Popper zurück. Er knüpft damit an den Universalienstreit der Scholastik an, in welchem die eine Partei, die Realisten, behauptete, die Allgemeinbegriffe, die Universalien, seien wirklich als Dinge zu verstehen, während für ihre Gegner, die Nominalisten, die Allgemeinbegriffe, die Klassen von Dingen, nur gesprochenes Wort wären, ein *flatus vocis*. Was existiert sei individuell. An Stelle von „Realismus", einem Begriff der nun ja eine der scholastischen geradezu entgegengesetzte Bedeutung hat, führte Popper seinen „Essentialismus" ein (Popper 1965, 22). Sein Problem ist mit dem klassischen Universalienproblem verwandt, aber nicht identisch. Er bezeichnet seine Einstellung als „methodologischen Nominalismus". Es ist das die Konsequenz seiner schon früh gewonnenen Überzeugung von der weitgehenden Unwichtigkeit der Worte. Er verfolgte den Grundsatz, nie über Worte und ihre „wahre" Bedeutung zu argumentieren. Es sei „der sicherste Weg ins Verderben", echte Probleme zugunsten von Wortstreitigkeiten zu vernachlässigen (Popper 1979, 17 u. 21).

Der philosophische Standpunkt des Positivismus verwehrt Aussagen, die nicht empirisch ausgewiesen sind, die Anerkennung. Eine ideale Welt, unerkennbar oder vom erkennenden Subjekt hervorgebracht, ist für Positivisten kein Thema. Ihre Welt ist eine des für die Sinne, wohl auch mit Hilfe von Messgeräten und sonstigen technischen Vorrichtungen feststellbar Vorhandenen. Positivisten beschränken das Feld der Erkenntnis auf die Erfahrung von Tatsachen und deren gesetzmäßigem Zusammenhang. Es zählen nur Fakten. Das „wahre Wesen" der Dinge zu erfassen liegt nicht im Interesse der Positivisten. Das wäre Metaphysik, die aus der Wissenschaft zu verdrängen sie angetreten waren. Ein „Essentialismus" ist in dieser Philosophie nicht unterzubringen. Dennoch glaubt Raimund Karl, positivistischen Essentialismus schon in den Versuchen zur Begriffsbestimmung von „Prähistorischer Archäologie" und ihrer Einordnung im System der Wissenschaften erkannt zu haben (Karl 2010, 12 f.). Er kritisiert Otto Urban (2008, 40), der den Terminus „Archäologie" im Zusammenhang mit Mittelalter und Neuzeit für einigermaßen widersprüchlich hält. Damit, so Karl, wäre die Archäologie essentialistisch definiert. Nun hat Urban bei seiner Bemerkung freilich nicht berücksichtigt, dass im gängigen Sprachgebrauch die Archäologie von ihrer praktischen Seite her bestimmt ist, mit Ausgrabung und Präsentation von Funden

umzugehen, wie immer sie der Boden freigibt. Unter diesem Aspekt bleibt der Begriff vor dem Verdacht bewahrt „essentialistisch“ zu sein und ist auch nicht überdehnt, wenn er auf Gegenstände diesseits des Altertums angewendet wird.

Poppers Zweifel am Wort haben gute Gründe: logische – jede Definition muss auf undefinierte Begriffe zurückgreifen – und geschichtliche. Worte kann man nicht ein für allemal auf einen Begriff festnageln. Ihr Sinn, das, was man mit ihnen sagen will, ist abhängig vom Zusammenhang, ergibt sich aus ihrer jeweiligen Verwendung. Das Wort *„Tohuwabohu“* ist außer dem Bindewort aus zwei Adjektiven zusammengesetzt: *tohu* und *bohu*. Luther übersetzte sie mit „öd“ und „leer“. „Der Begriff des Chaos ist von Hesiod geschaffen ... Erde und Himmel werden im mythischen Denken der Griechen zuweilen ausdrücklich als Höhle bezeichnet. Die flache Erde ist der Boden, der feste ... halbkugelige Himmel ist das Dach der Welthöhle ... Von dem Bild der Welthöhle geht Hesiod aus. Aber er denkt nun auch Erde und Himmel weg. Dann bleibt nur der Raum zwischen Himmel und Erde übrig. Er ist das Chaos“ (Gigon 1968, 28 f.). Für uns Heutige ist Tohuwabohu und Chaos so ziemlich das Gleiche: Unordnung, Wirrwarr, Durcheinander. Sprachliche Ausdrücke können im Gebrauch einen anderen Sinn annehmen. Atom und Individuum bedeuten dasselbe, wir meinen aber damit ganz Verschiedenes. In der Alltagssprache hatte das griechische Wort Chaos die Bedeutung von Höhlung, Kluft. Es hängt zusammen mit *chainein* – aufklaffen, gähnen. Wer heutzutage verdrossen im Verkehrschaos steckt, flucht aber nicht über die gähnende Leere. Bei Archäologie denkt man weniger an Arche – Anfang, Ursprung – sondern an Ausgrabungen und Funde.

Die Gefahr der „essentialistischen“ Abschottung des Begriffs von Archäologie im „Gefüge der Wissenschaften ... zwischen Dies und Das“ (Karl 2010, 12) besteht nicht. Selbst um das europäische Mittelalter verkürzt bleibt er gegenständlich und methodisch offen. Eine Norm, innerhalb welcher Grenzen archäologische Forschung sich zu bewegen hat, lässt sich nicht aufstellen. Die Klassische Archäologie versteht sich seit jeher zu einem guten Teil als Kunstgeschichte. Wie der Klassischen stehen der Archäologie Ägyptens und Vorderasiens streckenweise schriftliche Informationen zur Seite. Die arme Verwandte aus der Sippe der Altertumskunden, die exklusiv so genannte „Prähistorische Archäologie“ von Europa bleibt mit ihren stummen Bodenfunden allein – bis auf ihre, aus alter Gewohnheit noch der Urzeit zugerechneten letzten Phase. Diese kann als La Tène-Stufe archäologisch behandelt werden, mit Unterstützung von Schriftquellen, oder nur von diesen ausgehend als Keltologie, welche die Realien lediglich zur Illustration benützt. Die Archäologien Asiens und Lateinamerikas gelangen, von der reichen Substanz ihrer Vergangenheit in Bildern und Zeichen geleitet, fortwährend zu neuen Entdeckungen. Der Begriff der Archäologie ist nominalistisch zu erfüllen, wie es eben der Gang der Forschung mit sich bringt. Jede Teildisziplin, ja jeder Forscher nutzt die verfügbaren Quellen mit den ihnen angemessenen Methoden (Darstellung der Vielfalt und Einheit der Archäologie: Eggert 2006).

Die prähistorische Archäologie befragt den Boden nach Anzeichen für Wirtschaftsweise, Ernährung, Siedlung, Behausung, Handwerk, Handel und auch, mit geringeren Erfolgsaussichten, nach religiösen Vorstellungen und Formen menschlichen Zusammenlebens. Die vor allem mit Archäologie in Verbindung gebrachte Seite der Prähistorik ist das Sammeln und Klassifizieren von Artefakten. Was sie früher in Menschenhand waren, ergibt sich aus dem Verwendungszweck, bisweilen ist es auch Unergründliches. Auch dafür werden gelegentlich gelehrte Erklärungen angeboten. Die Funde lassen sich in zeitliche und räumliche Gruppen aufteilen (Sangmeister 1967; Angeli 2002, 160 ff.; 2004, 430 ff.). Ihre differenzialdia-

gnostisch tauglichen Merkmale werden, zu einem Typus verdichtet, festgehalten, z.B. Aunjetitz. Wer annimmt, dass dies die Erscheinung eines immateriellen Aunjetitz ist, einer Kulturidee, welche die Bevölkerung einend ergreift, und in Handwerk und Brauchtum sinnfälligen Ausdruck sucht, ist „Essistenzialist" und der Fundmetaphysik ergeben.

Erklärtes Ziel des Positivismus war, die Welterkenntnis auf Gesetze zu bringen. Das Vorbild waren die exakten Naturwissenschaften, die ihre Gesetze durch Induktion gewinnen: „Als das Resultat einer Induktion ergibt sich stets ein allgemeiner Satz, welcher die einzelnen Tatsachen der Erfahrung, die zu seiner Ableitung gedient haben, als spezielle Fälle in sich enthält. Einen solchen Satz nennen wir ein Gesetz" (Wundt 1907, 25). Induktiv ist das Schlussverfahren von einigen Fällen auf alle, vom Besonderen auf Allgemeinheit. Voraussetzung dabei ist die Gleichförmigkeit der dazu herangezogenen Phänomene. Wenn solche Fälle von Wahrgenommenem oder Festgestelltem in häufiger Wiederholung oder auch stets zusammen auftreten, wird auf allgemeine Zusammengehörigkeit geschlossen.

Naturwissenschaftliche Forschung geht von beobachteten Ereignissen aus (Protokollaussagen). Diese werden durch Hypothesen, also allgemeine Aussagen, aus denen sie abzuleiten sind, erklärt. Die Hypothesen leiten die Beobachtung und die Auswahl der Protokollaussagen. Sind diese Hypothesen in mehreren Fällen verifiziert und in keinem Fall widerlegt, werden sie unter Umständen zum Gesetz. Die Gesetze wiederum können durch Theorien erklärt werden (Bocheński 1954, 104 ff.). Gesetz ist die Bezeichnung für den gleichbleibenden, wiederholten Verlauf von Einzelfällen, für das konstante Verhältnis von Phänomenen. Ein Geschehen heißt gesetzmäßig, nicht weil es durch ein Gesetz ausgelöst wird, sondern weil es einem Gesetz gemäß vor sich geht. „Kein Gesetz bestimmt, dass es Gesetze überhaupt und diese bestimmten Gesetze geben müsse ... Erst wenn Naturgesetze sind, können wir auf Grund ihrer etwas beweisen, deshalb sie aber selber – gerade wie die bürgerlichen Grundgesetze, nicht selbst etwas Legales sind sondern erst die Handlungen, die unter Voraussetzung ihrer erfolgen. Die Existenz der Naturgesetze ist also etwas bloß Wirkliches, aus Gesetzen nicht zu... Begreifendes, oder wie wir sagen können: eine historische Tatsache" (Simmel 1922, 130 f.). Im Verlauf der Forschung stellt es sich nicht selten heraus, dass ein Gesetz neue Bobachtungen nicht mehr deckt. „Damit beginnt der ganze Prozess von neuem, und weder in der bisherigen Geschichte der Naturwissenschaften noch in der logischen Struktur lässt sich ein Grund für die Annahme finden, dass dieser Prozess einmal zu Ende kommen soll" (Bocheński 1954, 106).

Empirische Urteile haben keinen Anspruch auf allgemeine Geltung. „Erfahrung lehrt uns zwar, dass etwas so oder so beschaffen sei, aber nicht, dass es nicht anders sein könne" (Kant). Da wir nicht wissen können, welche theoretischen Erklärungen eines Phänomens immer noch möglich sind, bleiben generelle Aussagen grundsätzlich für Widerlegungen offen. Für Popper ist die Induktion rational ungültig. „Noch so viele Prüfaussagen könnten die Behauptung nicht rechtfertigen, eine erklärende allgemeine Theorie sei wahr" (Popper 1984, 7). Popper verfährt gleich deduktiv. Stellt sich ein Problem, wird zu seiner Lösung eine Theorie entworfen (alle Theorien sind für Popper hypothetisch). Sie wird geprüft, indem man aus ihr Sätze ableitet. Ist einer von ihnen falsch, ist nach den Gesetzen der Logik die Theorie falsifiziert. „Es ist eine Methode des Versuchs und der Ausmerzung von Irrtümern, der Aufstellung von Theorien und ihrer möglichst strengen Prüfung". Jede allgemeine Theorie ist ihm also zunächst „Vermutungswissen". Bei mehreren möglichen Theorien „kann die Methode zur Herausschälung der wahren Theorie durch

Ausscheiden aller ihrer Konkurrenten führen". Die Theorien kontrollieren sich gegenseitig, die besser passenden setzen sich durch. „Im Normalfall – d.h. wenn es unendlich viele mögliche Theorien gibt – kann diese Methode nicht ermitteln, welche von ihnen wahr ist; das kann aber auch keine andere Methode" (Popper 1984 16). Es gibt kein allgemeines Kriterium der Wahrheit. Hätten wir das, wären wir allwissend. Wohl aber „gibt es viele Sätze, deren Wahrheit wir beweisen können" (Popper 1979, 208).

Popper wollte die Induktion sicher nicht gänzlich aus den Schlussverfahren ausschließen. Seine Absage richtet sich gegen die Behauptung, das Resultat einer Induktion sei als Gesetz gewiss. Induktion ist aus unserem Leben nicht wegzudenken. Ohne sie stünde es schlecht um unser Gesundheitswesen. Ein Medikament wird langen Versuchsreihen unterzogen. Konnte man feststellen, dass es bei einer genügend großen Anzahl von Versuchspersonen die gewünschte Wirkung hatte, wird mit gutem Wissen und Gewissen geschlossen, dass es allen Patienten mit gleichen Symptomen helfen wird. Auch Popper vertraute der Erfahrung seines Arztes, die dieser vorher an anderen Patienten gewonnen hatte. Beides mit dem Wissen, dass induktiv angesammelte Erfahrung zwar unersetzlich, aber nicht unfehlbar ist. Induktiv, also „hinführend" ist der Vorgang übrigens ja auch, wenn man, wie Popper vorschlägt, die wahre Theorie durch Ausscheiden „aller ihrer Konkurrenten" herausfindet. Ob sie „wirklich wahr" ist, steht dann allerdings auch nicht unverbrüchlich fest, denn ein „allgemeines Kriterium der Wahrheit" gibt es nicht (Popper 1979, 208).

In der Prähistorischen Archäologie ist Induktion dort angebracht, wo konstante Daten in regelmäßiger Wiederholung zu beobachten sind, also bei natürlichen Phänomenen. Die Dendrochronologie schließt aus exemplarischen Proben induktiv auf allgemeine Geltung der Datierungen. Ein anderes Beispiel wäre die Auslese unter den Erzlagerstätten, die als Lieferanten des Kupfers für Bronzen in Frage kommen (Pernicka 2004; Angeli 2006/07, 309 f.). Rein theoretisch, mit Poppers Strenge, sind auch diese Verfahren nicht unfehlbar; aber man kann damit arbeiten, sie sind pragmatisch abgesichert. Bei den Anstalten, aus Relikten einer Kultur induktiv auf Zustände und Vorgänge in prähistorischen Zeiten zu schließen, sind Aussagen von allgemeiner Geltung nicht zu erzielen. Menschliches Handeln hat nicht die Konstanz des Gleichen wie ein Naturphänomen. Als einer, der das noch verkannt haben soll und induktives Vorgehen nach Art der Naturwissenschaften empfahl, wurde Moriz Hoernes genannt (Karl 2010, 9, 14). Dieser war auch weltanschaulich sichtlich vom Naturalismus seines Jahrhunderts geprägt. Er sah das Kulturgeschehen „in der physischen und geistigen Natur des Menschen begründet" (Hoernes 1910, 351). Dieser ostensive Naturalismus scheint auch den Archäologen Hoernes als naturwissenschaftlich argumentierenden Positivisten auszuweisen. Die Grundlagen der Kultur bestehen für ihn „in dem äußeren Zwang, den die umgebende Natur auf den Menschen ausübt" und „in der bildungsfähigen Beschaffenheit des Gehirns ... Die im letzteren Punkte bestehenden Unterschiede sind seit Jahrtausenden, vielleicht schon seit Jahrzehntausenden gefestigt und wohl nie mehr zu beseitigen." Im Anfang waren „reine Naturmenschen," die er, Schiller zitierend, noch verächtlicher nennt „als die niedersten unter den heutigen Naturvölkern." Die „verschiedenartige körperliche und geistige Ausstattung" bringe es mit sich, dass die „einzelnen Gruppen der Menschheit an den vorhandenen Kulturwerten in verschiedenem Maße schöpferisch beteiligt" sind. Als Anhänger einer naturalistischen Weltsicht erweist sich Hoernes auch, wenn er den altsteinzeitlichen Kunstsachverständigen das Urteil in den Mund legt: „Fettes Weib, schönes Weib" (so bei der Venus von Willendorf) und die Bilder der Höhlenmaler auf

eine natürliche eidetische Anlage zurückführt (zu Wissenschaft und Weltanschauung: Rothacker 1948).

Die Motive zu seinem Schaffen fand Hoernes jedoch nicht im Studium der Welt der Atome und Chromosomen, sondern in sich selbst, in seinen persönlichen Interessen. Er war Angehöriger des Kreises um Hugo Wolf[1]. Dieser komponierte auch eine (unvollendet gebliebene) Oper mit dem Titel „Manuel Venegas". Der Autor des (vom Komponisten hochgeschätzten) Textes war Hoernes. In dieser Eigenschaft steht er als „ein gewisser Dr. Hörnes" auf einer Seite in Thomas Manns „Dr. Faustus". Beim Archäologen Hoernes ist von Naturalismus nichts zu bemerken. Wie er sieht, kann die landschaftliche und zeitliche Verteilung der Bodenfunde, der Relikte des zweckrationalen Handelns ihrer Zeit, nicht gut Sache der Natur sein. Ihre Folge verdankt sie menschlicher Spontaneität. Die alten Anlagen und Gerätschaften waren auch nicht notwendig so beschaffen, wie sie in ihrer vorliegenden Form sind; sie transzendieren ihre Funktionalität.

Hoernes geht an das Material ohne Vorurteil heran. Nach der inventarischen Aufnahme der Funde gilt es zu versuchen, in ihrer Masse gewisse Ordnungsprinzipien herauszufinden. Auch ihre Dynamik, horizontal und vertikal, ist zu beachten. Die Typologie bewegt sich „in der aufsteigenden Linie zahlreicher kleiner, mehr oder minder lokal begrenzter Entwicklungen und nähert sich dadurch der historischen Darstellung". An Hand der Fundgegenstände „trennen und verbinden wir Kulturgruppen und Kulturperioden" (Hoernes 1893, 66). „So führt die topographische Festlegung der Denkmälergruppen zur Lehre von den Kulturkreisen, die nicht mit der ethnographischen Kulturkreislehre verwechselt werden darf, sondern zunächst nur Tatsachen der Kulturgeographie feststellt, ohne deren Deutung zu unternehmen" (Hoernes 1914, 67). „Ihr Prinzip ist ein rein kulturwissenschaftliches und läßt die Rassen-, Völker- und Ländergrenzen durchaus zurücktreten" (Hoernes 1893, 52). „Wer in der Prähistorie anderes sucht, grundsätzlich Verschiedenes, nämlich Geschichte im engeren Sinn ... dabei noch parteiisch und tendenziös verfährt und z.B. darauf ausgeht, die alles überragende Herrlichkeit der Urzeit des europäischen Nordens nachzuweisen, ... darf ... nicht erwarten, in der Wissenschaft ernst genommen zu werden" (Hoernes 1914, 67).

Ungeachtet der besonnenen Ausführungen von Hoernes zu den Grenzen und Möglichkeiten objektkundlicher Archäologie haben Zeitgenossen und Nachfolger aus dem, was im Boden noch zu finden war, nicht nur einander ausschließende Ordnungsgrößen gemacht, sondern sie auch mit historischer Substanz versehen, ohne dafür Sicherheiten bieten zu können, ihnen genau eingepasste Gemeinschaften irgendwelcher Natur zugesellt, die den anspruchsvollen Namen „Kultur" mit Leben erfüllen sollten (zum chronischen Wandel in der Auffassung von Umfang und Inhalt archäologischer Kulturen: Angeli 2002, bes. 160 ff.; 2004, 431; 2006/07, 306).

Die Zitate bei Karl aus der Urgeschichte 1892 von Hoernes können wegen der Betonung des naturwissenschaftlichen und „induktiven" Vorgehens den Intentionen des Autors entgegen ausgelegt werden. Dieser wollte das Gewicht auf „Detailarbeit" und Abwesenheit von „subjektiven, von oben herab generalisierenden" Einflüssen gelegt wissen. Er meinte damit (siehe Zitate oben) die unvoreingenommene Aufnahme von archäologischen Daten. „Induktiv" bei Hoernes erfüllt seinen Sinn in der Spitze gegen die flinken selbstsicheren Deuter, die den Abstand von Geschichte und Archäologie nicht zu wahren wissen und ausgewählte Funde benutzen, um einer vorgefassten Meinung einen sachlichen Anstrich zu geben.

1) Freundliche Mitteilung Frau Dr. Angelika Heinrich.

Wenn Hoernes den Urmenschen „verächtlich“ nennt und den menschlichen Populationen höhere oder geringere schöpferische Begabung zubilligt, bedingt durch die „bildungsfähige Beschaffenheit des Gehirns“, folgt er den geistigen Strömungen seiner Zeit. Damals, im ersten Anlauf zur Vorherrschaft der Naturwissenschaften und in deren Gefolge der positivistischen Philosophie, sollten auch im scheinbar schicksalhaft verworrenen Treiben der menschlichen Geschichte regelmäßige Kausalitäten aufgesucht werden. Der Positivist argumentiert aus naturalistischer Weltsicht. Er findet Ereignisse und Zustände durch äußere Bedingungen verursacht wie Naturgewalt, Milieu, Mangel, Überfluss, Rasse u.s.w. Die Weltanschauung weiter Kreise der Gesellschaft stand damals unter dem Eindruck der Schriften von Herbert Spencer (1896). „Wenn alle biologische Wissenschaft ... uns davon überzeugt, dass durch keine Möglichkeit ein Aristoteles von einem Vater und einer Mutter mit Gesichtswinkeln von 50 Grad kommen könne, und dass nicht die fernste Aussicht sei, dass von einem Kannibalenstamm, dessen Chorgesang zur Vorbereitung auf ein Festmahl von Menschenfleisch eine Art von rhythmischen Geheuls ist, ein Beethoven entspringe, so muss man zugeben, dass die Entstehung eines großen Mannes von einer Reihe komplizierter Einflüsse abhängt, welche die Rasse, in welcher er erscheint, und der soziale Zustand, in welchen diese Rasse langsam hineingewachsen ist, erzeugt hat.“

Das Wirken der Naturgesetze erkennt Spencer im Evolutionsgeschehen, das einen Ausleseprozess in Gang setzt, nicht nur im Tier und Pflanzenreich, sondern auch unter den Menschen: „Der Krieg unter den Menschen hat wie der Krieg unter den Tieren einen bedeutenden Anteil daran gehabt, ihre Organismen zu einer höheren Stufe zu erheben.“ Er hat zunächst „die Wirkung gehabt, beständig Rassen auszurotten, welche aus dem einen oder anderen Grunde am wenigsten tauglich waren, es mit den Existenzbedingungen, denen sie unterworfen waren, aufzunehmen“ (Spencer 1896, 42, 244). Spencers Gedankengänge blieben lange wirksam. Die Fortentwicklung des Genus *homo sapiens*, so z.B. Moritz Schlick, tritt „als Folge und Bestandteil historischen Geschehens ein. Hierher gehört die Mischung verschiedener Rassen, die so oft als Ursache und Wirkung von Völkerschicksalen eine große Rolle spielt, ferner die Entstehung des nordamerikanischen Typus und Ähnliches. Haben wir hier einen Kultur- oder Naturprozess vor uns? Nun offenbar einen Naturprozess, der innerhalb der historischen Entwicklung stattfindet und naturgesetzlich zu ihr gehört“ (Schlick 1952, 25 f.).

Das Ideal des Zeitalters der Aufklärung, der menschlichen Vernunft auf allen Gebieten gegen althergebrachte dogmatische Lehrgebäude zum Durchbruch zu verhelfen, schien im Triumph der beobachtenden und experimentierenden Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts Wirklichkeit geworden zu sein. In der Evolutionslehre sah man den Weg des weiteren Aufstiegs der menschlichen Art vorgezeichnet. Der Fortschrittsoptimismus fand sich in Technik und Industrie bestätigt. Naturwissenschaft war Vorbild für alle Wissenschaft. Für die Positivisten des 19. Jahrhunderts lässt sich auch die Kulturgeschichte gleich einem Naturprozess auffassen. Sozial- und Geschichtswissenschaften müssten nach dem Muster der exakten Naturwissenschaften betrieben werden und sich ihrer Methoden bedienen. Sie sollten ihre Fundamente in den Gesetzen der Natur des Menschen selbst finden. Nach John Stuart Mill wird Soziologie zur Wissenschaft, sobald „es gelingt, die allgemeinen Gesetze menschlichen Verhaltens auf das geschichtliche Material anzuwenden bzw. umgekehrt, die geschichtlichen Gesellschaften nach diesem allgemeinen Gesetz zu erklären“ (Jonas 1968, 100).

Dass nur die gesetzesstiftenden Methoden auf allen Gebieten der Wissenschaft am Platz sein sollten, stieß jedoch alsbald auf Widerspruch. Die Selbständigkeit der

Geisteswissenschaften wurde von Vertretern ihrer Einzeldisziplinen verteidigt, aber auch aus den Reihen der Philosophie. Die Werke eines Droysen, Dilthey und Gadamer haben denn auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Scharfen Ausdruck fand der Protest Nietzsches: „Wollen wir uns wirklich dergestalt das Dasein zu einer Rechenknechts-Übung und Stubenhockerei für Mathematiker herabwürdigen lassen? Man sollte es vor allem nicht seines vieldeutigen Charakters entkleiden wollen…“ Dass nur eine Weltinterpretation zulässig sei, „die Zahlen, Rechnen, Wägen, Sehen und Greifen und nichts weiter zuläßt, das ist eine Plumpheit und Naivität, gesetzt, daß es keine Geisteskrankheit, kein Idiotismus ist ...“ (Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 373).

Anlass für seine Kritik am Positivismus war für Karl Jaspers eine von Hans Ferdinand Helmolt herausgegebene „Allgemeine Weltgeschichte“ Das Darstellungsprinzip war darin von der Geografie vorgegeben. Weltgeschichte fand überall auf der Erde statt: „Negerkämpfe im Sudan lagen auf gleichem Niveau wie Marathon und Salamis, ja waren vielleicht durch Massen an Menschenaufgebot bedeutender.“ Jedoch: „Wo es sich um Geist handelt, ist der Tatbestand nur im Verstehen von Sinn vor Augen. Verstehen aber ist seinem Wesen nach immer zugleich Werten … Erst im Verstehen gewinnen wir die Anschauung... von allem geschichtlichen Geist“ (Jaspers 1949, 16, 29). Jaspers stellt sich damit in die Tradition der werttheoretischen Richtung des Neukantianismus. Die badische Schule dieser Lehre sah ihre Aufgabe vordringlich in der Erkenntnistheorie. Ihre Bestrebungen die Grenzen von Natur- und Geisteswissenschaften abzustecken, sind mit den Namen Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert verbunden. Deren Terminologie hat auch in die prähistorische Literatur Eingang gefunden. Windelband ging von der Einteilung Naturwissenschaft/ Geisteswissenschaft ab. Er fand „Gesetzeswissenschaft“ und „Ereigniswissenschaft“ treffender und teilte ihnen die Methoden „nomothetisch“ und „idiographisch“ zu. Sein Nachfolger Rickert ersetzte „idiographisch“ durch „individualisierend“. Für „nomothetisch“ wählte er den weiteren Begriff „generalisierend.“ Um den Unterschied von Natur- und Geistes- oder Ereigniswissenschaften deutlicher herauszustreichen, schlug er für diese die Bezeichnung „Kulturwissenschaften“ vor. Der Natur, als dem Wertfreien, soll gegenübergestellt sein, was aus sinnvollen Inhalten besteht und wertend verstanden werden kann: Kultur. Geschichte und Kultur bedingen sich gegenseitig. Nur Kulturwerte allein machen Geschichte als Wissenschaft möglich. Es liegt am sinnhaften Charakter dessen, was uns Geschichte geworden ist, dass seine naturwissenschaftliche Erklärung versagt (Rickert 1929, 263, 270, 532).

Den Gesetzmäßigkeiten in der Kulturgeschichte nachzugehen war ein Thema des Evolutionismus. Einer seiner hervorragenden Vertreter war Lewis Henry Morgan. Er unterschied mit Wildheit, Barbarei und Zivilisation die drei Stufen in der Evolution der menschlichen Gesellschaft, mit denen die Aufwärtsentwicklung der Familie von der Promiskuität über Formen der Polygamie bis zur Monogamie einhergehen sollte (Morgan 1877). Ein weiterer Verfechter evolutionistischer Theorien von beträchtlichem Einfluss war der Ethnologe Edward B. Tylor. Die Geschichte der Menschheit betrachtete er als einen Bestandteil der Naturgeschichte. Der menschliche Wille und menschliche Handlungen folgen unabänderlichen Gesetzen, wie das Wachstum von Tier und Pflanze. Wie entfernte Gegenden zwar nicht identische, aber analoge Tiere und Pflanzen hervorbringen, so ist es auch mit den Eigentümlichkeiten der Zivilisation. Mit seiner typisierend-vergleichenden Methode verfolgte Tylor den Gang der Zivilisation von Niederem zu Höherem. Die gesetzmäßigen Stufen dieses Prozesses wären noch zu erkennen an den (zu Tylors Zeiten) noch lebenden Naturvölkern. Der Vergleich ihrer materiellen Ausstattung mit archäologi-

schen Überresten mache es möglich, sich ein Bild von prähistorischen Verhältnissen bis hinab zum Urzustand zu machen (Tylor 1873, 2, 21). In Deutschland entwarf Karl Lamprecht eine Theorie von der allgemeinen Struktur der Geschichte. Seine Methode erinnert an die evolutionistische Ethnologie. Er wollte ein „wirklich wissenschaftliches System der Weltgeschichte" errichten. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die „verwickelte Welt der Erscheinungen dadurch unserem Denken und damit unserer Herrschaft zu unterwerfen, daß sie deren Zusammenhang auf vereinfachende, typisierende Kategorien bringt". Dazu gehören die Auswirkungen der wirtschaftlichen Entwicklung auf die Gesellschaftsordnung und soziale Bewusstseinsbildung. Der Geschichtsvergleich muss die sich in jedem Völkerschicksal wiederholenden Momente aller Entwicklungen menschlicher Gemeinschaften herausarbeiten, aus denen zusammengenommen Kulturstufen oder „Kulturzeitalter" erkennbar werden (Lamprecht 1900, 44 f.).Wie Spencer und Tylor vertritt Lamprecht eine Ideologie des gesetzmäßigen Fortschritts der Zivilisation. Die Abfolge der Kulturzeitalter will er bei allen zivilisierten Völkern bestätigt finden.

Menschliches Handeln hat jedoch nicht die Stetigkeit der Wiederholung des Gleichen wie Naturprozesse, aus denen man induktiv auf allgemeine Geltung schließen kann. So ist Archäologie als Kulturwissenschaft für Otto Urban eine idiographische Disziplin (Urban 2007, 596). Die Bezeichnung „idiographisch" (oder auch „individualisierend") ist hier nicht ganz zutreffend, weil die Funde ja keine individuellen Sachverhalte zu erkennen geben, zu denen wertend Stellung genommen werden könnte. Raimund Karl will „nomothetische Fragestellungen" im Fach nicht „a priori ausgeschlossen" wissen (Karl 2008, 35; 2010, 11). Er denkt dabei an Methoden der Physik und Biologie, die in der prähistorischen Forschung durchaus ihren Platz haben. Von Gesetzen der Selektion und Variation in typologischen Reihen kann das nicht behauptet werden. Der Ausdruck „archäologisches Naturgesetz" ist ein Sideroxylon. Da Kulturgeschichte einmalig und unumkehrbar ist, kann sie keine Gesetze aufstellen, also nicht nomothetisch verfahren. Vor einiger Zeit glaubte man dennoch ernsthaft daran, mit der prähistorischen Typologie eine kulturelle Gesetzmäßigkeit entdeckt zu haben. „Die Typologie ist die Anwendung des Darwinismus auf die Produkte der menschlichen Arbeit". Der menschliche Wille ist an gewisse Gesetze gebunden, „ähnlich denen, die für die Entwicklung in der organischen Welt Geltung haben. Die Altertümer entwickeln sich, als ob sie lebende Organismen wären ...". Allerdings: „Die rastlos wirkende Kraft die von Veränderung zu neuer Veränderung führte, die langen Typenserien ... verschwinden in einer höheren Kultur. Das ist auch natürlich" (Åberg 1929, 508, 514). Ein Gesetz mit vorhersehbarem Ablaufdatum erfüllt aber doch wohl nicht den Sinn der Gesetzmäßigkeit. Die Diversität im Fortgang der Kultur über alle Welt läßt sich naturgesetzlich nicht erklären. Den Naturzwang haben die Kulturprozesse weitgehend hinter sich gelassen. Kultur verdankt sich einer unübersehbaren Zahl sich kreuzender Ideen, erwachsen aus Erfahrungen aus vielerlei Gebieten. Der Eisenbahnzug mit seinen zunächst noch den Postkutschen nachempfundenen Waggons kann nicht fahren ohne die Eisenbahn, die stählerne Schiene, und seinen schnelleren Antrieb verdankt sie nicht der Pferdezucht sondern der Physik. Der Knopf ist nicht der Fibel entsprossen und der Zipp nicht aus Knöpfen. Kultur lässt sich nicht in ein Gesetz zwingen; sie geht je eigene, nicht voraus zu sehende Wege.

Die Suche nach Gesetzen in der Kultur wurde aber nicht aufgegeben. Der Anthropologe Leslie A. White glaubte an „natürliche Gesetze soziokultureller Systeme". Kultur ist an sich; sie steht vor und über den Menschen, unabhängig vom Wollen und Werken der Individuen oder Gemeinschaften, und sie wandelt sich nach eigenen Gesetzen. Nicht wir sind es, die unsere

Kultur beherrschen, sondern unsere Kultur beherrscht uns. In den Kulturen sind Technik, Ideologie, gesellschaftliche Struktur und Befindlichkeiten im Wechsel der Situationen in einem System vereinigt. Die soziale Organisation ist nach Form und Inhalt vorwiegend von der Technologie bestimmt. Kultur ist so „ein außerkörperlicher Mechanismus, der von einer bestimmten Art von Lebewesen genutzt wird, um ihr Leben sicher und dauerhaft zu machen" (Zitate nach Barnes 1951, 80 ff. und Bayard 1978, 72 f.).

Dem Anthropologen White schloss sich der Archäologe Lewis Binford mit seiner „New archaeology" an: *Archaeology as anthropology*. Kultur ist auch für ihn die technische und wirtschaftliche Anpassung des Menschen an seine Umwelt. Sie ist ein System aus in Wechselwirkung stehenden „konstanten oder sich zyklisch wiederholenden sozialen, technischen und ideologischen extra-somatischen adaptiven Mitteln, die einer Population zur Verfügung stehen". Wie bei White sind Technik und Wirtschaft beherrschend. Kulturen unterliegen allgemeinen Gesetzen, und die Archäologie verfügt über die „Daten, die eine Rekonstruktion des gesamten kulturellen Systems erlauben" (Zitate nach Bayard 1978, 75 f.). Im Gegensatz zu einer nur beschreibenden Archäologie ist es der „neuen" oder „prozessualen" aufgegeben, aus Objekten zu erklären, was um sie vor sich ging. Sie soll sich wie die exakten Naturwissenschaften auf universale Sätze stützen, aus denen sie im Vertrauen auf die Regeln der Logik sichere Aussagen deduziert. Durch Deduktion wird Unbekanntes als Fall eines allgemeinen Satzes erklärt. Sätze wie: „Alle P sind L, S ist P, S ist L" sind nach der formalen Logik unanfechtbar. Die Logik gibt uns aber nur die Gesetze des richtigen Denkens, Schließens und Beweisens vor, die auch abseits aller Wirklichkeit gelten. Die Einzelwissenschaften, so auch die Archäologie, sind jedoch mit der Realität befasst. Sie können sich nicht nur auf Vernunftwahrheiten verlassen. Zur Erkenntnis der Wirklichkeit bedarf es auch der unmittelbaren Beobachtung, der Erfahrung. Auf empirische Daten umgesetzt, ist der oben angeführte Schluss keineswegs unfehlbar. Wenn P „Prähistoriker" heißen soll, L soviel wie „eingehend mit Logik und Erkenntnistheorie vertraut", wird der Kenner der Szene, was die Vorbildung aller P angeht und somit auch des einen S, Bedenken anmelden. Ein allgemeiner Satz, aus dem die Auslegung einer archäologischen Situation zwingend abzuleiten ist, wird sich in dem, was uns von Geschichte und Kultur bekannt geworden ist, schwerlich auftreiben lassen. Es fehlt das Moment der regelmäßigen Wiederholung. Sozio-kulturelle Gesetze gibt es nicht (Eggert 1978, 69).

Mit dem Gedanken eines vor und im menschlichen Schaffen waltenden Kulturgeschehens hatte Leslie A. White auch Vorgänger. Leo Frobenius und Oswald Spengler verstanden Kultur als Macht, die den Menschen „ergreift", deren Ursprünge jedoch letztlich undurchschaubar sind. Frobenius betrachtete die Kulturen als lebende Organismen mit je wesenhafter Eigenart, für die er den Begriff *„Paideuma"* fand (Frobenius 1921). Für Spengler sind die Kulturen – er unterscheidet acht Hochkulturen – Lebewesen mit eigener Entelechie und eigener Formensprache. Er teilt die Geschichte nicht nach Zeiten, sondern nach Formen ihres Seelenlebens ein. Auch die Vorgeschichte hat ihre Kulturseele: „An den Faustkeilen und Glockenbechern ist nicht das bedeutsam, daß sie das Leben bequemer gestalten – das hat man gar nicht empfunden – sondern daß die Seele nach Formen drängte, die schwer von Symbolik waren" (Spengler 1966, 11).

Für die kulturelle Eigendynamik glaubt man auch konkretere Ursachen aus dem archäologischen Material herauslesen zu können. Am Beispiel der bronzezeitlichen Ägäis will Colin Renfrew zeigen, dass die planmäßige Spezialisierung auf den Anbau von Getreide, Öl und Wein eine Steigerung der Produktion und ein Wachstum der Bevölkerung mit sich brachte. Mit der Beschränkung auf einzelne Produkte

ging deren Verteilung durch Handel einher, wodurch es wieder zur Konzentration von Besitz und Macht in den Händen einiger, also zur Veränderung der Sozialstruktur kam (Renfrew 1972; Wolfram 1986, 36; Kienlin 1998, 85). Diese Faktoren bilden einen notwendigen Zusammenhang, so dass einer von den anderen und alle vom Ganzen abhängig sind. Sie sind in diesem Beispiel nur wirtschaftlicher Natur; ideelle Interferenzen sind nicht auszuschließen, aber nicht zu fassen.

„Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, dass die Produktion und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; dass in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte, und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände sich danach richtet, was und wie produziert wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen ... sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise" (Engels [1882] 1966, 79). Das sieht aus wie die Vorlage zu Renfrews Versuch, den archäologischen Befund aus der bronzezeitlichen Ägäis „prozessual" zu erklären. Allerdings haben Marx und Engels ihre Theorie dem Leben abgewonnen. Dem Nur-Archäologen steht die Gesellschaft nicht live zu Gebote und aus ihrer materiellen Hinterlassenschaft lässt sich mit so mancher Schablone ein lebendes Bild machen. Somit bleibt es, wenn Renfrew es darauf angelegt hat, bei einer Interpretation nach Analogie, mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit.

Die prähistorische Archäologie war in ihren Anfängen als akademische Disziplin für lange Zeit Teil der einzelwissenschaftlichen Anthropologie. Die tragende Idee war der Evolutionismus. Nach der Abkehr davon gingen physische Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie eigene Wege. Der Wille, die Ergebnisse der Nachbarwissenschaften dem eigenen Fach nutzbar zu machen, ist aber geblieben, was auch die Anthropologische Gesellschaft demonstriert. Für Wilhelm Koppers, einen der prominenten Vertreter der Wiener kulturhistorischen Schule, behandeln Ethnologie und Prähistorie den gleichen Gegenstand, nur durch die Art der Quellen voneinander geschieden. Die gesamte Menschheit stellt von Anfang an eine kulturgeschichtliche Einheit dar. Die ideelle und soziale Seite kann die Archäologie nicht fassen; hier kann die Ethnologie ergänzend eingreifen, „indem sie auf Grund methodisch-historischer Behandlung des ihr zur Verfügung stehenden Stoffes bis in die Anfänge der Menschheit zurückleitet" (Koppers 1951, 415). Die Ethnologie kann nach der Zusammensetzung von als konstitutiv hervorgehobenen „Kulturelementen" „Kulturkreise" unterscheiden, die aber nicht wie Spenglers Kulturen dem Kreislauf des Werdens und Vergehens unterworfen sind, sondern als weltweite Stadien stufenweise auseinander hervorgehen. Die Kulturkreise mit Jagd- und Sammelwirtschaft bilden die Urstufe. Auf sie folgen die Kulturkreise der Primärkulturen: der vaterrechtlich-totemistische (höhere Jagd, Kunstfertigkeit, Handel; Grundlage zur späteren Stadtkultur) der mutterrechtlich-agrarische (Grabstock- und Hackbau, Töpferei, Flechten und Weben; Grundlage der Dorfkultur), und der Kulturkreis der Hirtennomaden (Zucht von Herdentieren, patriarchale Großfamilie, soziale Abstufung; die sozialen und geografischen Bedingungen der Steppe begünstigen die Entwicklung von Fähigkeiten zur Begründung von Großreichen). „Wo der totemistisch-vaterrechtliche und der agrarisch-mutterrechtliche Kulturkreis sich verbanden, dort entstanden Städte mit einer Landgemarkung im Umkreis. Es kam dann wohl auch dazu, daß eine dieser Städte die anderen überragte und so einen gewissen Einfluß auf die übrigen ausübte". Als die Hirtenvölker sich in „Bewegung setzten zu ihren Wanderungen, kamen sie mit diesen kleinen Staatsgebilden in Berührung und nötigten sie zu Großstaaten zusammen, die allein

sie zu überschauen und zu regieren die seelische Begabung erworben hatten" (Schmidt 1946-1949).

Das wurde gelegentlich als Rückschritt in den bekämpften Evolutionismus verkannt. Dazu fehlt aber die immanente, ziellose, letztlich metaphysische Strebedynamik. Die kulturhistorischen Ethnologen vermeinten „historisch" vorzugehen, weil sie sich auf viele einzelne Feldbeobachtungen stützten und kein Naturgesetz anerkennen wollten, das einigen Rassen und Völkern einen bevorzugten Aufstieg zu höherer Zivilisation einräumte. In ihrer Sicht hat jedoch offenbar unversehens materialistische Dialektik die menschliche Gesellschaft von der Urzeit bis zur Staatenbildung geführt. „Historischer Materialismus ist die Bezeichnung derjenigen Auffassung des Geschichtsverlaufs, die die schließliche Ursache und die entscheidende Bewegungskraft aller wichtigen geschichtlichen Ereignisse sieht in der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft" (Engels [1882] 1966, 32). L. M. Bocheński meint, P. Wilhelm Schmidt habe „in seinen Forschungen erfolgreich den historischen Materialismus als Arbeitshypothese gebraucht, obwohl er selbst fand, daß diese Hypothese nicht im Zusammenhang mit einem weiteren System gebraucht werden könne" (Bocheński 1954, 22).

Dem Positivismus, Evolutionismus und dem historischen Materialismus erteilt Koppers (1957, 376) eine entschiedene Absage. Er setzt jedem Naturalismus die „historische Methode" der Ethnologie entgegen, die den Kulturbeziehungen induktiv nachgeht. Damit ist aber noch keine Position bezogen. Der idealistische Gegenpol wäre, dass Kultur spontan, ohne äußere Bedingtheit erwachsen, von idealen Prinzipien getragen wird. Brauchtum und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Technik und Handwerk sind danach ausgerichtet oder für die Kulturgesinnung von minderem Belang. Zwar haben sich die Kulturkreise auch für Koppers als reformbedürftig, wo nicht überholt erwiesen (Koppers 1957, 383), die Kulturen werden aber weiterhin aus objektiven Prämissen erklärt, den einzelnen Kulturelementen. Wie schon die Bezeichnung „Elemente" zu erkennen gibt, sind sie als Indikatoren alle gleichen Ranges. Ob Sage oder Lanze, ob Bogen oder Dekorationsmotiv – es kommt auf die „Parallelität" an, hüben und drüben, die das gelebte Verhältnis einer Beziehung unter Gruppen anzeigt. Dass das naturalistisch gedacht ist, blieb unbemerkt (dazu Rothacker 1948, 45 f.).

Die Identität der Menschennatur steht für die kulturhistorischen Ethnologen außer Frage. Wer Kultur schafft, ist Mensch im vollen Sinn der Wortes und hat auch Religion (Narr 1974). Die Hochgottvorstellung ist „bis in die Anfangszeiten der Menschheit überhaupt zurückzuverlegen" (Koppers, 1961, 97). Das fand auch Unterstützung von prähistorisch-archäologischer Seite. Paläolithische Kulturhinterlassenschaften lassen erkennen, „dass die urmenschliche Religiosität Gott gegenüber von einer analog-liebevollen Geisteshaltung geprägt war wie diejenige zu den Mitmenschen" (Müller-Karpe 2001, 233 f.). Im Dasein als Mensch liegen animale und humane Natur beschlossen. Auch der Primitive von Urzeiten an kennt das Gefühl von Schuld, hat ein Gewissen. Die Erinnerung an diese ursprüngliche Anlage sei „historisch dunkel lebendig geblieben ... Das (humane) Naturrecht entspricht tatsächlich dem positiven Recht der Urzeit" (Kern 1953, 239 ff.). Christlich inspirierter Idealismus in Ethnologie und prähistorischer Archäologie bezog so noch spät Stellung gegen den Naturalismus, dem ein Spencer mit so nachhaltiger Wirkung Ausdruck verliehen hatte.

Es wurde bemerkt, dass Karl J. Narrs Konzept einer vergleichenden Urgeschichte „Einsichten der anglo-amerikanischen Archäologie ... vorwegnahm" (Veit 1990, 204; 2000, 79). Narr stand seit seinen fachlichen Anfängen dem Methodenbewusstsein der kulturhistorischen Schule der Ethnologie nahe. Wie Koppers glaubt er, dass Ethnologie und Prähistorie einander fruchtbar ergänzen können (Narr 1961).

Sein Kulturbegriff steht noch „in enger Anlehnung an die klassische Definition“ Tylors (Veit 2000, 79): „Cultur oder Civilisation im weitesten ethnographischen Sinne ist jener Inbegriff von Wissen, Glauben, Kunst, Moral Gesetz, Sitte und allen übrigen Fähigkeiten und Gewohnheiten, welche der Mensch als Mitglied der Gesellschaft sich angeeignet hat“ (Tylor 1873, 1). Kultur ist eine Summe, die Reihenfolge der Einzelposten ist vertauschbar. Eine andere Sicht ist: Kultur als Ausdruck einer Haltung. Diese gibt den Kulturwerten je unterschiedliche Gewichtung und weist ihnen ihre Stellung innerhalb einer Struktur zu, die der Kultur ihr unverwechselbares Gesicht verleiht. Wenn die Rede auf französische Kultur kommt, ist der Franzose mitgedacht, seine Sprache, Gestik, Manieren, sein *savoir-vivre*. Nietzsche hat nicht nur den Franzosen, auch den Juden und Chinesen Esprit zugesprochen (Werke, Hg. K. Schlechta Bd. 6, 1980, 707). Er hat damit einen Kulturvergleich gezogen, ohne äußeren Besitz zu erwähnen. Kultur ist am Menschen, er hat sich kultiviert an seinen Werken. Einen idealistischen Versuch mit seinen Mitteln hat Jens Lüning unternommen, indem er die Bandkeramiker als Sekte ansprach, die von ihrem Glauben bis zur Verzierung ihres Tongeschirrs durchdrungen waren (Lüning 2007, 177 ff.).

Die „archäologische Kultur“ ist ein Aggregat. Der Prähistoriker stellt sie sich zusammengesetzt vor, aus noch vorgefundenen Bestandteilen. So ist aus ihnen keine Kulturgesinnung abzuleiten, die bedeutsame Eigenart verraten könnte. Für Ideelles gibt es nur vage Anhaltspunkte. Man kann nicht wissen, warum die Keramik einmal so und einmal so aussieht und warum die einen ihre Toten nach diesem und andere nach jenem Ritus bestatteten. Archäologische Quellen geben Aufschluss vom profanen Dasein, vom Alltag, den die Experimentelle Archäologie sinnfällig zu machen bemüht ist. Knochen, Samenkörner, Fäkalien, Geflechte und Gewebe, Werkzeuge, angefahrene Rohstoffvorkommen wecken zusammen plastische Vorstellungen von urtümlicher Lebensführung. Mit dieser Art von Quellen lässt sich Kulturgeschehen nur naturalistisch erklären (Angeli 1999, 14 ff.). Die Ratschläge des Prometheus kann man nicht im Boden finden. Aus rezenten Verhältnissen bekannt mit den vielfachen Verflechtungen und Verzweigungen der Wirtschaft, schloss man z.B. aus Bergbau auf profitable Import- und Exportgeschäfte, aus Anhäufungen von Erzeugnissen des Metallhandwerks auf reiche Kaufleute, aus Ackerbau auf Bevölkerungszuwachs, von schwerem Edelmetallschmuck auf eine elitäre Oberschicht u.s.w. So verfuhr man schon in Zeiten lange vor Montelius. Die Frage ist nun, worin die Wende liegt, die Lewis Binford eines Nachts herbeigeführt zu haben behauptete (Bayard 1978, 75). Wenn eine soziologische Lehre oder eine historische Situation herangezogen wurde, um archäologische Daten in einen Sinnzusammenhang zu stellen, ist es der althergebrachte Schluss nach Analogie, den keine logische Operation über die Wahrscheinlichkeit hinausbringt. Wenn aus archäologischen Quellen selbst eine Theorie der geschichtlichen und gesellschaftlichen Entwicklung in prähistorischen Zeiten zusammengestellt werden soll, ist es ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Ein Grund für die laute Proklamation könnte für einen der Kritiker („Modetorheit“) der Wettbewerbsdruck um Forschungsfonds gewesen sein (Bayard 1978, 81).

Den Weg für New archaeology oder Processual archaeology hat Karl Marx gewiesen. Er verfügte allerdings über lebendiges Anschauungsmaterial. Von prähistorischer Begleitung hielt er nichts. Er äussert sich geringschätzig über die „große historische Weisheit der Deutschen“, die ihre „historische Spekulation ganz besonders auf diese ‚Vorgeschichte‘ wirft, weil sie da sicher zu sein glaubt, vor den Eingriffen des ‚rohen Faktums‘ und zugleich, weil sie hier ihrem spekulierenden Trieb alle Zügel schießen lassen und Hypothesen zu Tausenden erzeugen und umstoßen kann“ (Marx – Engels [1888] 1972, 23).

Das Problem des Prähistorikers, das ihm „Vorgeworfene“, ist nicht Gesellschaftslehre oder Geschichtstheorie, es sind seine Funde. Um zu sehen, was sie über das an ihnen Sichtbare hinaus mehr bedeuten könnten, stellt er sie in einen Handlungszusammenhang, nach einem Modellbeispiel aus der rezenten Wirklichkeit. Ob das der prähistorischen Wirklichkeit entspricht, lässt sich begreiflicherweise nicht überprüfen. Das Verfahren behält aber seinen Wert als Versuch der Interpretation. Fundobjekte für sich allein vermitteln gar keine Einsichten von Zuständen oder Vorgängen, von Regeln und Gepflogenheiten, bieten also keine Handhabe, sozialgeschichtliche Hypothesen zu bekräftigen oder zu korrigieren. Aus einer Ur- und Vorgeschichte, die in der Ordnung von Funden menschliche Gruppenbildungen erkennen wollte und durch morphologisches Vergleichen intuitiv Dynamik unter den namenlosen Populationen aufzuspüren hoffte, ist eine kritische Archäologie geworden, die mit Einsatz von Naturwissenschaft und Technik jedes Bodendenkmal einzeln nach allen Richtungen auf Möglichkeiten einer Aussage prüft. Im Ergebnis liegt die Antwort auf die Fragen: Was können wir wissen? Was dürfen wir behaupten?

Literatur

Åberg, N. (1929): Typologie. In: M. Ebert (Hrsg.), Reallexikon der Vorgeschichte. Berlin, 508-516.

Angeli, W. (1999): Erklären und Verstehen – die Frage einer archäologischen Hermeneutik. Festschrift für Fritz-Eckart Barth, Ann. Naturhist Mus. Wien 101A, 1-22.

Angeli, W. (2002): Die archäologische Kultur. MAGW 132, 153-174.

Angeli, W. (2004): Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie. Ann. Naturhist Mus. Wien 106 A, 425-432.

Angeli, W. (2006/07): Kritisches zur Prähistorischen Archäologie. MAGW 136/137, 301-312.

Atzbach, R. (1998): Vom Nutzen und Nachteil der Archäologie. Archäolog. Nachrichtenbl. 3, 3-5.

Barnes, H. E. (1951): Soziologie der Geschichte. Wien-Stuttgart.

Bayard, D. (1978): 15 Jahre „New archaeology“. Saeculum XIX, H. 1.

Bocheński, I. M. (1954): Die zeitgenössischen Denkmethoden. München.

Comte, A. (1933): Die Soziologie. Leipzig.

Comte, A. (1956): Rede über den Geist des Positivismus. Hamburg (Zitat nach F. Jonas, Geschichte der Soziologie II. Reinbek 1968, 196).

Eggert, M. K. H. (1978): Prähistorische Archäologie und Ethnologie: Studien zur amerikanischen New Archaeology. Prähistorische Zeitschrift 53, 6-164.

Eggert, M. K. H. (2006): Archäologie. Grundzüge einer historischen Wissenschaft. Tübingen.

Engels, F. [1882] (1966): Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Reprint Berlin 1966. Dt. Erstausgabe Hottingen-Zürich 1882.

Frobenius, L. (1921): Paideuma. München.

Gigon, O. (1968): Der Ursprung der griechischen Philosophie. Basel-Stuttgart.

Hoernes, M. (1893): Grundlagen einer Systematik der prähistorischen Archäologie. Zeitschr. f. Ethnogr. 25, 49-70.

Hoernes, M. (1910): Die körperlichen Grundlagen der Kulturentwicklung. SCIENTIA, Rivista di Scienza VII, Bologna.

Hoernes, M. (1914): Die Forschungsmethode der prähistorischen Archäologie. Die Geisteswissenschaften 1, H. 3, 66 ff.

Jaspers, K. (1949): Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. Zürich.

Karl, R. (2007): Grundlagen der Analyse sozialer Komplexität in der eisenzeitlichen Keltiké. In: H. Birkhahn (Hrsg.), Kelteneinfälle an der Donau. Wien.

Karl, R. (2008): Theorie, Methode und Keltengenese. Rundbrief Theorie Arbeitsgemeinschaft 7/1.

Karl, R. (2010): Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens. Langenweissbach.

Kern, F. (1953): Der Beginn der Weltgeschichte. Bern.

Kienlin, T. L. (1998): Die britische Processual Archaeology. Tübinger Archäolog. Taschenbücher 1, 67-113.

Koppers, W. (1951): Ethnologie und Prähistorie in ihrem Verhältnis zur Geschichtswissen-

schaft. Anz. Phil. hist. Kl. Österr. Akademie d. Wissenschaften, Wien.
Koppers, W. (1957): Das Problem der Universalgeschichte im Lichte von Ethnologie und Prähistorie. Anthropos 52, 369-389.
Koppers, W. (1961): Der historische Gedanke in Ethnologie und Religionswissenschaft. In: F. König (Hrsg.), Christus und die Religionen der Erde. Bd. I, Wien.
Lamprecht, K. (1900): Die kulturhistorische Methode. Berlin.
Lüning, J. (2007): Bandkeramiker und Vor-Bandkeramiker. In: Die ältesten Monumente der Menschheit. Katalog Karlsruhe.
Marx, K. – Engels, F. [1888] (1972): Über Ludwig Feuerbach. Reprint Leipzig 1972. Ursprüngliche Fassung Marx und Engels 1888.
Morgan, L. H. (1877): Ancient Society. London.
Müller-Karpe, H. (2001): Zum Beginn von Geistes- und Religionsgeschichte. Germania 79/2.
Narr, K. J. (1961): Urgeschichte der Kultur. Stuttgart.
Narr, K. J. (1974): Vom Wesen des Frühmenschen: Halbtier oder Mensch? Saeculum 25, 293-324.
Pernicka, E. (2004): Ergebnisse der Erz- und Artefaktanalysen. In: R. Krause, K. Oeggl, E. Pernicka, Eine befestigte Burgsiedlung der Bronzezeit im Montafon, Vorarlberg. Arch. Österr. 15/1, 4-21.
Popper, K. R. (1965): Das Elend des Historizismus. Tübingen.
Popper, K. R. (1979): Ausgangspunkte. Hamburg.
Popper, K. R. (1984): Objektive Erkenntnis. Hamburg.
Renfrew, C. (1972): The Emergence of Civilisation. London.
Rickert, H. (1929): Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen.
Rothacker; E. (1948): Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. Bonn.
Sangmeister, E. (1967): Methoden der Urgeschichtswissenschaft. Saeculum 18, 199-244.
Schlick, M. (1952): Natur und Kultur. Aus dem Nachlass des Autors herausgegeben von J. Rauscher, Wien.
Schmidt, W. (1946-1949): Rassen und Völker in Vorgeschichte und Geschichte des Abendlandes. Luzern.
Simmel, G. (1922): Die Probleme der Geschichtsphilosphie. München-Leipzig.
Spencer, H. (1896): Einleitung in das Studium der Soziologie. H. v. Marquardson (Hrsg.). Leipzig.
Spengler, O. (1966): Frühzeit der Weltgeschichte. Fragmente aus dem Nachlass. München.
Tylor, E. B. (1873): Die Anfänge der Kultur. Leipzig.
Urban, O. H. (2007): Gedanken zu einer Methode der Keltischen Archäologie und zu einem Modell der Keltengenese. In: H. Birkhan (Hrsg.), Kelteneinfälle an der Donau. Wien.
Urban, O. H. (2008): Stellungnahme zu einem Kommentar von Raimund Karl im Rundbrief der Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie. Rundbrief Theorie Arbeitsgemeinschaft 7/2.
Veit, U. (1990): Kulturanthropologische Perspektiven in der Urgeschichtsforschung. Saeculum 41, 182-214.
Veit, U. (2000): Kulturanthropologische Ansätze in der Ur- und Frühgeschichtsforschung des deutschsprachigen Raumes. Arch. Inform. 23/1, 77-98.
Wolfram, S. (1986): Zur Theoriedisskusion in der Prähistorischen Archäologie Großbritanniens. British Archaeological Report, International Series 306.
Wundt, W. (1907): Logik der exakten Wissenschaften II, 1907.

Wege und Abwege der prähistorischen Forschung

Zusammenfassung

Funde können schon allein nach ihrer Beschaffenheit Aufschlüsse über prähistorische Verhältnisse geben, sofern für sie Entsprechungen aus Gegenwart und historischer Zeit bekannt sind. Es wurde aber auch die geografische Verteilung Gegenstand von Hypothesen. Man glaubte, im regional begrenzten Auftreten von Fundarten die äußeren Zeichen gelebter Gemeinschaft zu erkennen; mit den Fundprovinzen wären zugleich die von menschlichen Sozialverbänden eingenommenen Territorien angezeigt.

Summary

Finds can give insight into prehistoric processes by their mere structure as far as there are parallels in historic or recent times. Their geographic distribution has been the subject of hypotheses as well. The regionally limited appearance of different categories of finds was supposed to be the evidence of a living community. So far the area of distribution would be an equivalent to the territories used by social groups.

* * *

Die prähistorische Forschung ist mit vielerlei Aufgaben befasst. Sie reichen von Klima bis Kunst, von Tierzucht bis Technik, von Ernährung bis Bestattung usw. Die Wahl der Themen folgt keinem System; sie ist vorgegeben durch das, was bei Grabungen herauskommt. Die Funde können über Analogien Einsichten in frühzeitliches Leben vermitteln. An ihnen sind aber auch zeitliche und regionale Unterschiede zu ersehen. Dadurch lassen sie sich zu Gruppen ordnen, Formenkreis oder Fundprovinz oder auch Kultur genannt, in diesem Fall jetzt meist mit dem Attribut „archäologisch“. „Je mehr Merkmale berücksichtigt werden, desto stärker erscheint eine archäologische Kultur als nach innen homogen und nach außen scharf abgegrenzt“ (Brather 2001, 448 f.). Von „der Auswahl der als entscheidend angesehenen Merkmale abhängig“ bleibt sie eine „wissenschaftliche Konstruktion“

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien
Band 142, 2012, S. 245-250
QUELLE

(Brather 2000,156) oder, enger aufgefasst, eine „archäologische Konstruktion“ (Angeli 1970, 24).

In Niederösterreich hat man z.B. die Gruppen von Unterwölbling und Wieselburg im sogenannten Blechstil-Kreis zusammengetan. Die beiden haben in der Keramik nichts und bei der Bestattung nicht viel gemein. Von der Aunjetitzer Kultur lässt sich die Keramik von Unterwölbling indessen nur in Einzelheiten unterscheiden. Die Bestattungsweise ist bei beiden der Flachhocker in Seitenlage. In der Gruppe von Unterwölbling wurden die Körper allerdings, anders als bei Aunjetitz, geschlechtsspezifisch polarisiert abgelegt. Während also im Blechstil-Kreis eine Technik des Metallhandwerks den Verband der Gruppen stiftete, war eine Einzelheit der Bestattung ausschlaggebend für die Trennung von Unterwölbling und Aunjetitz. Ein solches Gewicht haben die Prähistoriker dem Bestattungsmodus nicht immer beigemessen. Auf dem gleichen niederösterreichischen Gebiet errichtete man in der Zeit von Hallstatt nördlich der Donau ansehnliche Grabhügel, südlich davon überließ man den Leichnam mit weniger Aufwand der ebenen Erde. Nord und Süd bleiben dennoch archäologisch-kulturell ungeschieden. Die Keramik der Kalenderbergkultur hält alles zusammen.

Die Gliederung des Neolithikums bietet genügend Beispiele für die Freiheit der Wahl von Prinzipien, nach denen Funde zu Gruppen oder Kulturen zusammengestellt werden können. Die charakteristisch verzierte Keramik vom Typus Gajary kann man „zusammen mit dem Begleitmaterial der Trichterbecherkultur und der späten Lengyel-Tiszapolgár-Stufe für einen selbständigen Zeit- und Kulturhorizont halten“ (Točik 1961, 343). Die Furchenstichkeramik tritt nicht als homogene Kultur in Erscheinung, sondern als Mischkultur (Točik 1964, 161 f.). Anders Dimitriević: Die Furchenstichverzierung macht die Kultur. Bezeichnet nach Retz-Gajary hat sie zwar kein zusammenhängendes Gebiet, aber sie stellt sich doch „als eine Kultur, d.h. als eine geschlossene kulturelle Manifestation dar“ (Dimitriević 1980, 21, 28). So voneinander abweichende Auffassungen sind bei der Beurteilung neolithischer Materialmengen öfter anzutreffen. Ist Schönfeld durchaus eigenartig, also eine Kultur, oder ein Anhang der Schnurkeramik? Die Walternienburg-Bernburg-Kultur hat zwei keramische Stile. Strittig war schon immer, ob das Trennung bedeutet oder ob man es mit einer Mischkultur zu tun hat. Eine dritte Ansicht ist, „dass die Walternienburg-Bernburg-Kultur weder in dieser Form noch als zwei getrennte Kulturen bestanden hat“ (Müller 1994, 182 f.).

Childe wollte die Kulturen der subjektiven Beurteilung entziehen, indem er sie voll ausstattete. Jede der Kulturen „unterscheidet sich durch die Art der angebauten Pflanzen oder der gezüchteten Haustiere, durch das anteilsmäßige Verhältnis von Ackerbau und Viehzucht, durch die Abweichungen in der räumlichen Lage der Siedlungen, durch Anlage und Bauweise der Häuser, durch Form und Material der Äxte und sonstigen Werkzeuge, durch Form und Verzierung der Keramik und durch noch größere in Bestattungsbräuchen, in Amulettformen und Kunststilen. Jede Kultur stellt eine möglichst weitgehende Anpassung an eine bestimmte Umwelt zusammen mit einer dieser mehr oder weniger angemessenen Ideologie dar“ (Childe 1952, 77 f.). In der (utopischen) Aufzählung kommen auch „sonstige Werkzeuge“ und Tongeschirr vor. Diese aber, Bronzen und Keramik, sind es, und nicht etwa die Kulturpflanzen, die Haustiere und die Lage der Siedlungen, die in der archäologischen Praxis einer Kultur ihre Kontur geben.

Archäologische Kulturen sind „klassifizierende Ausschnitte aus einem räumlichen und zeitlichen Kontinuum“ (Brather 2001, 449). Ausdehnung und Dauer dieser „Ausschnitte“ lassen sich nur mit Fundtypen ermitteln, die zahlreich und verbreitet und dazu auch in zeitlich abgewandelten

und gebietsweise unterschiedlichen Formen vorkommen. Diese Bedingungen sind nur mit Keramik und Bronzen zu erfüllen. Was sich sonst noch an Kulturgut zeigt, wird mit aufgenommen, ist aber für die Konstruktion der archäologischen Kultur nicht unbedingt erforderlich. Aunjetitz bleibt Aunjetitz auch ohne Leubingen und Helmsdorf. Der Bestattungsmodus wird wohl auch an vorderer Stelle genannt, er gibt gelegentlich sogar Kulturstufen den Titel. Als durchgehendes Einteilungsprinzip ist er aber nur bedingt geeignet. Es zeichnet sich eine Vielzahl von Konventionen ab, nach denen Bestattungen vorgenommen wurden. In den älteren Perioden bis zur Frühbronzezeit mit vorwiegend Flachhockern, haben manche eine Lebensdauer von einigen Jahrhunderten, sogar von über 1000 Jahren. Grabsittenareale können auch weit über die Grenzen hinausgreifen, die nach anderen Kriterien gezogen wurden (Häusler 1994). Wenn Hügel und Flachgrab, Knochenasche und Skelett nebeneinander angetroffen werden, hilft man sich mit „birituell“ und verlässt sich auf die Keramik bei der Entscheidung, was eine Gruppe ist.

Die etablierten archäologischen Kulturen stellen sich dar als Typenhorizonte in ihrer räumlichen Erstreckung. Damit ist noch kein einigendes Kulturbewusstsein erschlossen. Das Beiwort „archäologisch“ soll an ihren defizitären Charakter erinnern. Wenn sie jemand jedoch nicht als nur formale Konstruktion zur Kenntnis nehmen will und mit der stimmigen Zusammensetzung von Fundgegenständen einen ihr kongruenten Verband menschlicher Individuen gefunden zu haben glaubt, für den müssen die Einwohner eines Gebietes, dessen Grenzen nach einer Keramik und von Bronzeerzeugnissen gezogen sind, man weiß nicht wodurch, aber doch irgendwie anders gewesen sein als die, obwohl in Tat und Werk nahestehend, auf gleiche Manier eingefriedeten Nachbarn. Was auf ihrem Territorium angetroffen wird, gilt als ihre Errungenschaft. Jede dieser Kulturen hat ihre Lebensdauer, blüht auf und vergeht. Ihre Grenzen sind aber nicht sicher (z.B. Grömer 2000, 56). Es wurde sogar schlichtweg erklärt, dass „die im Begriff Kultur implizierten Grenzen überflüssig“ sind (Carneiro 2006, 81). Was bleibt dann noch? Einfach Inventareinheiten – ohne Fundmetaphysik. Produkte zu übernehmen, sie nachzuahmen oder sich sonstwie die Erfahrungen anderer zunutze zu machen, heißt eben nicht gleich, dass man sich gemeinschaftlich verbunden fühlt oder sich gar durch Abstammung, Geschichte und Kultur eins weiß.

Ob mit der „archäologischen“ Kultur Konkretes von gesellschaftlichen Formationen wiedergegeben kann, stand schon vor der Wahl der Bezeichnung in Frage. Für Glyn Edmund Daniel bedeutet sie nichts Gegenständliches, sie ist ein „begriffliches Werkzeug“ (Daniel 1950, 246). Bei Jens Lüning sind die Keramik-Kulturen „deskriptive chronologische Ordnungsbegriffe“ (Lüning 1972, 163 ff.). Überlegungen solcher Art sind nicht zu allgemeiner Kenntnis gelangt oder sie wurden nicht übernommen. „Man muss wohl hinter einer archäologischen Kultur immer eine irgendwie miteinander verbundene Menschengruppe annehmen“ (Schlette 1977, 39). Ulrike Sommer hält die spät- und postbandkeramischen Vorkommen für „verheißungsvolle Kandidaten für ethnische Gruppen“ (Sommer 2003, 219). In der Abfolge von Bodenfunden glaubt Johannes Müller „eine bestimmte historische Situation“ zu erkennen (Müller 2005, 256), und Stojan Dimitrievič entdeckt mit seiner Retz-Gajary-Kultur ein nomadisierendes Volk (Dimitrievič 1980, 54). Von den Objektgruppen, vor allem den keramischen, geht offenbar ein suggestiver Anreiz aus, ihnen soziale Einheiten zu unterstellen – womit eine konstante Relation zwischen diesen und jenen behauptet ist, unbekümmert darum, wie die Materialgruppen zusammengesetzt sind und dass es immer unklar bleibt, um welche Art von sozialer Einheit es sich jeweils handeln könnte.

Lüning wurde zum Renegaten und verleugnete seine eigene Lehre (Lüning 2007, 178 f). Wenn auch heute fast jeder Prähistoriker versichert, dass es eine real existierende archäologische Kultur nicht gegeben habe – sie blieb ein Thema.

Zum nun schon allzu oft wiederholten Male muss Gustaf Kossinna erwähnt werden; Leben und Werk wurden schon mehrfach und ausführlich abgehandelt (Veit 1984; Brather 2001; Grünert 2002). Er promovierte in klassischer und germanischer Philologie, wurde aber Bibliothekar, da sein eigentliches Ziel, eine Universitätskarriere, wegen seiner anfälligen Konstitution und auch aus Geldmangel in weiter Ferne lag. In dieser Funktion hat er sich „von Anfang an dagegen gestemmt, auf die dem Berufsbild entsprechende Tätigkeit beschränkt zu werden und darin zu verschleißen“ (Grünert 2002, 42). Er wollte sich in der Wissenschaft einen Namen machen. Dazu entwickelte er enormen Fleiß, den er an Rezensionen und die Mitarbeit bei Sammelwerken wandte, um in weiten Kreisen bekannt zu werden. Die rege Publikationstätigkeit war der Wahrnehmung seiner dienstlichen Pflichten nicht eben förderlich. Seine privaten wissenschaftlichen Interessen lagen ihm mehr am Herzen als die Bibliotheksarbeit, und das wurde auch bemerkt. Es ist zu verstehen, dass sein Vorgesetzter nicht davon zu überzeugen war, dienstliche Überanstrengung sei eine der Ursachen für den schlechten Gesundheitszustand seines zielbewusst dem vorzeitigen Ruhestand zustrebenden Untergebenen (Grünert 2002, 135 f.).

Die ihm zu langen Jahre in Bibliotheken hatten in Kossinna den Gedanken reifen lassen, sich auf dem unbestellten Feld der prähistorischen Sachaltertümer eine Universitätskarriere zu erschließen. In die Tat umgesetzt, brachte ihm das Unterfangen im Jahre 1902, nach langen, mit bohrender Hartnäckigkeit fortgesetzten Bemühungen eine Berufung als a.o. Professor an die philosophische Fakultät der Universität Berlin. Sein Salär setzte sich zusammen aus seiner Pension als Bibliothekar, Zulagen und Kolleggeldern. Auf das volle Gehalt eines a.o. Professors musste er noch sehr lange warten. Ein Ordinariat strebte er sein ganzes Leben vergeblich an. Damit wären, abgesehen von den wesentlich höheren Einkünften, noch Sitz und Stimme in der Fakultät verbunden gewesen, die ihm als a.o. Professor nicht zukamen. Kossinna fasste seine Lehre als deutsch-germanische Urgeschichts-Wissenschaft auf. Das wurde in der Fakultät als sehr eng beschränkt empfunden, was dazu beigetragen haben mag, dass Zweifel an der akademischen Qualifikation des Faches und auch seines Vertreters aufkamen.

„Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die andern Seelen“. An Selbstvertrauen fehlte es nicht, vertrauensvolle Seelen fanden sich ein. Der ao. Professor Gustaf Kossinna gewann Schüler und Förderer, scharte in der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte Anhänger um sich und konnte im „Mannus“, dem Publikationsorgan der Gesellschaft den „Grundsatz“ verkünden, den er als erster und einziger gefunden zu haben glaubte: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen“ (Kossinna 1911a, 3). Voran stellte er als Motto: „Es gibt viele die sehen, aber wenige die bemerken“. In einer anderen Übersetzung von Machiavellis „Der Fürst“ lautet die Stelle: „Sehen können viele, denken nur wenige“. Die hat Gustaf Kossinna gewiss nicht zu Gesicht bekommen. Er zählte sich zu den wenigen. Beim Wort genommen hätte er ja mit seinem „tausendfach erprobten methodischen Grundsatz“ (Kossinna 1911b, 128) eine ewige Wahrheit, ein kulturhistorisches Gesetz entdeckt.

In der Auseinandersetzung mit seinen Kritikern bedient sich Kossinna einer räumlichen Metaphorik. Er muss „herabsteigen“. Zu Eduard Meyer herab? Zu „Moriz Hörnes“ ganz entschieden „noch eine

tiefe Stufe unter Schrader“. Mit Hoernes diskutierte er nicht. Mit dem wurde „abgerechnet“. Auf unterster Stufe. Kossinna hatte nach langer Leidenszeit seine wahre Bestimmung in den prähistorischen Sachaltertümern gefunden. Er identifizierte sich mit seinen Ansichten und empfand jede Kritik als persönliche Beleidigung. Seine Verehrung des Germanischen könnte kompensatorische Motive gehabt haben. Er war, wie sich einer seiner Schüler erinnerte, von kleinem Wuchs, und sein Name ist masurisch. Als Verdienst wurde ihm angerechnet, der Vorgeschichte ein Paradigma vermacht zu haben (Smolla 1979/80, 8; Veit 1984, 349 f.). Nach welchen Kriterien eine Kulturgruppe als fest umrissen zu qualifizieren ist, hat er aber erst gar nicht zu erklären versucht, und dass Volk, Stamm usw. historisch veränderliche Sozialgebilde sind, die Begriffe also nicht immer und überall den gleichen Inhalt haben, hat man ihm oft genug vorgehalten.

Wie weit eine Behauptung, die schon im Ansatz der Erfahrung nicht standhielt, ein Paradigma abgeben konnte, ein Muster, an dem die Forschung sich fruchtbringend orientierte, mag am Erfolg gemessen werden (siehe z.B. Fetten 1998, 96 f.).

Ebenso wenig wie eine typologisch kompakte, von der vorhergehenden und der nachfolgenden deutlich abgesetzte Zeitstufe, gibt es eine scharf umgrenzte archäologische Kultur. Sie wird auch jetzt schon meist ohne Überbau gehandhabt. Es ist damit einfach der typologisch-chronologisch geordnete Fundbestand eines Gebietes angesprochen. Die Hypostasierung klingt nur da und dort noch an, wenn es etwa aus alter Gewohnheit noch heißt, die Kultur wäre expansiv oder sie unterhielte Beziehungen. Als formale Größe wird sie wohl der archäologischen Praxis erhalten bleiben, weil das missratene Kind nun einmal einen schönen Namen hat, an dem man es aufrufen kann. So kann sie nicht mehr viel Schaden anrichten. Die Versuche, aus papierenen archäologischen Kulturen mit aufgepflanzten Pfeilen Weltgeschichte zu machen, bleiben schon langsam aus.

Literatur

Angeli, W. (1970): Die Erforschung des Gräberfeldes von Hallstatt und der „Hallstattkultur“. Ausstellungskatalog Röm.-German. Zentralmus. Mainz 4, 14 ff.

Brather, S. (2000): Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie. Germania 78, 139 ff.

Brather, S. (2001): Kulturgruppe und Kulturkreis. Reallex. Germ Altertumskde. XVII, 442 ff.

Carneiro, A. (2006): Die eingetiefte Siedlungskonstruktion von Mannersdorf an der March in Niederösterreich und die eingetieften Bauten der Lengyelkultur. Archäologie Österreichs 17/2, Festschrift für Elisabeth Ruttkay, 70 ff.

Childe, V. G. (1952): Stufen der Kultur. 2. Aufl., Stuttgart.

Daniel, G. E. (1950): A Hundred Years of Archaeology. London.

Dimitriević, S. (1980): Zur Frage der Retz-Gajary-Kultur in Nordjugoslawien und ihrer Stellung im pannonischen Raum. Berichte Röm.-German. Kommission 6, 15 ff.

Fetten, F. G. (1998): Urgeschichte, Vorgeschichte, Frühgeschichte und Archäologie. Mitt. Anthropol. Gesellsch. Wien CXXVIII, 81 ff.

Grömer, K. (2000): Jungsteinzeitliche Kulturen in Steyregg-Windegg. Archäologie Österreichs 11/1, 53 ff.

Grünert, H. (2002): Gustaf Kossinna (1858-1931). Vorgeschichtl. Forschungen 22.

Häusler, A. (1994): Grab-und Bestattungssitten des Neolithikums und der frühen Bronzezeit in Mitteleuropa. Zeitschrift f. Altertumskunde 28, 23 ff.

Kossinna, G. (1911a): Die Herkunft der Germanen. Mannus Bibliothek 6

Kossinna, G. (1911b): Anmerkungen zum heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung. Mannus III, 127 ff.

Lüning, J. (1972): Zum Kulturbegriff im Neolithikum. Prähistor. Zeitschrift 47, 145 ff.

Lüning, J. (2007): Bandkeramiker und Vor-Bandkeramiker. In: Die ältesten Monumente der Menschheit. Katalog Landesausstellung Badisches Museum Karlsruhe, 177 ff.

Müller, J. (2005): Soziale Grenzen und Zeichensysteme in prähistorischen Gesellschaften. Universitätsforsch. z. Prähist. Archäologie 127, 255 ff.

Müller, D. W. (1964): Die Bernburger Kultur Mitteldeutschlands im Spiegel ihrer nichtmegalithischen Kollektivgräber. Jahresschrift zur mitteldeutschen Vorgeschichte 76, 75 ff.

Schlette, F. (1977): Zum Problem ur- und frühgeschichtlicher Wanderungen und ihres archäologischen Nachweises. Schr. z. Ur-und Frühgesch. 39 ff.

Smolla, G. (1979/80): Das Kossinna Syndrom. Fundber. Hessen 19/20, 1 ff.

Sommer, U. (2003): Materielle Kultur und Ethnizität – eine sinnlose Fragestellung? Tüb. Arch. Taschenb. 4, 205, ff.

Točik, A. (1961): Die Furchenstichkeramik in der Südwestslowakei. Památky arch. LII, 343 ff.

Točik, A. (1964): Rettungsgrabung von Bajč-Vlkanovo in den Jahren 1959-1960. Štud. zvesti 12, 161 ff.

Veit, U. (1984): Gustaf Kossina und V. Gordon Childe. Saeculum 35, 326 ff.

Krieger von Idrija pri Baci, Slowenien, 5. Jh. v. Chr.
Objekt der Prähistorischen Abteilung. Aus: Das Naturhistorische Museum Wien. Residenz Verlag Salzburg-Wien, 144.